Festschrift

für

ADOLF BASTIAN

zu seinem

70. Geburtstage

26. Juni 1896.

Berlin 1896.

VERLAG VON DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN).

ADOLF BASTIAN

als

FESTGRUSS

zu seinem 70. Geburtstage

26. Juni 1896

gewidmet

von seinen

Freunden und Verehrern.

Facsimile aus: J. Th. de Bry, „Von der neuwen Welt: das vierdte Buch, Tafel XV.

Herr Polizeihauptmann J. Ançion.
» Kommerzien-Rath Albert Arons.
» Professor F. Ascherson.
» Geh. Sanitäts-Rath Dr. Aschoff.
Herren A. Asher & Co.
Herr Dr. Arthur Baessler.
» Sanitäts-Rath Dr. Max Bartels.
» cand. med. Paul Bartels.
» Geh. Berg-Rath Professor Dr. Beyrich.
» Rittmeister a. D. von Bredow.
» Dr. G. von Bunsen.
» Geh. Rechnungs-Rath H. Bütow.
» Ph. Dehler.
» L. G. Drory, Dirigent der Englischen Gasanstalt.
» Dr. Erich von Drygalski.
» Dr. Paul Ehrenreich.
» Geh. Bau-Rath Professor Dr. Ende, Präsident der Kgl. Akademie der Künste.
Se. Excellenz Herr von Erckert, Kais. Russischer General-Lieutenant a. D.
Herr Adolf Fidélmann.
» Geh. Mediz.-Rath Professor Dr. G. Fritsch.
» Dr. Götze.
» Th. Grimm.
» Professor Dr. Wilhelm Grube.
» Professor Dr. Albert Grünwedel.
» Professor Dr. P. Güssfeldt.
» Mediz.-Rath Professor Dr. Paul Güterbock.
» Dr. H. Gutzmann.
» Dr. jur. Fr. Hammacher.
» Kommerzien-Rath Emil Hecker.

Herr Rentier J. Herzfeld.
Se. Excellenz Wirklicher Geheimer Rath Dr. Herzog, Staatssekretär a. D.
Herr Ferd. Höner.
Die Mitglieder des Hülfscomités für Vermehrung der ethnologischen Sammlungen der Kgl. Museen.
Herr E. Jacobsthal.
» E. Jaenicke.
» Dr. Jagor.
» Professor Dr. Joest.
Frau Professor Dr. Wilhelm Joest geb. vom Rath.
Herr Geh. Ober-Justiz-Rath Johow.
» Geh. Reg.-Rath Professor Dr. von Kaufmann.
» C. L. Keller, Besitzer e. lithogr. Anstalt.
» Professor Dr. L. Kny.
» Hauptmann a. D. Georg Kollm, Generalsekretär der Gesellschaft f. Erdkunde.
» Konservator Ed. Krause.
» Dr. med. Kronecker.
» Carl Künne.
» Geh. Sanitäts-Rath Dr. Laehr.
Bankhaus Jacob Landau.
Herr Dr. P. Lemperton.
Herr Geh. Justiz-Rath R. Lessing.
» Dr. Fritz von Liebermann.
» Sanitäts-Rath Dr. Lissauer.
» Dr. von Luschan.
» Ober-Stabsarzt Dr. Maass.
» Professor Dr. Magnus.
» Stadtrath A. Marggraff.
» Geh. Reg.-Rath Professor Dr. A. Meitzen.
» Dr. Georg Minden.
» Geh. Reg.-Rath Professor Dr. K. Möbius.
» Rentier M. Morwitz.
» Geh. Reg.-Rath Erich Müller, vortragender Rath im Ministerium.
» Dr. F. W. K. Müller.
» Dr. R. Neuhauss.
» Ernst Neumann i. F. Schropp'sche Hof-Landkarten-Handlung.
» Rentier Max Neumann.
» F. W. Nordenholz.
» Kommerzien-Rath O. Oechelhäuser.
» Dr. O. Olshausen.
» Dr. Oppert, Privatdozent an der Kgl. Universität.
» Geh. Reg.-Rath Professor Dr. A. Orth.

Herr Rentier G. Pauli.
» Dr. K. Th. Preuss.
» B. Richter.
» Geh. Reg.-Rath Professor Dr. Freiherr von Richthofen.
» Bankier Wilh. Ritter.
» Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rath Dr. Rösing.
» Dr. Carl Ruge.
» Reg.-Rath Dr. W. Schauenburg.
Fräulein Julie Schlemm.
Herr Steindrucker A. Schmidt.
» Dr. Max Schoeller.
» Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rath Dr. Schöne, General-Direktor der Kgl. Museen.
» General-Konsul William Schönlank.
» Reg.-Rath Dr. Schrader.
» Kaufmann Wilh. Schubert.
» Bezirksvorsteher August Schultze.
» Geh. Reg.-Rath Dr. W. Schwartz, Gymnasial-Direktor.
» Dr. Ed. Seler.
Frau Dr. Seler.
Herr Ober-Stabsarzt Dr. Stechow.
» Professor Dr. H. Steinthal.
» Eduard Stucken.
» Kammergerichts-Rath Uhles.
» Geh. Mediz.-Rath Professor Dr. Rud. Virchow.
» Konsul a. D. Ernst Vohsen.
» Direktor Dr. A. Voss.
» Rentier Adolf Wagner.
» Professor Dr. Albrecht Weber.
» Geh. Reg.-Rath Professor Dr. K. Weinhold.
» Rentier Val. Weisbach.
» Geh. Sanitäts-Rath Dr. Werner.
» Dr. K. Weule.
» Ober-Stabsarzt Dr. E. Witte.
» Geh. Reg.-Rath Professor Dr. Wittmack.
» Rittergutsbesitzer A. Woworski.

Herr Dr. Th. Achelis, Bremen.
Se. Hoheit Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, Potsdam.
Herr Dr. Richard Andree, Braunschweig.
» Ministerialrath, Freiherr von Andrian-Werburg, Wien.

Herr Dr. L. Belli, Frankfurt a. M.
» Professor Dr. Franz Boas, New York.
» Justiz-Rath Brunnemann, Stettin.
» Professor Dr. Max Buchner, München.
Frau Herm. L. J. Colshorn, Moskau.
Herr A. von Le Coq, Darmstadt.
Frau Marianne von Le Coq, Darmstadt.
Herr E. P. Dieseldorff, Coban-Guatemala, C. A.
» Graf Dönhoff-Friedrichstein, Löwenhagen.
Die Ethnographische Sammlung, Basel.
Herr Dr. O. Frankfurter, Bangkok.
» Ober-Medizin.-Rath Dr. G. Götz, Neustrelitz.
» Konsul Dr. Graser, Helsingfors.
» Geh. Sanitäts-Rath Dr. Grempler, Breslau.
» Senator Dr. Herm. Gröning, Bremen.
» Professor Dr. Ernst Grosse, Freiburg i. B.
» Carl Hagenbeck, Hamburg.
» Dr. Ed. Hahn, Lübeck.
» Dr. G. Hartlaub, Bremen.
» Franz Heger, K. u. K. Custos am naturhist. Hofmuseum, Wien.
» Professor Dr. A. Hettner, Leipzig.
» Professor Dr. Friedr. Hirth, München.
» Carl Hülsen, St. Petersburg.
» Dr. Kahlbaum, Görlitz.
» Professor Dr. Kirchhoff, Halle a. S.
» Professor Dr. Kollmann, Basel.
» Dr. Friedr. S. Krauss, Wien.
» Professor Dr. Ernst Kuhn, München.
Le Duc de Loubat, Paris.
Se. Excellenz Herr Dr. von Lucius, Erfurt.
Herr C. W. Lüders, Hamburg.
» Geh. Kommerzien-Rath Dr. von Mevissen, Köln.
» Dr. Hans Meyer, Leipzig.
» Konsul Müller-Beeck, Nagasaki.
» Wirkl. Geh. Admiralitäts-Rath Professor Dr. G. Neumayer, Hamburg.
» Freiherr Dr. Max von Oppenheim, Köln.
» Professor Dr. Jos. Partsch, Breslau.
» Joachim Graf Pfeil, Friedersdorf i. Schl.
» P. Polis, Aachen.
Se. Excellenz Herr von Radowitz, Kais. Deutsch. Botschafter, Madrid.
Herr Professor Dr. J. Ranke, München.
» Professor Dr. F. Ratzel, Leipzig.

Herr Geh. Reg.-Rath Dr. W. Reiss, Schloss Koenitz.
» W. Rocholl, Kassel.
» General-Konsul Dr. Gerhard Rohlfs, Rüngsdorf b. Godesberg †.
» Professor Dr. Emil Schmidt, Leipzig.
» Konsul P. Siemsen, Hamburg.
» Georg Spies, Moskau.
» Senator Stahmer, Hamburg †.
» Professor Dr. K. von den Steinen, Neu-Babelsberg.
» Wilhelm von den Steinen, Maler, Gr. Lichterfelde.
» H. Strebel, Hamburg.
» Dr. Alfons Stübel, Dresden.
» Charles H. Stucken, Moskau.
» Engelbert Stucken, Moskau.
» Dr. P. Stucken, Moskau.
Se Excellenz Freiherr von Thielmann, Kais. Deutsch. Botschafter, Washington (D. C.) U. S. A.
Herr Professor Dr. Aurel von Török, Budapest.
» Alexander Treichel, Altkirchen, W.-Pr.
» E. F. G. Umlauff, Hamburg.
Se. Durchlaucht Fürst Karl zu Urach, Graf von Württemberg, Stuttgart.
Herr Geh. Reg.-Rath Professor Dr. Wagner, Göttingen.

Inhalts-Verzeichniss.

Verzeichniss der Tafeln.

Rudolf Virchow.

Rassenbildung und Erblichkeit.

Rassenbildung und Erblichkeit.

Der Begriff der Rasse, welcher immer etwas Unbestimmtes an sich gehabt hat, ist in der neueren Zeit in höchstem Maasse unsicher geworden. Seitdem die Politik die Frage der Nationalitäten aufgerührt hat, ist auch der Nativismus bei den Menschen gewachsen. Jede, auch noch so kleine Nationalität will eine besondere Rasse darstellen oder, wo die Mischung klar zu Tage liegt, doch eine genaue Feststellung der verschiedenen Rassen haben, aus denen sie sich zusammensetzt. Die germanische und die slavische Rasse erscheinen den Volksrednern unserer Lande mindestens ebenso einheitlich, wie die amerikanische Rasse den Amerikanern. Und doch weiss Jedermann, dass es keine einzige »*nationale*« Rasse giebt, welche nicht durch Zuzüge von aussen her ihre moderne Form gewonnen hat. Selbst die australische Rasse, welche wohl mehr als jede andere einen reinen Typus besitzt, ist doch mehr national, als *originär*.

Die Bildung nationaler Rassen ist an sich genügend durchsichtig. Das Mittel zu ihrer Bildung liegt eben in der *Mischung*. Auch da, wo die historischen Beweise fehlen, kann man mit einer Art von Recht annehmen, es habe eine Mischung stattgefunden, wenn in derselben Nationalität Stämme vereinigt sind, welche grosse und durchgreifende Verschiedenheiten zeigen. Ein wahres Musterbeispiel bieten die Juden dar. Sie sind zweifellos eine nationale Rasse. Ihre verhältnissmässige Abgeschlossenheit, welche auf theokratischem Boden erwachsen ist und welche sich nach der Zerstörung des jüdischen Staates in den Familien erhalten hat, ist kein Hinderniss gewesen, dass unter ihnen grosse Verschiedenheiten einzelner Stämme und noch mehr einzelner Familien sich ausgebildet und fortgepflanzt haben. Die blonden und die schwarzen Juden lassen sich nicht ohne Weiteres auf eine einheitliche Abstammung zurückführen, und der Gedanke, dass hier Mischungen, zum Theil sehr alte, hervortreten, hat gewiss seine Berechtigung.

Aber die Mischung giebt keine constanten Resultate. Die alltägliche Erfahrung lehrt, dass die Kinder aus Mischehen oft ganz verschieden sind, nicht bloss im Ganzen, sondern auch, und zwar sehr häufig, in Einzelheiten. Denn, wie wir später sehen werden, die Erblichkeit ist in der Regel eine partielle. Von Eltern, die verschiedenen Rassen angehören, empfängt das eine Kind Eigenschaften des Vaters, das andere Eigenschaften der Mutter, das dritte Eigenschaften von beiden. Gerade die am meisten hervortretenden Eigenschaften, Haar-, Haut- und Augenfarbe, finden sich in derselben Familie, auch da, wo kein berechtigter Grund zur Annahme illegitimer Einflüsse besteht, in der buntesten Abwechselung. Blaue Augen und schwarzes Haar, braune Iris und blondes Haar, brünette Haut und helles Haar kommen oft genug neben einander in demselben Individuum vor. Freilich giebt es auch bis in die Gewebe hinein Mischungen der Farbe. Manches Individuum hat weder blaue, noch braune Iris: das sind die grauen, grünen und »gelben« Augen. Wir dürfen sie, wie die kastanienbraunen Haare, die weder blond, noch schwarz sind, in der Regel als Zeichen der Mischung ansehen.

Viele andere, ja man kann fast sagen, die meisten Theile des Körpers lassen ähnliche Differenzen erkennen. Es möge hier nur an Schädel- und Gesichtsbildung erinnert werden. Wenn man zwischen Dolichocephale und Brachycephale Mesocephale, zwischen Leptoprosope und Chamaeprosope Mesoprosope stellt, so geschieht dies zunächst aus rein naturwissenschaftlichen Gründen, wie bei der Classification der Augen, der Haut und des Haares, aber doch immer mit dem stillschweigenden Hintergedanken, dass hier Mischungen stattgefunden haben. Diese Prämisse ist allerdings nicht zweifellos; ich werde, wenn ich die Frage der Variation bespreche, darauf zurückkommen. Hier möchte ich vielmehr darauf hinweisen, wie aus Mischzuständen jene einheitliche Erscheinung hervorgeht, die uns in zahlreichen nationalen Typen entgegentritt.

Es liegt ja auf der Hand, dass bei immer fortgesetzter Mischung derselben, an sich verschiedenartigen Typen mit der Zeit ein herrschender Mischtypus entstehen muss. Nehmen wir z. B. an, dass eine Nation aus drei ursprünglich verschiedenen Völkern zusammenwächst, so wird die Zahl der Individuen, welche den ursprünglichen Typus eines dieser Völker an sich tragen, mit jedem Jahre, noch mehr mit jedem Jahrtausend, immer kleiner werden. Diejenigen Eigenschaften, welche an sich der Variation mehr ausgesetzt sind, werden allmählich verschwinden oder wenigstens auf das Aeusserste herabgemindert werden, während die mehr widerstandsfähigen sich erhalten. Die Farbe der Iris z. B. ist weit weniger haltbar, als die des Haares; daher begreifen wir, was die grosse Schulerhebung der deutschen anthropologischen Gesellschaft so evident dargethan hat, dass in Deutschland weit mehr blondhaarige, als blauäugige Menschen vorhanden sind. So gestaltet sich allmählich ein neuer Nationaltypus.

Dass ein solcher sehr langsam entsteht, erscheint selbstverständlich, wenn man erwägt, dass gewöhnlich die Zahl der Individuen der sich mischenden

Völker oder Stämme sehr verschieden gross ist. Soweit die Geschichte reicht, sind die erobernden Stämme fast immer weit ärmer an Individuen gewesen, als die unterworfenen. Daher verschwindet der Typus der Eroberer sehr bald, und zwar um so schneller, je geringer ihre Zahl war. Wo sind die Nachkommen all' der deutschen Stämme zu suchen, welche in der Zeit der Völkerwanderung mit Frau und Kind in die Fremde gezogen sind? Man muss sie suchen, um ihre Spuren zu finden. Aber man findet sie dann auch; nur muss man nicht vergessen, dass allein die dauerhaften Eigenschaften sich erhalten, während vielleicht der ganze übrige Körper sich verändert. Noch ist es möglich, in Nordamerica die Nachkommen aus Mischehen zwischen Indianern und Weissen herauszufinden, aber wie lange wird das noch möglich sein? Welche Schwierigkeiten bereitet uns schon jetzt die Frage, welche Merkmale die Alfuren der indischen Inselwelt von den Malayen trennen! Und doch sind Inseln der günstigste Platz für das Studium der originären Typen.

Diese Art der Betrachtung hat ihren sicheren Grund in der erfahrungsgemäss feststehenden und von jeher allgemein zugestandenen Thatsache der Vererbung. Aber ihre Anwendung auf specielle Fälle setzt jedesmal voraus, dass man die Componenten kennt, aus denen die Mischverbindungen entstanden sind. In der Verfolgung dieser Componenten kommt man consequent auf die originären Typen. Wieviel solcher Typen dürfen wir zulassen, wenn es sich nicht mehr um moderne oder wenigstens um historische, wenn es sich um prähistorische Typen handelt? Oder gar, wenn man die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechts annimmt, wie soll man es erklären, auf welche Weise und durch welche Einflüsse die originären Rassentypen entstanden sind?

Hier kann vorweg daran erinnert werden, dass die Wissenschaft noch immer nicht so weit vorgerückt ist, um einen einheitlichen Urtypus für den Menschen aufstellen zu können. Die unbezwingliche Sehnsucht, einen solchen zu finden, hat das Suchen nach dem Vormenschen (Proanthropos) im Sinne der Darwinisten populär gemacht. Denn wenn ein solcher Vormensch gefunden wäre, so würde sich wenigstens eine gewisse Zahl von Merkmalen ermitteln lassen, welche von ihm auf den wirklichen Menschen übergegangen sind. Bekanntlich hat diese Sehnsucht in jüngster Zeit eine Art von Stütze gewonnen in der von Herrn Eugen Dubois in Java gemachten Entdeckung einiger fossiler Knochen, als deren ursprünglichen Träger er eine »menschenähnliche Uebergangsform«, den Pithecanthropus, betrachtet[1]. Ich habe dem gegenüber geltend gemacht[2], dass, auch wenn man alle Vordersätze des Herrn Dubois zulässt, das fragliche Wesen doch nach Sprachgebrauch und wissenschaftlicher Regel als ein Affe, also als ein Thier, wenngleich ein anthropoides, zu deuten sei.

[1] Eug. Dubois, Pithecanthropus erectus, eine menschenähnliche Uebergangsform aus Java. Batavia 1894. Verh. der Berliner anthrop. Ges. 1895. Dec. S. 723.

[2] Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft, 1895. Oct. S. 650, 656.

Anthropoide Thiere mögen dem Menschen noch so ähnlich sein, sie bleiben eben Thiere, so wenig pithekoide Menschen Affen sind. Das hindert nicht, dass ein entschlossener Darwinist die einen von den anderen ableitet, die einen durch Fortentwickelung auf erblicher Grundlage, die anderen durch Rückbildung auf atavistischer, also schliesslich auch wieder auf erblicher Grundlage. Der Pithecanthropus ist in beiden Richtungen zu verwerthen. Schon jetzt hat es nicht an Gelehrten gefehlt, welche pithekoide Menschenschädel für die Anerkennung des Pithecanthropus als Urahnen des Menschen und anthropoide Affen als die direkten Vorfahren unseres Geschlechts in Anspruch genommen haben. Was ich betonen möchte, ist das, dass weder der Pithecanthropus, noch irgend einer der anderen anthropoiden Affen uns die typischen Merkmale des Urmenschen erkennen lässt.

Nach dem augenblicklichen Stande unserer Kenntnisse verführt die Frage nach der Abstammung des Menschen zu einer transscendenten Betrachtung. Was jedoch das hier zu behandelnde Thema betrifft, so liegt es, wenigstens zum Theil, innerhalb des Gebietes der naturwissenschaftlichen Forschung. Rassenbildung lässt sich, bei Annahme der Allgemeingültigkeit der erblichen Fortpflanzung des Lebens, in ihren Anfängen nur auf zwei Weisen begreifen. Entweder sind verschiedene Rassen aus einer einzigen Urform hervorgegangen, oder es sind gleich von Anfang an verschiedene Rassen entstanden. Nebenbei bemerkt, unterscheiden sich diese beiden Möglichkeiten, die monogenesistische und die polygenesistische, nicht principiell. Denn im ersten Falle würden wir alle Rassen auf den Urmenschen, im zweiten Falle auf einen Proanthropos zurückführen können, beidemal unter der Voraussetzung der Vererbung.

Hier komme ich auf einen Gegensatz, in welchem ich mich zu manchen, nicht medicinisch gebildeten Biologen befinde. Es ist dies die verschiedene Auffassung, die sie mit dem Begriff »Pathologie« verbinden[1]. Sie betrachten als das Objekt der Pathologie die Krankheit, und das genügt ihnen, um die Erfahrungen der Pathologie aus der biologischen Erörterung auszuschliessen. So wenig Verständniss haben sie von dem Wesen der Pathologie. Es war dies der Grund, weshalb ich zu wiederholten Malen den Unterschied von Pathologie und Nosologie ausführlich klarzulegen versucht habe. Vergeblich! Ich darf vielleicht annehmen, dass der grössere Theil der »reinen« Biologen meine Abhandlungen überhaupt nicht gelesen hat; von denjenigen, die sie gelesen haben, sind sie entweder einfach todtgeschwiegen, oder missverstanden worden. Es liegt mir daher nahe, noch einmal den Versuch zu machen, mich verständlich und, was nicht weniger werthvoll wäre, auch hörbar auszusprechen. Denn ohne das ist jeder Versuch, ein Verständniss über Rassenbildung herbeizuführen, von vornherein hoffnungslos.

---

[1]) Man vergleiche meinen Vortrag über Acclimatisation auf der 58. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Strassburg, 1885, II. allgem. Sitzung, und meine Abhandlung »Descendenz und Pathologie« im Archiv für pathol. Anat. und Phys. 1886, Bd. CII, S. 1.

Beginnen wir damit, die Grenzlinie zwischen Pathologie und Physiologie zu untersuchen. Niemand zweifelt daran, dass Physiologie die Lehre von den gesetzmässigen Vorgängen des Lebens bedeutet: φύσις oder, wie die Alten es übersetzten, »natura«, ist das Normalleben, sei es, dass man die Einrichtungen der Lebewesen, sei es, dass man ihre Thätigkeiten ins Auge fasst. Das Gesetz, nach welchem diese Einrichtungen und Thätigkeiten zu Stande kommen, hat man erst in neuerer Zeit genauer ins Auge gefasst und dafür den Namen »Typus« gewählt. Jede Abweichung von diesem Typus oder, ganz allgemein ausgedrückt, von dem Normalleben, ist pathologisch.

Πάθος, passio, »Leiden«, entsteht, wenn in einem lebenden Organismus durch äussere Einwirkung der Ablauf des Normallebens gehindert oder »gestört« wird. Welcher Art die Einwirkung ist, ob mechanisch oder chemisch oder physikalisch, durch welche Körper, ob lebende oder leblose, sie herbeigeführt wird, ist an sich gleichgültig. Wird durch sie eine Abweichung in den typischen Lebensvorgängen, eine »Störung« (laesio), erzeugt, so kann das Leben wohl fortbestehen, aber nur in atypischer Form. Für jeden denkenden Menschen tritt damit die Erwägung der einwirkenden Ursache in den Vordergrund der Betrachtung. Darum wird die gesammte Pathologie in erster Linie durch die Lehre von den Ursachen (Aetiologie) beherrscht. Dies ist zu verschiedenen Zeiten, und gerade auch in neuester Zeit, in so hohem Maasse der Fall gewesen, dass über der Erforschung der Ursachen (causae) die Forschung nach dem Wesen (essentia) der Abweichung weit zurückgeschoben worden ist. In der Physiologie gilt gerade das Umgekehrte: man spricht nur gelegentlich von den Ursachen oder von der Ursache des Lebens, in der Regel begnügt man sich mit der Erforschung der thatsächlichen Vorgänge. Darin liegt ein Hauptgrund für die Schwierigkeit der Verständigung.

Der pathische Zustand, welcher durch äussere Ursachen hervorgebracht wird, ist, wie der Name recht deutlich besagt, ein Zustand des Leidens, an dessen Herbeiführung die Thätigkeit (actio) der lebenden Substanz keinen Antheil hat. Die lebende Substanz ist dabei passiv. Sie kann durch die Ursache geradeswegs vernichtet werden oder absterben, aber sie kann auch als leidende fortbestehen und thätig bleiben, jedoch nur in abweichender Weise. Diese Thätigkeit, in Verbindung mit den voraufgegangenen passiven Veränderungen, kann ihrerseits zu gefährlichen Störungen des lebenden Wesens führen; dann und nur dann nennen wir sie Krankheit (νόσος, morbus). Aber sie kann auch den Charakter einer zweckmässigen Handlung an sich tragen, bestimmt, eine weitere Störung abzuwehren und das »gestörte« Verhältniss wieder auszugleichen. So ergeben sich die Begriffe der Reaction und der Regulation. Gelingt die Reaction oder gar die Regulation, so sprechen wir nicht mehr von Krankheit, aber wohl noch von pathischen Vorgängen. Diese, zweifellos der Pathologie angehörenden, aber ungefährlichen, oft sogar valutaren Vorgänge, rechnet man meist der Physiologie zu.

In Wirklichkeit giebt es daher keine Grenzlinie zwischen Physiologie und Pathologie als solchen. Die Grenzlinie geht nur zwischen Physiologie und Nosologie, und zwar meist durch die Pathologie, so dass ein Theil der letzteren zur Physiologie, ein anderer zur Nosologie zu rechnen ist. Damit ist auch das Specialgebiet der Medicin definirt. Die Hauptaufgabe des Arztes, die Therapie, hat es wesentlich mit der nosologischen Abtheilung zu thun.

Diese sehr nothwendigen Vorbemerkungen dürfen von denjenigen nicht ausser Acht gelassen werden, welche ein so schwieriges Gebiet, wie das der Rassenbildung, bearbeiten wollen. Sie müssen sich daran gewöhnen, die Pathologie als ein allgemeines Glied in der Reihe der biologischen Wissenschaften zu betrachten, dessen weder die Botanik, noch die Zoologie, weder die Embryologie, noch die Physiologie entbehren können. Ihr gehört das Gebiet der Anomalien, d. h. der Abweichungen vom Typus. Und daher ist auch die Methode der Pathologie auf alle solche Abweichungen anzuwenden. Zu diesen zähle ich ganz besonders die Bildung von Rassen, natürlich immer vorausgesetzt, dass dieselben aus einem primitiven Grundstocke hervorgegangen sind.

In einem Aufsatze über »Descendenz und Pathologie«[1]) habe ich nachzuweisen gesucht, dass die erste Entstehung einer Rasse nicht anders denkbar ist, als dass zuerst eine individuelle Variation eintritt und dass diese sich weiterhin erblich fortsetzt. Ich konnte mich bei dieser Aufstellung auf eine anerkannte Autorität berufen, auf Darwin selbst. Er sagt[2]) in Bezug auf die Entstehung der Varietäten und Untervarietäten: »The whole organization seems to have become plastic, and tends to depart in some small degree from that of the parental type.« Wie wäre es denn möglich, dass eine Varietät zu Stande kommt, wenn keine Aenderung im Typus voraufgegangen wäre? Tritt aber eine solche ein, so liegt auch die Anomalie klar zu Tage. Daher erkannte Darwin offen an, dass sich zwischen Varietät und Monstrosität keine scharfe Grenzlinie ziehen lasse, wie das schon länger als ein Menschenalter vorher Joh. Friedr. Meckel mit klaren Worten ausgesprochen hatte. Der gemeine Sprachgebrauch freilich zieht eine solche Grenzlinie, aber wer sich die Mühe nehmen will, den Unterschied aufzusuchen, wird sehr bald erkennen, dass der Unterschied nur ein gradueller ist. Grosse Varietäten nennt man Monstrositäten (Missbildungen), kleine Missbildungen belässt man unter den Varietäten. Dafür habe ich vollbeweisende Beispiele gegeben.

Darwin erklärte, dass für seine Untersuchungen über den Ursprung der Arten nur die erbliche Variation Bedeutung habe. Aber durch diese wird die Frage nach dem Grunde der Variation nicht erledigt. Oder möchte Jemand annehmen, ein so klarer Naturbeobachter könnte geglaubt haben, dass die erblichen Variationen in ihrer Entstehung anders zu beurtheilen seien, als die nicht

---

[1]) Archiv für path. Anatomie und Physiologie, 1886, CIII, S. 10.

[2]) Ch. Darwin, Origin of species, p. 12.

erblichen? Ich habe diesen Fall an einem, von Darwin selbst angeführten Beispiel näher erörtert. Dasselbe betrifft das sogenannte polnische oder Hollenhuhn. Seine Anomalie besteht in einer erblichen Encephalocele, deren Anfang bis in frühe Zeiten des Embryonallebens zurückreicht. An sich ist sie von anderen Encephalocelen, die man einfach als Missbildungen betrachtet, nicht verschieden, aber nur bei dieser Varietät des Huhns hat man ihre Erblichkeit beobachtet. Darwin glaubte den Grund der Abweichung in einem verstärkten Wachsthum der Federn an dieser Stelle des Kopfes suchen zu dürfen, indess habe ich darauf verwiesen, dass eine ganz ähnliche Veränderung, die viel zu atavistischen Erklärungsversuchen benutzt worden ist, nicht ganz selten am Rücken von Menschen vorkommt, wo ein starker Haarschopf oder ein »Haarfeld« sich über einer Spina bifida occulta findet. Diese Spina aber entsteht, wie die Encephalocele, in Folge einer örtlichen Reizung. Eine solche erklärt aber zugleich ebenso vollständig das verstärkte Wachsthum der Haare beim Menschen, wie dasjenige der Federn beim Huhn. Der Hauptunterschied der beiden Fälle liegt also weder in der Anomalie des Gehirns und des Rückenmarkes, noch in der Anomalie der Federn und des Haares, sondern darin, dass die Anomalie beim Huhn erblich, die beim Menschen, soweit wir bis jetzt wissen, nicht erblich ist. Das zu lösende Problem besteht also wesentlich in der Erklärung, wodurch die Erblichkeit beim Huhn zu Stande kommt. Das ist das Lehrreiche dieses Beispieles. Bei dem Hollenhuhn concentrirt sich das ganze Interesse in der Frage der Fortpflanzungsfähigkeit; bei einem Menschen mit einem dorsalen Haarschopf, oder, wie man gesagt hat, mit einem dorsalen Schwanze, wundert sich Niemand darüber, dass dieser Haarschopf nicht erblich fortgepflanzt wird. Aber, um der Erblichkeit zu ihrem Rechte zu verhelfen, hat man ihn als atavistisch, also als in anderer Weise erblich, erklärt. Nur muss man ihn dann beim Menschen weit rückwärts, auf einen frühen Vorfahren, also auf eine Abstammung von einem geschwänzten Thier verfolgen, während es sich bei dem Huhn scheinbar nur um eine »vorwärts«, auf die direkte Nachkommenschaft gerichtete Abweichung handelt.

Die Pathologie kennt in der Reihe der Missbildungen seit langer Zeit eine gewisse Anzahl, welche »thierähnlich« sind, die sogenannten Theromorphien. In der Anthropologie sammelt man mit besonderer Aufmerksamkeit diejenigen Anomalien, welche Zustände darstellen, die bei Affen normal sind. Natürlich werden diese pithekoiden Merkmale vielfach als Beweise für die direkte Abstammung des Menschen vom Affen benutzt. Unter ihnen steht obenan der Stirnfortsatz des Schläfenbeins, durch welchen die normale Verbindung des grossen Keilbeinflügels mit dem vorderen unteren Fortsatz des Scheitelbeins unterbrochen und dafür eine anomale Verbindung der Schläfenschuppe mit dem Stirnbein hergestellt wird. Bei den anthropoiden Affen ist diese Bildung sehr gewöhnlich, beim Menschen ist sie ein Ausnahmefall. Aber ich habe gezeigt, dass es auch gewisse Menschenrassen giebt, bei denen

sie recht häufig ist, so namentlich die Australier. Unter 142 australischen Schädeln fand sich der Stirnfortsatz 24 mal, also in 16,9 pCt.[1]), während ich unter 3610 deutschen Schädeln nur 1,6 pCt. ermitteln konnte. Nicht selten trifft man an der Stelle des Stirnfortsatzes einen Schaltknochen, der ohne Verbindung mit einem der Nachbarknochen ist und der aus einer Membran hervorgeht, welche die vordere seitliche Fontanelle schliesst; dies ist das sogenannte Epiptericum, ein bei fast allen Rassen häufiges Vorkommniss. Bei einer früheren Gelegenheit habe ich die Frage erörtert, ob der Stirnfortsatz etwa ein erst nachträglich mit der Schuppe des Schläfenbeins verwachsenes Epiptericum, also ein einfach pathologisches Gebilde, sei. Obwohl sich ein Epiptericum gelegentlich auch bei jungen Anthropoiden findet[2]), ist doch der Beweis nicht zu führen, dass regelmässig, etwa in der Fötalzeit, die Existenz eines Epiptericum der Bildung des Stirnfortsatzes bei diesen Thieren vorhergeht. Ich habe daher um so mehr für den Menschen anerkannt, dass vorläufig nichts entgegensteht, den Stirnfortsatz für eine wirklich äffische Erscheinung zu erklären.

Der Processus frontalis ist die bei Weitem häufigste pithekoide Erscheinung bei den Australiern. Sie ist um so mehr auffällig, als sie dem nächsten Nachbarvolke, wie es scheint, gefehlt hat. Der letzte der Tasmanier ist bekanntlich erst vor wenigen Jahren gestorben. Aber in Oxford und London giebt es noch Schädel von ihnen. Im Herbst 1874 habe ich 21 derselben gemustert und keinen einzigen wahren Stirnfortsatz bei ihnen aufgefunden[3]), was nach den Mittheilungen von Barnard Davis und Will. Flower zu erwarten war. Was kann der Grund für eine so auffällige Erscheinung sein? Die Tasmanier waren den Australiern so ähnlich, dass man sie in der Regel nur als einen Stamm derselben betrachtete. Und doch ein solcher Unterschied! Einen Grund dafür hat meines Wissens noch niemand angegeben, aber vergessen wir nicht, dass als Grund für das Vorhandensein des Fortsatzes bei Australiern auch nur die Erblichkeit angeführt werden kann. Wir kennen also hier, bei Stämmen derselben Rasse, nur aus zwei verschiedenen Reihen, einen mit erblichem Stirnfortsatz und einen ohne Stirnfortsatz. Da es sich im ersteren Falle um eine positive oder, vielleicht besser gesagt, um eine produktive Bildung handelt, im letzteren um ein Fehlen, also um ein negatives oder Defect-Verhältniss (wenigstens im groben Sinne des Wortes), so wird das erstere auch immer als das für die Betrachtung wichtigere erscheinen.

Werfen wir zur Erläuterung dieses Satzes einen Blick auf die geschwänzten Menschen. Jahrtausende hindurch erzählt man von solchen und ebenso lange hat sich der Skepticismus dagegen aufgelehnt. Zweifellos kommen zuweilen schwanzähnliche Anhänge am menschlichen Körper, namentlich bei

[1]) Zeitschr. für Ethnologie, 1880, XII, S. 20.

[2]) Vgl. meine Abhandlung über den Schädel des jungen Gorilla in den Monatsberichten der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1880, S. 523, 527. Taf. II, Fig. 1—2.

[3]) Zeitschr. f. Ethnol, XII, S. 20.

Neugeborenen, vor; ein grosser Theil erweist sich bei näherer Prüfung als Folge einer Krankheit, gewöhnlich als Rückstand einer durch Dermatitis foetalis adhaesiva entstandenen Verwachsung eines Körpertheils mit der anliegenden Eihaut[1]. Aber in einer kleineren Zahl gut beobachteter Fälle ist das Vorkommen wirklicher Schwänze sicher festgestellt worden[2]. Sie sitzen an der regelmässigen Stelle des Os coccygis und erscheinen als unmittelbare Fortsetzung der spinalen Axe, sie haben auch die Form eines Thierschwanzes, und weder an ihrem Ende, noch in ihrem Verlauf ist eine Spur von Verwachsung mit den Eihäuten wahrzunehmen. Was man der Mehrzahl derselben vorwerfen kann, ist die etwas unvollständige Organisation ihres Innern: sie enthalten vielfach keine Knochen oder Knorpel, also weder Wirbel, noch Wirbelanlagen. Diese »weichen« oder »unvollständigen« Schwänze geben daher Anlass, ihre Identität mit einem wirklichen Schwanze in Frage zu stellen. Aber es ist mir einigemale gelungen[3], in ihnen einen centralen Strang nachzuweisen, der, obwohl überwiegend fibrös, doch als eine Fortsetzung der Wirbelaxe aufgefasst werden muss. Sein verkümmerter Zustand findet eine Analogie in der sehr gewöhnlichen Verkümmerung der Dornfortsätze und der Wirbelbogen, die sich am Steissbein des Menschen fast immer, an den unteren Sacralwirbeln ungemein häufig zeigt, wo statt der Dornfortsätze eine lange Spalte (Spina bifida) liegt. Es muss daher zugestanden werden, dass es wirklich geschwänzte Menschen giebt. Es ist bis jetzt allerdings nicht möglich gewesen, mit Sicherheit festzustellen, in welchem Umfange die Angaben mancher Reisenden richtig sind, denen gemäss man, z. B. auch auf Borneo und in Westafrica, geschwänzte Stämme annehmen musste. Es handelt sich dabei um schwer zugängliche Gegenden und um abgelegene Orte, die noch nicht genau erforscht werden konnten. Aber die fleissigen Beobachtungen und sicheren Zeugnisse des Herrn Ornstein in Athen[4] haben es höchst wahrscheinlich gemacht, dass die heutige griechische Bevölkerung eine verhältnissmässig grosse Zahl solcher Leute enthält, und die Erinnerung an die klassischen Gebilde des Pan und der Satyren spricht dafür, dass es im Alterthum ebenso war.

Dass dieser Zustand thierähnlich ist und mit der natürlichen Bildung von Ziegenböcken verglichen werden kann, lässt sich nicht abweisen. Zuweilen passt auch die Bezeichnung pithekoid; ein andermal wird man an die Schwänzlein bei jungen Schweinen (Ferkeln) erinnert. Soll man nun auch zugestehen, dass diese Theromorphie atavistisch sei? Eine vortreffliche Untersuchung von Alex. Ecker[5] an menschlichen Fötus hat, in Bestätigung älterer Angaben von

[1] R. Virchow, Schwanzbildung beim Menschen. Berliner klinische Wochenschr. 1884, S. 745.

[2] M. Bartels, Archiv für Anthropologie, XV. C. Hennig und Rauber, Arch. f. path. Anat. 1886, S. 89.

[3] Archiv f. path. Anat. u. Physiol. 1880, LXXIX, S. 179. Berliner klin. Wochenschr. a. a. O., S. 746, 755.

[4] Verhandl. der Berliner anthropol. Gesellschaft 1879, S. 303. 1885, S. 119.

[5] Archiv f. Anthropologie XII, S. 129.

Joh. Fr. Meckel und Serres, die Fragestellung gänzlich verschoben. Er hat nachgewiesen, dass der menschliche Fötus in der ersten Zeit seiner Entwickelung constant ein Schwänzlein hat und dass dieses erst allmählich während der späteren Zeit des Intrauterinlebens verkümmert, nicht selten unter Hinterlassung gewisser Spuren des früheren Zustandes. Der menschliche Schwanz fällt daher in das grosse Gebiet der persistirenden Fötaleinrichtungen, und die Anomalie besteht nicht in der produktiven Hervorbringung eines im Normalzustande fehlenden Theiles, sondern in dem Ausbleiben der Verkümmerung, welche im Normalzustande eintreten sollte. Es ist dasselbe Verhältniss, welches von der menschlichen Thymusdrüse hinreichend bekannt ist: in der Regel verschwindet dieses fötale Organ bald nach der Geburt, zuweilen aber persistirt es, in seltenen Fällen vergrössert es sich sogar. In allen diesen Verhältnissen ist nichts Atavistisches, wenigstens nicht mehr, als in dem menschlichen Körper überhaupt, der in allen seinen Theilen einen thierischen Bau hat, in einigen mehr, in anderen weniger. Und daher hat auch die Persistenz des menschlichen Schwanzes nichts, was auf einen thierischen Vorfahren bestimmter Art hinwiese. Nichts würde jedoch hindern, diese Theromorphie als erblich und sogar als Stammes- oder Familienmerkmal anzuerkennen, wenn ihr häufiges Vorkommen bei gewissen Stämmen oder auch nur in gewissen Familien sicher nachgewiesen würde.

Der principielle Unterschied, der in der Deutung des Stirnfortsatzes und des Schwanzes beim Menschen gemacht werden muss, liegt, wie ich denke, nach diesen Auseinandersetzungen klar zu Tage. Bei dem ersteren erscheint, und zwar erst im Laufe späterer Entwickelung, ein neues Gebilde, für welches in der typischen Anlage des menschlichen Körpers kein Ausgangspunkt gegeben ist; bei dem zweiten persistirt ein Gebilde, welches im Fötus immer vorhanden, also typisch ist. Es wird dadurch ersichtlich, dass der Begriff der Theromorphie, der sich wesentlich auf das Resultat, also auf das Endstadium, eines anomalen Vorganges bezieht, für die Deutung des Anfanges unbrauchbar oder doch nur unter gewissen Cautelen zu verwenden ist. Jedenfalls muss der Versuch zurückgewiesen werden, jedes theroide[1]) Verhältniss ohne Weiteres auf Atavismus zu beziehen. Denn dazu genügt es nicht, nachzuweisen, dass ein allgemein thierisches Verhältniss vorliegt, sondern es muss das besondere Thier, wenn möglich, das besondere Genus und die besondere Species aufgefunden werden, welche als Stammform gelten darf. Die verschiedenen Stammbäume des Menschen, welche bis jetzt aufgestellt sind, lösen diese Frage nicht. Sie geben eine Anschauung möglicher, also höchstens approximativer Entwickelungen, aber keinen wirklichen Zusammenhang.

Noch weit ungünstiger, als für die Entstehung des Menschen vom Thier, liegt die Frage nach der Entstehung der Rassen. Die Menschheit erscheint uns

[1]) Es muss wohl hervorgehoben werden, dass die Worte Theromorphie, theroid von θήρ, das Thier, herkommen, dagegen die Worte Teratologie, teratoid, Teratom von τέρας, monstrum.

doch wenigstens als eine Einheit, wenngleich dieses »Erscheinen« nicht exact nachgewiesen ist. Nachdem einmal das Menschengeschlecht in Rassen zerfallen ist, fehlt jeder Anhalt, um die Zahl der ursprünglichen Rassen festzustellen, welche neben einander entstanden sind. Diese musste man aber vorweg kennen, um die Untersuchung darüber beginnen zu können, wie eine aus der anderen entstanden ist, oder wie von dem vermutheten Urmenschen mehrere Rassen neben einander hervorgegangen sind. Das ist bis jetzt ein pium desiderium. Wir werden uns sogar über den Mangel einer erschöpfenden Classification aller Rassen hinwegsetzen und uns mit einer Betrachtung derjenigen Rassen begnügen müssen, über deren Annahme allgemeines Einverständniss herrscht. Für die alte Welt sind dies die weisse, die schwarze und die gelbe Rasse.

Wenn wir nach altem Gebrauch die Farbe der Haut in ihrem Range als hauptsächliches Kriterium betrachten, so ist es selbstverständlich, dass wir die anderen Merkmale, welche die Haut darbietet, insbesonder die Haare, nicht ausschliessen dürfen, ebensowenig als wir das Skelet oder die Eingeweide als gleichgültig behandeln wollen. Aber ich möchte doch betonen, dass die Eingeweide bis jetzt keine so wichtigen und namentlich keine so bequemen Unterscheidungsmerkmale haben erkennen lassen, um ihre Betrachtung in den Vordergrund zu stellen. Selbst das Gehirn, so hoch die Bedeutung desselben auch zu veranschlagen ist, gehört in rassenanatomischer Beziehung zu den terrae ignotae. Von dem Skelet wissen wir recht viel, aber es muss doch immer noch als ein grosses Wagniss betrachtet werden, aus seiner Betrachtung oder gar aus der Kenntniss einzelner seiner Theile die Rasse zu erschliessen, welcher der einstmalige Träger angehört hat. Selbst der Schädel, der am besten gekannt ist und der manche für die Diagnostik recht werthvolle Eigenschaften besitzt, kann nur unter Zuhülfenahme vieler Nebenumstände in Bezug auf die Descendenz genau eingeordnet werden. Welche Hautfarbe der ehemalige Träger desselben gehabt hat, ist selbst vermuthungsweise so wenig zu ermitteln, dass wir über die Rassenstellung der älteren prähistorischen Menschen recht wenig sagen können.

Trotzdem bleibt für den Gang der einzuschlagenden Untersuchung Eines klar: Es muss für jede Rasse einen Anfang gegeben haben, und dieser Anfang muss ein pathologischer gewesen sein. Pathologisch natürlich in dem vorher entwickelten Sinne, oder genauer ausgedrückt: jede Rasse muss mit einer Abweichung vom Typus, sei es der Urrasse, sei es einer secundären Rasse, begonnen haben. Und diese Abweichung kann nicht spontan entstanden sein, sondern sie muss eine Ursache gehabt haben, welche ausserhalb der typischen Organisation gelegen, oder, kurz gesagt, eine äussere war. Wer diese Forderungen bestreitet, der verzichtet auf logisches Denken, und mit dem ist eine Verständigung im naturwissenschaftlichen Sinne nicht möglich. Es mag dagegen eingewendet werden, dass die Begründung dieser Forderungen eine rein theoretische ist. Aber diese Theorie ist allgemein gültig für alle Zweige der Biologie: sie folgt unmittelbar aus der Theorie des

Lebens selbst. Wenn sie noch in keinem Zweige der Biologie, mit Ausnahme der Pathologie, zu voller Würdigung gelangt ist, so beweist das nur, wie leicht es ist, sich mit blossen Formeln über thatsächliche Schwierigkeiten hinwegzuhelfen.

Mit einem, der Pathologie entlehnten Ausdrucke habe ich die erste, durch die determinirende Ursache hervorgerufene atypische Anomalie eine erworbene genannt. Damit war nicht bloss der Gegensatz gegen die erbliche Anomalie deutlich bezeichnet, sondern auch der Hinweis auf die äussere Ursache derselben gegeben. Thatsächlich beruht freilich jede Rasse auf Erblichkeit, aber diese kann nicht eher wirksam werden, als bis derjenige Zustand hergestellt ist, der vererbt werden soll. Es wäre daher nicht ganz richtig, falls man die Rasse ganz auf die Erblichkeit stellen wollte, ja es könnte in diesem Falle fehlerhaft erscheinen, den Anfang derselben schon vor den Eintritt der Erblichkeit, in das pathische Verhältniss, welches durch die Einwirkung der Ursache geschaffen wurde, zu setzen. Da jedoch dieses pathische Verhältniss und die nachher eintretende Vererbung auf dasselbe Individuum bezogen werden müssen, so kann für die Untersuchung über die Natur des Anfangs die Vererbung zunächst bei Seite gelassen werden.

Von jeher ist unter den Ursachen der Rassenbildung der Einfluss der örtlichen Verhältnisse an erster Stelle genannt worden. Seitdem Hippokrates in seinem berühmten Buche περὶ ἀέρων, ὑδάτων, τόπων diesen Einfluss der »Umgebungen«, des sogenannten Milieu, darzulegen versucht hat, ist der Gedanke niemals wieder verloren gegangen. In den »ethnologischen Provinzen« des Herrn Bastian hat er seine schärfste Formulirung gefunden. Obwohl das Wort »Klima« etwas vieldeutig ist und bald weiter, bald enger aufgefasst werden kann, so ist es doch für die uns hier beschäftigende Betrachtung das weitaus brauchbarste. Jederman weiss, dass die Versetzung eines Menschen in ein anderes Klima eine Abweichung in seinen Lebensverhältnissen hervorbringt, aus welcher eine Klimakrankheit entstehen kann, dass aber auch eine »Anpassung« an die neuen Verhältnisse »erworben« werden kann, welche die Acclimatisation ermöglicht.

Man ist aber auch zu allen Zeiten geneigt gewesen, die Acclimatisation durch Vererbung der neugewonnenen Eigenschaften auf die Nachkommenschaft sich übertragen zu lassen, und, wenn dadurch auch nicht sofort eine neue Rasse geschaffen wird, eine solche doch durch die Summirung immer neuer erworbener Störungen, welche die »ethnologische Provinz« hervorbringt, zu Stande kommen zu lassen. Dieser Punkt drängt sich natürlich in den Vordergrund des actuellen Interesses, wenn eine neue Region besiedelt werden soll oder wenn die Auswanderung einer bestehenden Rasse in eine neue »ethnologische Provinz« begonnen wird. Dieser Fall trat für unsere Landsleute ein, als verschiedene Landstriche von Africa, Mela- und Polynesien zu deutschen Schutzgebieten gemacht wurden und die Aufrufe zur Besitzergreifung sich an

die verschiedensten Kreise unseres Volkes richteten. Ich brachte daher die Acclimatisation auf die Tagesordnung der deutschen Naturforscher-Versammlung und der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Die Sitzungsberichte der ersteren aus dem Jahre 1885 und die der letzteren aus den Jahren 1885 und 1886 (Bd. XVII u. XVIII) geben Zeugniss von der Sorgfalt, mit welcher die Frage geprüft und die Diskussion geführt wurde.

Es trat dabei sofort hervor, dass es durchaus nothwendig ist, die Acclimatisation des einzelnen Individuums und die Acclimatisation einer Rasse oder, um bei dem Kleineren stehen zu bleiben, die Acclimatisation einer ansässigen Familie zu unterscheiden. Wenn es auch dem Einzelnen glückt, sich den Bedingungen des neuen Ortes anzupassen, so folgt daraus doch nicht, dass es ihm auch gelingen wird, daselbst eine fortpflanzungsfähige Familie zu gründen. Unter dieser Bezeichnung ist hier nicht eine aus einer Mischehe mit einer allophylen Person hervorgegangene Familie zu verstehen, sondern eine innerhalb ihrer Rasse durch Ehegatten aus einem fremden Lande geschlossene Ehe und die daraus entsprossene Nachkommenschaft. Für diese sind die Chancen der Fortpflanzung sehr gering, falls nicht die Verhältnisse des neuen Ortes mit denen der Heimath eine grosse Aehnlichkeit haben. So erklärt sich die fast in allen heutigen Colonien geläufige Ueberlieferung, dass eine fremde Familie in der Regel mit der dritten Generation ausstirbt. Indess bezieht sich diese Ueberlieferung hauptsächlich auf weisse Einwanderer in tropischen oder subtropischen Gegenden, und auch für diese giebt es die wesentliche Milderung, dass weisse Einwanderer aus südlichen Gegenden der gemässigten Zone grössere Wahrscheinlichkeit haben, in dem warmen oder heissen Lande sich selbst zu acclimatisiren und eine Familie zu begründen. Die weite Verbreitung der Araber in Asien und Africa giebt Zeugniss dafür, freilich kein allgemein gültiges, sondern ein je nach den verschiedenen Regionen mannichfaltig modificirtes, da die religiösen Vorschriften der Bekenner des Islam das Eingehen von Mischehen sehr erleichtern. Viel mehr zutreffend ist das Beispiel der Juden, deren Ubiquität als allbekannt vorausgesetzt wird.

Was lernen wir nun aus diesen Beispielen? Zunächst das, dass weder bei einem einzelnen Individuum, noch bei einer aus Auswanderern gebildeten Familie jemals die völlige Umänderung des Typus beobachtet worden ist. Aus der Summe der Eigenschaften, welche einer Rasse eigenthümlich sind, können einzelne oder auch mehrere ausscheiden und durch solche ersetzt werden, welche einer fremden Rasse angehören, aber es bleibt ein Rest unverändert, wenigstens soweit unverändert, dass eine aufmerksame Untersuchung den ursprünglichen Typus noch aufzufinden vermag. Niemals hat, soviel man weiss, eine weisse Einwanderung in Africa, auch nicht in ihren Nachkommen, den Negertypus angenommen. Auch das grösste Experiment der Art, die Besiedelung von Australien, wo weisse Menschen grosse Gemeinden inmitten einer schwarzen Urbevölkerung begründet haben, ist im Sinne der Persistenz des erblichen Typus ausgeschlagen.

Es lässt sich gegen die Bedeutung dieses Experimentes einwenden, dass die Zeit seit der ersten Einwanderung zu kurz ist, um die mögliche Summation neuer Eigenschaften, die sich erst im Laufe vieler Generationen zu einer erkennbaren Höhe ausbilden können, zum Vorschein zu bringen. Dasselbe kann von Südafrica gesagt werden. Indess America ist nun seit mindestens drei Jahrhunderten besiedelt, und wenn man auch behauptet, dass der Nordamericaner eine erkennbare Veränderung nicht bloss des geistigen Wesens, sondern auch der körperlichen Eigenschaften erfahren hat, so ist doch kein Individuum daraus hervorgegangen, welches sich direct mit einer Rothhaut vergleichen liesse. Es giebt weder in Nord-, noch in Südamerica eine neue americanische Rasse.

Welches Zeitmaass erforderlich sein müsste, eine völlige Umwandlung des Typus herbeizuführen, ist in keiner Weise zu übersehen. Auf den ägyptischen Denkmälern, die zugleich den grossen Vortheil darbieten, chronologisch bestimmbar zu sein, sind aus den verschiedensten Perioden der Vorzeit, selbst aus solchen, die bei uns prähistorisch sein würden, Abbildungen der damaligen Völker erhalten, die auch für das Auge des Neulings die Verschiedenheit der Rassen erkennen lassen. Da sind neben zweifellosen Negern Semiten und Arier dargestellt, zum Theil sogar in Farben, aber es giebt keine Uebergänge zwischen ihnen. Auch die Hamiten, aus denen die heutigen Kopten hervorgegangen sind, lassen sich nicht als klimatische Landeserzeugnisse erkennen; wenn sie, wie sehr wahrscheinlich, zahlreiche Mischungen mit den eben genannten Rassen eingegangen sein mögen, so liegen die Wirkungen derselben doch nicht auf dem Gebiete der uns geläufigen klimatischen Einflüsse des Landes. Gänzlich willkürlich ist es, sie von Negern abzuleiten.

Das schwierigste Problem aber bietet die weisse Rasse in ihren Heimathländern dar. Die theoretische Schwierigkeit ist sehr vermehrt, seitdem man sich daran gewöhnt hat, diese Rasse ganz allgemein, zuerst als Indogermanen, später als Arier zu bezeichnen. Die nativistischen Fanatiker haben daraus sofort gefolgert, dass die classischen Merkmale der Germanen, weisse Haut, blonde Haare und blaue Augen, ursprünglich allen Ariern eigenthümlich gewesen seien. Die Enthusiasten haben dazu noch die Dolichocephalie hinzugefügt. Kaum zu begreifen ist es, weshalb man dabei die Inder ganz bei Seite gelassen hat. In der That sind sie in diese Verbindung ja nicht wegen ihrer körperlichen Eigenschaften gebracht worden; es waren rein linguistische Gründe, welche sie in die grosse Gesellschaft der Indoeuropäer einführten. Seitdem man im Sanskrit die Wurzeln fast aller europäischen Sprachen auffand, trug man kein Bedenken mehr, auch die physischen Wurzeln des arischen Stammes nach Indien oder nach Iran zu verlegen. Aber dieser Versuch hat schlechte Früchte getragen. Schon bei dem ersten Schritte auf dem Wege nach Indien stiess man auf die Armenier: ein im Allgemeinen weisses Volk mit indogermanischer Sprache, aber schwarzhaarig, dunkeläugig und brachycephal. Nahezu dasselbe trifft auf

die Perser zu. Und was gar die Inder angeht, so wird der Reisende, je tiefer er in das Land eindringt, immer zweifelhafter, ob dies ein weisses Volk ist; die Singhalesen, obwohl der Sprache nach Arier, sind schon so dunkel, dass viele von ihnen geradezu schwarz genannt werden können. Nur die Schädelform mancher indischer Stämme ist dolichocephal, also ganz verschieden von der armenischen, aber wieder findet sich die stärkste Dolichocephalie bei Drawidiern, einem Volke mit nicht arischer Sprache.

Sollen wir nun schliessen, dass die indische Sonne das Haar schwarz gebrannt, dass die Malaria der Djungels Iris und Haut dunkel gefärbt, die vegetabilische Nahrung Farbstoffe in das Blut geführt hat? Es ist allerdings manches Jahrhundert vergangen, seitdem diese Stämme aus dem nördlichen Gebirgslande den Indus hinabgestiegen sind und den Ganges erreicht haben, aber es gehört doch ein starker Glaube an das panarische Dogma dazu, sich vorzustellen, dass kein einziger blonder Stamm übrig geblieben sein sollte und dass selbst der Atavismus nicht Rückschläge in nennenswerther Zahl bringt. Und schliesslich stehen wir vor der Frage: bleibt kein anderer Ausweg der Deutung übrig, der mit den Thatsachen vereinbar ist? In diesem Falle würden die Inder das wahre Musterbeispiel für die Bildung einer dunklen Rasse sein, welches die Ethnologie darbietet.

Ein Gegenstück dazu, freilich im umgekehrten Sinne, findet sich in Nordeuropa. Wir sind durch die Berichte der klassischen Autoren so sehr daran gewöhnt, Germanen und Celten, wenigstens grosse Theile derselben, als Leute von heller Farbe der Haut, der Augen und der Haare zu betrachten, dass es manchem schon schwer wird, an die Existenz blonder Slaven zu glauben. Unsere noch weiter östlich wohnenden Nachbarn, die Völker finnischen Stammes in den baltischen Provinzen und im eigentlichen Finland, waren sogar in der Vorstellung der Anthropologen vom Fach so gedunkelt, dass vor einem Vierteljahrhundert Quatrefages darauf seine Charakteristik des finnischen Typus erbaute und in seinem berüchtigten Pamphlet über die Race prussienne daraus den erstaunlichen Schluss ableitete, dass Norddeutschland bis auf den heutigen Tag von Nachkommen des finnischen Stammes bewohnt sei. Ich war genöthigt, zur Prüfung seiner Angaben besondere Reisen nach Finland und Livland zu unternehmen; das Ergebniss war, dass nirgends in Nordeuropa so hellfarbige Leute wohnen, wie in den eben genannten Ländern. Aber es stellte sich zugleich die wichtige Thatsache heraus, dass das nördlichste Volk finnischer Abkunft, die Lappen, ausgemacht dunkle Complexion besitzt und dass unter den Ural-Finnen helle und dunkle Stämme neben einander wohnen.

Das kalte Klima kann es kaum gewesen sein, welches die Finnen hell und die Lappen dunkel gemacht hat. Die Sonne, die am Polarkreise dunkelfarbige Leute gedeihen lässt, hat in ihren Wirkungen mit der tropischen Sonne, der Sonne der Neger, wenig gemein. Wenn Kälte die Farbe der Küstenbewohner um die nördlichen und östlichen Küsten der Ostsee gebleicht hätte,

so sollte man meinen, sie würde auch in Lappland und in Grönland dieselbe Wirkung ausgeübt haben. Und dabei sind die Finnen trotz ihrer blonden Haare, ihrer blauen Augen und ihrer weissen Haut ebenso brachycephal, wie ihre durch weite Strecken von ihnen getrennten Stammesbrüder, die Magyaren, bei denen trotz der vielen Mischungen die helle Complexion keineswegs vorherrscht. Brachycephale Finnen und brachycephale Armenier, die einen blond, die anderen schwarz!

Die grosse Schulerhebung, welche die deutsche anthropologische Gesellschaft vor mehreren Jahren durch ganz Deutschland veranstaltet hat, gewährt uns ein anschauliches Bild von der Vertheilung der Rassenfarben unter unseren Kindern und damit die Grundlage zu einer numerischen Schätzung der Eigenschaften unserer Stämme. Sie hat gelehrt, dass Norddeutschland, besonders Nordwestdeutschland, noch immer der Hauptsitz der Blonden ist, dass dagegen, je weiter wir uns den südlichen Gebirgen nähern, die Dunkeln an Zahl zunehmen. Bei den blonden Stämmen ist die Dolichocephalie, bei den dunkeln die Brachycephalie stärker vertreten. Will man aus der Dolichocephalie und der Hellfarbigkeit, allenfalls noch verbunden mit der Grösse, die Kriterien des »germanischen Typus« machen, so wird ein grosser Theil von Süd- und Westdeutschland von demselben ausgeschlossen. Nach dem Vorgange der Arier könnten ihre Bewohner immerhin noch als ursprüngliche Deutsche betrachtet werden, aber mehr der Sprache, als dem Körper nach. Aber dann entsteht die andere Frage: sind die jetzt blonden Stämme erst nachträglich gebleicht? oder sind die dunkeln erst spät nachgedunkelt? Das letztere kann glaubwürdiger erscheinen, wenn man erwägt, dass zahlreiche blonde Kinder später brünett werden, während es nicht vorkommt, dass ursprünglich brünette oder gar schwarze Kinder blond werden. Auch ist der Unterschied im Klima zwischen Holstein und Oberbayern doch nicht so gross, dass man begreift, warum dort die helle, hier die dunkle Complexion die Oberherrschaft erlangt hat.

Die eben aufgeworfene Frage trifft aber nicht bloss auf die Deutschen zu; sie muss in gleicher Weise auch für die Slaven und die Celten erörtert werden. Denn ganz Mitteleuropa stimmt darin überein, dass ein Gegensatz zwischen nördlichen und südlichen Stämmen in ähnlicher Weise, wie in Deutschland, besteht. Die Frage kann daher nicht als eine rein germanische betrachtet werden, sie ist eine mitteleuropäische. Sie greift bis nach Scandinavien und bis nach Russland hinein. Ueberall bleiben wir vor dem Dilemma stehen: entweder hat eine allgemeine Zerlegung eines ursprünglich einheitlichen Typus stattgefunden, oder es ist eine partielle Umbildung des einen Typus in den anderen eingetreten.

Selbstverständlich handelt es sich hier nicht um die Metaplasie einer der drei Hauptrassen, die wir oben bezeichneten, in eine andere, also nicht im strengeren Sinne um Rassentypen, sondern mehr um Stammestypen. Die wissenschaftliche Terminologie ist leider nicht so scharf, um stets genau dieselbe

Bedeutung für Rasse und Stamm festzuhalten. Der Begriff der Rasse hat sich allmählich so diffundirt, dass man, wo es dem Vortragenden gerade passt, diese Bezeichnung auch auf einen Stamm ausdehnt. So ist es gerade bei der Bezeichnung der »germanischen Rasse« gegangen, welche gewöhnlich nichts bedeutet, als »nordgermanische Stämme«. Ob diese letzteren ursprünglich zu einer anderen Hauptrasse gehörten, als die südgermanischen, das ist nicht nachgewiesen.

Fasst man die Natur des Farbstoffes (Pigments), welcher sowohl bei den Menschen, als bei den Thieren, vorzugsweise den Säugethieren, vorhanden ist, ins Auge, so findet sich, dass derselbe viel weniger veränderlich ist, als nach der Art der Färbung vorausgesetzt werden könnte. Bei den Vögeln giebt es eine Reihe verschiedener Farbstoffe: rothe, grüne, blaue. Bei den Säugethieren tritt eine gewisse Einförmigkeit hervor, die beim Menschen in stärkster Weise besteht. Ausser dem Blutfarbstoff, den wir gewöhnlich roth nennen, der aber sehr leicht Nüancen in Gelb und Braun zeigt oder erlangt, treffen wir fast durchweg in den Geweben, und zwar an Zellen gebunden, einen Farbstoff, der alle Uebergänge von Gelb zu Braun und schliesslich bis Schwarzbraun, selten in wirkliches Schwarz erkennen lässt. Der Farbstoff des blauen Auges ist nicht blau, so wenig als der schwarze Farbstoff der Haut schwarz ist. Das Mikroskop löst alle diese Farben in Nüancen von Braun auf[1]). Die scheinbar abweichenden Farben sind nur abhängig von der Dichtigkeit der Farbstofftheilchen und von ihrer bald mehr oberflächlichen, bald mehr tiefen Lage. Je dichter, um so dunkler oder, wie man nicht mit Unrecht sagt, um so schwärzer. Bei oberflächlicher Lage sieht man die Farbe deutlicher in ihrer Reinheit, bei tiefer Lage wird sie durch darüber liegende Gewebe verschleiert und zuweilen gänzlich verändert. Kohlenpulver, auf die Hautoberfläche gebracht, sieht schwarz aus; wenn man es aber in feine Löcher der Haut selbst hineinpresst, so erhält man eine blaue Tättowirung. So sieht auch die Iris des Auges blau aus, wenn das Pigment aus tieferen Schichten durchschimmert, braun, wenn es in den äusseren Theilen der Regenbogenhaut enthalten ist. Zuweilen hat ein blaues Auge gelbe oder braune Flecke oder Abschnitte, ohne dass dazu verschiedenartiges Pigment verwendet ist; die Körner des Farbstoffes haben nur eine andere Lage.

Daraus folgt, dass eine Veränderung der Stammes- oder Rassenfarbe nicht durch die Ablagerung eines Pigments erzeugt wird, das vorher nicht vorhanden war, sondern nur durch eine stärkere oder schwächere Anhäufung und eine oberflächlichere oder tiefere Lage des gewöhnlichen Pigments, das nur Uebergänge zwischen Gelb und Braun zeigt. Theoretisch ist daher nichts leichter, als aus einer brünetten Rasse eine hellere oder auch eine noch dunklere entstehen zu lassen; in der Hauptsache würde es sich dabei nur um quantitative Veränderungen handeln. Daraus erklären sich die vielen Irrthümer in der

[1]) R. Virchow, Gesammtbericht über die von der deutschen anthropologischen Gesellschaft veranlassten Erhebungen über die Farbe der Haut, der Haare und der Augen der Schulkinder in Deutschland. Archiv f. Anthropol. 1886. XVI. S. 285.

Schätzung der Farben, insbesondere in der Abgrenzung zwischen blonden, gelben und braunen Menschen, bezw. Rassen, und nicht bloss Irrthümer, sondern auch thatsächliche Schwierigkeiten. So insbesondere bei der Schätzung der Hautfärbung. Man irrt, wenn man den Gegensatz der Schwarzen und der Weissen darin sucht, dass die letzteren keine Farbe haben. Es giebt keine normale Menschenhaut, die nicht ein wenig gefärbt wäre. Ich meine nicht die Blutfarbe, die allerdings an manchen Stellen aus den oberflächlichen Gefässen der Haut durchschimmert und die auch bei den »Rothhäuten« die rothe Nüance der an sich bräunlichen Hautfarbe bedingt, sondern ich denke an die schwach gelbliche Farbe, welche in den tieferen Lagen der Oberhaut gelegen ist und »verschleiert« das sogenannte Hautcolorit (die Fleischfarbe der Maler) erzeugt. Auch die weisseste Menschenhaut kann noch weisser werden, indem diese schwache Farbe gänzlich verschwindet. Das geschieht gewöhnlich aber nur fleckweise, freilich zuweilen in recht grossen Abschnitten. So bei der pathologischen Leukopathie (Vitiligo), deren Diagnose bei »zartem Teint« eine grosse Aufmerksamkeit des Beobachters erfordert. Derselbe Pigmentverlust macht Neger »scheckig« oder verwandelt auch wohl einen ganzen Neger in einen »Weissen«. Wir sahen erst kürzlich einen solchen weissen Neger, der sogar hellblondes, gelbliches Haar besass. Die Bezeichnung »Albino«, welche vielfach angewendet wird, ist nicht ganz identisch damit, denn man erwartet bei einem wirklichen Albino in erster Linie einen Pigmentmangel des inneren Auges, also der Iris und der Chorioides; freilich ist dabei ganz gewöhnlich auch das Haar mehr oder weniger pigmentarm und das Hautcolorit nur schwach angedeutet. Immerhin ist auch bei den Albinos der Pigmentmangel nur auf einzelne Theile beschränkt, und er nähert sich dadurch der Vitiligo, welche freilich in ausgemacht fleckweiser Vertheilung aufzutreten pflegt.

Alle diese Defect-Anomalien, welche nicht selten erblich auftreten, haben, soweit bis jetzt erkennbar ist, weder mit dem Klima überhaupt, noch mit der Sonne oder dem Licht oder der Wärme etwas zu thun. Im Gegentheil, diese letzteren Agentien erzeugen eher eine Steigerung der Pigmentirung, insbesondere an der Haut. Sommersprossen (Ephelides) entstehen am gewöhnlichsten an entblössten Körpertheilen, die in warmer oder heisser Zeit der Einwirkung von Licht und Wärme stärker ausgesetzt sind. Bei prädisponirten Individuen dunkelt das Colorit der Haut unter gleichen Einflüssen sehr schnell nach. Ich selbst gehöre zu dieser Klasse: meine Hautfarbe ist von Natur gelblich, aber jede, auch nur kürzere Exposition erzeugt bei mir eine bräunliche Nüance. Auf einer Reise in Aegypten 1888 wurde ich in 6 Wochen so dunkel, wie die Fellachen. Ausser der Luftwirkung giebt es aber noch andere, und zwar durchweg reizende Einwirkungen, welche Pigmentflecke oder eine ausgedehnte Bräunung der Haut hervorrufen, sowohl mechanische (Reibung), als chemische und krankhafte. Der Einfluss des höheren Lebensalters ist nicht minder fühlbar, wie der des Geschlechtslebens, namentlich beim weiblichen Geschlecht. Ueberall stellt sich die

vermehrte Erzeugung von Farbstoff als das Product einer erhöhten Zellenthätigkeit, als Folge einer Reizung dar.

Indess giebt es auch sehr ausgeprägte Verhältnisse, bei denen wir wohl eine bestimmte Ursache angeben können, jedoch vorläufig auf eine Erklärung derselben verzichten müssen. Dahin gehört insbesondere die bronzed skin der Engländer, die sogenannte Addison'sche Krankheit, wo in der überwiegenden Zahl der Fälle eine Erkrankung der Nebennieren nachweisbar ist. Es ist hier nicht der Ort, auf diese sehr merkwürdige Krankheit näher einzugehen. Nur das mag erwähnt werden, dass nach dem Bekanntwerden des ursächlichen Verhältnisses sofort die Frage aufgeworfen wurde, ob in der Einrichtung der Nebennieren bei den Negern nicht etwa ein ähnlicher Grund zu entdecken sei und ob sich darin nicht ein Rassenunterschied auffinden lasse; bis jetzt ist es nicht gelungen, diese Frage in positivem Sinne zu beantworten. Auch ist zu bemerken, dass die Bronzekrankheit (Melasma suprarenale) nicht erblich ist, in starkem Gegensatze gegen die gefärbten Mäler (Naevi spili), welche ausgesprochen erblich sind.

Für die Rassenfrage erhalten wir also in Beziehung auf die Pigmentirung als Hauptsache, dass sämmtliche Rassen ihre Färbung der pigmentbildenden Thätigkeit gewisser Zellen verdanken und dass ihre Verschiedenheiten nicht in einer qualitativen Verschiedenheit des erzeugten Farbstoffes beruhen, sondern in quantitativen Abweichungen. Uebergänge in der Färbung finden sich überall vor, zuweilen in solcher Stärke, dass auf Grund der Farbe eine sichere Diagnose nicht gemacht werden kann. Da die Uebergänge von Schwarz zu Weiss durch Braun und Gelb gehen und umgekehrt, so kommen Verwechselungen auch am häufigsten in den Mitteltönen vor. Die gelbe Rasse hat einerseits so viele Berührungen mit der weissen, dass es nicht bloss für einzelne Individuen, sondern auch für ganze Stämme fast unmöglich wird, ihnen einen bestimmten Platz anzuweisen. Dafür bieten die Finnen und Japaner gute Beispiele. Aber auch in der schwarzen Rasse giebt es Uebergänge genug von der gelben, wie die Polynesier zeigen, bei denen manche Reisende darauf verzichtet haben, eine sichere Grenzlinie gegen die Melanesier aufzufinden. Hier müssen dann andere Merkmale, namentlich im Haar und im Knochenbau, aushelfen.

Trotz dieser Schwierigkeiten wird auch der Naturforscher sich dem Gedanken nicht verschliessen können, dass es Uebergänge von einer Rasse zur anderen gegeben haben muss, dass also eine Art von Metaplasie in den Rassen besteht. Die Thatsache der langen Persistenz der Rassen zeugt für die Stärke der Erblichkeit, aber sie beweist nicht die Ewigkeit der Rassen und nicht die Unveränderlichkeit derselben. Die mit so viel Geschick von Darwin gesammelten Erfahrungen der Thierzüchter lehren unzweifelhaft, dass es möglich ist, neue Varietäten und von ihnen aus neue »Rassen« zu züchten, und es darf nicht verkannt werden, dass die Erfahrungen künstlicher Züchtung ohne Zwang auf die Erklärung der »natürlichen Auswahl« der Mutter- und Vaterthiere angewendet werden können. Sie liefern bessere Vorbilder für die Deutung der Uebergänge,

als irgend eine andere Hypothese. Aber man sollte nicht verkennen, dass dieser Hypothese erst dann der Werth einer gesicherten Doctrin wird beigelegt werden dürfen, wenn es gelungen ist, an bestimmten Rassen die Metaplasie zu beobachten. Dies ist bis jetzt für den Menschen noch nirgends ausgeführt worden.

Nichts ist einfacher und nichts erscheint natürlicher, als der Gedanke, dass die weisse Rasse sich von einem einheitlichen Urstamme aus durch fortschreitende Abspaltung und durch, wenn auch schwache, Metaplasie in eine immer grössere Zahl von Stämmen und Unterstämmen zerlegt hat. Unsere »Arier« haben diesen Gedanken folgerichtig genug durchgeführt, aber, wohlbemerkt, immer nur constructiv. So lange sie sich auf indogermanischem Sprachgebiet bewegen, sieht sich das recht leicht und wohlgefällig an. Aber die Semiten gehören doch auch zu der weissen Rasse; ihre Sprache aber scheint nach den neueren Forschungen in ihren Anfängen der afrikanischen näher zu stehen, als der arischen. Auch die Basken und die agglutinirenden Stämme des Kaukasus lassen sich von der weissen Rasse nicht ohne Weiteres loslösen, wenngleich sie linguistisch mit den Turaniern vielleicht bequemer zusammenzubringen wären. Die Haare machen geringere Schwierigkeiten, denn sie sind bei allen diesen Stämmen mehr schlicht, höchstens wellig oder lockig, selten kraus, aber niemals spiralgerollt (wollig), wie bei den Negern, und auch nicht im strengeren Sinne straff, wie bei den Mongolen. Viel grösser sind die Hindernisse für eine allgemein gültige Theorie der weissen Rasse in Bezug auf den Knochenbau, vorzugsweise den Schädelbau.

Es mag sein, dass man der Dolichocephalie und der Brachycephalie eine zu grosse Bedeutung beigelegt hat. Indess, genau genommen, ist hier nur der Einwand von Bedeutung, dass beide Eigenschaften nach gewissen Zahlwerthen bestimmt werden müssen, und dass es wissenschaftlich nicht zulässig ist, diese Werthe als absolute Kriterien zu behandeln. Die Anthropologen haben sich unter schweren Bedenken zu der Annahme gewisser Grenzwerthe entschlossen, aber nach weiten Umwegen haben sie dafür nicht die absoluten Maasse, sondern die daraus berechneten Verhältnisszahlen (Indices) gewählt. Indess einwandsfrei ist auch diese Methode nicht. Denn die Verhältnisszahlen müssen aus den Messzahlen berechnet werden, und jeder Fehler im Messen (und welcher Anthropolog könnte ganz fehlerfrei messen?) findet in der Indexzahl seinen Ausdruck. Und wenn selbst die Messzahlen absolut sicher wären, wer sieht nicht, dass es unmöglich ist, wenn die Brachycephalie bis zu einem Index von 80 abwärts gerechnet wird, einen Index von 79,9, ja selbst einen von 79,5 als einen maassgebenden Gegensatz zu betrachten!

Mehr und mehr hat man sich deshalb dahin geeinigt, zwischen Dolicho- und Brachycephalie die Mesocephalie einzuschieben, nicht bloss als ein Maass für die Mischformen, wozu sie sich allerdings recht gut eignet, sondern auch als eine Reserveabtheilung, wohin alle nicht ganz ausgeprägten Formen gebracht

werden. Bei den Kulturvolkern findet sich daher die Mesocephalie reichlicher, bei den Naturvölkern geben Dolichocephalie und Brachycephalie fur die Unterscheidung der Rassen und Stämme leichtere Anhaltspunkte. Nur muss man ihren Werth auch da nicht uberschätzen, denn die fortschreitende Erfahrung lehrt selbst unter denselben Naturvölkern immer mehr verschiedene Schädeltypen kennen. Vor wenigen Decennien glaubte man noch sehr allgemein, dass die Dolichocephalie eine typische Eigenschaft aller schwarzen Stämme sei; jetzt kennt man auch in Africa brachycephale Neger. In America schien umgekehrt die Brachycephalie ein Rassenmerkmal der Eingeborenen zu sein; jetzt weiss man, dass es in Süd- und Nordamerica auch dolichocephale Stämme giebt. Und nun erst gar in Europa! Beschranken wir unsere Betrachtung auf unsere heimischen Verhältnisse, so kann man sagen, dass nirgends die Gegensatze schärfer hervortreten, und dass wir fern davon sind, eine Uebereinstimmung in Bezug auf die Schädelformen gefunden zu haben.

Der Anfang der Differenzen datirt von der sorgfältigeren Gräberforschung, welche L. Lindenschmit in den Gebieten des Mittel- und Oberrheines eingeführt hat. Für die chronologische Bestimmung konnte er die Resultate der französischen Alterthumsforscher benutzen, welche den Begriff der merovingischen Graber in musterhafter Weise festgestellt hatten. Längs des Rheins fand sich eine grosse Zahl von Gräberfeldern, welche nach sicheren archäologischen Merkmalen derselben Periode zugeschrieben werden konnten. Es waren dies die sogenannten Reihengräber, welche alemannischen und namentlich fränkischen Stämmen angehört haben müssen, die nach dem Zusammenbruche der römischen Herrschaft das Land besetzt hatten. Die Schädel zeigten grosse Uebereinstimmung im Schädelbau: es waren überwiegend lange, relativ hohe Schädel mit orthognathem Kieferbau, starken und vortretenden Nasen und verhältnissmässig schmalen Gesichtern. Nicht ohne Grund sah man in ihnen die Vertreter einer reindeutschen Bevölkerung. So kam es, dass, nachdem Alex. Ecker in einer vorzuglichen Monographie zahlreiche Graberfunde analytisch behandelt hatte, die »Reihengräberform« als Grundlage für die wissenschaftliche Aufstellung des germanischen Typus proclamirt wurde. Die erbliche Dolichocephalie galt als das hauptsächliche Merkmal des Urgermanen, und die enthusiastischen Anhanger der neuen Doctrin gingen vielfach noch einen Schritt weiter, indem sie diesen Typus zugleich als den wahren Typus der Arier in Anspruch nahmen.

Wir haben schon gesehen, dass dieser Schluss uber die Thatsachen hinausging. Nicht nur die Armenier und die Perser wurden damit aus den Reihen der Arier ausgeschlossen, sondern auch der grösste Theil der jetzigen Suddeutschen entsprach den Anforderungen der strengeren Schule nicht. Wo in deutschen Ländern östlich von der Elbe die brachycephalen Köpfe in grösserer Zahl hervortraten, da schob man sie den Slaven zu; in Süddeutschland zog man sogar die Sarmaten als Stammväter heran. Die nicht seltenen Reihengräber in der Mark Brandenburg, in Schlesien, Pommern und Westpreussen, welche

Schädel von germanischem Typus lieferten, liessen sich bequem erklären, indem man sie deutschen Stämmen zuschrieb, die vor der Völkerwanderung, also vor den Slaven, in diesen Gegenden gesessen hatten. In der That boten die Schädel dieser Gräber so viel Uebereinstimmung mit den merovingischen oder fränkischen, dass auch die Anthropologen sich dieser Erklärung fügten. Ein jäher Rückschlag erfolgte, als die genauere Prüfung der archäologischen Beigaben lehrte, dass dieselben einen durchgreifenden Unterschied von den westlichen Gräberfunden zeigten. Bekanntlich war es ein bestimmtes Object, welches zuerst durch Sophus Müller in seiner determinativen Bedeutung erkannt wurde: der sogenannte Schläfenring, der nur da gefunden wurde, wo nach der Völkerwanderung Slaven gesessen haben. Dass die Gräber mit Schläfenringen in der That slavische sind, dafür giebt es eine Reihe von Beweisen, insbesondere auch Münzfunde in den Gräbern. Nicht ohne grosse Bedenken haben wir uns entschliessen müssen, die Langköpfe dieser Gräber trotz ihrer Dolichocephalie u. s. w. als altslavische anzuerkennen.

So ist es gekommen, dass uns im Norden und Osten Deutschlands trotz aller Zeugnisse der klassischen Schriftsteller von der Bewohnung durch germanische Stämme das »germanische Grab« abhanden gekommen ist. Freilich ist dabei ein besonderer Umstand anzuführen. So viel wir bis jetzt wissen, hat bis zur Einwanderung der Slaven in diesen Gegenden überall Leichenbrand geherrscht. Die gebrannten Knochen, die in Thongefässen beigesetzt wurden, sind vor ihrer Bergung in diesen Gefässen zerschlagen worden, und zwar so sehr, dass es noch niemals gelungen ist, aus diesen Trümmern einen grösseren Knochen zu restauriren, am wenigsten einen Schädel. Die Brandperiode reicht weit zurück bis in die Hallstattzeit, also bis weit vor Christi Geburt, vielleicht bis in das 4. Jahrhundert und noch weiter, also bis in eine Zeit, wo der Name der Germanen noch nicht genannt wird und wo niemand uns meldet, welche Völker hier gewohnt haben. Mit Ausnahme einzelner Hügelgräber fehlen alle Anhaltspunkte für die Feststellung der osteologischen Verhältnisse. Erst in einer noch älteren Zeit, der neolithischen, treffen wir wieder Skeletgräber. Diese aber enthalten in der Regel Schädel von ausgemacht dolichocephalem Bau und auch sonst so nahe verwandt den fränkischen, dass ein anatomischer Grund, sie abzutrennen, nicht vorliegt. Aber solche neolithischen Langköpfe finden sich weit über das Gebiet hinaus, wo nach historischer Ueberlieferung Germanen gewohnt haben, z. B. in Südungarn. Es ist ja nun denkbar, dass in der jüngeren Steinzeit auch da eine germanische Bevölkerung vorhanden war, aber nachdem uns der Schlag mit den dolichocephalen Slaven getroffen hat, wird so leicht kein Anthropologe eine neue Erweiterung des germanischen Heimathlandes versuchen.

Ich habe diese Verhältnisse etwas ausführlicher geschildert. Es würde nicht schwer sein, ähnliche Beispiele aus anderen europäischen Ländern beizubringen. Aber Eines muss doch noch erwähnt werden. Die Brachycephalie

nimmt in Süddeutschland zu, je mehr wir uns den Gebirgen nähern. Die Alpen sind in ihrer ganzen Ausdehnung von überwiegend brachycephalen Stämmen bewohnt. Sie finden sich in den österreichischen Alpenländern von Oberösterreich und Krain bis nach Tirol und Vorarlberg, und sie bilden den Grundstock der Schweizer Bevölkerung. Man kann hinzufügen, dass sie auch da nicht am Ende sind: Oberitalien und Südfrankreich sind voll von Kurzköpfen. Da auch die Czechen und Südslaven ein starkes Contingent von Brachycephalen liefern, so ist man genöthigt, ein zusammenhängendes anthropologisches Gebiet aufzustellen, welches der Brachycephalie angehört und welches unter Slaven, Germanen und Celten, anderer Stämme nicht zu gedenken, vertheilt ist. Dass gerade unter diesen brachycephalen Stämmen auch die brünette Complexion zu ihrer stärksten Verbreitung gelangt ist, hat die Statistik bestätigt. Der kurze Kopf und die brünette Complexion, wo sind sie hergekommen?

Sicherlich nicht von einer fremden Rasse. Denn beide erscheinen als legitimes Zubehör weisser Menschen. Wenn wir alle Kurzköpfe von dunkler Complexion aus der weissen Rasse ausschliessen wollten, so würden nicht viele Angehörige dieser Rasse in Europa übrig bleiben. Oder müssen wir wirklich zu der radicalen Maassregel greifen, die europäische Bevölkerung in ihrer Hauptmasse dem Gebiete der gelben Rasse einzuverleiben? Dann ist der Schritt nicht mehr gross, bis zu den blonden Finnen als den Zeugen der ersten Variation zu gelangen, welche von der weissen Rasse zur gelben führte, oder als die Repräsentanten der letzten Variation, um von der gelben Rasse die weisse abzuleiten. Hier muss man sich darüber klar werden, ob man grösseres Gewicht auf die Schädelform oder auf die Pigmentirung der Augen und der Haut mit ihrem Zubehör, den Haaren, legen will, oder, anders ausgedrückt, ob man die Menschheit mehr vom Standpunkte des Osteologen oder mehr vom Standpunkte des Dermatologen eintheilen will. Die Antwort scheint eine nicht zweifelhafte zu sein. Der Versuch von Anders Retzius, als Grundprincip der Classification der Menschen einige wenige Kategorien des Schädeltypus zu wählen, freilich gemildert durch die Hinzufügung der Prognathie und Orthognathie, hat keinen durchgreifenden Erfolg gehabt. Auch die Correcturen, welche im Laufe der Jahre daran vorgenommen worden sind, haben nicht dahin geführt, dass auch ein geübter Kraniolog, ohne etwas von der Provenienz eines Schädels zu wissen, mit Zuversicht angeben könnte, zu welcher Rasse oder gar zu welchem Stamme derselbe gehört. Wie oft kommen wir in Verlegenheit, wenn wir bei einem Gräberschädel der historischen Zeit gefragt werden, ob er ein germanischer oder ein slavischer oder gar ein celtischer sei!

Es war im Beginn der exacten Untersuchungen nicht zu vermeiden, dass die Kraniologie in den Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses trat. War die Provenienz eines Schädels bekannt, so ergab sich in vielen Fällen ohne Weiteres, zu welcher Rasse das betreffende Individuum gehört habe, und eine weitere Forschung nach der Complexion, selbst wenn sie ausführbar gewesen

wäre, schien weniger nöthig. Aber die prähistorischen Gräber und gar die paläontologischen Schädel liessen sich nicht ohne Weiteres classificiren. Wenn es doch geschah, so lag der Grund nur darin, dass ausser den Schädeln und einigen Skeletknochen von den Menschen nichts übrig geblieben war. Auch lehrte der Fortgang der Schulmeinungen sehr bald die Unzuverlässigkeit dieser Aufstellungen. Wer erinnert sich nicht der Zeit, wo in Frankreich die Höhlenschädel bald für mongoloid, bald für australoid erklärt wurden, immer mit dem Hintergedanken, dass diese Menschen Mongolen oder Australier gewesen seien, also entweder der gelben oder der schwarzen Rasse angehört hätten! Es war dieselbe Zeit, wo man glaubte, aus einem blossen Schädelstück, z. B. aus dem Schädeldach, eine rassenanatomische Diagnose machen zu können. Damals ist der Neanderthaler Mann zu einem Australier gemacht worden.

Es liegt an dieser Stelle keine Veranlassung vor, diese Richtung der Meinungen weiter zu verfolgen. Der Schädel, als der Repräsentant des Kopfes und als Behälter des Gehirns, wird immer seine hervorragende Bedeutung behalten, so viel Verirrungen in der Deutung auch begangen werden. Aber für die Rasseneintheilung wird er doch nur eine secundäre Stelle einnehmen. Hier kommt eine Menge, zum Theil recht localer Merkmale hinzu, wie sie schon die einfache Betrachtung der Lebenden ergiebt, vor allen Dingen die Gesichtsbildung, welche ohne Kenntniss der Weichtheile ein sehr fragmentarisches Bild gewährt. Wir werden uns daher zunächst an die Merkmale der Lebenden halten müssen, wenn wir die Frage der Rassenbildung erörtern wollen. Diese aber führt mit Folgerichtigkeit auf die Metaplasie.

Freilich kann es sich dabei nur um eine Metaplasie in beschränktem Sinne handeln. Eine vollständige Metaplasie ist nur vorhanden, wenn ein Gewebe seine typischen Eigenschaften verliert und eine heterologe Beschaffenheit annimmt. Eine solche findet sich auch im normalen Leben[1]), am meisten ausgesprochen an den Knochen. Wenn Knochengewebe aus Knorpel oder aus Mark entsteht, oder wenn Knorpel oder Mark aus Knochengewebe entstehen, so ist das unzweifelhaft eine Transformation. Wenn Epithelzellen in Pigmentzellen übergehen, so genügt es nicht, darauf hinzuweisen, dass gewisse Epithelzellen, z. B. an der Iris oder der Chorioides, dies regelmässig thun, und wenn das Epithel des Digestionstractus Pigment entwickelt, wie es namentlich an der Mundschleimhaut, gelegentlich auch an der Schleimhaut des Schlundes und der Speiseröhre geschieht, so ist das eine Metaplasie, auch wenn es bei einem Schwarzen vorkommt. Giebt es also eine Metaplasie der Gewebe, so muss es auch eine Metaplasie der Organe geben, denn diese werden ja aus Zellen und Geweben aufgebaut. Nur darf man dies nicht in das Ungemessene ausdehnen. So wenig

[1]) R. Virchow, Ueber Metaplasie. Vortrag, gehalten auf dem internationalen medicinischen Congress in Kopenhagen. Archiv f. path. Anat. u. Physiol. 1884. S. 416.

jede Zelle zu jeder Art der Metaplasie befähigt ist, so wenig kann sich jedes Organ in jedes beliebige andere Organ umwandeln.

Unter den Begriff der Metaplasie fallen daher keineswegs alle Umgestaltungen im Knochensystem, auch wenn dadurch einzelne oder viele Knochen andere Formen oder »Ausgestaltungen« erfahren. Der schon erwähnte Stirnfortsatz des Schlafenbeins ist so wenig eine wahre Metaplasie, als der Trochanter tertius, auch wenn sie sich als erbliche Eigenschaften darstellen. Und wenn es gelingen sollte, nachzuweisen, dass eine dolichocephale Rasse sich in eine brachycephale umwandeln kann, was, rein theoretisch betrachtet, keine Schwierigkeit macht, da es sich dabei hauptsächlich um die Grösse und Form der einzelnen Schädelknochen handelt, — ich sage, wenn eine solche Umgestaltung bei einer Rasse wirklich nachgewiesen würde, so liesse sich daraus doch auch nur eine »beschränkte« Metaplasie herleiten. Vor der Hand ist aber selbst für die Annahme einer so beschränkten Metaplasie bei den Kraniologen wenig Neigung vorhanden; sie ziehen es vor, alle derartigen Umgestaltungen auf Erblichkeit in gemischten Familien zurückzuführen und aus der Persistenz der Typen auf eine ursprüngliche Verschiedenheit der Rassen zu schliessen.

Immerhin giebt es einige Variationen, welche einen Einfluss auf den Typus äussern. So insbesondere die sexuellen. Man ist allgemein der Meinung, dass der weibliche Schädel gewisse Unterschiede von dem männlichen zeigt, gross genug, um daraus im einzelnen Falle einen Schluss auf das Geschlecht zu ziehen. Der weibliche Schädel ist in der Regel kleiner, oft sogar auffällig kleiner; er hat häufig eine grössere Breite, ja nicht selten eine erkennbare Neigung zur Brachycephalie; die Stirngegend ist mehr gerundet, in Folge dessen in ihren oberen Theilen mehr vortretend, nach unten glatter und mit geringeren Vorwölbungen der Stirnwülste versehen, u. s. w. Wenn in der Nachkommenschaft diese Eigenschaften sich erhalten, so kann ein männlicher Schädel weibliche Merkmale darbieten. Das ist nicht selten der Fall bei Negern[1]), deren Erscheinung dadurch in hohem Maasse bestimmt wird. Die weiblichen Merkmale aber stimmen wiederum vielfach mit kindlichen überein[2]). So kann es geschehen, dass die weibliche und durch ihre Vermittelung selbst die kindliche Schädelform bei erwachsenen Männern persistirt. Aber auch das Umgekehrte kommt vor, indem männliche Merkmale auf den weiblichen Schädel übertragen werden. Wiederholt bin ich deswegen bei fremden Stämmen auf eine unübersteigliche Schwierigkeit in der anatomischen Diagnose des Geschlechts nach der Schädelform gestossen[3]). Aehnliche Erfahrungen lassen sich aus der vergleichenden Betrachtung von Becken gewinnen. Setzen sich diese Variationen erblich fort und erhält sich der vorwaltende Einfluss eines Geschlechts durch

---

[1]) Beispiele davon bei Baluba am Congo. Verh. der Berl. anthrop. Ges. 1886. S. 756.
[2]) Ebendas. bei Goajiras. S. 695, 700.
[3]) So bei Ostjaken. Verh. 1877. S. 338.

lange Reihen von Generationen, so lässt sich erwarten, dass sie eine Art von specifischer Bedeutung gewinnen.

Es würde zu weit führen, den Einfluss des Geschlechts auf die Weichtheile des Körpers ausführlich zu behandeln, einen Einfluss, der sich sowohl im Allgemeinen, z. B. in der Ausbildung der nervösen und muskulösen Organe, als in der Configuration einzelner Theile, z. B. der Brüste, des Kehlkopfes, der Haare im Gesicht und am Körper, wahrnehmen lässt. Kein Gewebe tritt in dieser Beziehung für die äussere Gestaltung der Körperformen so augenfällig in seiner Wirkung hervor, als das Fettgewebe, das nicht nur durch seine weite Verbreitung in der Unterhaut die Rundung der Conturen, sondern auch durch seine starke Anhäufung in einzelnen Gegenden, z. B. um die Brüste und am Gesäss, charakteristische Besonderheiten bedingt. Man erinnere sich nur der Steatopygie bei südafrikanischen Weibern.

Durch eine lange Reihe an einander schliessender Entdeckungen ist im Laufe dieses Jahrhunderts die Erkenntniss erschlossen worden, dass die tiefgehende Verschiedenheit der Geschlechter in der Gestaltung der eigentlichen Sexualorgane überwiegend in quantitativen Abweichungen der Ausbildung einzelner Abschnitte dieser Organe besteht, welche in der Anlage nicht verschieden sind. Gerade die Bestandtheile der äusseren Genitalien, deren grosse Variation von jeher die Aufmerksamkeit erregt und in ihren extremen Folgen die so viel umstrittene Lehre von dem Hermaphroditismus hervorgerufen hat, sind in gleicher Zahl bei beiden Geschlechtern vorhanden, aber ihre Grösse und sonstige Configuration weichen so sehr von einander ab, dass bei Männern weibliche und bei Frauen männliche Eigenschaften entstehen können. Man theilt daher diesen nur scheinbaren Zwitterzustand (Herm. spurius) in eine männliche und eine weibliche Form ein, obwohl es sich bei den äusseren Theilen durchweg um homologe Gebilde handelt. Sehr viel grössere Schwierigkeiten hat die Analyse des mittleren Abschnittes der Sexualorgane gemacht, welcher die Kanäle umschliesst, in denen die Producte der geschlechtlichen Thätigkeit geleitet und bei der Frau die Entwicklung der Frucht im Mutterleibe ermöglicht werden soll. Erst in unserer Zeit sind für diejenigen Theile dieser Kanäle, welche in der Betrachtung der Geschlechtsunterschiede im Vordergrunde standen, Uterus und Vagina der Frau, homologe Einrichtungen beim Manne aufgefunden worden, welche wegen ihrer geringen, häufig geradezu abortiven Ausbildung ganz unbeachtet geblieben oder doch verkannt waren. Seitdem Johannes Müller den Nachweis geliefert hat, dass von solchen Kanälen in jedem Embryo auf jeder Seite zwei existiren, von denen bei jedem Geschlecht auf jeder Seite nur einer persistirt, während die beiden anderen verkümmern und häufig ganz und gar verschwinden, dass aber die Persistenz und Verkümmerung bei männlichen Früchten eine andere Art von Kanälen trifft, als bei weiblichen, ist das Verständniss gewonnen worden, dass aus derselben Anlage bei jedem der beiden Geschlechter eine verschiedene Einrichtung erwachsen kann. Was endlich die inneren Organe, die eigentlichen

Geschlechtsdrüsen, also die keimbereitenden Theile, betrifft, so geht ihre Entwicklung schon sehr früh einen verschiedenen Weg, indem bei der männlichen Frucht Testikel, bei der weiblichen Ovarien entstehen, — derjenige Fall von Variation, der in der menschlichen Entwicklungsgeschichte das wichtigste und zugleich merkwürdigste Beispiel heterologer Evolution darstellt.

Wollte man die traditionelle Vorstellung von der Natur des wahren Hermaphroditismus in eine moderne entwicklungsgeschichtliche Formel übertragen, so müsste entweder eine Verdoppelung der Geschlechtsdrüsen, oder eine seitliche Differenz in der Evolution angenommen werden. Es müssten also auf jeder (oder wenigstens auf einer) Seite statt einer Geschlechtsdrüse zwei entstehen, oder es müsste auf einer Seite eine männliche, auf der anderen Seite eine weibliche hervorwachsen. Ueber das thatsächliche Vorkommen solcher Zustände, wie sie bei niederen, namentlich wirbellosen Thieren häufig und zum Theil typisch vorkommen, sind beim Menschen sehr widerstreitende Angaben vorhanden. Ihre specielle Darlegung kann hier übergangen werden. Wie ich gezeigt habe[1]), kommt es bei sogenannten Zwittern zuweilen überhaupt nicht zu einer vollständigen Ausbildung der Geschlechtsdrüsen; diese verkümmern frühzeitig und hinterlassen ein unbestimmbares Gewebe, dem alle specifischen Elemente fehlen. Es giebt also Menschen von ganz neutraler Art, die in Wirklichkeit weder männlich, noch weiblich sind, wenngleich ihre äussere Erscheinung sich dem Charakter eines Geschlechts, und zwar besonders häufig dem des männlichen, bis zum Verwechseln nähern kann.

Das für die allgemeine Betrachtung Wesentliche sind demnach die Geschlechtsdrüsen. Sie bilden zweifellos die bestimmenden Mittelpunkte des sexuellen Lebens. Werden sie vollständig entwickelt, so gehen von ihnen Einwirkungen aus, welche in erster Linie die Gestaltung und Umgestaltung der übrigen Sexualorgane, weiterhin aber auch das morphologische Geschick anderer, weit entfernter Organe und Theile, ja des ganzen Körpers bestimmen. Diese Einwirkungen stellen das wichtigste Beispiel dar, wie trotz des Eigenlebens aller einzelnen Elemente des Körpers dieses Leben geändert werden kann von einer einzigen und noch dazu ihrem Umfange nach ganz beschränkten Einrichtung aus.

Diese Einrichtung ist zugleich diejenige, an welcher die Eigenschaft der Erblichkeit haftet. Denn im strengeren Sinne des Wortes oder, anders ausgedrückt, im wissenschaftlichen Sinne giebt es eine Vererbung im physiologischen und pathologischen Gebiete nur insoweit, als die Producte der Geschlechtsdrüsen, Ovulum und Sperma, im Augenblicke der Copulation schon Träger der besonderen Anlagen sind. Alles, was erst nach dieser Zeit, wenngleich vielleicht lange vor der Geburt, an Anlagen für die spätere Entwicklung geschaffen wird, ist nicht mehr erblich, sondern erworben, wenn es sich

[1]) Verhandl. der Berl. anthrop. Gesellschaft 1872. S. 270.

nicht auf eine entsprechende, schon vor der Copulation bestandene Anlage zurückverfolgen lässt.

Diese Unterscheidung ist schon theoretisch, aber noch mehr praktisch äusserst schwierig. Theoretisch wegen des Fehlens einer allgemein anerkannten und daher allgemein verständlichen Terminologie. Praktisch wegen unserer Unkenntniss anatomischer oder chemischer Verschiedenheiten der Ovula und des Sperma, welche als Anfang erst später in die Erscheinung tretender Abweichungen demonstrirt werden könnten. Wir sind freilich berechtigt, auf solche Verschiedenheiten nachträglich zu schliessen, wenn sich eine Abweichung der späteren Entwicklung zeigt, die eine bei dem Vater oder der Mutter oder einem sonstigen Vorfahren früher vorhanden gewesene Abweichung reproducirt, aber wir müssen alsdann auch den Beweis liefern, dass die Primäranlage nach der Copulation nicht durch eine Einwirkung getroffen ist, welche an und für sich ausreicht, um eine derartige Abweichung der weiteren Entwicklung hervorzurufen. Nichts ist aber schwieriger, als die Feststellung des Zeitpunktes, wo die bestimmende Ursache eingewirkt hat, sowie die Erkennung der Natur dieser Ursache.

Das ungefähr sind die Gründe, weshalb auch vorsichtigere Forscher zu immer neuen Irrthümern und zum Theil recht willkürlichen Constructionen der Lehre von der Vererbung gekommen sind. Nirgends ist das so scharf und zugleich in so bedeutungsvoller Weise hervorgetreten, als in der Pathologie. Wenn man die fast unermessliche Zahl der Krankheiten mustert, die für erblich erklärt worden sind, so ergiebt sich alsbald, dass die Gewohnheit der Aerzte, die Erblichkeit gewisser Krankheiten anzuerkennen, fast nach Art einer Mode gewechselt hat, dass aber eine Neigung dazu immer vorhanden gewesen ist, weil die Annahme einer Vererbung vor jeder weiteren Beunruhigung in Betreff der Ursache schützt. Es war mehr als bequem, die Ursache in die Erblichkeit zu verlegen. Umgekehrt hat der Glaube an die Erblichkeit nicht selten in fast lächerlicher Weise in dem Augenblick aufgehört, wo man die wirkliche Ursache aufgefunden hatte. Ich erinnere nur an die Krätze, den »Erbgrind« (Favus), den Aussatz, die Tuberkulose. Als die Krätzmilbe, der Favuspilz, die Bakterien der Lepra und der Tuberkel nachgewiesen waren, bestand kein Bedürfniss mehr, diese Krankheiten durch Vererbung zu erklären, dagegen empfand man um so stärker das Bedürfniss, Schutzmittel gegen die Invasion solcher Thiere und Pflanzen aufzusuchen. So ist es zu verstehen, dass in der modernen Medicin das anerkannte Gebiet der erblichen Krankheiten immer mehr eingeengt worden ist.

Aber auch in der Medicin kann man nicht ohne die Annahme erblicher Anlagen (Prädispositionen) auskommen. Hier aber tritt die schon berührte terminologische Schwierigkeit erst recht hinderlich auf. Wenn wir als Vererbung nur einen Vorgang anerkennen, der schon vor oder mit der Copulation seinen Anfang genommen hat, und als erbliche Anlage nur ein Verhältniss, welches durch einen solchen Vorgang bedingt war, so dürfen wir nicht übersehen, dass diese Anlage zunächst nicht sichtbar ist. Denn erst nach der

Copulation beginnt jene lange Reihe von inneren Veränderungen (Differenzirungen) im Ei, welche zu sichtbaren Resultaten, zur Furchung, zur Zellenbildung und schliesslich zur Gewebsbildung führen. Diese neuen Zellen und Gewebe werden nun die Träger der ererbten Anlage, die auch dann noch nicht sichtbar zu sein pflegt. Ehe der Zeitpunkt des Sichtbarwerdens, der wirklichen Manifestation der Anlage eintritt, können Wochen und Monate vergehen, ja, das Kind kann geboren werden und die Anlage kann erst nach Jahren zur Erscheinung kommen. Im letzteren Falle müssen erst neue Zellen, ja Generationen aus einander hervorgehender Zellen entstehen, ehe die definitive Gestaltung erfolgt, und erst diese vielleicht sehr spät erzeugten Zellen und die aus ihnen erwachsenden Gewebe zeigen sich in ihren wahren erblichen Eigenschaften. Vorher war also nur eine virtuelle Anlage vorhanden; daraus ist dann die thatsachliche, actuelle Anlage entstanden.

Man ist im Ganzen wenig geneigt, sich diesen Unterschied klar zu machen. Insbesondere in der Medicin ist man mit der Aufstellung der Prädisposition bald sehr freigiebig, bald sehr zurückhaltend. Man spricht von erblichen Geisteskrankheiten und von erblichen Gefässkrankheiten. Aber die ersteren treten selten vor der Pubertät auf, die letzteren dagegen gehören meist dem fötalen Leben, nicht selten der eigentlichen Embryonalperiode an. Daher spricht man im ersten Falle von einer erblichen »Belastung«, im zweiten von einer erblichen Missbildung. Eine chlorotische Aorta zeigt ausser manchen anderen Abweichungen meist auffällige Anomalien in den Gefässursprüngen, neue Gefässursprünge an der Aorta aber entstehen nach der Zeit der ersten Bildung nicht mehr. Das Gehirn dagegen wächst noch über die Zeit der Pubertät hinaus, und ein primärer Defect wird um so mehr wahrnehmbar, je mehr die Function des Gehirns sich entfaltet. Ebenso werden an den Knochen auch im extrauterinen Leben immer neue Elemente gebildet, und da diese aus schon vorhandenen alten hervorgehen, so können sie von diesen ihre erbliche »Belastung« erhalten. Noch deutlicher ist dies an den epidermoidalen Elementen, auf welche ich alsbald kurz zurückkomme. Zunächst lag mir nur daran, klar zu legen, dass auch eine virtuelle Anlage sich bis in das extrauterine Leben und auf Elemente fortsetzen kann, die erst Jahre, ja viele Jahre nach der ersten Anlage des Embryo, wie man gesagt hat, postgenerativ gebildet werden. Daraus folgt, dass man zwischen primären und secundären erblichen Veranlagungen streng unterscheiden muss.

Für die Betrachtung der Rassenbildung liegt kein Capitel klarer, als das der epidermoidalen Gebilde. Dazu rechnen wir die eigentliche Oberhaut (Epidermis) mit ihren verschiedenen Schichten, die Haare, die Hautdrüsen. Obwohl die letzteren für die Rassen, namentlich für die schwarze, gleichfalls eine gewisse Bedeutung haben, so interessiren uns doch vornehmlich die Oberhaut (genauer das Rete Malpighii) und die Haare als die Träger des Pigments, des vorzüglichsten Rassenmerkmals. Epidermis und Rete Malpighii sind vor der Geburt pigmentlos,

während die Haare schon mehr oder weniger gefärbt sind. Dass aber auch pigmentlose Zellen des Rete die virtuelle Anlage zur Pigmentbildung mit auf die »Welt« bringen, ist zweifellos; wir lassen sie aber nur unter der vorher erörterten Voraussetzung zu, dass die Primäranlage nach der Copulation durch keine Einwirkung getroffen ist, die an sich zur Erklärung der Abweichung ausreicht. Erst nach der Geburt beginnen Pigment erzeugende Einwirkungen, wie gleichfalls schon auseinandergesetzt ist (S. 14), aber, gleichviel ob man dem Licht oder der Wärme oder der Luft den Haupteinfluss zuschreibt, es bleibt doch die Thatsache bestehen, dass keine dieser Einwirkungen ausreicht, einem weissen oder gelben Körper Negerfarbe beizubringen. Noch auffälliger ist dies bei den Haaren. Sie wachsen aus der Haarzwiebel (Bulbus) hervor, die selbst gar nicht oder nur fleckweise pigmentirt zu sein braucht. Das Pigment entwickelt sich erst an dem hervorwachsenden Haarschaft, und bei den hellen Rassen erst im Laufe der ersten Jahrzehnte des extrauterinen Lebens. Eine Abweichung von dieser Regel findet jedoch häufig an einzelnen Stellen der Körperoberfläche statt, namentlich in Gestalt von Mälern, an welchen nicht bloss die Oberhaut, sondern auch die darauf wachsenden Haare eine dunkle, ja geradezu als schwarz zu bezeichnende Farbe annehmen. Daher stammt die alte Bezeichnung Naevus (von γενναῖος), zu deutsch Muttermal (Naevus maternus), nicht nur weil die Erblichkeit solcher Mäler vielfach constatirt ist, sondern auch, weil eine andere Erklärung nicht aufgefunden wurde. Und doch entstehen gerade die Pigmentmäler meist erst nach der Geburt. Da sie aber aus Zellen hervorgehen, die selbst erst nach der Geburt gebildet werden, so müssen wir ihnen eine secundäre erbliche Veranlagung zuschreiben. Nur die Disposition ist bei ihnen erblich.

In der Pathologie giebt es ein grosses Gebiet, welches die Versuchung, eine ähnliche Methode der Interpretation zu gebrauchen, äussert nahe legt: es ist das Gebiet der Geschwülste (Tumores) oder, wie man in unserer Sprache sehr richtig gesagt hat, der Gewächse (Neoplasmata). Insbesondere die sogenannten bösartigen Gewächse, Krebse (Carcinoma) und Fleischgewächse (Sarcoma), gehören in diese Kategorie. In zahlreichen Fällen treten sie in einer Reihe von Generationen hinter einander auf, und dann pflegt man sie als erblich zu bezeichnen. Wirklich angeborene Krebse und Sarkome gehören aber zu den grössten Seltenheiten, und gerade diese Fälle bieten am wenigsten Veranlassung, ihnen den Charakter erblicher Vorkommnisse beizulegen. In der Mehrzahl gehört auch die Entwicklung der Geschwülste dem späteren Leben an: erst die Zeit vom 30. Lebensjahre an bringt die meisten von ihnen hervor. Wären sie erblich, so könnte es auch nur eine Disposition sein. Aber auch diese Annahme stösst auf unüberwindliche Schwierigkeiten, sobald man über die örtliche Disposition hinausgeht. Beim weiblichen Geschlecht ergreift der Krebs vorzugsweise die Brust und den Uterus. Wenn eine Mutter an Brustkrebs gelitten hat, so kann man sich in einer Art von Berechtigung entschliessen, den Brustkrebs der Tochter ohne Weiteres für erblich zu halten, aber es liegt keineswegs nahe, ihn auf einen

etwa vorhanden gewesenen Uteruskrebs der Mutter zu beziehen, denn die Zellen, welche die Wucherung des Gewächses am Uterus bedingen, haben eine ganz andere Abkunft und sind ganz anders gebaut, als die Zellen der Milchdrüse, welche den Brustkrebs zusammensetzen. Die Verallgemeinerung einer Disposition, welche uns an einem bestimmten Orte entgegentritt, ist gänzlich willkürlich, während die Annahme einer localen Disposition eine nicht zu bestreitende Berechtigung hat.

Man hat vielfach versucht, diese locale Disposition auf eine directe Fortpflanzung specifischer Elemente zu beziehen. Wie bei dem Carcinom, so ist es in noch grösserer Ausdehnung bei dem Tuberkel geschehen, der gleichfalls, trotz seiner Kleinheit, als ein bösartiges Gewächs angesehen werden kann. Bis vor wenigen Decennien erfreute sich die Vorstellung von erblicher Tuberkulose einer grossen Beliebtheit. Mit der Entdeckung des Tuberkel-Bacillus hat diese plötzlich aufgehört. Dafür ist die alte Lehre von der tuberkulösen Disposition zu verstärkter Anerkennung gelangt. Einige Forscher haben freilich an die erbliche Uebertragung des Bacillus, also einer »äusseren« Ursache, gedacht; man hat Tuberkel-Bacillen im Ovulum und im Sperma gesucht. Aber man hat nicht nachgewiesen, dass ein solches Ovulum sich weiter entwickeln oder dass bacilläres Sperma befruchten könne. Nicht einmal Tuberkel im Embryo sind aufgefunden worden. Daher begnügt man sich gegenwärtig mit der thatsächlichen Erfahrung, dass ein Kind frühzeitig von der Mutter oder auch vom Vater oder auch von einer dritten Person inficirt werden kann, ohne dass der Zeugungsact dabei betheiligt ist. Die actuelle Tuberkulose gilt jetzt als eine erworbene Krankheit. Die Disposition hat mit dem Bacillus an sich nichts zu thun; sie ist nur ein defecter Zustand, der die Ansiedelung und Vermehrung der Bacillen begünstigt. Er ist an gewisse Mängel der Organisation geknüpft.

Erkennt man die örtlichen Dispositionen an, und betrachtet man sie, wie es natürlich zu sein scheint, als Mängel (Defecte) in der Einrichtung (Organisation) der Theile, so lässt sich eine grosse Zahl derselben auf Störungen beziehen, welche durch ungünstige Einflüsse herbeigeführt sind. Störungen der Ernährung stehen im Vordergrunde der Betrachtung, aber auch fehlerhafter Gebrauch (Function) und schädliche Einwirkungen, sowohl mechanische als chemische, thermische u. s. w. erweisen sich erfahrungsgemäss als ursächliche Bedingungen. Für die betroffenen Theile sind alle diese Ursachen äussere, die Veränderung (Störung) also eine erworbene. Eine regelrechte, logische Betrachtung kann nicht umhin, eine grosse Zahl der Dispositionen als erworben zu bezeichnen. Aber sie kann auch die Frage nicht umgehen, ob eine solche erworbene Disposition vererbt werden kann.

Die Mediciner haben kein Bedenken getragen, diese Frage zu bejahen, und sie haben recht daran gethan. Denn die Zahl der in der Literatur vorhandenen Beobachtungen darüber ist Legion. Freilich haben viele von ihnen einen Mangel, der in den Augen mancher Kritiker genügt, um sie für unbrauchbar zu erklären. Es ist dies der Umstand, dass die Ursache für die Abweichung

des ersten Falles häufig unbekannt ist: die Abweichung ist eben angeboren, aber man weiss nicht, woher sie entstanden ist. Man sollte nun meinen, es müsse genügen, zu wissen, dass in einer Familie, die aus sonst wohlgebauten Mitgliedern besteht, ein Kind mit einer erheblichen Abweichung, z. B. mit dem Mangel eines oder mehrerer Knochen, geboren ist; woher sollte dieser Mangel kommen, wenn er nicht im Laufe der intrauterinen Entwicklung entstanden, d. h. erworben ist? Aber man fordert auch den Nachweis der Ursache. Früher behalf man sich mit dem »Versehen« der Mutter, einer Erklärung, die wissenschaftlich nichts für sich hatte, und die doch in der neueren Zeit durch die Lehre von der Mimicry noch übertrumpft worden ist. In dem Maasse, als das »mechanische« Denken in der Naturwissenschaft mehr zur Geltung kam, griff man auf die gewöhnlichste aller Ursachen, auf die traumatische, zurück. An Erzählungen, wonach Jemand infolge einer Verwundung einen Theil des Körpers verloren und dann Nachkommen mit einem analogen Defect des betreffenden Theiles erzeugt hatte, hat es nie gefehlt. Aber der Versuch, diese Frage experimentell zu beantworten, hat keinen rechten Erfolg gehabt.

Man konnte darauf vorbereitet sein. In einem Vortrage über künstliche Verunstaltung des Körpers[1]) habe ich speciell auf die Deformation der Köpfe in manchen Gegenden hingewiesen. Wir haben dafür ganz besonders lehrreiche Beispiele. Einerseits die sogenannten Makrocephalen im Kaukasus, von denen schon Hippokrates beschreibt, wie ihre Köpfe künstlich verändert wurden, und von denen ich bei einer Reise daselbst fand, dass auch heutigen Tages noch Leute mit derselben Schädelform existiren, aber ich erfuhr auch, dass kein Kind makrocephal geboren wird, und ich habe selbst eine Wiege mit der entsprechenden Druckeinrichtung mitgebracht. Ein mehr als zweitausendjähriger Gebrauch hat also nicht genügt, die Erblichkeit der Deformation herbeizuführen. Andererseits wissen wir von der Nordwestküste Americas, wo die mannigfaltigsten künstlichen Verunstaltungen des Schädels an kleinen Kindern vorgenommen wurden, z. B. bei den berühmten Flatheads am Columbia River, dass mit der durch die moderne Cultur bewirkten Beendigung der Druckwirkungen auch die Köpfe wieder normal geworden sind. Dasselbe gilt von den Verunstaltungen der Füsse durch unzweckmässige Bekleidung: meines Wissens ist noch nie ein neugeborenes Kind gesehen worden, welches eine erbliche Verunstaltung in der bei seinen Eltern künstlich ausgebildeten Form besessen hätte. Diese Erfahrungen sind, wie man heutzutage sagt, ganz »eindeutig«.

Zweideutig dagegen sind manche andere Erfahrungen. Dahin gehören die mit der Beschneidung. Die Juden beschneiden ihre Söhne so lange, und vielleicht noch länger, als die Kaukasier ihren Neugeborenen die Köpfe verdrücken. Nun geschieht es, wenn auch selten, so doch öfters, dass jüdische Knaben mit einem Defect des Praeputium geboren werden. Es ist dies der Fall, den die

[1]) Naturforscher-Versammlung zu Köln, am 23. September 1888.

Araber in Aegypten nach Schweinfurth[1]) die »Beschneidung durch Engel« nennen. So nahe hier die Versuchung liegt, anzunehmen, dass ein ursprünglich traumatischer Defect sich erblich fortgepflanzt habe, so muss doch in Erwägung gezogen werden, dass der Mangel des Praeputium auch in nicht jüdischen Familien vorkommt, und dass, wie es scheint, eine zweifellos erbliche Fortpflanzung desselben weder aus jüdischen, noch aus christlichen Familien bekannt ist. Man wird daher auf dieses Beispiel wohl verzichten müssen. Aehnlich ist es mit der künstlichen Verunstaltung der Zähne, die in Africa so gewöhnlich ist. Anders verhält es sich mit dem Mangel oder der Verkürzung des Schwanzes, welcher angeboren bei Hunden und namentlich bei Katzen recht häufig vorkommt. Hier stossen wir, wie das bekannte Beispiel der Manx-Rasse unter den englischen Katzen und das der verkümmerten Schwänze bei japanischen Katzen[2]) lehrt, auf zweifellose Erblichkeit. Dabei zeigt sich, wie übrigens auch bei dem Mangel der Vorhaut, dass von derselben Mutter normale und defecte Nachkommenschaft hervorgebracht wird. In einem Wurfe von Katzen sind fast regelmässig schwanzlose Junge oder solche mit Stummelschwänzen neben normal-schwänzigen vorhanden, doch scheint es[3]), dass auch aus den schwanzlosen durch Zuchtwahl in folgenden Generationen eine grössere Anzahl von langschwänzigen gewonnen werden kann. Aber auch hier ist die Anfangs-Ursache nicht klar. Nichts ist häufiger, als die Angabe, dass die Mutterkatze durch ein Trauma den ganzen oder einen Theil des Schwanzes verloren habe, und dass sie von da an schwanzlose Junge hervorgebracht habe. Leider fehlt gewöhnlich der authentische Beweis für diese Geschichte. Sicher bleibt nur die Thatsache der Vererbung des Mangels, wobei der bemerkenswerthe Umstand hervortritt, dass die Vererbung unbeständig ist, indem derselbe Wurf schwanzlose und geschwanzte Kätzchen bringt. Ich kann dafür aus eigener Erfahrung noch die weitere Thatsache hinzufügen, dass diese Unbeständigkeit auch bei Katzenfamilien hervortritt, in denen sowohl der Vater, als die Mutter schwanzlos sind. Ich habe unter allen Kautelen solche »Ehen« eingerichtet; das Resultat blieb dasselbe.

In einer längeren Reihe von Discussionen, welche ich auf Naturforscher-Versammlungen mit Herrn Weismann hatte, ist von diesem eifrigen Forscher entgegnet worden, dass an den Schwänzen der Katzen sich, wie es von anderen Theilen der verschiedensten Wirbelthiere bekannt sei, eine allmähliche Verkümmerung geltend mache, in der Art, dass der Stummelschwanz die ganze Schwanzwirbelsäule, freilich in stark reducirtem Zustande, enthalte. Ich habe dagegen auf Grund meiner Untersuchungen hervorgehoben, dass diese Angabe irrig sei, dass vielmehr »diesen Katzen gerade so ein Stück der Wirbelsäule fehlt, wie jenen, die durch mechanische Gewalt verunstaltet sind«, ja dass am Ende des Stummels sogar eine gewisse Aehnlichkeit mit einer Narbe existirt,

[1]) Verhandl. der Berl. Anthrop. Gesellsch. 1888. S. 129.

[2]) Dönitz. Ebendas. 1887. S. 725.

[3]) Otto G. Kauffmann. Ebendas.

eine Stelle, die nicht behaart, glatt und röthlich ist, wie wenn in der That eine Verletzung stattgefunden habe.« Es verhält sich mit diesen Schwänzen, wie mit jenen Fingern und Extremitäten, die, wie man gesagt hat, durch Selbstamputation im Mutterleibe defect geworden sind, ein Zustand, der gleichfalls erblich sein kann. Aber ich bin fern davon, einen solchen Befund als entscheidenden Beweis für den traumatischen Anfang der ganzen Reihe auszugeben. Dagegen kann ich nicht umhin, zu sagen, dass der Anfangszustand ein erworbener gewesen sein muss. Gesetzt, dass die mütterliche wie die väterliche Katze langschwänzig sind und dass trotzdem von ihnen Junge mit Stummelschwanz oder ohne Schwanz hervorgebracht werden, so muss sicherlich ein bestimmter Grund dafür bestanden haben. Nun kennen wir einen solchen Grund in entzündlichen Processen, die schon im Mutterleibe, am häufigsten ausgegangen von den Eihäuten, sich entwickeln, und wir können diese Processe nicht selten auf äussere Einwirkungen oder auf abnorme Lagerungsverhältnisse zurückführen.

Ich will auf diese Erörterung, die noch eine längere Darstellung erfordern würde, nicht weiter eingehen; ich möchte nur auf eine besondere Art von erbähnlicher Uebertragung, die im Ganzen wenig beachtet ist, aufmerksam machen. Wenn es richtig ist, dass ein Kätzchen im Mutterleibe einen Schwanzdefect durch Entzündung erwerben und dass dieser Defect sich vererben kann, so wird man um so weniger auf die gewöhnliche Vererbung zurückgehen können, wenn dasselbe Elternpaar gleichzeitig schwanzlose und geschwänzte Junge hervorbringt. Hier scheint mir nichts anderes übrig zu bleiben, als die Annahme, dass die scheinbare Vererbung nicht durch die Copulation, sondern erst nachher, wie Herr Roux sagt, durch Postgeneration zu Stande kommt, dass sie also weder im Ovulum, noch im Sperma, sondern im Uterus oder sonstwo im Organismus der Mutter ihren Grund haben muss. Eine solche paradoxe Uebertragung steht keineswegs ohne Beispiele in der Pathologie. Ich will nur beiläufig auf die Hasenscharte verweisen. Dagegen möchte ich das meiner Meinung nach merkwürdigste Beispiel dieser Art etwas genauer angeben. Vor mehr als 40 Jahren besprach ich in der Würzburger physikalisch-medicinischen Gesellschaft die congenitale Nierenwassersucht, genauer die als Hydrops renum cysticus bezeichnete Art derselben[1]). Es ist dies ein Zustand, der durch Verstopfung, meist durch Atresie des papillären Antheils der Harnkanälchen zu Stande kommt, der also zuletzt auf eine Entzündung dieses Antheils zurückgeführt werden muss. Den ersten der von mir beobachteten Fälle beschrieb ich schon lange vorher[2]): eine durchaus gesunde Frau hatte dreimal Kinder mit ungewöhnlicher Ausdehnung des Unterleibes geboren; bei dem dritten Kinde wurde endlich die Section gemacht und der Hydrops cysticus gefunden. Ausser-

[1]) Würzburger Verhandlungen V. S. 447, Sitzung vom 4. November 1854.

[2]) Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Geburtshülfe. III. S. 176, 189. Sitzungen vom 10. Febr. und 24. Novbr. 1846.

dem gebar die Frau vier lebende Kinder, und endlich ein den früheren ähnliches, dessen Section den gleichen Befund ergab.

Bei dieser Gelegenheit erwähnte ich folgenden Fall von Missbildung der Extremitäten: Eine starke, gut ausgebildete Person erschien bei mir mit einer kleinen Tochter, welche an jeder Hand nur einen Finger und an jedem Fusse nur eine Zehe hatte, und der ausserdem die entsprechenden Mittelhand- und Mittelfuss-Knochen fehlten. Nach ihrer Angabe hatte sie schon früher ein Kind gehabt, dessen Hände und Füsse in gleicher Weise mangelhaft gebildet waren. Einige Jahre später wurde sie zum dritten Male entbunden und brachte nun, noch dazu von einem anderen Vater, ein Kind zur Welt, dass weder einen Finger, noch eine Zehe, sondern nur statt der Hände und Füsse Klumpen hatte, in welchen ich Hand- und Fusswurzelknochen durchfühlen konnte[1]).

Die sehr charakteristische Stammtafel einer Familie mit erblicher Verwachsung von Fingern und Zehen, in welcher die durch fünf Generationen constatirte Vererbung vorzugsweise an die männliche Linie geknüpft war, ist kürzlich von Herrn Ebstein[2]) veröffentlicht worden. Sie mag zugleich als Beispiel dafür dienen, dass auch von den Vätern aus Abweichungen übertragen werden, die ein Skeptiker auf entzündliche Vorgänge beziehen könnte. Die Deutung aller solcher Abweichungen, obwohl sie schliesslich Defectzustände darstellen, führt jedoch auf eine erregende Ursache, auf eine örtliche Reizung zurück, somit auf erworbene Zustände. Mögen diese auch in dem Mutterleibe, in den geschlossenen Eihäuten auftreten, so können sie doch die grösste Aehnlichkeit mit rein äusserlichen Veränderungen darbieten. Wo liegt nun hier die Grenze der erblichen Zustände? und woran sollen wir erkennen, dass die Uebertragung vor oder bei der Copulation eingetreten ist oder dass sie erst der postgenerativen Periode angehört?

Bis jetzt ist eine bestimmte Antwort, die für alle Fälle passt, meiner Meinung nach nicht möglich. Jeder Einzelne wird seine Antwort auf Grund seiner Erfahrungen und Kenntnisse, aber auch auf Grund seiner allgemeinen Anschauungen und Voraussetzungen formuliren. Ein Blick auf die Literatur belehrt uns schnell über das Maass des Einflusses, welchen jeder dieser Kreise auf das Urtheil ausübt. Ich verweise z. B. auf die neuen Untersuchungen über die angeborenen Missbildungen des Auges. Die Herren L. Weiss und W. Ottinger[3]) haben eine Reihe von Einzelbeobachtungen zusammengestellt, welche für die Deutung einer erblichen Untersuchung traumatischer Verletzungen äusserst günstig lauten. Selbst experimentelle Beweise fehlen nicht. So besass Brown-Séquard ein weibliches Meerschweinchen mit einseitigem experimentellem Anophthalmus, dessen Junge theils einfachen, theils doppelten An-

[1]) Man vergleiche einen in vieler Beziehung ähnlichen, aber einfach erblichen Fall, den ich auf der Strassburger Versammlung (1885) mittheilte.

[2]) Archiv f. pathol. Anat. u. Physiol. 1896. CXLIII. S. 413.

[3]) Archiv für Augenheilkunde. 1895. XXX.

ophthalmus zeigten. Deutschmann experimentirte mit einer Kaninchenfamilie: das Männchen hatte nach Impfung mit einer tuberkelverdächtigen Masse eine Narbe der Iris und eigenthümliche Pigmentveränderungen im Augengrunde, das albinotische Weibchen traumatische Katarakt. Von ihren 6 Jungen zeigten 4 die Pigmentveränderungen des Vaters, eines Phthisis bulbi, Chorioiditis und Sehnervenatrophie beider Augen. Wegen weiterer Beispiele verweise ich auf das Original; hier will ich nur eine charakteristische Interpretation erwähnen: Ein Mädchen erlitt im 10. Lebensjahr eine Verletzung des linken Auges, die bis in die Iris und Linse eindrang; es entstand traumatische Katarakt und Irisvorfall. Letzterer wurde später unter Bildung eines nach innen und unten gerichteten arteficiellen Koloboms abgetragen. Als Frau hatte die Person vier Kinder: das älteste schielt und sieht schlecht, zwei andere sind völlig gesund, das vierte und jüngste hat links ein angeborenes Kolobom der Iris. Die Verfasser finden, dass es sich hier »um ein — wenn auch sehr merkwürdiges — zufälliges Vorkommen handelt«, »können aber in dem Fall kein Beispiel einer vererbten Augenverletzung sehen«. Darauf ist zu sagen, dass wohl Niemand die Verletzung als vererbt ansehen dürfte, dass aber der durch zwei Verletzungen bei der Mutter entstandene und bei dem Kinde reproducirte Defect doch nicht nothwendig ein zufälliger sein muss, sondern recht wohl ein erblicher sein könnte. Es verhält sich damit nicht nothwendig anders, als mit dem anophthalmischen Kaninchen von Brown-Séquard, oder mit den doch zweifellosen Fällen von erblicher Missbildung der Extremitäten, die ich vorher mittheilte.

Leider sind wir in der Classificirung der erblichen Abweichungen über das Gebiet der bloss empirischen Kenntnisse noch nicht weit hinausgekommen, und ich will die Vorsicht derjenigen nicht tadeln, welche bis auf Weiteres ihr Urtheil über einzelne Fälle oder Kategorien vorbehalten oder geradezu negativ abgeben. Mir lag nur daran, zu zeigen, bis zu welchem Maasse die unzweifelhaft durch äussere Einwirkungen hervorgebrachten Abweichungen mit wirklich vererbten übereinstimmen können, und dass kein Grund vorliegt, die nach der Copulation veranlassten, wenngleich congenitalen Abweichungen anders zu erklären, als die nach der Geburt eintretenden.

Vorläufig handelt es sich darum, die gut beglaubigten empirischen Thatsachen zu vermehren. Das ist meiner Meinung nach die Aufgabe der nächsten Zeit. Wer sich damit nicht begnügen will, der wird sich alsbald in das Chaos der Hypothesen versetzt sehen, mit denen die neueren Werke über Erblichkeit überfüllt sind. Die Fortschritte der Embryologie und der »Mikrologie« dürfen natürlich nicht übersehen werden. Aber mit der Schöpfung immer neuer Termini technici tragen sie ein Moment nicht bloss der äussersten Erschwerung des Verständnisses, sondern auch der Verwirrung in sich. Denn fast jeder Schritt auf diesem Wege führt zu neuen Hypothesen und Namen. Mögen ihre Urheber diese auch für sehr nöthig halten; ihr Werth ist erfahrungsgemäss ein sehr vorübergehender.

Der alte Blumenbach bezeichnete die treibende Kraft in der belebten Substanz einfach als Nisus formativus. Dass die jüngeren Forscher an die Stelle der Kraft körperliche Dinge setzen möchten, ist nicht zu tadeln. Aber wenn sie sich für berechtigt ansehen, als die Träger der erblichen Kraft unsichtbare kleinste Theile zu proclamiren und diesen besondere Namen zu geben, so gerathen sie in ein Gebiet transcendenter Speculation, welche im Grunde doch nichts weiter ist, als eine Spiegelung der im Gebiete der sichtbaren Erscheinungen gemachten Erfahrungen, welche also nur scheinbar einen Fortschritt darstellt. Ich habe nichts gegen eine Ersetzung älterer Bezeichnungen durch neue, wenn die letzteren auf objectivem Grunde beruhen. Wenn z. B. Herr Roux statt des Nisus formativus die Selbstdifferenzirung setzt, so mag das für das heutige Verständniss deutlicher sein: das erklärt sich daraus, dass wir gegenwärtig cellular denken, während Blumenbach noch keine Zelle kannte. Das cellulare Denken ist aber dasselbe, welches ich in meiner Gedenkrede auf Morgagni[1]) das anatomische Denken genannt habe. Auf diesem beruht der ganze Fortschritt der modernen Biologie. Nach Roux[2]) bedeutet Selbstdifferenzirung eines Systems von Theilen (und als ein System kann in einem gewissen Sinne auch eine Zelle betrachtet werden), dass entweder die Veränderung in ihrer Totalität, oder doch die »specifische Natur« der vor sich gehenden Veränderung durch die Energien des Systems selber bestimmt wird. Das wäre also der Nisus formativus. Das Gegentheil der Selbstdifferenzirung, die Differenzirung durch äussere Einwirkung, bezeichnet Roux als correlative oder abhängige, wobei er zugleich erklärt, dass diese Distinction »bloss darauf ausgeht, den »Sitz« derjenigen Alterationsursache eines in seiner Veränderung betrachteten Systems zu bezeichnen, welche die specifische Natur dieser Veränderung bestimme«. Auch er bedarf also für die erste Begründung seiner Anschauung eines Sitzes (sedes), d. h. des anatomischen Ortes.

Diese Definition ist gewiss ein gutes Zeugniss für die Betrachtungsweise, welche die Medicin seit längerer Zeit festgehalten hat und welche mit grösserer Schärfe zu entwickeln ich stets als meine Aufgabe betrachtet habe. Seitdem ich den Satz aufstellen konnte: Omnis cellula e cellula, habe ich auch die Continuität des Lebens und die Erbfolge der Zellen (Theile u. s. w.) gelehrt. Die Erblichkeit ist aber auch der Grund der Selbstdifferenzirung oder die Ursache derselben, und insofern ist sie identisch mit dem Nisus formativus und den »Energien des Systems«. Je nach Bedürfniss oder Liebhaberei mag man den einen oder den anderen Namen gebrauchen. Die Differenzirung durch äussere Ursachen fällt mit unseren »erworbenen« Veränderungen zusammen. So besteht nach meiner Vorstellung in den Grundlagen der Vorstellungen zwischen Roux, dessen

[1]) Morgagni und der anatomische Gedanke. Rede, gehalten am 30. Mär. 1894 auf dem XI. internationalen medicinischen Congress in Rom. Berlin 1894.

[2]) Wilh. Roux, Gesammelte Abhandl. über Entwicklungsmechanik der Organismen. Leipzig 1895. II. S. 15.

prächtige embryologische Versuche eine höchst erwünschte Sicherheit geschaffen haben, und der Pathologie kein Gegensatz; obwohl er die gewöhnliche Pathologie bei Seite liegen lässt, so geht doch aus vielen Stellen seiner Schriften hervor, dass er unsere Methode des Denkens anwendet.

Leider lässt sich nicht dasselbe von Weismann sagen. Noch in seiner neuesten Schrift bestreitet dieser schlagfertige Schriftsteller die äusseren Einwirkungen als Ursachen der Variation[1]). Er findet vielmehr »einen indirecten Zusammenhang zwischen der Nützlichkeit einer Variation und ihrem wirklichen Auftreten«. So gelangt er zu dem »Princip der durch Selection gerichteten Keimes-Variation«; er löst also den Unterschied von erblicher und erworbener Variation, von Selbstdifferenzirung und Differenzirung durch äussere Einwirkung gänzlich auf. Damit ist uns wenig gedient. Kein Zweig der Biologie wird auf diese Unterscheidung verzichten können. Denn ohne erworbene Variation kann es auch keine erbliche Aenderung des Typus, keine Rassenbildung, keinen »Stammbaum« im Sinne der Descendenzlehre geben. Der Eifer des Herrn Weismann, der gegen die Vererbung erworbener Eigenschaften gerichtet ist, schiesst über das Ziel hinaus. Er geht davon aus, die Richtigkeit der Annahme einer Vererbung gewisser Kategorien erworbener Eigenschaften, z. B. der traumatischen, zu bestreiten, und er gelangt schliesslich dahin, zu bestreiten, dass überhaupt äussere Einwirkungen eine Variation herbeiführen können. Was aber hat er an ihre Stelle zu setzen? »Die entsprechenden Variationen des Keimplasmas werden durch ihre Zweckmässigkeit selbst hervorgerufen oder doch begünstigt«, und er setzt hinzu[2]): »Den ersten Anstoss zur Auf- oder Abwärtsentwicklung eines Organs giebt also nicht dessen stärkere oder schwächere Funktionirung, sondern dessen Nützlichkeitsgrad.« Hier hört die Philosophie auf. Zweckmässigkeit und Nützlichkeitsgrad sind beides keine wirkenden Ursachen.

Auch wird der Mangel solcher Ursachen nicht gedeckt durch die hypothetische Aufstellung niederster d. h. kleinster (unsichtbarer) Lebenseinheiten, die Herr Weismann Iden nennt und als Kügelchen, die alle Eigenschaften des Lebens besitzen, definirt. Gäbe es wirklich solche Kügelchen, welche die Träger der erblichen Variation sind, so wird der speculirende Geist ebensowenig Schwierigkeiten finden, sie als Träger erworbener Eigenschaften, wie als Kenner der Zweckmässigkeit oder des Nützlichkeitsgrades zu betrachten; vielleicht wird ihm das Erstere noch leichter sein. Andrerseits begegnet dieser pseudomorphologischen Idee die Aufstellung einer chemischen Interpretation, die auf der nachweisbaren Verschiedenheit der Zusammensetzung des »Protoplasma« beruht. Herr Huppert[3]) hat die bekannten Erfahrungen über die Eigenschaften der in Zellen verkommenden Eiweisskörper und ihrer Abkömmlinge, namentlich der Nucleine, und über das constante Vorkommen einzelner solcher Körper in be-

[1]) Aug. Weismann, Neue Gedanken zur Vererbungsfrage. Jena 1895. S. 20.

[2]) a. a. O. S. 11. 28.

[3]) Huppert: Ueber die Erhaltung der Arteigenschaften. Prag 1896.

stimmten Thierspecies benutzt, um daraus nicht bloss functionelle Verschiedenheiten dieser Thiere, sondern auch die erbliche Erhaltung der Arten abzuleiten. So beachtenswerth dieser Versuch in mehrfacher Beziehung ist, so hat er doch für die Hauptfrage nicht einmal eine Annäherung im Verständniss gebracht. Die Verschiedenheit der Rasse hilft uns für die Erkenntniss der Ursache und der Grenze der Erblichkeit ebenso wenig, als die Verschiedenheit der Zellen selbst. Diese ist nach wie vor nur auf empirischem Wege, durch weitere Erfahrungen, zu verfolgen.

Herr Huppert erkennt das am Schlusse seines Vortrages selbst an. »Die letzte Ursache des Geschehens vermag der Naturforscher nicht zu ergründen. Er bescheidet sich damit, eine complexe Erscheinung in ihre Theile zerlegt und Bekanntes in Unbekanntem aufgefunden zu haben, und nennt das eine Erklärung«. Nicht ganz so schlimm steht es mit dem Versuch, die erworbene Variation oder, mit Roux zu sprechen, die correlative Differenzirung auf äussere Einwirkung zu beziehen und in dieser die Ursache nachzuweisen. Nur möchte ich hier eine schärfere Begriffsbestimmung vorschlagen. Es giebt nämlich äussere Einwirkungen, welche ein ganzes Lebewesen, ein Thier oder eine Pflanze, oder ein ganzes System treffen; diese kommen in der That meist »von aussen«. Aber die Cellularpathologie hat stets gefordert, dass auch jede einzelne Zelle als ein, wenigstens relativ, selbständiges Lebewesen, als ein Sonder-Individuum betrachtet und dass daher auch jede Einwirkung, die von anderen, demselben Organismus oder System angehörigen Zellen auf sie ausgeübt wird, als eine (für sie) äussere Einwirkung angesehen werde. In diesem Sinne müssen also auch alle Einwirkungen, die aus der Correlation von Zellen folgen, in Bezug auf die bewirkte Zelle den Einwirkungen gleichgestellt werden, die ihr von ausserhalb des Organismus zukommen. Und was für die Cellularpathologie richtig ist, das gilt auch für die Cellularphysiologie, und zwar um so mehr, wenn die zu erklärende Erscheinung, wie es bei der Variation der Fall ist, selbst in das Gebiet der atypischen oder, wie früher auseinandergesetzt ist, in das Gebiet der pathologischen Vorgänge zu setzen ist.

Die Frage der Rassenbildung beim Menschen ist, wie ich zu zeigen bemüht war, noch heutigen Tages eine offene. Da aber weit mehr Gründe dafür sprechen, dass die Vorfahren der verschiedenen Rassen nicht unabhängig von einander entstanden, dass vielmehr sämmtliche Rassen auf gemeinsame Vorfahren zurückzuführen sind, so werden wir vor der Hand nicht umhin können, für ihre Entstehung äussere Einwirkungen aufzusuchen. Damit kommen wir folgerichtig auf Ort und Zeit dieser Entstehung.

Hier aber zeigt sich sofort die Schwäche unserer Position. Da bis jetzt keine Thatsache bekannt ist, dass die Bildung von Primärrassen noch in historischer Zeit stattgefunden hat, so sind wir auf den Ort hingewiesen, wo dies geschehen sein könnte, mit anderen Worten, die Antwort fällt dann in das Gebiet der Palaeontologie (genauer der Palaeanthropologie). Denn die Reste der gesuchten Urmenschen können nur in gewissen geologischen Schichten ent-

halten sein. Auch ist man augenblicklich darüber einig, dass dies höchstens jungtertiäre, vielleicht nur altquartäre Schichten sein könnten. Jedenfalls ist es nicht zu umgehen, Knochen, die in unberührten tertiären oder quartären Schichten gefunden werden, auch der Tertiär- oder Quartärzeit zuzurechnen. Die Frage nach der Zeit der Entstehung würde also durch den Nachweis des geologischen Ortes, wenigstens in groben Zügen, beantwortet sein.

Die meisten als tertiär angesprochenen Zeugnisse für die Existenz des »Urmenschen« sind nicht Knochen oder sonstige wirkliche Reste desselben, sondern nur Artefacte, in der Regel solche aus Kiesel (silex). Die wenigen wirklichen Fossilreste, die dem tertiären Menschen zugeschrieben sind, haben sich leider an so weit aus einander gelegenen Orten, z. B. in Californien, in Italien und in Ostindien, vorgefunden, dass die Forschung nach der Urheimath des Menschen dadurch nicht gefördert worden ist.

Abstrahirt man von dem thatsächlichen Nachweise der Ueberreste des Urmenschen, so bleibt für die Erklärung der Rassenbildung nur der Weg übrig, den Darwin für die Erklärung der Artenbildung eingeschlagen hat, nämlich das Studium der fortschreitenden Variation von Individuum zu Individuum. Mit dem Anpassungsprincip lässt sich der Uebergang »gefärbter« Rassen in schwach gefärbte ebenso bequem erklären, als der Uebergang von »weissen« Rassen zu gelben oder schwarzen.

Die populäre Tradition hat diesen Uebergang an gewisse Orte oder Territorien geknüpft, und die »ethnologischen Provinzen« scheinen dieselbe zu bestätigen. Aber die Geltung derselben ist sehr geschwächt worden durch die Lehre von den »Schöpfungs- oder Erscheinungs-Centren«, welche freilich bei consequenter Verfolgung polygenesistisch wird. Bei der Annahme monogenesistischer Entstehung des Menschengeschlechts kann dieselbe nicht in Betracht gezogen werden. Aber man darf dagegen einwenden, dass auch bei einer solchen Annahme die Möglichkeit nicht ausgeschlossen sei, dass an verschiedenen Orten von demselben Urstamme aus verschiedene Rassen entstanden sind. Diese Möglichkeit böte viel Bequemlichkeit dar. Wenn sie trotzdem fast überall vernachlässigt worden ist, so geht schon daraus hervor, dass sie gegenüber der Annahme weniger Urrassen und der von diesen thatsächlich ausgegangenen Mischungen einerseits und gegenüber den endlosen Schwierigkeiten der nothwendigen Einzeluntersuchungen andererseits keine entsprechenden Vortheile in Aussicht stellt.

Die Entwicklung der Vorstellung von einer einstmaligen Urheimath des einheitlichen Menschengeschlechts ist meistentheils den Religionen, man darf vielleicht sagen, den Priestern, vorbehalten geblieben. Für uns ist keine Veranlassung, darauf näher einzugehen. Der einzige, im naturwissenschaftlichen Sinne unternommene Versuch dieser Art rührt von Quatrefages[1]) her, der

[1]) A. de Quatrefages, Rapport sur les progrès de l'anthropologie (Recueil de rapports sur les progrès des lettres et des sciences en France). Paris 1867. p. 171. — Histoire générale des races humaines. Paris 1887. p. 132.

diese Urheimath in Centralasien zu finden glaubte. Er stützte sich auf die Prämisse, dass um das centrale Gebirgsmassiv Asiens die ursprünglichen Wohnsitze sowohl der physischen, als die der linguistischen Rassen vertheilt gewesen seien. Im Grossen lässt sich dafür Manches sagen, im Einzelnen stimmen die Thatsachen nicht. So ist Quatrefages genöthigt, die ursprüngliche Anwesenheit von Schwarzen in dieser Gegend auf den Hinweis der im Süden des asiatischen Continents und auf den Inseln bis nach Japan erkennbaren Spuren derselben zu stützen; im Uebrigen seien die einstmals dominirenden Schwarzen überall durchbrochen, zerstreut und meist mit Gelben, seltener mit Weissen gemischt worden. Aber selbst wenn diese Aufstellung richtig wäre, so würde daraus doch nicht mit Sicherheit hervorgehen, dass die Urheimath der asiatischen Schwarzen in der Nachbarschaft der Urheimath der Weissen und der Gelben gelegen haben muss.

Wie wir also das Problem der Rassenbildung beim Menschen naturwissenschaftlich d. h. empirisch angreifen mögen, so bleibt dasselbe doch immer noch ungelöst. Theoretisch kann nach meiner Meinung kein Zweifel darüber bestehen, dass Rassen nichts anderes sind, als erbliche Variationen. Was wir über die Entstehung solcher Variationen wissen, ist daher auch anwendbar auf die Entstehung der Rassen. Da aber die nicht vererbten Variationen ausnahmslos auf die Einwirkung äusserer Ursachen, sei es solcher ausserhalb des Körpers, sei es solcher ausserhalb der betroffenen, wenngleich im Körper enthaltenen Theile, bezogen werden müssen, so werden wir auch die Rassen aus der Einwirkung äusserer Ursachen ableiten und sie als erworbene Abweichungen von dem ursprünglichen Typus definiren dürfen. Damit tritt der Einfluss der Umgebung sofort in sein Recht, aber, wohl gemerkt, nicht in ein ausschliessliches Recht. Denn neben der Umgebung (dem Milieu) ist eine Unzahl von mechanischen, chemischen u. s. w. Einflüssen wirksam, die mit der Umgebung an sich d. h. der Oertlichkeit gar nichts zu thun haben.

Prof. Dr. H. Steinthal.

Dialekt, Sprache, Volk, Staat, Rasse.

Dialekt, Sprache, Volk, Staat, Rasse.

Von Prof. Dr. **H. Steinthal.**

Wir reden ohne Bedenken von griechischer, deutscher u. s. w. Sprache und auch von den Dialekten dieser Sprachen, als hatten diese die Dialekte und wären etwa nur die Gesammtheit ihrer Dialekte, als wäre z. B. die griechische Sprache der ionische, aolisch-dorische und attische Dialekt zusammengenommen, und als würden zwei verschiedene Sprachen darum als solche angesehen, weil ihre Verschiedenheit von einander grösser ist, als die zweier Dialekte — kurz, als würden Sprachen und Dialekte nach der grösseren oder geringeren Fremdheit gegen einander so benannt und unterschieden. Dem widerspricht aber, dass wir eine niederländische Sprache anerkennen, obwohl sie von den plattdeutschen Dialekten nicht mehr abweicht, als diese unter einander und von unserem Hochdeutsch, und nicht mehr als die deutschen Dialekte der Schweiz oder Süddeutschlands von letzterem.

Wir bedenken weiter Folgendes: Wenn wir eine Sprachentabelle von Grund aus neu aufzustellen hätten, so würden wir, von unserem Geburtsort ausgehend und in demselben einen Dialekt oder ein Idiom anerkennend, nach allen Seiten der Windrose allmählich vorschreitend, von Ort zu Ort mehr abweichenden Idiomen begegnen und diese je nach dem Grade ihrer gegenseitigen Uebereinstimmung oder aber ihrer Abweichung von einander als Dialekte aufstellen und zu Dialektgruppen zusammenfassen. Kommen wir dann endlich an eine Grenze, von welcher ab die Dialekte zwar jenseitig unter sich wieder zusammengefasst werden können, aber nicht mehr mit den diesseitigen, so haben wir es immer nur mit localen Idiomen und Dialekten, welche hüben und drüben als verwandt zusammengefasst werden können, aber nicht mit Sprachen zu thun. Wir kommen bei solchem Anordnen und Forschen nach Verwandtschaft der Sprachen garnicht aus den grosseren und kleineren Bezirken von Dialekten heraus, ohne je auf eine Sprache zu stossen.

Der Begriff Sprache ist also garnicht von dem Gesichtspunkt aus zu finden, nach welchem wir Dialekte erforschen und anordnen; derselbe liegt in einer ganz anderen Sphäre, nämlich innerhalb der Culturgeschichte, ganz speciell der Litteraturgeschichte.

Allerdings ist jede Sprache ursprünglich ein Dialekt unter den vielen Dialekten; z. B. ist die mittelhochdeutsche Sprache ursprünglich der schwäbische Dialekt, die italienische Sprache der florentinische Dialekt u. s. w. Indem aber solch ein Dialekt zum Ausdruck der allgemeinen Gedanken und Gefühle eines Volkes verwendet wird und nicht bloss denen, für welche er von Kindheit an Haus- und Umgangssprache war, sondern auch allen anderen, welche verwandte Dialekte hatten, zum Ausdruck des höheren geistigen Gesammtlebens diente; indem er sich ferner durch die Darstellung höherer Strebungen veredelte, durch den Ausdruck neuer Begriffe bereicherte, alles Gemeine ausschloss, je im Bedürfniss nach Wahrheit und Schönheit und durch die Rücksicht auf weit reichendes Verständniss fester gestaltete: entfernte er sich auch von dem Mutterdialekt, aus dem er sich erhoben hatte, so dass bald nach der Heraushebung eines Dialekts zu litterarischen Zwecken derselbe ein anderer, auch von jenem verschiedener, geworden war, und nun als Sprache sich auch von seinem früheren Bestande als Dialekt unterschied. — Andrerseits erhält die Sprache, als schriftlich fixirter Dialekt, einen conservativen Charakter; und während die Dialekte im Munde des Volkes sich täglich abschleifen, bleiben die Formen der Sprache in Folge der Schrift mit einer gewissen Dauerhaftigkeit unverändert. Jedenfalls lassen die Aenderungen der Sprache die Dialekte in ihrem Gange und Bestande unberührt.

Die Dialekte sind ein Product des Volkes; die Sprache ist ein Kunstproduct, wie etwa unsere gezüchteten Pflanzen.

Nun kann recht wohl durch die eigenthümlichen Bedürfnisse eines Theiles eines Volkes, durch besondere Kämpfe gegen die Unbill der Natur und gegen andere Völker, durch besondere Anregungen, welche in der Lage und dem Clima des Landes gegeben sind (Kämpfe und Anregungen, welche die anderen Theile desselben Volkes nicht kennen gelernt), dahin geführt werden, sich vom Ganzen loszureissen, sich selbstständig für sich zu einem Reich oder Staat zu entwickeln: so kann sich dort wie politisch, social und nationalökonomisch, auch wissenschaftlich und künstlerisch ein eigener Charakter herausbilden und somit auch eine eigene Sprache erheben, während alle sonstigen Dialekte dieses Volkstheils wie die Schwesterdialekte des alten Ganzen als solche verbleiben. So haben die Niederlande ihre eigene Sprache, während diese wie ihre Dialekte mit dem Norddeutschen nahe verwandt sind.

Demnach können die Verhältnisse bunt genug werden. In der Schweiz liegen die Verhältnisse ähnlich, wie in den Niederlanden; doch gestaltete sich dort die Sache anders. Hier galten die Mühen dem Verhältniss von See und Land und der Schifffahrt, dort dem Gebirge. Die eingreifenden Feinde waren

ebenfalls völlig verschieden. Helfen konnte hier und dort kein anderer deutscher Zweig. Doch blieb in der Schweiz als Ausdruck des Allgemeinen, des höheren geistigen Lebens, die deutsche Sprache. Der südliche Theil der Schweiz hatte provenzalische (nicht eigentlich französische) Dialekte, er verstand weder den schwäbischen noch den norddeutschen Dialekt. Nachdem aber das nordfranzösische Königthum den provenzalischen Süden (südlich von der Loire) politisch errungen hatte, schwand auch die provenzalische Sprache, weil sie nach dem Untergang der Troubadour-Poesie keinem höheren litterarischen Bedürfniss mehr diente, und es blieben im Süden nur die Dialekte des Umgangs. Litterarisch schloss sich der Süden Frankreichs gänzlich dem Norden an — und gerade so thaten die provenzalischen Schweizer, aber auch die Belgier, die sich von den Holländern losrissen. In Deutschland hatte im Mittelalter eine nord- oder niederdeutsche Sprache neben der südlichen oder oberdeutschen bestanden. Als sich gegen das Ende jener Zeit das Mitteldeutsche erhob, erstarkte es bald so weit, um beide Sprachen aus ihrer herrschenden Stellung zu verdrängen — ein Erfolg, zu dem die Reformation, wie die politisch hervorragende Stellung der Wiener und Dresdener Kanzlei besonders beitrugen.

Im alten Griechenland gab es unzählige Dialekte, wie heute. Hier bildete sich durch die Kunst der Schriftsteller aus den ionischen Dialekten (denn es gab nicht bloss einen) die ionische Kunstsprache des Herodot, aus den aolischen und dorischen Dialekten unter dem Einfluss der Homerischen Sprache eine Kunstsprache der Dichter, und endlich ein künstlerisches Attisch, welches sich zum allgemeinen Griechisch (zur Koine) verflachte, aus welchem das heutige litterarische Griechisch, eine neugriechische Sprache, entstand, während es heute noch manche neugriechische Dialekte giebt, die sich den altgriechischen anschliessen.

Hier wäre von der Macht der Religion in Bezug auf Staaten-Bildung und Ausbreitung der Sprache zu reden; doch mag das Gesagte genügen, um die Wirksamkeit der Staaten-Bildung, der Civilisation und Cultur auf der Grundlage der Naturverhältnisse anzudeuten. Es soll nur noch vom Einfluss der Rasse die Rede sein.

Dass die Rasse auf die Kunst-Sprache einwirke, ist ausgeschlossen. Die Rasse ist nur von anthropologischer, aber nicht von ethnologischer Bedeutung. Sprache (im allgemeinen Sinne) und Volk dagegen mögen zusammenhängen; aber ein Volk ist allemal ein prähistorisches Product, aus nur selten nachweisbaren Elementen zusammengeflossen. Der Volkscharakter, die Nationalität, lässt sich in der Sprache sowohl als wirksames wie als erwirktes Element nachweisen. Am klarsten dürfte sich dies in Betreff der Sprachen der iberischen Halbinsel thun lassen.

Das Provenzalische ist weder im Norden, noch Westen und Osten durch eine natürliche Scheidewand, etwa ein Gebirge, begrenzt. Es geht östlich in die Alpen hinein, überspringt südlich die Pyrenäen, bleibt aber auf den Osten

Spaniens beschränkt, während im Westen sich das Portugiesische und in der Mitte das Spanische bildet. Woher kommt das? Es erklärt sich aus der Völker-Verschiebung, wobei das Römische garnicht mitwirkt. In der Völkerwanderung erhielt Süd-Frankreich ganz andre germanische Stämme als der Norden; namentlich liessen sich dort die West-Goten, hier die Franken nieder. Vorher aber, in der Urzeit, waren der Süden Frankreichs und auch wohl die östlichen Alpenländer (?) von Iberern in Besitz genommen. Wenn sie nun von Gallien aus zuerst die ganze iberische Halbinsel in Besitz genommen haben mögen, so sind ihnen doch die Celten gefolgt und haben sie aus dem Westen verdrängt, sich aber in der Mitte mit ihnen zu Celtiberern gemischt. So entstand im Westen das Portugiesische als celtisch-romanisch, im Osten das Provenzalische als iberisch-romanisch, in der Mitte das Spanische als celtiberisch-romanisch.

Der Zusammenhang der Süd-Franzosen mit den Ost-Spaniern — zeigt er sich nicht heute noch im Eifer, auch der ersteren, für die Stier-Kämpfe, welchen kein Nord-Franzose theilt? Es sind eben diesseit wie jenseit der Pyrenäen Iberer.

Der Erwähnung werth mag wohl auch dies sein. Nasalirung findet sich im Nord-Französischen, in Portugal, in Dialekten Nord-Italiens, aber nicht im Provenzalischen, nicht im Spanischen, nicht im Italienischen; also sie findet sich dort, wo Celten sind.

Kommen wir zur umfassendsten Frage: wie verhalten sich Sprachstamm und Rasse zu einander? Sind die Völker in gleichem Maasse wie nach der Sprache auch nach der Rasse verwandt? Bilden die Völker, deren Sprachen auf eine ursprüngliche Einheit zurückgehen, auch eine Rassen-Einheit?

Diese Frage ist zu verneinen und ist von den bedeutendsten Sprachforschern, wie Pott, immer verneint worden. Die romanischen Sprachen legen zwar den lebhaftesten Einwand gegen die Gleichheit von Sprache und Rasse ein, insofern die romanisch redenden Völker verschiedenen Zweigen angehören: Iberer, Celten, Slaven. Es sind dies aber doch nur Zweige derselben kaukasischen Rasse. Anders indessen, wenn wir den Blick erweitern. Die Osmanen in der Türkei und die Magyaren tragen offenbar den kaukasischen Rassen-Charakter; ihre Sprache dagegen gehört zum mongolischen (altaischen) Stamme. Die Finnen gelten ebenfalls als kaukasisch, ihre Sprache ist uralisch, nahe verwandt der Sprache der Lappen, welche nichts weniger als kaukasischen Anblick gewähren.

Die besonnenen Sprachforscher waren immer der Meinung, dass die Sprache für sich und der Rassentypus für sich zu bestimmen sei; fraglich blieb ihnen nur, ob man bezüglich des Ursprungs eines Volkes sich mehr an das Ergebniss der Sprach- oder der anthropologischen Forschung halten solle. Da, wie a priori festzustehen schien, Sprache und Rasse sich ursprünglich decken mussten, so könne, meinte man, nur die grössere Stetigkeit und im Gegentheil Wandelbarkeit entweder der Sprache oder aber des Körper-Baues in Frage kommen. Für

jeden einzelnen Fall jedoch wären die Ursachen des Wandels, sei es der Sprache, sei es des Leibes, aufzusuchen. — Die Sprachforscher waren allerdings meist geneigt, der Sprache die grössere Stetigkeit zuzuschreiben. Das Beispiel der romanischen Sprachen störte sie hierbei nicht. Denn, sagten sie, gerade diese Sprachen zeigen, wie viel dazu gehört, um einem Volke die eingeborene Sprache zu nehmen und eine fremde aufzudrängen: Die straffste Civilisation und hohe Cultur des unterjochenden und seine Sprache mittheilenden Volkes, der Römer, hätte noch nicht genügt, wäre nicht zu der ganz eigenartigen Tüchtigkeit und dem ausserordentlichen Organisations-Talent der Römer noch der ebenfalls kaum irgendwo wiederkehrende religiöse Process, die Annahme des Christenthums, hinzugetreten. Ohne solche günstige Bedingungen aber haben vielmehr die eindringenden Sieger die Sprache der Besiegten angenommen, wie die Normannen erst in Frankreich und dann wieder in England.

Wie mächtig gerade die Annahme der Religion der Besiegten zur Annahme auch der Sprache derselben drängt, mag Bulgarien zeigen. Die Bulgaren, ein ugrisches Volk, dringen von der Wolga nach dem Westen vor, setzen über die Donau, wo sie einen slavischen Stamm vorfinden, verschmelzen mit demselben zu einem Volke und nehmen die slavische Sprache an mit der christlichen Religion, während sie dem so entstandenen Volke ihren Namen ›Bulgaren‹ aufdrängen.

Die zu Bulgaren gewordenen Slaven mögen ein geringes Selbstbewusstsein und niedrige Organisation gehabt haben; nur ihre höhere Religion haben sie behauptet und damit die Sprache. Anders in der mohammedanischen Welt, wo der Sieger mit seiner höhern Religion höhere politische Organisation auf Seiten der Unterworfenen antraf. Die Perser sind kaukasischer Rasse; sie haben den Muhammedanismus angenommen, haben ihren Wortschatz mit vielen Entlehnungen aus dem Arabischen bereichert, trotzdem sind sie in Sprache und Körper kaukasisch geblieben. Die Türken sind ebenfalls Mohammedaner geworden (wo sie nicht Heiden geblieben sind), haben ihren Wortschatz durch Entlehnung aus dem Persischen und Arabischen vermehrt und sind in der Sprache mongolisch (altaisch) geblieben; im Körperbau dagegen sind sie theils (in Europa und Vorder-Asien) kaukasisch, theils (in Inner-Asien) mongolisch. Türken aber wie Perser sind Objecte der mohammedanischen Philologie. Wie könnten wir in der prähistorischen Zeit, wo wir weder von höherer Religion, noch von höherer Civilisation des einen Stammes gegen den anderen wissen, Verhältnisse construiren, welche die Annahme einer fremden Sprache seitens eines Volkes wahrscheinlich, auch nur möglich machten.

In neuester Zeit ist freilich durch die Fortschritte der Ethnologie jene aprioristische Voraussetzung völlig beseitigt. Fest zwar, und wir dürfen sagen, für ewige Zeiten fest, steht die Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen, also ein indogermanischer Sprachstamm; ob und in welchem Sinne aber dies zur Annahme eines indogermanischen Urvolkes mit einer indo-

germanischen Ursprache berechtigt, kann schon zweifelhaft erscheinen. Die Hauptsache bleibt, dass nach den neueren Ergebnissen wohl kaum ein Volk nicht durch Mischung verschiedenster Elemente gebildet sein dürfte. Ein Volk ist nicht eine bloss naturmässig durch Ueberschuss der Geburten angewachsene Menschen-Heerde, sondern ein schliessliches Ergebniss mannigfacher Verbindungen, Wanderungen, Trennungen und neuer Vermischungen. Von einer Rasse eines Volkes ist demnach schwer zu reden.

Die üblich gewordene Aufzählung der Rassen nennt die kaukasische als höchste. Wenn nun auch in neueren Systemen mehr als fünf Rassen aufgeführt werden (der Sprachforscher Friedr. Müller führt zwölf auf), so behält doch die kaukasische in allen ethnologischen Systemen unter verschiedenen Namen ihre Stellung und ihren Umfang. Es werden dazu aber vier oder fünf verschiedene Sprach-Stämme gezählt: der indogermanische, semitische, hamitische (nordafrikanische), iberische (baskische), eigentlich kaukasische (wozu aber nicht alle Sprachen des Kaukasus gehören) Stamm, wobei noch das Etruskische unerledigt bleibt, wie auch Japanisch, Koreanisch u. a. sprachlich isolirt bleiben.

Ganz ähnliche Erscheinungen bieten die anderen Rassen; jede zeigt verschiedene Sprach-Stämme.

Umgekehrt ist zwar der semitische Sprachstamm eine unleugbare Thatsache; aber ob alle Völker, die eine Sprache dieses Stammes reden, semitischer Rasse sind, dürfen wir heute schon verneinen. Babylonier und Araber mögen beide semitisch reden; wie die Cultur der ersteren eine fremde Grundlage hat, so ist auch wohl die Rasse derselben eine stark gemischte. Ganz ähnlich wie mit den Babyloniern dürfte es sich mit den Phöniciern verhalten.

Nach der Erfahrung schwinden oder mässigen sich die Rassen-Merkmale nur durch leibliche Vermischung; das Aufgeben der eigenen und das Annehmen einer fremden Sprache aber mag in prähistorischer Zeit wer weiss wie oft erfolgt sein nach Maassgabe der Mehrzahl oder in Folge von Gewalt, Noth und Liebe.

J. Ranke.

Vergleichung des Rauminhaltes der Rückgrat- und Schädel-Höhle

als Beitrag zur vergleichenden Psychologie.

Vergleichung
des
Rauminhaltes der Rückgrat- und Schädel-Höhle
als Beitrag zur vergleichenden Psychologie.

Von **J. Ranke**.

Eine der ersten Fragen der vergleichenden Psychologie, welche schon an der Schwelle entgegentritt, ist die nach der Massentfaltung des Gesammtkörpers im Verhältniss zu seinem Central-Nervensystem in der Reihe der Wirbelthiere im Vergleich mit dem Menschen.

Wenn die psychische Leistungsfähigkeit des Organismus im direkten Verhältniss zu seiner Gehirnentwickelung steht, so scheint nach den sonst allgemein giltigen Gesetzen der Organthätigkeit eine höhere psychische Begabung auch eine gesteigerte Massentfaltung des Gehirns zu fordern, da bei allen anderen vegetativen und animalen Organen, Gleichheit der Organstruktur und der sonstigen Leistungsbedingungen vorausgesetzt, die Leistungsfähigkeit eine direkte Funktion der arbeitenden Organmasse ist.

Trotz der scheinbar einfachen Fragestellung waren die Lösungsversuche dieses Grund-Problems bisher misslungen.

Man hatte geglaubt, die experimentelle Frage an die Natur so stellen zu dürfen: da der Mensch zweifellos alle sonstigen animalen Wesen an psychischer Leistungsfähigkeit überragt, so muss die Masse seines Gehirns im Verhältniss zu seiner Körpermasse entsprechend grösser sein, als bei allen anderen animalen Organismen, speciell allen Säugethieren.

Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts, vor mehr als 100 Jahren, wusste man, dass diese Fragestellung falsch sei, ich habe das an anderer Stelle dargelegt[1]). Die späteren Untersuchungen von Carus, Johannes Müller, Bischoff u. a.

---

[1]) Zur Anthropologie des Rückenmarks. Corresp. Bl. d. deutsch. anthropol. Gesellschaft No. 10, 1895, S. 100—104. Bericht über die XXVI. allgem. Versammlung in Kassel.

haben das scheinbare Postulat der Wissenschaft und Vernunft: dass im allgemeinen das relative Gehirngewicht um so grösser sein müsse, je intelligenter das Thier ist, definitiv widerlegt. Man hat Reihen vergleichender Bestimmungen von Körper und Gehirngewicht verschiedener Wirbelthiere zusammengestellt[1]); aus diesen ergiebt sich, dass der Mensch keineswegs an der Spitze dieser Reihen sondern erst an relativ später Stelle steht, ihm gehen ausser unseren kleinen Singvögeln und der Elster einige kleine Säugethiere, kleine Aeffchen, namentlich die Krallenaffen der neuen Welt, voraus; auf letztere folgt nach den Ergebnissen der statistischen Untersuchungen Bischoffs[2]) das deutsche Weib, dann der Maulwurf und auf diesen erst, ebenfalls nach Bischoff, der deutsche Mann, an welchen sich wieder ein Krallenaffe, Callithix, anschliesst; das anerkannt intelligenteste Thier, der Elefant, steht zwischen Quappe (Gadus Lota) und Salamander, tiefer als das Schaf.

Im Wesentlichen bleibt dieses unerwartete Ergebniss bestehen auch nach Verbesserung so mancher Fehler dieser Reihen, die leicht nachgewiesen werden können. Nur einer soll erwähnt werden. Für den Menschen wie für alle Wirbelthiere gilt das Gesetz, dass mit zunehmender individueller Körperentwickelung im Allgemeinen bis zum erwachsenen Alter das Gehirngewicht im Verhältniss zum Körpergewicht sehr beträchtlich abnimmt[3]), man darf daher nur relativ gleichalterige oder besser nur voll erwachsene Individuen in dieser Beziehung für unser Problem mit einander vergleichen. In jenen Reihe stehen aber neben dem voll erwachsenen Menschen mehrfach jugendliche Individuen, wodurch das Resultat der Vergleichung gefälscht wird; es gilt das nicht nur für mehrere der Affen; für die Ratte habe ich durch eine eigene Untersuchungsreihe nachgewiesen[4]), dass das in der Reihe von Johannes Müller figurirende Thier mit einem relativen Hirngewicht von 82 erst etwas über 10 Wochen alt und noch nicht halb erwachsen war; für die erwachsene Ratte fand ich das relative Gehirngewicht zu 136, danach steht die Ratte in der Reihe erst nach den Anthropoiden und nach den niederen Affen, zwischen Taube und Adler, aber vor dem Hund. Die hier in Europa in Menagerien u. s. w. gestorbenen Aeffchen sind meist extrem abgemagert, das erhöht ebenfalls das relative Gehirngewicht entsprechend und verkleinert den Unterschied mit dem Menschen.

Aber trotz solcher Einwände ist der Misserfolg nicht wegzudisputiren. Es kommt also darauf an, das alte Problem näher zu präcisiren und danach die

[1]) R. Wagner, Handwörterbuch der Physiologie. I. 572. — Exner, in L. Hermann, Handbuch der Physiologie. II. Bd. Physiologie des Nervensystems. II. 2. Theil. Physiologie der Grosshirnrinde S. 193. — J. Ranke, der Mensch II. Aufl. Bd. I. 551 bis 552. — J. Müller, Handbuch der Physiologie des Menschen 1844. I. 708.

[2]) Th. L. von Bischoff, das Hirngewicht des Menschen. Bonn 1880.

[3]) (Bollinger-) Oppenheimer: Ueber die Wachsthumsverhältnisse des Körpers und der Organe. Dissertation 1888. Druck von Oldenbourg, München.

J. Ranke, l. c. S. Zur Anthropologie des Rückenmarks.

[4]) l. c. S. S. 104.

experimentale Frage neu und anders zu stellen. Ich versuchte das in folgender Weise[1]):

Der Mensch bedarf zu den animalen Verrichtungen, Empfindung und Bewegung, wie zu den vegetativen, Ernährung und Reproduktion, ein der Grösse und Masse seines Körpers und seiner Organe entsprechend massig ausgebildetes Nervensystem, welches dem gleich grosser und gleich massiger Thiere, z. B. dem des Gorilla, nicht nachstehen wird. Der Mensch überragt aber alle Thiere durch seine Gehirnfunktionen, das Gehirn ist dementsprechend mächtiger entwickelt: bei dem Vergleich des Gehirns mit dem übrigen Nervensystem sollte daher ersteres bei dem Menschen im Vergleich mit den Thieren ein entsprechendes Uebergewicht zeigen. Das ist die Frage.

Das Uebergewicht des Menschen, welches dessen höhere psychische Leistungsfähigkeit postulirt, muss sich nach dieser neuen Formulirung der Frage an die Natur nicht in einem relativen Uebergewicht seines Gehirns im Vergleich mit seiner Gesammt-Körpermasse, sondern im Vergleich mit seinem Gesammt Nervensystem zu erkennen geben.

Zur Beantwortung der Frage habe ich begonnen, Wägungen des Rückenmarks im Verhältniss zu dem Gehirn auszuführen, da es keine genügend exakte Methode giebt, das gesammte peripherische Nervensystem mit Nervenstämmen, Zweigen und Sinnesorganen zu messen. Nur der Sinnenapparat der Augen bietet sich in einfacher Weise der Messung dar, ich habe ihn daher von Anfang an mit berücksichtigt. Im Rückenmark haben wir ein Centrum rein thierischer Funktionen bei dem Menschen ebenso wie bei allen Wirbelthieren, das Rückenmark besorgt die Hauptinnervation des gesammten Rumpfes, soweit sie einen niederen mechanischen Charakter besitzt. Die Masse des Rückenmarks muss daher in einem direkten Verhältniss zur Masse des Rumpfes und seiner Organe stehen, auch der Mensch kann hier keine Ausnahme machen, er bedarf dieses Theiles des Central-Nervensystems ebenso wie jedes gleich grosse Säugethier. Das Gleiche ist für die Sinnesorgane, speciell für das Auge zu erwarten. Diesem Gedankengang fügt sich auch die alte Beobachtung S. Th. Sömmerring's ein, dass die Stämme der Gehirn-Nerven im Verhältniss zum Gehirn bei dem Menschen feiner, d. h. weniger massig seien, als bei den Thieren.

Meine Untersuchungen führten mich zu dem Resultate:

Im Verhältniss zu Rückenmark und Sinnes-Organen (Augen) besitzt der Mensch unter allen Vertebralen das schwerste Gehirn. Hier existirt keine Ausnahme[2]).

Das Eingangs gestellte uralte Problem ist damit im Allgemeinen definitiv im bejahenden Sinne entschieden: die psychische Leistungsfähigkeit des

[1]) l. c. S. Zur Anthropologie des Rückenmarks S. 101.

[2]) l. c. S. 104.

animalen Organismus steht in einem direkten nachweisbaren Verhältniss zu seiner Gehirn-Entwickelung.

Im Einzelnen muss aber die Arbeit jetzt erst beginnen.

Nicht nur verlangt das Gehirn selbst noch seine Trennung in höhere und niedere Organ-Gruppen, vor allem muss nun im Einzelnen die Grösse des Uebergewichts, welches dem Gehirn zukommt, bestimmt werden und hier fehlen uns noch höchst wichtige Beobachtungsglieder: für Affen und speciell für die Menschenaffen mangeln noch alle vergleichenden Untersuchungen; ausserdem wurde innerhalb des Menschengeschlechtes schon vor 100 Jahren von S. Th. Sömmerring ein Unterschied in der Massenentwickelung des peripherischen Nervensystems im Verhältniss zum Gehirn signalisirt: der Neger sollte im Verhältniss zum Gehirn etwas gröbere (massigere) Gehirn-Nervenstämme haben als der Europäer[1]).

Hier müssen neue Untersuchungen ausgeführt werden.

Um die noch klaffenden Lücken wenigstens theilweise und provisorisch auszufüllen, habe ich in meinem anthropologischen Institute mit Herrn A. Koppel eine Reihe von Bestimmungen des Kubikinhalts des Wirbelsäulen-Kanals im Vergleich mit dem des Schädelinnenraums an Menschen und Thierskeletten ausgeführt. Die Resultate sollen hier vorläufig mitgetheilt werden unter ausdrücklichem Vorbehalt einer ausführlichen Publikation des einen von uns, in welcher die Methoden der Bestimmung und die weiteren namentlich auch für die Paläontologie sich ergebenden Gesichtspunkte dargestellt werden.

Ueber die Berechtigung, der direkten Wägung des Gehirns die Bestimmung des Kubik-Inhalts der Schädelhöhle zu substituiren, habe ich mich hier nicht auszusprechen; bei der Substituirung der Rückgratshöhle für das Rückenmark liegt im Princip die Frage der Berechtigung kaum anders, aber es ist doch nicht zu verkennen, dass in der Rückgratshöhle der Raum in noch weit höherem Maasse, nicht nur von den gleichen Flüssigkeiten mit ihren Wandungen und den Rückenmarks-Häuten, sondern vor allem von den Nervenstämmen eingenommen wird, welche in der Schädelhöhle gegenüber dem massigen Gehirn fast verschwinden. Immerhin kann das unserer Betrachtung nichts schaden: wir messen in der Rückgratshöhle wie in der Schädelhöhle — abgesehen von dem nicht direkt zum Nervensystem gehörigen Inhalt — mit dem betreffenden Theil des Centralnervensystems, Gehirn oder Rückenmark, auch die in der Höhlung liegenden Nervenstämme. Die Zugabe der letzteren zu dem Rückenmark kann um so weniger Bedenken erregen, als wir ja eigentlich das gesammte peripherische Nervensystem mit dem Rückenmark im Verhältniss zu dem Gehirn untersuchen wollen. Bei Vergleichung zwischen Mensch und Affe und zwischen Vertretern verschiedener Menschenrassen schieben sich auch wohl keine wesentlicheren Baudifferenzen des Inhalts des Rückgratskanals ein; bei den grossen

---

[1]) S. Th. Sömmerring, Ueber die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europäer. Frankfurt und Mainz 1785. S. 58, 67.

und niederen Saugethieren und niedrigeren Wirbelthieren sind aber die Unterschiede des Kubikinhalts der Rückgratshöhle im Vergleich mit dem Menschen so bedeutend, dass die bestehenden Baudifferenzen dagegen zu verschwinden scheinen.

Da die Skelette eine Kalibrirung der Rückgratshöhle nicht zulassen, wenn sie in der üblichen Weise montirt sind, können nur Untersuchungen an natürlichen und zerlegten Skeletten ausgeführt werden. Es wurden bestimmt: von Europäern: zwei männliche Skelette, ein weibliches Skelett, das Skelett eines 7-jährigen Kindes und das eines neugeborenen, alle von altbayerischem Stamme.

Von Nigritiern aus Afrika: drei männliche Skelette, je eines bezeichnet als: Yaunde, Pare und Usambara.

Von Papua's: ein Mann aus Raluana Bismarck-Archipel (Zwergrasse).

Von erwachsenen Anthropoiden: zwei Männchen von Orangutan und zwei Weibchen.

Die Hauptresultate ergiebt die folgende Tabelle:

	Kubikinhalt.			
	Schädel: cub. cent.	Rückgrat: cub. cent.	Rückgrat 1 zu Schädel	Rückgrat in Procenten des Schädelinhalts.
I. Menschen:				
1. Europäer.				
Neugeborenes	370	10	1 : 37,00	2,70
Kind, 7 Jahre alt	1345	100	1 : 13,45	7,42
Mann, erwachsen	1503	129	1 : 11,65	8,58
Mann »	1419	117	1 : 12,12	8,24
Weib »	1335	123	1 : 10,85	9,21
2. Nigritier:				
Yaunde	1370	100	1 : 13,70	7,30
Pare	1295	98	1 : 13,16	7,56
Usambara »	1500	119	1 : 12,60	7,90
3. Papua:				
Raluana »	1185	95	1 : 12,42	8,01
II. Anthropoiden:				
Orangutan aus Borneo.				
Männchen, erwachsen	450	83	1 : 5,42	18,46
Männchen	490	93	1 : 5,27	19,00
Weibchen	300	68	1 : 4,41	22,67
Weibchen	350	76	1 : 4,60	21,72
III. Niedere Säugethiere:				
Schaf	—	—	—	77,32
Wolf	—	—	—	80,00
Hirsch	—	—	—	97,27
Ziege	—	—	—	97,50
Pferd	—	—	—	112,00
Kuh	—	—	—	146,72
IV. Reptilien:				
Krokodil (3 Meter lang)	—	—	—	720,00

Aus den Resultaten der in vorstehender Tabelle zusammengefassten Untersuchungen seien hier die Folgenden hervorgehoben:

1. Mensch und menschenähnlicher Affe.

Die sechs untersuchten männlichen Skelette erwachsener Individuen, 2 Europäer und 4 Farbige, haben im Mittel das Verhältniss: Inhalt des Rückgratskanals zum Schädelinhalt, ersteren gleich 1 gesetzt, = 1:12,61 ergeben. Die zwei untersuchten Skelette erwachsener männlicher Orangutan = 1:5,34.

Der Mann ist sonach bezüglich dieses Verhältnisses der Gehirnentwickelung mehr als doppelt so gut gestellt (5,34 : 12,61 = 1 : 2,39) als der männliche Orangutan.

Bei dem Europäerweibe ergab sich das Verhältniss = 1 : 10,85; für die beiden erwachsenen Orangutanweibchen = 1:4,51, also auch bei dem Menschenweibe ist dieses Verhältniss der Gehirnausbildung mehr als doppelt so gross, als bei dem Orangutanweibchen (4,51 : 10,85 = 1 : 2,40).

Der erwachsene Mensch überragt sonach den erwachsenen Anthropoiden (= Orangutan) in Beziehung auf die Grösse seines Schädelinnenraumes im Verhältniss zum Innenraum der Rückgratshöhe um mehr als das Doppelte.

Vielleicht noch übersichtlicher spricht sich dieses Ueberwiegen des Hirnraumes über die Rückgratshöhle, welches den Menschen charakterisirt, aus, wenn der Kubikinhalt des letzteren in Procenten des Kubikinhalts der Schädelhöhle — wie in der letzten Kolumne der vorstehenden Tabelle — berechnet wird.

Die sechs männlichen Menschen-Skelette zeigen für dieses Verhältniss = 8,00% (gen. 7,93%), das Skelett des Weibes = 9,21%; die beiden männlichen Orangutan = 18,73%, die beiden Orangutanweibchen = 22,19%.

2. Mensch, menschenähnlicher Affe und niedere Säugethiere und Reptilien.

Wie hoch der Anthropoide (= Orangutan) jedoch in dem hier betrachteten Verhältnisse über den niederen Säugethieren und noch mehr über den niederen Wirbelthieren (Krokodil) steht, folgt aus dem Anhang der letzten Kolumne unserer Tabelle. Bei Schaf und Wolf ist der Kubikinhalt der Rückgrathöhle nur noch um weniger als 1/3 geringer als der der Schädelhöhle; bei Hirsch und Ziege sind beide Höhlungen sehr annähernd gleich gross; bei dem Pferd übertrifft die Rückgrathöhle die Schädelhöhle schon um einiges, bei der Kuh um fast die Hälfte des Schädelinhalts; bei dem drei Meter langen Krokodil ist der Rauminhalt der Rückgratshöhle mehr als 7 Mal grösser als der Schädelinhalt.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage: so gross hat sich bei unserer heutigen Thierwelt bisher doch wohl Niemand die auf die verschiedene Entwickelung des Centralnervensystems und seiner Hauptabschnitte bezüglichen Baudifferenzen des Skelettes resp. der beiden betrachteten Hohlräume vorgestellt.

3. Jugend und erwachsenes Alter bei der europäischen Rasse.

Die direkten Gehirn- und Rückenmark-Wägungen bei Individuen verschiedenen Alters haben bewiesen, dass mit zunehmendem Alter das Gehirngewicht

im Verhältniss zum Rückenmarksgewicht abnimmt[1]). Die Bestimmungen des Rauminhalts der Schädel- und Rückgratshöhle bei Kindern zeigen ebenfalls eine relative Abnahme des Hirnraums bei den Erwachsenen. Das Verhältniss sinkt vom Neugeborenen = 1 : 37, zu dem 7jährigen Kinde = 1 : 13,45, zu den drei Erwachsenen (2 Männer, 1 Weib) = 11,56.

4. Die beiden Geschlechter.

Im Verhältniss zum Körpergewichte fand Bischoff (s. oben) das Gehirngewicht des Weibes grösser als das des Mannes. Nach unseren Untersuchungen erscheint dagegen die Rückgratsröhre bei dem Weibe voluminöser als bei dem Manne, beide im Verhältniss zu der Schädelhöhle, der Gehirnraum also bei dem Weibe entsprechend relativ kleiner. Ich würde auf diese Einzelbeobachtungen bei dem Menschen keinen Werth legen, wenn nicht die Beobachtungen an den männlichen und weiblichen Orangutans, sowie an jugendlichen Menschen, nach der gleichen Richtung deuteten. Die Frage ist weiterer Untersuchung werth.

5. Weisse und farbige Rassen.

Nach Sömmerring's oben citirten Beobachtungen sollen die Stämme der Gehirnnerven im Verhältniss zu dem Gehirn bei den Negern etwas gröber, weniger fein, sein als bei dem Europäer. Nach seinen Wägungen fand er, wie seitdem oft konstatirt wurde, das Gehirnvolumen (Gehirngewicht) der Neger im Mittel geringer als das der Europäer, dagegen konnte er kein entsprechendes Dünnerwerden der Hirnnerven bei den Negern konstatiren, wie es doch das weniger voluminöse Gehirn fordern zu müssen schien. Ich habe keinen Grund, die Richtigkeit der Angabe des ausgezeichneten Anatomen zu bezweifeln. Aber ich möchte meine Zweifel aussprechen gegenüber der Vermuthung, als müsste das gesammte peripherische Nervensystem mit dem Rückenmark bei den Schwarzen (Nigritie und Papua) im Verhältniss zu dem Gehirn gröber, d. h. massiger, schwerer und voluminöser entwickelt sein, als bei dem Europäer, so dass sich der »Neger« in dieser entscheidenden Hinsicht dem »Affen« mehr annähern würde, als der Europäer.

Wer viele Messungen an »Negerschädeln« gemacht hat, wird den Eindruck empfangen haben, dass das Hinterhauptsloch recht oft eine bemerkenswerthe Enge zeigt. Noch auffallender ist diese Enge der Oeffnung des ersten und zweiten Halswirbels. Hier findet sich öfters im Vergleich mit dem Europäer auch bei grossen Negerskeletten geradezu eine gewisse Kleinlichkeit oder Schwächlichkeit; das Hinterhauptloch, aber namentlich die Oeffnung der ersten Halswirbel ist bei männlichen Europäerskeletten weiter, die ganze Wirbelsäule, entsprechend der gesammten Skelettentwickelung des Kulturmenschen im Vergleich mit dem Naturmenschen[2]), voluminöser.

[1]) l. c. S. 104 und 105.
[2]) s. Ranke, der Mensch. I. Aufl. Bd. II, S. 87.

Unsere vergleichenden Bestimmungen des Kubikinhalts der Schädelhöhle und des Rückgratskanals an »Weissen« und »Schwarzen« beweisen wenigstens so viel, dass im Verhältniss zur Schädelhöhle die Rückgratshöhle bei unseren »Schwarzen« nicht weiter d. h. nicht thierischer ist. Sie erscheint hier faktisch im Mittel relativ sogar etwas enger: zwei männliche Weisse 1 : 11,88, vier männliche Schwarze 1 : 12,97 oder in Procenten des Schädelinhalts: Weisse 8,41 %, Schwarze 7,69 %, mit anderen Worten: die Rückgratshöhle zeigt bei unseren »Schwarzen« ein relativ noch etwas kleineres Volumen als die Schädelhöhle.

Hans Meyer.

Ueber die
Urbewohner der Canarischen Inseln.

Ueber die Urbewohner der Canarischen Inseln.

Von Dr. **Hans Meyer.**

Mit Tafel I.

Als unter den Entdeckungs- und Eroberungszügen der europäischen Seefahrer der atlantische Ozean sich allmählich entschleierte, zeigte es sich, dass in ihm nur eine einzige Inselgruppe bewohnt war: die Canarien. Während im inselreichsten Meer, im pacifischen Ozean, fast alle bewohnbaren Inseln bei ihrer Entdeckung bewohnt gefunden wurden, sodass eine mehr oder minder geschlossene Völkerbrücke von Asien nach Australien und nach Amerika führte, stellte das inselärmste Meer, der atlantische Ozean, trotz der Bewohnbarkeit der meisten seiner Inseln, auf unserer Erde die einzige unbewohnte, von Polarkreis zu Polarkreis durch gemässigte und tropische Himmelsstriche reichende Zone dar, die keine Völkerbeziehung überbrückte. Von den amerikanischen Ostkusten nach den afrikanisch-europäischen Westgestaden und umgekehrt hat vor den europäischen Entdeckungsfahrten und ihren Folgen niemals ein menschlicher Verkehr stattgefunden. Erst die neuere Zeit hat hier Beziehungen geschaffen.

Die atlantischen Inseln liegen zumeist in grosser Nähe des Festlandes, und ihrer physischen Beschaffenheit nach sind sie, wie ja nach ihrer Entdeckung und Besiedelung ersichtlich wurde, ganz vortrefflich bewohnbar gewesen. Soweit sie vulkanisch sind, fällt ihre Entstehung schon in die Tertiärzeit; die anderen sind noch älter. Wenn sie alle, ausser den Canarien, trotzdem nicht von Menschen bewohnt gewesen sind, so zeigt dies, dass weder in Ost-Amerika noch in West-Afrika und Südwest-Europa eine starke Bevölkerung nach Ausbreitung gedrängt hat, was in hohem Grade in Asien der Fall gewesen sein muss. Verglichen mit Asien sind die Westkontinente Afrika und Europa später und darum dünner bevölkert gewesen, und am spätesten natürlich die von der asiatischen Völkerquelle so weit abgelegenen atlantischen Inseln.

Erst als sich die Völker auch am Rand der Kontinente drängten, konnte eine Besiedelung der den Festlandsküsten nächsten Inseln, die mit den primitiven

Fahrzeugen der Urzeit am wenigsten schwer zu erreichen waren, vorgenommen werden. Dem atlantischen Afrika sind die Canarien die nächsten Inseln; aber nicht deshalb allein sind sie im atlantischen Ozean zuerst bevölkert worden, sondern auch deshalb, weil sie, wie nachher näher zu zeigen sein wird, in der Richtung der Völkerbewegung liegen, die von Asien her in das bewohnbare Nordafrika vorgedrängt hat. Einzig in diesem Theile des atlantischen Afrika hat darum eine starke Völkerspannung stattgefunden; nur hier hat sie die nächste Inselgruppe, die Canarien, besiedelt. Bis nach dem Cap Verden, nach Madeira, den Amiranten, Azoren etc. hat die Spannung weder von Afrika noch von Europa her gereicht.

Den Entdeckern der Canarien wie den nachmaligen Besuchern alter Zeit und den normannisch-spanischen Eroberern ist die Eigenart der canarischen Urbevölkerung in hohem Grade aufgefallen. Der mächtigste und seinem Wesen nach merkwürdigste Stamm waren die von den Spaniern so benannten Guanches, d. h. die Bewohner der Insel Tenerife. Diese Insel hiess in der alten Eingeborenensprache Chinet oder Chineche, und ihre Bewohner nannten sich Guan-Chinet (Guan = Mann), was die Spanier in »Guanches« verkürzten. Die Bevölkerungen der anderen Inseln nannten sich anders, je nach dem Namen ihrer Insel, aber die Spanier übertrugen den Volksnamen der Hauptinsel auch auf die Bewohner der anderen Inseln, und so wurde »Guanche« die Bezeichnung für jeden eingeborenen Canarier.

Als man aber später erkannte, dass eine sehr grosse Zahl der Guanches von Tenerife auffallende Eigenschaften, wie hohen Wuchs, helle Haut, helles Haar und anderes gemeinsam hatten, und dass ebenso beschaffene Eingeborene auch auf allen anderen canarischen Inseln neben anders gearteten lebten, da bezog man den Namen »Guanches« vorzüglich auf diese am auffallendsten beschaffenen und am meisten hervorragenden Canarier; aus einem geographischen Begriff wurde das Wort »Guanche« (Mann von Tenerife) eine Rassenbezeichnung. In diesem letzteren, auf die hellhäutigen, hellhaarigen, helläugigen, grossgewachsenen alten Canarier angewendeten Sinne gebrauchen auch wir den Namen »Guanchen«.

Seit der normannisch-spanischen Eroberung des Archipels sind die Ureinwohner hier schnell, dort langsam in der modernen Bevölkerung aufgegangen, haben dieser aber in vielen Theilen ihre Züge noch aufgeprägt. Unter den alten Berichterstattern ist keiner, der nicht die Welt in Staunen gesetzt hätte mit wunderbaren Erzählungen von den grossentheils hellen Eingeborenen, die ein zwischen Heerdenhaltung und einfachster Bodenbestellung getheiltes Dasein führten, keine Metalle, keine Boote, kaum Gewänder kannten, keine Schrift hatten, vorwiegend in Höhlen wohnten und doch durch Geistesadel, Sittenreinheit, Vaterlandsliebe und Kriegsmuth allen ihren europäischen Besuchern und Bedrückern imponirten. Ein ganzes Jahrhundert, von 1402 bis 1497, hat die Eroberung des Archipels durch die normannisch-spanischen

Kriegsknechte gedauert; immer wieder versuchte die urkraftige Natur des eingeborenen Volkes sich vom fremden Joche zu befreien.

Am zähesten aber im Kampfe um ihre Freiheit waren die Guanchen von Tenerife, deren Widerstand nur durch einen systematischen Vernichtungskrieg gebrochen werden konnte.

In Anbetracht all dieser merkwürdigen Eigenschaften, durch welche die alten Canarier und namentlich die blonden grossen Guanchen so ungemein von jenen Völkern Afrikas und Asiens abwichen, mit denen man es bei anderen Eroberungszügen zu thun hatte, bildete sich schon fruh die Ansicht, dass man hier versprengte Abkömmlinge irgend eines hochstehenden Kulturvolkes vor sich habe, die in ihrer insularen Absonderung wohl eine Verengerung ihres geistigen Horizontes erfahren und einen Theil ihres vormaligen Kulturbesitzes verloren, aber doch ihre alte gesunde Kraft bewahrt hätten. Die einen sahen in ihnen Numidier, die anderen hielten sie fur Phönicier, Galater und Kanaaniter, Galindo glaubte an arabische Herkunft, Viera, Champollion und Andere an ägyptische Abstammung, Glas sogar an peruanische Verwandtschaft; kurz ein Wirrsal von Hypothesen, deren keine einzige durch Beweise nur einigermassen gestützt ist.

Ein wahres Luftschloss aber hat mit Scheingründen F. v. Löher in seinem allen Ernstes versuchten Nachweis aufgebaut, dass die Guanchen nichts anderes als ein Stammessplitter der alten Vandalen seien. Ihm zufolge hatten diese Vandalentrümmer, die nach Untergang des weströmischen Reiches allmahlich durch Nordwest-Afrika nach den Canarien gekommen waren, innerhalb weniger Jahrhunderte nicht allein jede Erinnerung an ihre Herkunft und ihre hohe römische Kultur verloren, sondern sie hätten auch ihr Christenthum und ihre bedeutende Schifffahrtskenntniss spurlos vergessen und waren in ein nach Wirthschaftsformen und Kunstfertigkeiten rein steinzeitliches Dasein mit dem Naturglauben eines naiven und primitiven Naturvolkes zuruckgesunken. Schon diese an die Unmöglichkeit grenzende Unwahrscheinlichkeit macht die Vandalenhypothese Löher's hinfällig.

Was aber waren sie denn, die Guanchen und ihre alten Mitbewohner des canarischen Archipels? Um in der Beantwortung dieser Frage sicher zu gehen, müssen wir womöglich ganz absehen von den sehr haufig tendenzios gefarbten Berichten über Charakter und Sitte der Urbewohner und uns in erster Linie an das halten, was uns das aus alten Höhlengrabern und sonstigen sicheren Fundstätten gewonnene anthropologische und ethnologische Material: Skelette, Schädel, Mumien, Grabbeigaben, Waffen, Gerathe und der von den Chronisten übereinstimmend bezeichnete wirthschaftliche Besitz der alten Canarier uber diese selbst schliessen lässt.

Da ist es nun, wie F. v. Luschan nach Untersuchung meiner und der im Berliner und im Leipziger Völkermuseum befindlichen Sammlungen alter Canarierschädel in Uebereinstimmung mit den aus anderen Sammlungen er-

schlossenen Befunden von Chil y Naranjo, Millares und Verneau dargethan hat, zunächst ersichtlich, dass die Guanchen, d. h. in unserem Sinne die hellhäutigen und hellhaarigen Insulaner der alten Zeit, scharf unterschieden sind von zwei anderen damaligen canarischen Typen, sodass folgende somatische Dreitheilung vorzunehmen ist:

1. Erster Typus, Guanchen. Körperlänge 1,70 bis 1,90 m, Knochenbau sehr robust, Schädel gross und ausgesprochen dolichocephal bei geringer Breite. Stirn gut entwickelt, der kräftige Hinterkopf stark abgesetzt, Gesicht niedrig und breit, Augen gross, aufsteigende Unterkieferäste ungemein breit. L-B-Index 78, L-H-Index 73. Nase ziemlich kurz, Zähne nur wenig vorgerichtet. Im ganzen Bau hat der Schädel die grösste Aehnlichkeit mit dem der prähistorischen Cro-Magnon-Rasse. Haar blond oder röthlich oder hell-kastanienbraun, Haut hell, Augen hell. Dieser Guanchentypus war auf allen Inseln verbreitet, am reinsten und zahlreichsten auf der Hauptinsel Tenerife.

2. Zweiter Typus. Körpergrösse 1,65 bis 1,67 m, Knochenbau graciler, Schädel mesocephal und schmal. Gesicht lang und schmal, Nase schmal. L-B-Index 81, L-H-Index 73. Die Aehnlichkeit mit Hamitenschädeln ist nicht zu verkennen. Haar schwarz, Haut hellbraun, Augen dunkel. Dieser Typus fand sich namentlich auf Gran Canaria, Palma und Hierro, aber garnicht auf Gomera.

3. Dritter Typus. Körpergrösse durchweg geringer als jener der beiden anderen Typen, Knochenbau graciler, Schädel sehr kurz, breit und hoch, hypsibrachycephal. Gesicht lang und schmal, Nase schmal und steil. L-B-Index 84, L-H-Index 79,5. Die Schädelform ist ganz identisch mit jener der von F. v. Luschan so benannten präsemitischen Armenoïden Vorderasiens. Haar-, Haut- und Augenfarbe entspricht sehr wahrscheinlich den brünetten Typen von Vorderasien. Dieser Typus war am verbreitetsten und reinsten auf Gomera, wo der Typus II ganz fehlt, fand sich aber auch im übrigen Archipel überall.

Auf jeder Insel waren Mischungen der dortigen Rassen zahlreich; am wenigsten auf Tenerife, wo der Typus I über den Typus III vorherrschte.

Klassifiziren wir nun die drei Typen nach ihrer oben genannten Formenverwandtschaft, ohne daraus vorläufig eine Stammesverwandtschaft ableiten zu wollen, so haben wir im Archipel: 1. dolichocephale Verwandte der uralten Cro-Magnon-Rasse; 2. mesocephale Menschen hamitischer Verwandtschaft; 3. hypsibrachycephale Verwandte der präsemitischen vorderasiatischen Armenoïden.

Allen drei Typen gemeinsam ist es, dass sich an vielen ihrer Schädel (an 32 von 52 meiner Sammlung) sehr merkwürdige Knochennarben und Substanzverluste finden, die zum grossen Theil höchst wahrscheinlich von chirurgischen Eingriffen und zwar in mehreren Fällen von Trepanation herrühren. Im Anhang zu meinem Buche »Die Insel Tenerife« hat F. v. Luschan diese Erscheinung eingehender besprochen. Hier hebe ich nur unter Verweisung auf die beiliegende Tafel I. hervor, dass die absonderlichen Verletzungen der Schädel-

decke offenbar nicht durch Bohren, sondern durch Schaben mit messerartigen Werkzeugen ausgeführt sind, sodass schüsselförmige, oder, wenn vollkommene Trepanation vorliegt, flach trichterförmige Narben entstanden sind. Die Verletzungen sind meist gut geheilt, haben also an gesunden Individuen zu deren Lebzeiten stattgefunden. Diese Operationsmethode ist uns ja von vielen Naturvölkern alter und neuer Zeit, wie z. B. von den alten Peruanern und den Neu-Britanniern, bekannt; sie wird nicht nur zu Heilzwecken, sondern auch aus abergläubischen Vorstellungen angewendet, und gerade daraus erklärt sich ihre häufige theils versuchte, theils vollzogene Ausführung. Wir finden Analoges in der Prähistorie, wenn wir uns erinnern, dass Operationen zur Oeffnung der Schädelhöhle schon bei den neolithischen Menschen Südfrankreichs in Uebung waren; ja, die typische »Frau von Cro-Magnon«, welche Joly abbildet, hat ein Schädelloch, das ganz aussieht wie die der alten Canarier. Am entgegengesetzten Ende der Beobachtungsreihe solcher primitiver Trepanationen steht aber ein moderner Mittelmeerstamm, der, wie die französischen Aerzte L. T. Martin und A. Paris berichten, die Trepanation aus medizinischen und religiösen Gründen ausübt: Es sind die Berberischen Kabylen am Dschebl Aures in Algier, in deren engem, abgeschlossenem Gebiete sich die steinzeitliche Sitte erhalten hat. Dass von den Berbern noch andere Beziehungen zu den Cro-Magnon Menschen einerseits und zu den alten Canariern andererseits hinführen, werden wir nachher sehen.

Abgesehen von diesem Brauche scheinen die drei Rassen des Archipels keine wesentliche Gemeinsamkeit der Sitten gehabt zu haben. Die langköpfigen Guanchen und die kurzköpfigen »Armenoïden« stimmen zwar in ihrem Kulturstand allem Anschein nach überein, aber die mesocephalen »Hamiten« weichen darin beträchtlich von ihnen ab. Nur auf den Inseln, wo diese »Hamiten« vorherrschen, wie auf Canaria, Hierro und den Ostinseln, gab es wirklichen Häuserbau, nur in ihrem Bereiche gut gearbeitete, ornamentirte Gefässe, plastische Nachbildungen menschlicher Figuren, Schmückung der Körperhaut mit farbigen Stempelmustern, nur dort fanden sich Tumuli für Todtenbestattung, gut polirte Steinwaffen, alte Felsinschriften mit Zeichen, die der altnumidischen Tifinarschrift ähneln, nur auf ihren Inseln gab es angeblich auch Esel und Rinder.

Auf den Inseln hingegen, wo die Guanchen und »Armenoïden« am reinsten lebten, also namentlich auf Tenerife und Gomera, gab es fast nur Höhlenwohnungen, nichtpolirte Steinwaffen, die genau den Typus der von Moustier und Saint Acheul darstellen, schlechtes Holz- und Knochengeräth, elende nur mit Fingereindrücken verzierte Töpfe, vorwiegende Nacktheit der männlichen Bevölkerung, Eintrocknung und theilweise Mumifizirung der Leichen, primitivste Bodenbestellung mit Hand und Hacke, und als Hausthiere Hunde, Ziegen und Schafe. Aber ebenso charakteristisch wie dieser Besitz ist ihr Nicht-Besitz. Und da von den »Armenoïden« in gleicher Weise wie von den Guanchen gilt, was wir in diesen positiven und negativen Beziehungen bei den alten Canariern

beobachten, so beschränke ich mich im Folgenden auf das Hauptvolk, die Guanchen von Tenerife. Die Guanchen hatten keine Häuser, keine Metalle, keine Bogen und Pfeile, keine Rinder, Pferde, Esel oder Kamele, keine Hühner, keine Katzen, keine Pflüge, kein Brot, kein berauschendes Getränk, keine Hirse, keinen Roggen und Hafer, keine Boote. Natürlich ist nicht ausgeschlossen, dass sie das eine oder andere dieser Dinge nicht in früherer Zeit besessen und etwa verloren haben, als oder nachdem sie aus ihrem Ursitz in den Archipel eingewandert waren, aber im Ganzen können wir die obgenannten Mängel nicht als Verluste deuten, denn sie drücken mit dem positiven Kulturbesitz der Guanchen die steinzeitlichen Daseinsformen dieses Volkes so bestimmt aus, dass jedes Mehr und jedes Weniger die Reinheit dieses Bildes nur trüben würde.

Dabei ist gerade der Beachtung der wirthschaftlichen Elemente ein grosses Gewicht beizumessen, weil diese sich gegenüber den anderen Kulturelementen wie Sprache, Sitte, Recht, Religion bei primitiven Völkern relativ am wenigsten ändern. Sie und die somatische Eigenart bieten in den meisten Fällen den sichersten Anhalt bei der Beurtheilung eines Naturvolkes. Danach bemessen erscheinen uns die Guanchen als ein typisch steinzeitliches Volk, wie wir es uns etwa nach der südeuropäischen Prähistorie vorzustellen haben, solange uns die nordafrikanische Prähistorie noch nicht besser erschlossen ist; ein steinzeitliches Volk, das in seiner insularen Abgeschlossenheit und absoluten Verkehrslosigkeit mit der Aussenwelt auf einem uralten Kulturniveau stehen geblieben ist, aber keine Spur von Rückgang aus einem einstigen höheren Kulturstand (ausser dem gleich zu besprechenden Mangel von Schifffahrzeugen), keine Spur von geistiger oder körperlicher Verkümmerung zeigt, sondern in Gesundheit des Körpers und des Geistes wahrhaft strotzt. Wenn jedoch die Guanchen mit so konservativer Kraft im steinzeitlichen Entwicklungsstadium stehen geblieben sind, muss auch ihr Muttervolk steinzeitlich gewesen sein, als sie sich von diesem trennten. Nun weist aber nicht nur die Lage der Canarien, sondern auch manches in ihrem Kulturbesitz deutlich auf Nordwestafrika als Mutterland hin, wie ich ausführlicher in meinem Buche »die Insel Tenerife« (S. 41—45) dargelegt habe. Die blonden Berber Nordwestafrikas und die blonden Guanchen sind höchst wahrscheinlich Kinder des nämlichen nordafrikanischen steinzeitlichen Urstammes.

Von Nordwestafrika hat indessen, wie im genannten Buch (S. 20, 21) gezeigt ist, schon spätestens seit Anfang des Tertiär keine Landbrücke mehr nach der Region der Canarien geführt. Und da die Inseln in ihrer jetzigen vulkanischen Gestalt erst im Tertiär entstanden sind, so kann der Mensch nur zu Wasser dahin gelangt sein; nur in Fahrzeugen, wenn auch in noch so einfachen, kann er sich und seinen geringen Besitz, wie Geräthe, Waffen, Hausthiere, Feldfrüchte, zum Archipel gebracht haben.

Da ist es nun sehr merkwürdig, dass die ersten europäischen Besucher wie die nachmaligen Eroberer die gesammten Canarier in gänzlicher Unkenntniss

der Schifffahrt gefunden haben. Auf keiner Insel gab es ein Fahrzeug, nicht einmal zum Fischen; letzteres wurde im Waten und Schwimmen ausgeubt. Keine Insel stand mit der anderen oder mit der Aussenwelt im Verkehr. Wir haben also hier einen Mangel zu verzeichnen, der ganz zweifellos ein Verlust ist. Freilich erscheint der Verlust der Schifffahrtskunde bei einem Inselvolk auf den ersten Blick ganz unverständlich, aber er erklärt sich, wenn wir die Eigenart dieses Volkes und die natürliche Beschaffenheit wie die geographische Lage des canarischen Archipels in Betracht ziehen.

Obwohl die Erfindung der Schiffahrt fur alle am Wasser wohnenden Menschen sehr nahe liegt, haben sie doch manche meeresnahe Völker nie gemacht, weil sie nicht durch Zwang oder Noth darauf gefuhrt wurden; so z. B. in Afrika die Hottentotten und Buschmanner, uberhaupt alle Sudafrikaner vor Ankunft der Europäer. Ja selbst die sonst so hoch entwickelten Azteken besassen nur Einbaume und Baumflosse zur nachsten Kustenfahrt. Und anderseits kann eine primitive Schiffskunst leicht wieder verloren gehen, wo ihre Besitzer nicht zum Festhalten genöthigt werden. Das Festhalten des Erworbenen ist ohnehin, wie Ratzel treffend betont, in jeder Kulturentwickelung das schwierigste Moment, schwerer als das Erwerben selbst. Auf den Canarien aber gab es fur die Bewohner keinen zwingenden Anlass zur Uebung der Schiffahrt, denn auf diesen gesegneten Inseln bot das Land reichere und sicherere Frucht als das offene Meer, wahrend auf dem gegenuberliegenden Kustenland Afrikas, von dem die Canarier in den Archipel herubergekommen waren, ein nur mässig fruchtbares Hinterland die Bewohner wesentlich mit auf den Ertrag des Meeres anwies.

Dazu erschwerten auf den Canarien die grösstentheils sehr heftigen Brandungen an den meist steilen Lavakusten, das Fehlen aller geschutzter Buchten im Archipel und namentlich die Richtungen der Meeresstromung und der Winde eine primitive Schifffahrt im höchsten Grade. Stetig und mit betrachtlicher Stärke fliesst die Strömung aus Nordwest mit kurz vor dem Archipel eintretender nordöstlicher Umbiegung zum Archipel hin und zieht nach Sudwest fort in den weiten atlantischen Ozean. Sie wird sehr leicht aus dem nächsten Nordost, also aus Nordwestafrika, ein Boot zu den Canarien hintreiben, wie sie auch, vereint mit dem in gleicher Richtung wehenden Passatwind, die ursprungliche Fauna und einen grossen Theil der Flora aus Nordost herbeigetragen hat. Vom Archipel aus aber wird ein schwaches Boot in den allermeisten Fällen mit der starken Strömung nach Sudwest in den atlantischen Ozean hinaustreiben, auf Nimmerwiederkehr. Denn auch der Passatwind weht meist sehr kraftig und vorwiegend aus Nordost, ist also zwar fur die Fahrt von Nordwest Afrika nach den Canarien sehr günstig, aber im höchsten Grade ungunstig fur die Fahrt in umgekehrter Richtung oder fur den Verkehr zwischen den Inseln. Wie ausserordentlich viel günstiger wehen dagegen fur einen regelmassigen Verkehr die Monsune in Asien mit ihrem jahreszeitlichen Richtungswechsel (trade-winds). Die Canarien waren also gewissermaassen eine Völkerfalle. Wind- und Meeresstromung liessen die

Menschen mit primitiven Fahrzeugen zwar ohne Schwierigkeit zu ihnen hingelangen, verhinderten aber ihre Rückkehr. Jeder Bootsfahrt vom Archipel aus drohte Untergang an den brandenden Felsenküsten oder Verschlagenwerden nach Südwest in das hohe Meer. Kein Wunder, dass die Erfahrung daraus ihre Schlüsse zog, und dass die gefährliche Schifffahrt allmählich durch Nichtübung ganz abhanden kam.

Schliesslich hat auch noch die extreme Randlage der canarischen Inseln zu ihrer einstigen Verkehrslosigkeit mit dem Kontinent viel beigetragen. Sie liegen auf der (von Ratzel so benannten) geschichtlich todten Seite Afrikas und bildeten vor der »europäischen« Zeit keine Mittelstation auf einer Verkehrsbrücke, wie es die Mittelmeerinseln, die Sundainseln, Molukken und andere Inseln dank ihrer Lage von jeher waren. Sie sind abgelegene einsame Peripherie-Inseln, zu denen nur der äusserste letzte Wellenschlag des in den entferntesten Gegenpol des benachbarten Kontinents eindringenden Völkerflusses seinen langen Weg findet, und haben darin Aehnlichkeit mit Feuerland oder noch mehr mit Tasmanien, dessen Urbewohner auch bei Ankunft der Europäer keine Boote besassen, obwohl sie doch mit Fahrzeugen über Meer nach ihrer Insel gekommen sein mussten. Hier wie dort hat Abgeschiedenheit von dem ideenbefruchtenden Verkehr mit anderen Völkern ausser der lokalen Ungunst der Verhältnisse zum Verlust der Schifffahrtskenntniss durch Nichtübung geführt.

Die durch den Mangel der Schifffahrt herbeigeführte vollkommene Isolirung der alten Canarier ist die Ursache ihres gänzlichen Kulturstillstandes, ihres konservativen Beharrens auf steinzeitlicher Entwicklungsstufe. Zwar haben in früher Zeit, als die Inseln noch dünn bevölkert waren, wiederholte Einwanderungen verschiedenartiger Menschen in den Archipel stattgefunden, wie der anthropologische Befund und die Rassenanordnung auf den Inseln zeigt, aber jedesmal gaben die Neuankömmlinge die hier so gefährliche Schifffahrt preis, jedesmal zerriss wieder der ethnische Zusammenhang mit dem Festland, sodass ein organisches Mitwachsen mit den Festlandsbewohnern und ihrer Kultur unmöglich war. Und als in späterer Zeit höher entwickelte Völker den Versuch gemacht haben mögen, auf dem Archipel Fuss zu fassen, war die Inselbevölkerung schon so stark gewachsen und hatte sich in ihrer echt insularen Selbstständigkeit und Abneigung gegen alles Fremde so befestigt, dass sie mit Erfolg den neuen Andrang abwehren konnte. In hohem Grade kriegerisch waren die Canarier noch in der Zeit der Entdeckung und Conquista. Erst vor der Conquista konnten sich marokkanische Araber an vereinzelten Punkten der beiden Ostinseln festsetzen. Aber die Canarier blieben in ihrer steinzeitlichen Ursprünglichkeit, gesund, kräftig und frei, bis die Europäer kamen.

Wenn wir uns nun den steinzeitlichen Kulturbesitz der Guanchen genauer ansehen, in dem (etwa ausser der Hirse) nichts fehlt, was zum Bild eines neolithischen Volkes gehört — das Fehlen von Booten ist, wie oben ausgeführt, leicht erklärlich — und nichts vorhanden ist, was nicht in ein solches

Bild hineingehört, so können wir daraus auch die Zeit noch näher bestimmen, in der sich die Guanchen von ihrem nordafrikanischen Muttervolk abgelöst haben. Namentlich im Wirthschaftsleben der mediterranen Nordafrikaner können wir häufig erkennen, wann die verschiedenen Errungenschaften gemacht, wann die verschiedenen Hausthiere und Kulturpflanzen ins Land gekommen sind. Ganz Afrika hat vor dem in historischer Zeit erfolgenden Eindringen europäischer Einflüsse und ihrer ethnischen Vermittler seine Kultur aus Asien bekommen, theils über die Suezenge, theils von Arabien über das Rothe Meer. Für Nordafrika ist Aegypten das Durchgangsgebiet der Kulturelemente gewesen, und in vielen Fällen ist bekannt, wann die verschiedenen aus Asien eindringenden Elemente Aegypten passirt haben oder anderswo in den Kontinent gekommen sind. Wenn also den Guanchen eine bestimmte Gruppe von Kulturelementen fehlt, ohne dass der Mangel derselben nach allen übrigen Umständen in ihrem Kulturbild als Verlust zu deuten ist, so müssen wir annehmen, dass sich die Guanchen von den Nordafrikanern getrennt haben, bevor die letzteren sich jene Elemente angeeignet hatten.

In ihrem Wirthschaftsleben waren die Guanchen längst über den Urzustand der geräthelosen Sammler freier Naturerzeugnisse hinaus, auch die Stufe der mit primitivsten Geräthen arbeitenden Fischer und Jäger war überwunden. Sie hatten bereits einige Hausthiere und bearbeiteten den Boden mit Hacke und Hand. Sie waren Hirten und Hackbauer, aber noch keine Ackerbauer; sie hatten noch keinen Pflug, noch kein Zugvieh. Ihre Hausthierhaltung stand noch nicht in Beziehung zur Bodenbestellung wie beim Ackerbau. Die Grundlage ihrer Ernährung war die Zucht von Ziegen und Schafen, woneben die Gewinnung von Bodenfrüchten eine untergeordnete Bedeutung hatte.

Die Erzeugnisse ihres Hackbaues aber bestanden vorwiegend aus Obst und Hülsenfrüchten, dann erst aus einigen Getreidegräsern. Ausserdem ist es bezeichnend, dass als einziges Knollengewächs eine einheimische Pflanze, der Adlerfarn (Pteris aquilina), als wichtiges Nahrungsmittel wild gesammelt wurde, während im heutigen Hackbau allerwärts gerade der Anbau von Knollengewächsen eine Hauptsache ist. Als Obst bauten sie nur Datteln und Feigen, von Hülsenfrüchten nur die Fababohne und Wicke und von Getreidegräsern bloss Gerste und Weizen. Unter diesen Bodenfrüchten ist die Dattel einheimisch in Nordafrika, die Feige westasiatisch, aber in sehr früher Urzeit schon nach Nordafrika eingewandert, und das Gleiche gilt von Faba, Wicke, Gerste und Weizen. Die Hirse, die sonst in der alten Welt mit dem Hackbau, auch in dem der älteren europäischen Pfahlbauer, verbunden ist, fehlt merkwürdiger Weise; die Guanchen scheinen für Nordwestafrika noch »prähirsisch« zu sein. Es fehlen weiter Roggen und Hafer, die beiden wichtigen südosteuropäischen Getreidegräser, die erst mit dem Ackerbau nach Nordeuropa gekommen sind und erst in historischer Zeit im Mittelmeergebiet erscheinen.

Aus ihren Hülsen- und Getreidefrüchten verstanden die Guanchen noch kein Brot zu bereiten, sondern in ursprünglichster Form nur Mehl, das zu Brei

oder Teig verknetet wurde. Dies ist der »Gofio«, der noch heute eine beliebte Speise auf den Canarien ist. Bei so geringer Vertrautheit mit den Körnerfrüchten und ihren vielen guten Eigenschaften ist es auch verständlich, dass die Guanchen ihre Verwendung zur Herstellung stimulirender Getränke nicht kannten. Die Stammeltern der Guanchen waren offenbar noch nicht lange im Besitz des Getreides, als sich die Guanchen von ihnen trennten, oder aber sie schätzten diesen Besitz nicht hoch, nützten ihn nicht aus, weil ihnen die Thierzucht bequemeren Ertrag lieferte.

So sind auch den Guanchen die Produkte der Viehhaltung die Hauptnahrung, und zwar vor allem die Milch, wie bei allen afrikanischen und asiatischen Naturvölkern, nicht das Fleisch. Ihre Heerdenthiere sind Ziegen und Schafe, also die beiden ältesten Milchthiere der menschlichen Kultur. Die Ziege ist (nach Rütimeyer) das älteste Milchthier überhaupt. Auch die afrikanische Ziege mit Ramsnase und Hängeohren stammt aus Asien; sie kommt (nach Mariette) im ältesten ägyptischen Reich vor. Dagegen gab es damals in Aegypten noch keine Schafe. Das Schaf ist erst später aus dem nördlichen Innerasien über Aegypten nach Afrika eingedrungen, hat aber, wie noch andere asiatische Kulturelemente, an der westafrikanischen Waldzone Halt gemacht, während es sich über das waldarme Nordafrika leicht verbreitet hat. Wenn diese Zeitbestimmungen richtig sind, was nach den trefflichen Ausführungen von E. Hahn, (Die Hausthiere), denen ich hier folge, nicht zu bezweifeln ist, könnten also die Guanchen erst nach der Zeit des ältesten ägyptischen Reiches sich von Nordafrika losgelöst haben.

Schweine gab es auf den Inseln reiner Guanchenbevölkerung nicht, wohl aber auf Gran Canaria und Hierro, wo die »Hamiten« überwogen. Das aus Mesopotamien stammende Schwein galt schon im ältesten historischen Aegypten für unrein; trotzdem hat es sich von dort über ganz Innerafrika bis nach Sennar verbreitet. Wenn nun aber die Guanchen keine Schweine hatten, so müssen sie entweder vor dem Erscheinen des Schweines in Nordwestafrika von da ausgewandert sein, oder aber sie müssen das Schwein, das doch ebenso gut transportabel war wie Ziege und Schaf, nicht mitgenommen haben, weil sie es, wie die ältesten Aegypter, für unrein hielten. Ich entscheide mich für die letztere Ansicht, da sie am meisten mit dem durch die Schafverbreitung bestimmten Zeitpunkt der Guanchenauswanderung harmonirt. Die später in den Archipel kommenden, höher kultivirten »Hamiten« haben dann das Schwein mitgebracht; aber es hat sich nicht auf die eigentlichen Guancheninseln verbreiten können.

Dass die Guanchen keine Rinder hatten, ist sofort verständlich, denn Rinder gehören ursprünglich mit Ackerbau und Pflug zusammen und sind nicht organisch mit dem Hackbau verwachsen. Nach Afrika kam das Hausrind aus Asien via Aegypten und Meroe und hat sich von diesen ackerbauenden Ländern erst nachher über die nomadischen Stämme und dann zum Theil über die hackbauenden Neger verbreitet. In wüsten Gebieten der Sahara, wo heute Rind-

viehzucht kaum mehr denkbar ist, gab es, wie alte Felsinschriften beweisen, schon früh grosshörnige Rinder, wahrscheinlich als Lastthiere, in weitgehender Anpassung an das saharische Steppenklima, wie noch heute bei den nomadischen Steppenbewohnern Ostafrikas. Als später das Kameel aus Asien nach Nordafrika eindrang, verdrängte es erklärlicherweise das Rind als Steppenlastthier. Aus den Saharasteppen war aber das Rind allem Anschein nach noch nicht bis nach N.W. und seinen Hackbau treibenden Stammen vorgedrungen, als die Guanchen von dort auswanderten. Erst später hat das Rind auch den Nordwesten erobert. Dann mag es von den »Hamiten« mit nach den Ostcanarien gebracht worden sein, wo frühere europäische Besucher angeblich Rinder gefunden haben wollen.

Der Hund ist ein treuer Genosse des Guanchen, wie er ja das älteste Begleitthier des Menschen ist. Der afrikanische Hund ist das einzige aus afrikanischer Wildform gezüchtete afrikanische Hausthier, Schakal und Verwandte sind seine Ahnen, aber es ist unwahrscheinlich, dass es wirkliche Wildhunde auf den Canarien gegeben habe, weil, wie ich in »Tenerife« (S. 29, 30) begründet habe, der Archipel keine grösseren wilden Säugethiere besass noch besitzen konnte. Entweder bezieht sich die entsprechende Notiz des Plinius, die den Namen Canarische Inseln von ihrem Reichthum an grossen Hunden ableitet, auf verwilderte Hunde, oder aber, was noch wahrscheinlicher ist, sie ist überhaupt nur eine ad hoc gemachte Ableitung, während der Name Canarien mit dem einstigen Namen Kanar (auf dem gegenüberliegenden Festland) zusammenhängt. Dies wäre ein neuer wichtiger Hinweis auf Nordwestafrika.

Ebenso unklar und unwahrscheinlich ist die Nachricht, dass es auf einigen Canarien Wildesel gegeben habe. Esel als Hausthiere sind erst in europäischer Zeit eingeführt worden. Die Guanchen hatten keine, was erklärlich ist, denn der asiatische Hausesel ist erst nach Ziege, Schaf und Rind in Aegypten erschienen und hat erst später durch Kreuzung mit dem afrikanischen Wildesel den nordafrikanischen Hausesel erzeugt.

Das Pferd fehlt bei den Guanchen. Von turanischer Abstammung, wanderte es erst mit den Hyksos (2000—1750 v. Chr.) nach Aegypten und verbreitete sich dann schnell als Zugthier, anfangs nicht als Reitthier, über Nordafrika.

Noch viel jüngeren Datums ist das Kameel in Afrika. In Mittelasien wurde das Kameel wahrscheinlich schon vor dem Pferd gezüchtet, aber lange hat es in Alt-Aegypten seine Westgrenze gehabt. Es scheint von den dortigen Ackerbauern zurückgewiesen worden zu sein, weil es ein für den Ackerbauer kaum zu brauchendes reines Nomadenthier ist. Erst Caesar brachte im Kriege gegen Pompejus und Juba das Kameel nach Nordafrika. Darum fehlt es natürlich den in viel früherer Zeit ausgewanderten Guanchen.

Wenn gegenüber dem Fehlen der grossen Hausthiere Rind, Esel, Pferd, Kameel bei den Guanchen immer noch von hartnäckigen Vertheidigern des

relativ jungen Alters der Guanchen der Einwand erhoben werden könnte, dass die Guanchen bei ihrer Auswanderung aus Nordafrika diese grossen Thiere nicht mitgenommen hätten, weil der Transport in ihren gewiss sehr unbeholfenen und seeuntüchtigen Booten zu schwierig gewesen wäre, so kann dieser Einwand nicht für zwei kleine, leicht transportable und sehr wichtige Hausthiere gelten, die den Guanchen ebenfalls fehlen und die ebenfalls noch jung in Afrika sind: die Katze und das Huhn. Es wäre ganz unerfindlich, warum die Guanchen diese beiden nützlichen Hausthiere nicht mit nach den Canarien genommen hätten, wenn sie dieselben in Afrika gehabt hätten.

Die Hauskatze ist ein Erzeugniss altägyptischer Thierzucht. Aber sie war noch nicht im ältesten Aegypten da; sondern erst, als unter semitischem Einfluss der Kultus der Göttin Bast aufkam, deren heiliges Thier der Löwe war, entstand die Zucht der Hauskatze. Als Hausthier verbreitete sie sich schnell, aber bevor sie nach Nordwestafrika kam, werden die Guanchen schon ausgewandert gewesen sein.

Noch bezeichnender für das Alter der Guanchen ist das Fehlen des Huhnes bei ihnen, denn das Haushuhn ist nicht nur klein und gut transportabel, sondern passt auch vorzüglich in die Wirthschaftsform des Hackbaues. Nirgends giebt es heute in Afrika Hackbau ohne Beigesellung des Huhns (und der Ziege), nirgends kommt das Huhn bei den reinen Nomaden vor, weil es des nur durch die Bodensässigkeit gewährten Schutzes bedarf. Aus seiner ostasiatischen Heimath kam aber das Huhn erst in der Ptolemäerzeit von Syrien nach Aegypten; die altägyptische Kücken-Hieroglyphe stellt das Wüstenhuhn dar. Nordafrika hat das Huhn also erst nach der Ptolemäerzeit erhalten. Das südlichere Afrika der Hackbau treibenden Neger hat das Huhn jedenfalls schon viel früher, direkt von Indien via Arabien und afrikanischer Ostküste bekommen, aber nach Nordafrika war ihm von dort der Weg durch die Wüsten, Steppen und die Nomadenvölker versperrt. Als es aus Aegypten nach Beginn unserer Zeitrechnung dorthin kam, hatten die Guanchen schon längst den Kontinent verlassen.

Fassen wir das Ergebniss aller dieser Betrachtungen kurz zusammen, so ergiebt sich das folgende gedrängte Bild der alten Guanchen: Sie waren somatisch am ähnlichsten den wahrscheinlich neolithischen (Ranke, Der Mensch, II, 488) Cro-Magnon-Menschen. Neben ihnen finden sich auf den canarischen Inseln noch zwei andere ausgeprägte Rassetypen, von denen der eine, den alten Armenoïden verwandte, meist mit den Guanchen vergesellschaftet vorkommt, der andere, mit hamitischen Zügen, einer kulturell höheren Rasse angehört, die offenbar später eingewandert ist und vorwiegend die dem Festland näheren Ostinseln bewohnt. Die steinernen Kunsterzeugnisse der Guanchen sind grossentheils paläolithisch, in der Form indentisch mit südfranzösischem Steingeräth. Ihr übriger Besitz stellt ein abgeschlossenes Bild neolithischer Kultur dar. Ihre Bodenwirthschaft ist ein einfacher Hackbau, in dem von Getreide-

gräsern nur zwei der ältesten, Gerste und Weizen, vorkommen; die Kunst, daraus Brot oder gegohrenes Getränk zu bereiten, ist ihnen noch fremd. Ihre Hausthiere sind: der älteste Begleiter des Menschen, der Hund, und die zwei ältesten Milchthiere menschlicher Zucht, Ziege und Schaf; sie alle in asiatisch-afrikanischer Gestalt.

In meinem »Tenerife« (S. 44, 45) habe ich des Näheren dargethan, wie die Guanchen auf die hellfarbigen Elemente unter den nordafrikanischen Berbern hinweisen, die dort uralt sind, und von diesen weiter ostwärts bis nach Aegypten auf andere helle ethnische Elemente, die überall als älteste Stämme dieser Länder angesehen werden. Am angeführten Ort habe ich ferner gezeigt, wie die Eigenart der hypsibrachycephalen »Armenoïden« ebenfalls nach N.W.-Afrika und weiter ostwärts weist, so dass eine Brücke nach den heutigen kleinasiatischen Armenoïden nicht schwer zu schlagen sein dürfte.

Von Osten her drangen diese Völker nach Nordafrika ein und mit ihnen ihre Kultur. Die Völkerschübe von Osten waren gewiss in prähistorischer Zeit ebenso kräftig wie nachher die Wanderungen der Hamiten und Semiten. Nordafrika war schon früh dicht bewohnt, aber schon in früheste Zeiten scheint der ethnische Dualismus zurückzugehen, der noch heute auch die vom Semiteneinfluss unberührt gebliebenen Berberstämme durchzieht. Ich trage aus mancherlei Gründen kein Bedenken, ihn mit dem Dualismus von Guanchen und Armenoïden zu identifiziren. Und zwar halte ich die dunkeln kurzköpfigen Armenoïden für die älteren Bevölkerungstheile, denen sich die Guanchen später überwältigend zugesellt haben. Wenigstens auf den Canarien bekommt man diesen Eindruck aus der Beobachtung, dass die Armenoïden sich nur auf der im Westen abgelegenen Waldinsel Gomera rein erhalten hatten und im Uebrigen wohl mit den Guanchen zusammen wohnten, hier auch den gleichen Kulturbesitz wie die Guanchen hatten, aber doch nur wie Verdrängte in den ungünstigeren Theilen der Inseln lebten, wie z. B. in den trockenen sterilen Bandas del Sur auf Tenerife, während die Guanchen vorwiegend die bessere Nordseite bewohnten.

Es ist mir also wahrscheinlich, dass auch in Nordafrika die »Armenoïden« die ursprünglichen waren, die dann von den kraftvoll vordringenden hellen Stämmen geschoben und durchsetzt wurden. Beim starken Schieben und Nachdringen aus Osten war aber auch für die hellen Völker schliesslich die nordafrikanische Westküste erreicht. Nach Süden auszubiegen, verbot die Wüste und Steppe, denn diese Völker waren keine an Wüste und Steppe gewohnten Nomaden, sondern Hackbauer mit Kleinvieh. Es blieb ihnen also nur der Westen offen, d. h. die Fahrt nach den nächst benachbarten Canarien, und der Norden, d. h. der Uebergang über die Gibraltarstrasse nach Südeuropa. Die Canarien mussten daher wiederholt besucht und besiedelt werden; sie liegen, vom Festland leicht erreichbar, in der Stossrichtung der alten nordafrikanischen Völkerschübe. In Südeuropa aber — so schliessen wir weiter — ergriffen die hellen Stämme Besitz von den mediterranen Landstrichen Spaniens und Frankreichs, wo die

Cro-Magnon-Menschen in vielen Zügen dasselbe Bild wie die Guanchen bieten. Und dann drangen sie langsam nach Norden vor, wo die kurzgesichtigen Langköpfe Mitteleuropas ebenso ihre Enkel sind, wie im Süden die blonden Basken und langköpfigen alten Iberer.

Von der Guanchen-Besiedelung der Canarien machen wir uns nun folgendes Bild: Als die hellen Stämme von den Canarien Besitz ergriffen, haben sie die dort sitzenden »Armenoïden« auf die Westinseln verjagt oder doch in die ungünstigen abgelegenen Theile der nun auch von den hellen Stämmen besetzten östlichen Inseln gedrängt. Sie haben ihnen ihre Kultur mitgebracht und sie neben sich geduldet, ohne sich aber mit ihnen ganz zu verschmelzen. Ihre kraftvolle Selbstständigkeit haben sich die Guanchen auch bewahrt, als sehr viel später neue Stämme, die »Hamiten«, mit höherer Kultur in den Archipel eindrangen. Nicht nur, dass die Guanchen die Hauptinsel Tenerife fast ganz frei von diesen Eindringlingen hielten, sondern sie wiesen auch auf den anderen Inseln die entwickeltere Kultur der »Hamiten« im Ganzen zurück und nahmen bloss einiges Wenige an, was sich dem Rahmen ihrer eigenen Kultur leicht einpassen liess. Die »Hamiten« aber verloren, vom Festlande abgeschnitten aus gleichem Grunde wie die anderen Canarier, und aufs stärkste von der kräftigeren breiteren Guanchen-Bevölkerung beeinflusst, allmählich Vieles von ihrem früheren Kulturbesitz, z. B. ihre Schrift, und nahmen Manches von den Guanchen an, z. B. die Sprache.

In diese Auffassung von der Besiedelung der Canarien passt es auch, dass die Guanchen wie die »Armenoïden« keine Tradition vormaliger Einwanderung hatten; sie hielten sich für autochthon, was auf sehr lange Angesessenheit hindeutet. Dagegen war bei den »Hamiten« Gran Canarias die Ueberlieferung einer Einwanderung aus Nordosten lebendig, woraus auf ihre jüngere Anwesenheit im Archipel zu schliessen ist. Als dann das Zuwandern neuer Elemente aufhörte, resp. als die einzelnen Inselbevölkerungen stark genug geworden waren, um in inselhaftem Fremdenhass weitere Ankömmlinge erfolgreich zurückzuweisen, vollzog sich in der insularen Abgeschiedenheit die Rassenmischung schneller, aber immer nur innerhalb jedes einzelnen Inselgebiets, da ja bald die Schifffahrt ausser Uebung kam. Am reinsten blieb die Guanchenrasse auf Tenerife, wohin wohl nur sehr wenige »Hamiten« gekommen waren, und die gesunde Natur des Volkes wuchs sich ungehindert aus. Aber ohne Befruchtung von aussen, entwickelte sich ihr Charakter und ihre Kultur einseitig auf der uralten Grundlage, und während ihre Bruderstämme des Kontinents im Völkerverkehr von Stufe zu Stufe aufwärts schritten, blieben die Guanchen auf ihren Inseln ein Volk der Steinzeit, wie es ihre festländischen Ureltern vor Jahrtausenden gewesen waren.

Schädel von Tenerife, mit Trep

ations- und Bregma-Narben.

Emil Schmidt.

Die Rassenverwandtschaft der Völkerstämme Südindiens und Ceylons.

Die Rassenverwandtschaft der Völkerstämme Südindiens und Ceylons.

Von **Emil Schmidt** (Leipzig).

So lange auch schon die Weddas in ihren körperlichen und ethnischen Eigenthümlichkeiten die Aufmerksamkeit der Beobachter auf sich gelenkt hatten, so war es doch erst Virchow, der in seiner Monographie über die Weddas[1]) die Frage nach der anthropologischen Stellung dieses Stammes unter Berücksichtigung geschichtlicher Daten und aller bisher angestellten Beobachtungen, sowie auf Grundlage eingehender Untersuchungen an osteologischem Material in wissenschaftlich vertiefter Weise aufnahm. Er fasste die Resultate seiner Untersuchungen in folgende drei Sätze zusammen[2]):

1. »dass zwischen Weddas und Singhalesen vielfache Aehnlichkeiten bestehen, und dass die Entstehung der singhalesischen Rasse aus einem Gemisch von Weddas und indischen Einwanderern sowohl aus historischen als auch aus anthropologischen Gründen die Wahrscheinlichkeit für sich hat;
2. dass sowohl die Weddas, als die Singhalesen sich in Hauptstücken sowohl von den Tamilen Ceylons, als von denen von Tanjor (Chóla) unterscheiden;
3. dass dagegen unter den Resten der älteren drawidischen oder vielleicht schon vordrawidischen Stämme Vorderindiens sich noch jetzt Analogien mit den Weddas nachweisen lassen. — Eine nähere Verwandtschaft der Tamilen mit den Weddas tritt ebensowenig hervor, als mit den Singhalesen.«

[1]) R. Virchow, Ueber die Weddas von Ceylon und ihre Beziehungen zu den Nachbarstämmen. Aus den Abhandlungen der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1881. Mit 3 Tafeln. Berlin 1881.

[2]) l. c. S. 129.

Das Beobachtungsmaterial, das Virchow zu Gebote stand, war nach Qualität und Quantität nicht ausreichend, um die Frage nach der anthropologischen Stellung der Weddas endgiltig zu entscheiden, und Virchow selbst weist mehrfach darauf hin, dass seine Ergebnisse nur als vorläufige angesehen werden dürfen und dass weitere Untersuchungen erforderlich seien. Insbesondere betont er wiederholt, dass es zur Feststellung der Beziehungen der Weddas und vielleicht selbst der Singhalesen mit drawidischen Indiern gerathen sei, die Bergstämme Indiens mit in Vergleichung zu ziehen.

Es war P. und F. Sarasin vorbehalten, mit Hilfe der bedeutenden Mittel, über die sie verfügten, ein absolut authentisches und dabei ungewöhnlich reiches osteologisches Material von den Weddas zu sammeln. Weniger sicher und weniger ausgiebig war das von ihnen gesammelte Material von Ceylon'schen Tamilen, und noch weniger das des dritten ceylonischen Stammes, der Singhalesen. In ihrem glänzend ausgestatteten Werke[1]) haben sie die Resultate ihrer sehr gründlichen Untersuchungen niedergelegt. Sie kommen darin zu dem Schluss[2]): »dass die Weddas, Tamilen und Singhalesen drei wohl charakterisirte Varietäten darstellen, indem trotz aller vorkommenden Uebergangsformen die Durchschnittszahlen präcis zu fassende Differenzen anzeigen. Die Singhalesen stehen von den Weddas durchschnittlich weiter entfernt, als die Tamilen, die Tamilen sind daher mit den Weddas durchschnittlich näher verwandt, als die Singhalesen. Die grosse Menge der Drawidas darf als weitere Entwicklungsstufe weddaischer Formen angesehen werden, wozu dann, und zwar vornehmlich in den höheren Kasten, noch ausserindische, vornehmlich arische Elemente hinzukamen. — Die Differenz zwischen den Singhalesen und den Tamilen beruht wesentlich in dem verschiedenen Procentverhältniss der Beimischung arischen Blutes.«

Sodann betrachten die beiden Forscher das Verhältniss der drei genannten Stämme zu anderen Rassen, und sie stellen eine phylogenetische Theorie auf, die weiter zu verfolgen nicht Aufgabe dieser Zeilen ist.

Die Aehnlichkeit der Weddas und der Tamilen ist, soweit sie die ceylonischen Tamilen betrifft, durch die beiden Herren Sarasin klar und endgiltig festgestellt; es fragt sich nur, ob die Tamilen Ceylons auch als Durchschnitts-Repräsentanten, als ein gleichmässiges Extrakt aus den Drawidastämmen überhaupt angesehen werden dürfen. Die Geschichte macht das wenig wahrscheinlich. Dank den Chroniken buddhistischer Klöster Ceylons, insbesondere dem grossen Geschichtswerk Mahawansa[3]), können wir die wichtigeren Ereignisse der Insel

[1]) P. und F. Sarasin, Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon. Dritter Band: Die Weddas von Ceylon und die sie umgebenden Völkerschaften, ein Versuch, die in der Phylogenie des Menschen ruhenden Räthsel der Lösung näher zu bringen. Wiesbaden 1892/93.

[2]) l. c. S. 350 f.

[3]) The Mahawansa. Part II by L. C. Wijesinha. To which is prefixed the translation of the first part (published in 1837) by George Tournour. Colombo 1889.

zurückverfolgen bis zur Einführung des Buddhismus, also bis zum Anfang des dritten Jahrhunderts vor Christus, und sie bestehen aus einem fast ununterbrochenen Kampf zwischen Singhalesen und Drawidas (»Tamilen«). Angelockt durch den Reichthum des Landes drangen immer neue Schaaren aus Südindien herüber, und wer von diesen nicht im Kriege unterging oder beutebeladen in die Heimath zurückkehrte, blieb auf dem nördlichen Theil der Insel, besonders an der Küste sitzen. Das ist die Herkunft der jetzigen angesessenen »Tamilen« Ceylons; ihre Väter gehörten nur den kräftigsten, unternehmendsten Kasten der Drawidastämme (nicht bloss der Tamilen) an, und sie waren daher eine durch die Anforderung des Krieges gegebene Auslese der kraftigsten Elemente ihres Stammvolkes. Will man daher die Verwandtschaftsbeziehungen der Weddas zu den Drawidas, den Grad ihrer Blutnähe eingehender studiren, so muss man die Originalstämme der letzteren, d. h. die Festlandstämme, mit zum Vergleich heranziehen.

Schon vor der Veröffentlichung der Wedda-Abhandlung Virchow's hatte Jagor Südindien durchreist und dabei eine grössere Zahl Korpermessungen an drawidischen Stämmen und Kasten vorgenommen[1]). Leider umfassen die meisten seiner Gruppen eine zu geringe Zahl von Individuen (54 Kasten sind durch 265 Individuen, also jede Kaste durchschnittlich nur durch 5 vertreten), so dass der Zufall der kleinen Zahlen die Einsicht in die körperlichen Verhaltnisse der einzelnen Gruppen erheblich beeinträchtigen kann. Es war daher, als ich, angeregt durch Virchow's Abhandlung im Herbst und Winter 1889/90 die Völkerstämme Ceylons und Südindiens aufsuchte, meine Absicht, von den einzelnen wichtigeren Gruppen womöglich ausgiebigeres Material zu sammeln. Leider war die Beschaffung so sicher bestimmten osteologischen Materials, wie sie, dank der ihnen zu Gebote stehenden Mittel, den Herren Sarasin gelang, für mich eine Unmöglichkeit. Auch das in indischen und europäischen Sammlungen befindliche Schädel- und Skeletmaterial aus Südindien ist ungemein dürftig und wenig sicher bestimmt und absolut unzureichend für einigermaassen zuverlässige Schlüsse. Ich war daher wesentlich auf die Beobachtungen an Lebenden angewiesen.

Es kam mir darauf an, einzelne Gruppen aus den verschiedenen Niveaus der Kastenordnung und allgemeinen Lebensweise in nicht zu kleiner Individuenzahl (wo möglich 20 und mehr) zu untersuchen. Im Ganzen habe ich in Ceylon und Südindien an 526 Individuen systematische Korpermessungen angestellt, von denen 401 erwachsene Männer zur Untersuchung über die Rassenverwandtschaft der Stämme Südindiens und Ceylons verwandt werden konnten, nämlich 47 Ceylonische Weddas, 32 Singhalesen, 22 Ceylonische Tamilen, 111 Individuen aus besser situirten, 47 aus allerniedrigsten Kasten Südindiens und 119 Indi-

[1]) Messungen an lebenden Indiern, ausgeführt von Dr. F. Jagor, bearbeitet von Dr. G. Koerbin. Zeitschr. f. Ethnologie, Band 11, S. 1 ff.

viduen der Berg- und Dschungelstämme dieses Landes. Im Einzelnen setzen sich diese Gruppen zusammen aus:

a) Weddas: 5 aus Nilgala, 22 aus Wewatte, 20 von der Ostküste;
b) Singhalesen: 20 aus der Wellala-, 12 aus anderen Kasten;
c) Ceylonische Tamilen: 8 aus der Wellala-, 14 aus anderen Kasten;
d) Angehörige besser situirter Kasten aus Südindien: 17 Brahmanen, 23 Sudras der Malabarküste (Nairs), 23 Wellalas, 20 Schanar, 28 Badagas;
e) Angehörige der niedersten Kasten: 28 Parias, 8 Puläar, 11 Einzelindividuen aus niedersten Kasten;
f) Dschungelstämme Indiens: 27 Malser, 10 Kanikar, 13 Malänayar, 5 Ulladen, 14 Irula, 30 Kurumba, 20 Malä-Arrayan.

Leider konnte ich zur Berechnung der Körper-Proportionen die Messungen Jagor's nicht mit verwenden, da seine Messungsmethode nicht mit der meinigen übereinstimmte. Nur ungern entschloss ich mich zu diesen Aenderungen, glaubte jedoch dadurch so viel exaktere Maasse zu erhalten, dass ich doch von den Messungen Jagor's abwich. Ich folgte im Wesentlichen dem in meinen »anthropologischen Methoden«, S. 93 ff., aufgestellten Schema: nur für die Armgrössen wich ich darin davon ab, dass ich dieselben durch direkte Messung mit dem Schiebezirkel und nicht durch Berechnung aus der Höhe der einzelnen Messpunkte über dem Boden feststellte. Die Beweglichkeit des Handgelenkes (grössere Adduktion oder Abduktion der Hand) erschwert die direkte Messung der Handlänge zwischen Griffelfortsatz des Radius und der Spitze des Mittelfingers; das Maass berechnet sich besser aus der Differenz zwischen der ganzen Armlänge und der Summe der Ober- und Vorderarmlängen.

Der mir hier zur Verfügung stehende Raum gestattet mir nicht, meine Untersuchungen eingehend darzulegen; ich muss dies einer demnächst zu veröffentlichenden grösseren Arbeit überlassen und mich hier darauf beschränken, nur die wesentlichsten Punkte und Haupt-Resultate vorzuführen.

Betrachten wir zunächst die deskriptiven Merkmale, so wiederholen sich bei den Drawidas Indiens im Wesentlichen die Verhältnisse der Stämme Ceylons, wie sie schon von den Herren Sarasin festgestellt wurden. Von den drei dortigen Gruppen zeichnen sich die Weddas (Dschungelstamm) durch Intensität des Pigmentes (dunkel trüb-braune Töne der Hautfarbe, dunkelste Iris) von den etwas weniger stark pigmentirten Tamilen und den entschieden heller gefärbten Singhalesen aus (hellbraune und gelbliche Hautfarbe und heller brauner Iris). Dieselben Abstufungen der Pigmentirung finden wir bei den Südindiern wieder. Die Dschungel- und Bergstämme sind entschieden die dunkelsten, und kaum weniger stark pigmentirt als sie sind die niedersten Kasten in der Gesellschaftsordnung der Uebrigen. Dagegen sind die besser situirten Kasten etwas heller, und ganz besonders ist dies bei einigen der am höchsten in der Rangstufe

stehenden Kasten der Fall, vor allem bei den Nairs, die oft an Helligkeit der Hautfärbung kaum hinter den Singhalesen zurückstehen. Von 22 Nairs hatten 4 helle, 13 mitteldunkle, 5 dunkle Haut, einer helle, 9 mitteldunkle, 13 dunkle Iris; von 30 Kurumba (Dschungelstamm) dagegen hatte nur einer helle, 12 mitteldunkle und 17 dunkle Haut, 6 helle, 11 mitteldunkle und 13 dunkle Iris. Die Ursache der Hellhäutigkeit ist im Mutterrecht zu suchen, das den Nair-Frauen gestattet, sich Gatten aus höheren Kasten und speciell aus den in der Kastenordnung am allerhöchsten stehenden, hellhäutigen Namburi-Brahmanen zu suchen, die das arische Blut verhältnissmässig am reinsten erhalten haben. Wenn die von mir untersuchten 17 Brahmanen im Ganzen dunkelhäutiger sind als die Nairs, so zeigt das nur, dass in ihnen weniger arisches Blut fliesst, als in diesen. Die meisten brahmanischen Unterkasten Südindiens sind stark mit drawidischem Blut gemischt, ja es haben im Laufe der Geschichte recht oft Aufnahmen rein drawidischer Gruppen in die Brahmanenkasten stattgefunden.

In der Farbe (schwarz) und Form (wellig) des Haares sind wesentliche Unterschiede weder bei den Stämmen Ceylons, noch bei denen Südindiens wahrzunehmen. Das Kopfhaar ist stets reichlich entwickelt, Bart- und Körperhaar im Ganzen spärlich (mit Ausnahme der Singhalesen). Am spärlichsten sind mit Körperhaar ausgestattet die Weddas, die Dschungelstämme und die niedersten Kasten Indiens; vom Bart ist bei allen drei Gruppen der Schnurrbart verhältnissmässig am reichlichsten vorhanden, geringer der Kinnbart, Backenbart fehlt fast regelmässig. Weddas und Dschungelstämme besitzen ferner die gemeinsame Eigenthümlichkeit, dass die Haut der Extremitäten verhältnissmässig stärker behaart ist, als die des Rumpfes.

Betrachten wir von den metrischen Merkmalen zunächst die Körpergrösse. Sie beträgt bei den grösseren Gruppen im Durchschnitt:

Ceylon:			Südindien:		
Weddas	Tamilen	Singhalesen	Dschungelstämme	niederste Kasten	besser situirte Kasten
159,70	162,50	163,203	157,0	160,21	164,56

Diese Zahlen weichen bei den Weddas und den Tamilen Ceylons von denen Sarasin's ab (157,6 und 165,3). Der Grund dafür liegt bei den Zahlen für die Weddas darin, dass bei meinen Messungen die Weddas der Küste, bei denen Sarasin's die Nilgala-Weddas in grösserem Verhältniss betheiligt waren. Da aber die Küsten-Weddas zahlreicher sind als die Dschungel-Weddas, entspricht die grössere Zahl vielleicht mehr der Durchschnittsgrösse der Weddas überhaupt. Dass ich bei den Tamilen eine kleinere Durchschnittsgrösse erhalten habe, als die beiden anderen Forscher, hat seinen Grund wohl in der verhältnissmässig kleinen Individuenzahl beider Messungsreihen. Der Zufall hat mir kleinere, den beiden Herren Sarasin grössere Individuen zugeführt.

Dieser Umstand ist auch zu berücksichtigen bei der Beurtheilung der Grössen der Festlands-Gruppen, speciell bei der der niedersten Kasten. Augen-

scheinlich ist hier meine Mittelzahl erhöht durch die Messungen der Malabar-Parias, die, wie es scheint, grösser sind, als die der Coromandelküste. Sie ragen mit 162,52 cm Körperhöhe weit nicht nur über das Niveau der anderen Vertreter dieser Gruppen (157,81 und 156,09), sondern, wie die Messungen Jagor's zeigen, auch über die Parias der Coromandelküste (156,9) hervor. Trägt man diesem Umstand Rechnung, so wird man die Körpergrösse der Dschungelstämme und die der niedersten Kasten Indiens als nicht wesentlich verschieden ansehen dürfen, während die der besser situirten Kasten Indiens sich beträchtlich über jene erhebt.

Im Einzelnen vertheilt sich die durchschnittliche Körpergrösse auf die verschiedenen kleineren Gruppen (Kasten):

Ceylon

Weddas			Tamilen	
Nilgala-Weddas	Wewatte-Weddas	Küsten-Weddas	Wellala-Kaste	Andere Kasten
156,0	159,59	160,72	163,69	161,43

Singhalesen	
Wellala-Kaste	Andere Kasten
162,80	163,875

Indien

Dschungel-Stämme							Niederste Kasten		
Malser	Kanikar	Malänayars	Ulladen	Irula	Kurumba	Malä-Arrayan	Paria	Puläar	Einzelne
162,07	153,60	153,08	151,50	155,42	156,25	157,97	162,52	157,81	156,09

Besser situirte Kasten				
Brahmanen	Sudra	Wellala	Schanar	Badaga
162,62	165,89	163,87	166,20	163,93

Unter den Dschungelstämmen zeichnen sich die Malser durch ihre verhältnissmässige Grösse aus; die Ursachen dafür sind nicht klar. Alle übrigen beobachteten Dschungelstämme sind so klein oder kleiner, als die Weddas von Ceylon. Die verhältnissmässig grosse Körperhöhe der Malabarischen Parias wurde bereits erwähnt; unter den besser situirten Kasten Südindiens sind die grössten nicht die Brahmanen (die in den meisten ihrer Unterkasten mehr drawidisches als arisches Blut enthalten), sondern die mehr mit arischem Blut durchsetzten Nairs und die rein drawidischen Schanar. Für die Grösse beider kommt als ätiologisches Moment ihre Thätigkeit in Betracht: die Nairs bildeten seit uralten Zeiten die Kriegerkaste, sie übten ihren Körper systematisch, und ihre Beschäftigung brachte eine allmähliche Auslese der Grössten und Stärksten hervor. Bei den Schanar beruht, wie aus ihren Proportionen hervorgeht, die Grösse besonders auf der starken Entwicklung der Extremitäten, und diese

hangt wohl ohne Zweifel wieder mit ihrer Thätigkeit zusammen (sie bringen als Palmweinbauern einen grossen Theil ihres Lebens kletternd auf Bäumen zu).

Im Ganzen wächst die Körpergrösse der untersuchten ethnischen Gruppen in gleichem Verhältniss mit der besseren Lebensweise. Rasseneinfluss (arisches Blut) kommt dafür in Südindien in untergeordneter Weise in Betracht.

Die folgende Zahlenübersicht zeigt die Grösse des Längenbreitenindex der einzelnen Gruppen am lebenden Kopf:

Ceylon

Weddas 75,44			Tamilen 75,91	
Nilgala-Weddas	Wewatte-Weddas	Küsten-Weddas	Wellala-Kasten	Andere Kasten
73,54	73,70	77,83	76,44	75,65

Singhalesen 80,24	
Wellala-Kasten	Andere Kasten
80,50	79,82

Indien

Dschungelstämme 75,390							Niederste Kast. 76,345		
Malser	Kanikar	Malänayars	Ulladen	Irula	Kurumba	Malä-Arrayan	Paria	Pulaar	Einzelne
75,76	72,27	75,46	76,18	74,92	77,63	73,67	77,58	76,70	75,08

Höhere Kasten 75,567				
Brahmanen	Sudra (Nairs)	Wellala	Schanar	Badaga
74,56	74,93	79,31	75,84	72,04

In der ganzen Reihe tritt uns, mögen wir nun die grossen Gruppen oder die einzelnen Kasten und Dschungelstämme betrachten, eine überraschende Gleichförmigkeit entgegen. Sehen wir ab von den Singhalesen, die als Misch volk nicht mit den reinen Drawidastämmen zusammengestellt werden können und deren relative Breitköpfigkeit wahrscheinlich durch Beimengung fremden Blutes bedingt ist, so bewegt sich der durchschnittliche Kopfbreitenindex des Lebenden in den grösseren Gruppen der Ceylonischen und der Festlandstämme in den engsten Grenzen, zwischen 75,44 (Weddas) und 76,3 (niederste Kasten der Festland-Drawidas). In den Einzelgruppen ist diese Schwankungsbreite etwas ausgedehnter, grösser bei den besser situirten Kasten (72,0 bei den Badagas, 79,31 bei den Festland-Wellalas), geringer bei den niedersten Kasten (75,08 und 77,58) und den Dschungelstämmen (Weddas zwischen 73,5 und 77,8, Dschungelstämme des Festlandes 72,27 und 77,63). Die Gleichartigkeit der Existenzbedingungen, sowie der Mangel von Beimischung fremden Blutes erklären die grössere Gleichförmigkeit dieser Verhältnisse bei diesen kulturrückständigen Gruppen, während umgekehrt die entgegengesetzten Einflüsse wohl die grössere Veränderlichkeit in den einzelnen Gliedern der besser situirten Kasten verursacht

haben. Wir dürfen daher wohl als echt drawidisch einen niedrigen Kopfindex von etwa 74 bis 77 ansehen. Wollen wir vom Lebenden auf das gleiche Maassverhältniss am Schädel schliessen, so müssen wir uns lediglich an die umfangreichen und sehr exakten Messungen P. und F. Sarasin's halten. Es geht aus ihnen hervor, dass bei den ceylonischen Stämmen der Schädelindex um mehrere Einheiten kleiner ist, als der von mir an Lebenden der gleichen Gruppen gefundene Kopfindex. Es besteht kein Grund, anzunehmen, dass dies Verhältniss bei den Drawidastämmen Indiens ein anderes ist, und wir dürfen daher wohl den typischen Drawidaschädel als echten dolichocephalen mit einem Index zwischen 70 und 75 ansehen.

Leider sind die beiden anderen wichtigsten Indices des Kopfes, nämlich das Verhältniss von Höhe und Breite des Gesichtes und der Nase durch die Messung am Lebenden nicht mit gleicher Bestimmtheit festzustellen, wie der Längen-Breitenindex des Kopfes. Der obere Messpunkt der dabei in Betracht kommenden Höhen, nämlich die Stirnnasennaht, ist in vielen Fällen nicht sicher genug zu bestimmen. Ich gehe daher an dieser Stelle auf diese beiden Verhältnisse nicht ein, sondern wende mich gleich zu den mit grösserer Sicherheit zu bestimmenden Proportionen der Extremitäten.

Es ist ein grosser Uebelstand, dass die ganze Länge der Unterextremität am Lebenden nicht mit befriedigender Genauigkeit gemessen werden kann. Die Trochanterhöhe ist bei dickem Fett und kräftigen Muskelschichten nicht genau durchzufühlen; die Höhe des Sitzhöckers über dem Boden (die Differenz zwischen Körperhöhe und Sitzhöhe) braucht ebenso wenig parallel der Länge der ganzen Unterextremität zu gehen, wie der Bodenabstand der Spina ilium anterior sup. oder inf. Ich gehe daher hier nicht näher auf dies Maass ein.

Dagegen lässt sich die Länge der Tibia und des Fusses, wie auch die des ganzen Armes (vom Acromion bis zur Mittelfingerspitze) und die Spannweite mit genügender Sicherheit messen, um werthvolle Resultate zu ergeben. Ich fasse die betreffenden Resultate in folgender Tabelle zusammen:

Ceylon.

	Weddas				Tamilen			Singhalesen		
	Weddas im Allgem.	Weddas von Nilgala	Weddas von Wewatte	Weddas der Küste	Tamilen im Allgem.	Wellala-Kaste	Andere Kasten	Singhalesen im Allgem.	Wellala-Kaste	Andere Kasten
Relative Tibialänge (Körperlänge = 100)	22,98	23,08	23,32	22,58	22,77	22,51	22,91	22,53	22,47	22,62
Relative Fusslänge	15,39	15,48	15,12	15,66	15,49	15,32	15,59	15.34	15,54	15,25
Relative Armlänge	44,59	44,34	44,49	44,76	44,97	44 96	44,98	44,75	44,66	44,89
Relative Spannweite	103,69	102,88	103,57	104,02	104,76	104,70	104,80	103,65	103,55	103,81

Südindien.

	Dschungelstämme							
	Dschungelstämme im Allgem.	Malser	Kanikar	Malänayar	Ulladen	Irula	Kurumba	Mala-Arräan
Relative Tibialänge (Körperlänge = 100)	22,44	22,76	22,47	22,12	22,62	22,28	22,32	
Relative Fusslänge	15,18	15,06	14,90	15,38	14,76	15,39	15,17	15,31
Relative Armlänge	44,44	44,59	44,17	44,61	44,12	45,24	44,28	44,02
Relative Spannweite	104,08	104,28	103,96	103,80	102,22	105,42	103,86	103,97

Sudindien.

	Niederste Kasten				Besser situirte Kasten					
	Niedere Kasten im Allgem.	Paria	Pulaar	Einzelne	Höhere Kasten im Allgem.	Brahmanen	Sudra	Wellala	Schanar	Badaga
Relative Tibialänge (Körperlänge = 100)	22,69	22,74	22,57	22,65	22,41	22,39	22,32	22,57	22,91	22,01
Relative Fusslänge	15,45	15,45	15,55	15,73	15,31	15,42	15,45	15,29	15,50	15,01
Relative Armlänge	44,93	44,81	45,11	45,10	44,69	44,81	44,58	44,65	45,39	44,23
Relative Spannweite	104,94	104,55	105,27	105,71	104,43	103,80	104,40	104,42	106,69	103,16

Alle diese Proportionen variiren nur in geringem Grade um die Zahlen der allgemeinen Durchschnitte. Die Tibialange ist im Allgemeinen bei den Weddas, den Tamilen Ceylons und den niedersten Kasten des Festlandes etwas grösser als die der ubrigen Gruppen; die kleinsten Tibien haben im Allgemeinen die besser situirten Kasten Indiens und unter diesen wieder die, das Hochplateau der Nilgiri-Berge bewohnenden Badagas, wahrend andererseits die derselben Gruppe angehorigen Schanar sich durch beträchtliche Tibialange auszeichnen. Diese baumkletternde Kaste ist von allen kleineren Gruppen die langbeinigste. Dieselben Gegensatze, wie sie die Badagas und Schanar in den Extremen der relativen Tibiagrösse zeigen, treten auch in der relativen Fusslange derselben hervor. Die kleinsten Fusse uberhaupt haben die Dschungelstämme Indiens, und unter ihnen wieder die Kanikar (die noch kleinfüssigeren Ulladen lassen sich wegen der geringen Individuenzahl der Gemessenen zum Vergleich der Einzelgruppen nicht mit verwenden). Dieselbe Kleinheit zeigen auch die Oberextremitaten derselben Gruppen, indem auch hier wieder die Dschungelstämme, und unter ihnen wieder die Kanikar (und Mala-Arräans) die kleinsten Durchschnittsziffern aufweisen. Auch die Weddas von Wewatte sind

kleinfussig, dagegen haben die Küstenweddas von allen individuenreicheren Gruppen die grössten Füsse.

Auch die Armlänge zeigt in ihrem Verhältniss zur Körperlänge nur eine kleine Variationsbreite. Die Dschungelstämme, und unter ihnen wieder die Kanikar, zeichnen sich auch hier wieder durch Kleinheit der Extremität aus. Von den im Ganzen mittellange Arme besitzenden besser situirten Kasten haben wieder die Badagas die kleinsten, die Schanar die allergrössten Arme.

Diese Verhältnisse in der Grössenentwicklung des Armes kommen auch durch die Spannweite zum Ausdruck. Sie ist klein bei den Dschungelstämmen; am kleinsten von allen individuenreicheren Gruppen ist sie bei den Badagas, am grössten wieder bei den Berufskletterern, den Schanar.

Der mir zugemessene knappe Raum gestattet nicht, auf andere Proportionen, wie auf die relative Grösse des Oberarms, des Vorderarms, der Hand etc. näher einzugehen. Auch bei ihnen herrscht dieselbe geringe Variationsbreite um das allgemeine Mittel, wie sie uns schon bei der Betrachtung aller bisherigen Verhältnisse entgegentrat.

Diese geringe Abweichung von einem mittleren Verhalten ist maassgebend für die Beurtheilung der Rassenverwandtschaft aller dieser dunkelhäutigen Stämme zu einander. Dürfen wir sie als eine einzige und reine Rasse ansehen?

Die bedeutendsten Abweichungen finden nach zwei Richtungen statt, in der Hautfarbe und in der Körpergrösse.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass die hellere Hautfarbe der Singhalesen, sowie gewisser Kasten Südindiens, der durch Geschichte und Sage beglaubigten, in grösserem oder geringerem Grade stattgehabten Beimischung einer hellerhäutigen Rasse (arisches Blut) ihre Entstehung verdankt, wir müssen diese Gruppen (Kasten) als in verschiedenem (mit Ausnahme der Singhalesen fast immer nur in geringem) Grade gemischt ansehen.

Für die Entwicklung der Verschiedenheit der Körpergrösse hat vielleicht gleichfalls Blutmischung bei diesen letzteren Gruppen mitgewirkt, tiefgreifender aber und weiterwirkend war wohl die Verschiedenheit der Ernährungsverhältnisse; sie bewirkte die nicht unbeträchtlichen Unterschiede in der Grösse der Dschungelstämme und niedrigsten Kasten einerseits, der besser situirten Kasten andererseits. Wenn in Folge besserer Ernährung Städter grösser sind als Landbewohner, wenn die besser genährten heutigen nordamerikanischen Weissen grösser sind als die Völker, aus denen sie sich rekrutirten, wenn die Tscherokesen an Grösse rasch zunahmen, die aus ihren unwirthlichen Bergen in die fruchtbaren Ebenen des Indian Territory versetzt wurden, dann ist uns auch die verschiedene Grösse der besser situirten Drawidastämme und der ungünstig gestellten erklärlich, und wir müssen die letzteren als rückständig gebliebene Kümmerformen ansehen. Aber wenn es die höhere Kultur war, die den glücklicheren Kasten bessere Ernährung und höheren Wuchs gewährte, dann kann der Unterschied der Grösse

in den einzelnen Gruppen kein uraltes und überhaupt kein klassifikatorisch tief einschneidendes Merkmal sein.

Alle anderen Merkmale variiren in weit geringerem Grade. Unter ihnen lassen sich einzelne in besonderen Fallen gleichfalls auf äussere Einflüsse zurückfuhren. Es ist gewiss kein zufälliges, sondern ein ursachlich bedingtes Zusammentreffen, dass die Schanar, die Palmweinbauern, die von kleinster Kindheit an auf Bäume klettern lernen und deren Beruf es mit sich bringt, einen grossen Theil ihres Daseins auf Bäumen zu verleben, von allen Gruppen die längsten Extremitäten haben. Ist diese Annahme aber richtig, dann ist auch dieses Merkmal erst seit verhältnissmässig kurzer Zeit erworben.

Welche Einflüsse zur Ausbildung anderer Differenzen gefuhrt haben, ist nicht so klar; dieselben sind aber nicht so gross, dass sie eine tiefergehende Trennung der einzelnen Gruppen voneinander rechtfertigten.

Die Drawidastämme bilden daher (soweit sie nicht in einzelnen höheren Kasten durch Vermischung mit hellerhautigen fremden Elementen in verschiedenem, aber meist geringem Grade mischblütig geworden sind) eine einzige Rasse, bei der die äusseren Verhaltnisse, Ernährung und Lebensweise, zur Ausbildung untergeordneterer Varietäten geführt haben. Die Dschungelstamme des Festlandes und der Insel (Weddas), sowie die niedersten Kasten sind als die in ihren ursprünglichen kümmerlichen Verhaltnissen weiterlebenden, von verändernden Einwirkungen am wenigsten berührten und deshalb die ursprünglichsten somatischen Zustände am treuesten festhaltenden Varietäten dieser Rasse anzusehen.

Wilhelm Schwartz.

Von den Hauptphasen in der Entwicklung der altgriechischen Naturreligion.

Von den Hauptphasen in der Entwicklung der altgriechischen Naturreligion.

Eine Skizze

von

Wilhelm Schwartz.

Wenn die Naturreligionen in mehr historischen Zeiten von der Literatur und den übrigen Kulturverhältnissen des Volkes getragen werden und ihr Verständniss uns auf diese Weise näher gebracht wird, so wird umgekehrt das Ergründen der Anfänge religiösen Empfindens, Denkens und Handelns in der Urzeit geradezu erschwert durch die primitiven Zustände, in denen sich zuerst das Leben der Naturmenschen bewegte und von denen sich auch nur annähernd ein Bild zu machen schon eine besondere Aufgabe ist.

Jene Zeit liegt eben so fern und ist jeder Kultur so fremd, dass der Prozess typisch hervortretender geistiger Lebensäusserungen der Art, die sich inmitten des täglichen Kampfes um das Dasein erst langsam in allerhand embryonischen Gestaltungen zu entwickeln anfingen, nur vom anthropologischen Standpunkt aus voller verstanden und behandelt werden kann.

Diese Erwägung ist die Veranlassung gewesen, weshalb ich Ihnen, hochverehrter Freund, als dem langjährigen anthropologischen Genossen, gerade diese mythologisch-religiöse Skizze, welche von jenen Grundlagen ausgeht und von ihnen aus in grossen Zügen die Hauptphasen besonders in der Entwicklung der griechischen Naturreligion zeichnen will, zu Ihrem siebzigsten Geburtstage mit herzlichem Grusse widme.

Nur die Beschäftigung mit anthropologischen Studien ist eben im Stande, zunächst die vollste »Voraussetzungslosigkeit« zu vermitteln, welche die Erörterung der hierher schlagenden Fragen vor allem erfordert. Wenn es dem Menschen überhaupt schon schwer fällt, bei Behandlung religiös-ethischer Dinge das eigene Empfinden, das ihm von Jugend auf gleichsam zur anderen Natur geworden ist, zu vergessen, um zum objektiven Erwägen der ihm entgegen tretenden Thatsachen zu gelangen und allein aus ihnen heraus Schlüsse zu

ziehen[1]), so wird diese Schwierigkeit noch gewaltig gemehrt, wenn die Thatsachen, die ihm für die Urzeiten in dieser Hinsicht entgegentreten, fast durchgehend die menschliche Natur nicht bloss, wie schon angedeutet, jeder kulturartigen Anschauung — z. B. schon solcher von Zeit und Raum, — vollständig baar erscheinen lassen[2]), sondern auch die Auffassung der Naturerscheinungen selbst oft so roh, ja in einer für jedes gesittete Gefühl geradezu widrigen Form auftritt, dass man ein gewisses Sträuben erst überwinden muss, ehe man der Nöthigung folgt, sie bei derartigen Untersuchungen heranzuziehen und zu verwerthen.[3]) Gerade hier bekundet sich nämlich oft in starkem Kontrast, was Bogumil Goltz in Betreff der Entwicklungsprozesse im Leben der Menschheit überhaupt folgendermaassen ausführt. »W. v. Humboldt« — heisst es bei Goltz (in seiner »Ethnologischen Studie zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Volks« Berlin 1864, S. 130 f.) — »sagt tiefsinnig und wahr: »Es findet sich in der ganzen Ökonomie des Menschengeschlechts auf Erden, dass eben dasjenige, was seinen Ursprung im physischen Bedürfnisse hat, bei der weiteren Entwicklung idealen Zwecken dient, aber bevor es zu diesem Destillat des Geistes aus dem Naturalismus kommt, vergehen Jahrhunderte und Jahrtausende, wie wir an der Kulturgeschichte des Orients und an jedem Bauerndorfe noch heute erfahren.« Darin beruht eben die Bedeutung des modernen Folklore für alle derartigen anthropologisch-prähistorischen Studien, dass er die Kenntniss des immer noch relativ natürlicheren und der Kultur ferner stehenden Volksthums fördert und so Parallelen auch für die Auffindung der primitiven Verhältnisse in der Urzeit schafft, an denen sich stufenweise geistigeres Leben entwickelte.

Sind alles dies schon sachliche Schwierigkeiten, die sich geltend machen, so kommt bei diesen Studien noch die durch die Verhältnisse gebotene eigenartige Methode hinzu, welche den auf historischen Zeugnissen sich aufbauenden Geschichtswissenschaften fremd, aber für die Urzeit die allein mögliche ist. Wie nämlich die moderne Prähistorik bei dem Mangel gleichzeitiger literarischer Zeugnisse überhaupt auf »induktivem« Wege vorgehen muss, kann es auch die Wissenschaft, welche die Anfänge der Glaubensgeschichte der Menschheit erörtern will, nicht anders machen. Es wird nur die Sache für sie noch dadurch erschwert, dass nicht wie bei der prähistorischen Archäologie reale Fundstücke, die diese der Erde entnimmt, den Weg weisen, sondern an die flüssigeren

---

[1]) W. Schwartz, »Indogermanischer Volksglaube«. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte der Urzeit. Berlin 1885. XXII ff. S. 228 f.

[2]) W. Schwartz, »Der Ursprung der Mythologie«, Berlin 1860, namentlich ausser der Vorrede S. 2, 12 f., 14, 17, sowie die trefflichen Ausführungen dazu von M. J. Schleiden in seinem Aufsatz in Westermanns illustrirter Monatsschrift v. J. 1873 über den »Ursprung des deutschen Volksglaubens«.

[3]) »Ursprung der Mythologie« XIX f., sowie die daselbst im Index z. B. unter »Schwefelgeruch« citirten Stellen. — W. Schwartz, »Die ethische Bedeutung der Sage für das Volksleben im Alterthum und in der Neuzeit«, ein Vortrag, abgedruckt in der »Sammlung der im evangel. Verein gehaltenen Vorträge«. Berlin 1870 bei Heindorf (wieder abgedruckt in meinen »Prähistorisch-anthropologischen Studien«, Berlin 1884, und daselbst S. 190 f.).

Elemente der Sprache und Tradition angeknüpft werden muss. Es ist aber kein anderer Weg da, und, wie Friedrich von Bärenbach sagt: »Wo die Zeugenschaft der Archive, Münzen und Inschriften aufhört, da tritt die vergleichende Psychologie mit ihren Analogien und Hypothesen nach dem Princip der höchsten Wahrscheinlichkeit in ihre Rechte.« Dabei kann die Wissenschaft nur fordern, dass jedes Beweisstück auf seinen Ursprung hin geprüft und richtig verwandt werde.

Gilt alles dies schon im Allgemeinen, so mehren sich nur die Schwierigkeiten, je weiter aufwärts die Forschung in dieser Beziehung vorzudringen trachtet. Mit jedem Schritt schwindet namentlich diese oder jene Voraussetzung, welche man nur zu geneigt ist, in Betreff der menschlichen Verhältnisse noch zu machen. Von Staaten, ja auch nur von einheitlichen Völkern kann z. B. als Ausgangspunkt bei solchen Untersuchungen nicht die Rede sein. Auf die Familie, beziehungsweise auf die aus ihr erwachsene Horde oder den Stamm ist möglichst zurückzugreifen als auf die ersten Substrate menschlichen Zusammenlebens in kleineren oder schon etwas vergrösserten Kreisen.

Zwei Momente sind aber vor allem noch dabei hervorzuheben. Auge und Sinn des Naturmenschen umfassen zunächst nur die Scholle, auf der er sich bewegt. Ein Bergesrücken, ein grösseres Wasser oder ein Wald begrenzen leicht seinen Horizont. Und wie, namentlich bei dem stets hervortretenden Mangel einer gesicherten Existenz, er mehr nur den augenblicklichen Bedürfnissen oder, wie man heut zu Tage sagt, »aus der Hand in den Mund lebt«, so steht auch seine Auffassung der Dinge und besonders der, seine Aufmerksamkeit etwa fesselnden wunderbaren Naturerscheinungen mehr unter dem unmittelbaren »Reflex des Augenblickes« und höchstens unter der eigenen, beschränkten, nicht aber unter einer von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten und so schon gereifteren Erfahrung. Von einer Kontinuität in den Anschauungen, wie sie in dem grösseren Kreise eines Volksthums sich mit der Zeit herausbildet und den Dingen und Erscheinungen in Betreff ihrer Auffassung in gewissen »typisch« gewordenen Formen gegenübertritt, war noch nicht viel die Rede. Der Moment beherrschte meist die Situation, und statt irgend einer gleichsam schon geschulteren Erwägung war gerade auf dem Gebiete des Glaubens die Phantasie bei der Auffassung der sie fesselnden Erscheinungen in Analogie zu bekannten Bildern und Vorstellungen thätig, wie sie ja auch auf dem Felde der Sprache in Metaphern sich ähnlich geltend macht.

Die eigenthümlichen »Naturbilder« aber, welche so in den Menschen zum Theil schon keimten und namentlich, bei dem stets sich geltend machenden Wechsel des Wetters, »Wolken« und »Wind« dabei als eine Art »Wetter- bezw. »Regenmacher« anzusehen veranlassten und so allmählich den Glauben an dort oben waltende »Wolkendämonen« weckten, gewannen noch nicht ein selbstständigeres Leben, an das weitere Ausführungen sich etwa knüpften, sie führten nur gleichsam ein vereinzeltes Stillleben; es fehlte noch eine sie zu grösseren

Vorstellungskreisen verbindende Kombination von Seiten der Menschen, welche sich erst allmählich entwickelte[1]).

Es ist nämlich ein Irrthum, wenn man, von den spekulativen Neigungen einer späteren Zeit ausgehend, meint, der Naturmensch habe dem Wandel der Himmelskörper, dem Wechsel von Tag und Nacht und dergleichen sofort sinnend oder gar grübelnd gegenüber gestanden, um sich allerhand Vorstellungen davon zu bilden, ja in gewissen Personifikationen die Erscheinungen zu erfassen gesucht. Das ist schon einfach psychologisch von dem allgemein menschlichen Standpunkt aus unrichtig, wie ihn u. a. Seneca in seinen quaest. nat. (liber VII init.) in dieser Hinsicht korrekt schildert, wenn er sagt: »Quamdiu solita decurrunt, magnitudinem rerum consuetudo subducit. Ita enim compositi sumus, ut nos quotidiana, etiamsi admiratione digna sunt, transeant, contra minimarum quoque rerum, si insolitae prodierunt, spectaculum dulce fiat. Hic itaque coetus astrorum, quibus immensi corporis pulchritudo distinguitur, populum non convocat. At cum aliquid ex more mutatum est, omnium vultus in coelo est. Sol spectaculum, nisi cum deficit, non habet. Nemo observat Lunam, nisi laborantem. Tunc urbes conclamant, tunc pro se quisque superstitione vana trepidat!«[2])

Gilt dies von allen Zeiten, so gilt es noch in besonderem Maasse von der Urzeit. Ein Tag, der sich wie der andere in mehr oder minder gleichen Erscheinungen am Himmel für den Naturmenschen abspann, überhaupt alle natürlichen Verhältnisse, welche ihm in einer gewissen Regelmässigkeit ihres Auftretens von Jugend auf zur steten Gewohnheit geworden waren, erregten nicht sein Nachdenken, das überdies noch fortwährend durch ganz andere Interessen voll in Anspruch genommen war, welche ihn und seine Existenz unmittelbar betrafen. Nur das »Ephemere« machte auf ihn einen dauernden Eindruck, zumal wenn es ihm in übermächtigen Gestaltungen und Wirkungen entgegentrat.

Das tägliche Kommen der Nacht nahm er z. B. als etwas Gegebenes hin, wie umgekehrt das des Tages. Wenn aber am lichten Tage unerwartet eine besondere Bewegung durch die Natur zu gehen anfing, im Wirbel plötzlich auftretender Winde dunkle Wolken am Himmel dahin jagten, ein Unwetter heraufzog, welches das Licht in Nacht verkehrte, Wassermassen herabstürzten, die alles wegzuschwemmen drohten, nur momentan die Finsterniss, welche alles zu verschlingen schien, durch einen hellen Schein in dem aufleuchtenden Lichtstrahl eines Blitzes erhellt wurde und des Donners Brüllen sowie des Sturmes Heulen immer wilder anschwoll, krachend die Erde in einem niederfahrenden Wetterstrahl erbebte und der Boden dem Menschen unter seinen Füssen zu

---

[1]) Ein Bild einer derartigen Glaubensschicht giebt u. A. z. B. Bernhard Schmidt, »Das Volksleben der Neugriechen«, Leipzig 1871, namentlich in dem Kapitel über die Nereïden, als zauberhafte Wasser- und Windwesen, von denen jedes Dorf noch seine Traditionen hat.

[2]) Vergl. u. a. W. Schwartz, »Poetische Naturanschauungen der Griechen, Römer und Deutschen in ihrer Beziehung zur Mythologie, ein Beitrag zur Mythologie und Kulturgeschichte der Urzeit.« I. Berlin 1864. XVIII, sowie den oben schon angeführten Aufsatz von Schleiden.

schwanken und alles unterzugehen schien: dann packte ihn nicht bloss »ein Gefühl der Furcht«, so dass er vor dem Unwetter Schutz suchte, wo er konnte, sondern ein derartiges ausserordentliches Erlebniss gab auch, zumal wenn es öfter wiederkehrte, ihm Veranlassung zu allerhand Gedanken und phantastischen Vorstellungen von dem, was da oben eigentlich sich so grausig abgespielt habe und eben noch so gnädig vorübergegangen sei.

Wie die Gewitterwolke mit ihren Schrecknissen so vor allem den »ersten« wirklich »religiösen« Funken in dem Gefühl der Furcht vor etwas dort sich bekundenden Uebermächtigem weckte, so gab sie auch, und das wird für die mythologische Entwicklung überhaupt höchst bedeutsam, eine durchschlagende Anregung zu immer weiter sich ausdehnenden Kombinationen in Betreff der Erscheinungen in der Natur überhaupt.

Nicht allein, dass sie sofort den Glauben an allerhand bösen nächtlichen Spuk von »Dämonen« und »Unholden« anregte, welche die Menschen im Gewitter leibhaftig zu sehen meinten und dann auch auf die gewöhnliche Nacht übertrugen[1]), es keimten auch allmählich in dem Geist des Naturmenschen allgemeine Vorstellungen, z. B. die eines dualistischen Gegensatzes einer »dunkeln« und einer »lichten« Welt auf, ein Gedanke, der nicht nur zu immer neuen Auffassungen des im Gewitter angeblichen Ringens beider und der in demselben kämpfenden Mächte führte, sondern auch je länger je mehr die Aufmerksamkeit des Menschen auf alle anderen wunderbaren Wandlungen in der Natur, namentlich auf den Wechsel der Jahreszeiten und besonders auch auf eine dabei stattfindende Betheiligung »der Sonne« als eines Hauptlichtwesens am Himmel lenkte.

Kam dies letztere aber erst später und namentlich unter den Anfängen des Ackerbaues zu voller Geltung in einer reicher sich entfaltenden Mythenbildung, so knüpfte sich, wie die Traditionen der Griechen besonders ausführen, an die »in dunkeln Schatten« am Himmel aufsteigende Gewitternacht in sekundärer Weise gleich noch ein anderes Glaubenselement eigenthümlicher Art, nämlich das einer sichtbarlich erscheinenden »Gespenster- oder Todtenwelt«. Wie u. A. auch Todte »als Schattenbilder« dem Menschen im Traum begegneten und so dem Naturmenschen ihr Fortleben in dieser Gestaltung sichtbarlich zu bekunden schienen, so galt auch jenes am Himmel heraufziehende »nächtliche Schattenreich« realiter als ein Reich solcher Schatten und stützte so den Glauben an die Weiterexistenz Verstorbener auch in dieser Form[2]). Der griechische Folklore zeigt uns diese Anschauung noch heut zu Tage in primitivster Weise, wenn er im dunkeln Wolkenzuge den Charon mit den Geistern der Verstorbenen

[1]) Ueber die Empusen, Lamien und den ganzen Gewitterspuk s. W. Schwartz, »Indogermanischer Volksglaube«, S. 189 ff. u. 198 f., auch die Vorrede daselbst.

[2]) W. Schwartz, »Indogerm. Volksglaube«, VII, sowie S. 265. Hier setzt der »Spuk«-, »Gespenster«-, »Vampyr«- und ähnlicher Glaube ein, der sich im Anschluss an die Dämonologie entwickelte; s. W. Schwartz, »Nachklänge prähistorischen Volksglaubens im Homer«. Berlin 1894. S. 26 f., 30 f.

über die Berge ziehen lässt; in den Sagen aber von Hermes und Hades als ähnlicher Psychopompen hat jener Glaube im Alterthum eine noch konkretere Form gefunden, die auch ihrerseits noch speciell an die Gewitternacht erinnert, wenn beide mit leuchtendem Stabe, »nämlich der Blitzruthe«, dem Schwarm voranziehen[1]), wie auch dann, als bei Entwicklung ethischer Empfindungen das grause Bild jenes Schattenreichs die Vorstellung einer »Hölle« weckte, die Ausführung der Scenerie derselben bei Griechen sowie bei Indern und Semiten den feurig düsteren Erscheinungen des Gewitters entlehnt wurde.[2])

Aehnlich wie auf dem Gebiete der Naturanschauung nur das ephemer Auffallende sich geltend machte, war es auch bei der Auffassung aller übrigen Lebensbeziehungen. Selbst Krankheit und Tod spielten an sich nicht die Rolle, welche Manche ihnen in der Entwicklung des Seelenlebens bei dem Naturmenschen zuschreiben möchten. Sah derselbe doch beides auch bei den Thieren eintreten. Aber bei einem plötzlichen oder besonders auffallenden derartigen Fall, da hatte etwas Dämonisches die Hand im Spiele, wie auch ein derartiger Glaube noch bei allen Naturvölkern hervortritt, auch bei Homer z. B. ein plötzliches (bezw. ein massenhaftes) Sterben der Männer und Weiber im Gegensatz zu langsam aufzehrender Krankheit speciell den Göttern Apollo und Artemis beigelegt wird[3]), und wir Deutsche auch noch an eine analoge Auffassung unserer Vorfahren gewohnheitsgemäss anknüpfen, wenn wir bei einer plötzlich eintretenden Lähmung für eine solche den Ausdruck »Hexenschuss« gebrauchen.

Natürlich kann bei allen derartigen Aeusserungen eines in immer weiteren Kreisen sich bekundenden geistigen Lebens in der Urzeit nur immer erst von gewissen Anfängen typischer Gestaltung der dahin schlagenden Vorstellungen die Rede sein, und in noch höherem Maasse gilt dies von etwaigen mit denselben zusammenhängenden Gebräuchen oder von der Anwendung geheimnissvoller Mittel, um dieses oder jenes Uebel abzuwehren, diese oder jene Sache zu fördern, wenn der Glaube solche gefunden zu haben wähnte.

Es keimte zwar sicherlich in dieser Hinsicht frühzeitig ein gewisser »praktischer Aberglaube«, wie wir ihn selbst bei allen Kulturvölkern, besonders in den unteren Schichten der Bevölkerung, noch immer in reichem Maasse bei Krankheiten und dergl. in der sogenannten »Sympathie« hervortreten sehen, wo der Glaube similia similibus curantur zu Grunde liegt. Der Theil des Aberglaubens aber, der einen gewissen religiösen Anstrich schon für die Urzeit erhielt, indem er den Begriff und die Möglichkeit »eines direkten Zaubers« im Anschluss an gewisse wunderbare in der Natur auftretende Erscheinungen voraussetzte, denen er sich anschloss, entwickelte sich doch erst langsamer mit der Zeit,

---

[1]) »Urspr. der Myth.« S. 126. Ueber den Charakter der betreffenden Götter, welcher der Vorstellung zu Grunde lag, s. »Indogerm. Volksgl.« S. 227.

[2]) W. Schwartz, »Mythologische Bezüge zwischen Semiten und Indogermanen« in der Berl. Zeitschr. für Ethnologie u. s. w. v. J. 1892. S. 168 ff.

[3]) »Nachklänge u. s. w.« S. 7 f.

da erst Vorstellungen sich gebildet haben mussten, an welche er sich in irgend einer Weise knüpfte.

Charakteristisch sind in dieser Beziehung namentlich z. B. allerhand Gebräuche oder Mittel, mit denen man die Natur selbst zwingen zu können wähnte, ja selbst u. A. das hervorlocken zu können dachte, was man dort oben in wunderbarer Weise zu Stande gebracht glaubte, z. B. Wind oder Regen, je nachdem man das Eine oder Andere wünschte. So spielt der sog. »Wind-« und »Regenzauber« auch bei den Griechen, in der eigenthümlichsten Weise sich mit ähnlichen Gebräuchen anderer Völker berührend, noch im Volksthum eine charakteristische Rolle. J. Grimm berichtet z. B. in seiner Myth.², S. 561 von einem noch in Dörfern und kleinen Städten Griechenlands bei längerer Trockenheit üblichen Gebrauch, nach welchem ein nackt ausgezogenes, aber mit Kräutern und Blumen des Feldes von Kopf bis zu Fuss »verhülltes« Mädchen, welches man πορπηρούνα nennt, unter Absingung eines Liedes von Haus zu Haus geführt und von jeder Hausfrau »mit einem Eimer Wasser« begossen wird, was den ersehnten Regen schaffen soll. »Der Sinn der Handlung ist klar«, sagt J. Grimm. »Wie aus dem Eimer das Wasser auf die πορπηρούνα, soll Regen vom Himmel auf die Erde niederströmen; es ist die geheimnissvolle, echt symbolische Beziehung des Mittels auf den Zweck.« Wenn die weite Verbreitung eines ähnlichen Zaubers auch bei Slaven und Deutschen denselben schon in primitive Zeiten zurückrückt, so möchte ich den entsprechenden Vorgang dabei doch mehr ähnlich wie bei der Sympathie und der durch eine solche gehofften Wirkung als eine einfache »Nachahmung« des analogen himmlischen Vorgangs bezeichnen. Jedenfalls tritt eine solche mehr mechanische μίμησις in der Hoffnung auf eine analoge Wirkung entschieden bei den übrigen Formen desselben Zaubers, wie namentlich auch beim Windzauber und ähnlichen Gebräuchen, wie ich nachgewiesen habe, hervor und liegt z. B. auch bei dem Glauben an die sogenannte Wünschelruthe zu Grunde[1]). Wie nämlich bei einem Gewitter mit einer zauberhaften Ruthe dort oben im Blitz »der Regenquell« geweckt zu werden schien und so »Wasser« aus den »Wolkenbergen« hervorsprudelte, oder dieselben sich öffneten und »leuchtende Schätze« angeblich sichtbar wurden, so meinte der Naturmensch dasselbe erzielen zu können, wenn er nur eine solche Ruthe besässe, und so schuf schon in den Urzeiten, wie man aus der Verbreitung sieht, der Glaube die angebliche Möglichkeit, sich eine ähnliche »Zwieselruthe«, wie man sie dort oben angewandt wähnte, zu verschaffen, damit man das Experiment nachahmen könne, nämlich nach Wunsch Wasser hervorsprudeln zu lassen oder verborgene Schätze aufzudecken.

[1]) Ueber den Windzauber in dieser Hinsicht s. meinen Aufsatz in der Zeitschr. des Berliner Vereins für Volkskunde. Berlin 1893. S. 448 f., und über die Wünschelruthe als Quellen- und Schatzsucher ebendas. im Jahrgang 1892. — Ueber »Wind« und »Blitz« als die »Hauptmedien« eines im Gewitter sich abspielenden »Zaubers« endlich s. »Indogerm. Volksglauben« an den verschiedensten Stellen, besonders S. 242.

Das sind nur ein paar Beispiele von einem auf allerhand angeblichem Zauber beruhenden Aberglauben, der, wie er vor Jahrtausenden schon in mannigfachster Weise zu keimen anfing, z. T. noch immer, wenngleich unter verschiedenen Formen, sich stellenweise in der Welt in einzelnen Kreisen behauptet, bezw. gelegentlich wieder auflebt.

Fassen wir aber die gewonnenen Gesammtresultate zusammen, so weisen also die Anfänge geistigen Lebens in der Urzeit auch bei den Griechen schon eine gewisse Dämonologie, sowie den Glauben an allerhand Spuk und Gespenster neben der Vorstellung von einem verschiedentlich hervortretenden zauberhaften Walten in der Natur auf, das sich unter Umständen aber auch der Mensch analog aneignen und üben könne. Es war eben ein Kreis eines mannigfachen bunten Aberglaubens, wie man ihn noch häufig bei mehr isolirten Naturvölkern fast allein im Schwange findet und als einen elementaren Volksglauben bezeichnet.

Die nächste Phase bewegt sich schon in direkten allgemeinen Mythenschöpfungen, aber auch erst in einzelnen Volkskreisen. Es ist die lokale, sogenannte

niedere Mythologie[1]).

Der Horizont weitet sich nämlich in der Naturreligion, wenn über die Familien hinaus in »Stämmen« und mit der Zeit sich bildenden »Volksgruppen« neue Lebensperspektiven und Interessen in »Jagd«, »Viehzucht« und »Ackerbau« sich allmählich allgemeiner herauskehren und auch in religiöser Beziehung anregend wirken, indem im Anschluss an immer weitergreifende Naturanschauungen ein, alles Wunderbare in der Natur umfassender gemeinsamerer Volksglaube in allerhand Vorstellungen und Naturbildern, wie ich sie nennen möchte, zu keimen anfängt, als deren Träger sich in der Tradition mit der Zeit gewisse mythische oder wenigstens mythisch angehauchte Wesen herausbilden, die aber erst einen göttlicheren Anstrich erhalten, sobald eine Art Kultus sich an sie anschliesst[2]).

Zunächst tritt also, wie erwähnt, in den alten griechischen Sagen allmählich der Einfluss eines voller sich geltend machenden »Jagdlebens« bedeutsam hervor. Wie bei anderen Völkern Jagd- und daneben Kriegs- und Siegesgötter als die ältesten Gottheiten erscheinen, denen ein Volk schon im

---

[1]) W. Schwartz, »De antiquissima Apollinis natura. Dissertatio inauguralis. Berolini 1843. S. 32, Anm. 4; dann von dems. »Der heutige Volksglaube und das alte Heidenthum.« Berlin 1850. S. 4, und »Die alten griechischen Schlangengottheiten«. Berlin 1858. S. 4 (wiederabgedruckt in den Prähist. anthrop. Studien). Vergl. Mannhardt »Germanische Mythol.«. Berlin 1858, VI, Anm., sowie besonders sein Buch »Die Götter der deutschen und nordischen Völker«. Berlin 1860. S. 40; desgl. Müllenhoff in Mannhardts, aus seinem Nachlass herausgegebenen »Mythol. Forschungen«. Strassburg 1884, VII, und auch meine neue Schrift »Nachklänge u. s. w.« S. 3.

[2]) Ueber den Fortschritt vom Naturwesen zum Gott, dem eine »ewige« Existenz zugeschrieben wird s. »Heutiger Volksgl. u. s. w.« S. 5 (Prähist. Studien. S. 7). »Nachklänge u. s. w. S. 4.

Gebet, in Gelübden und Opfern näher tritt, so weisen auch bei den Griechen ganze Sagenschichten mehr oder minder analoge typische Naturbilder von einst stattgehabten Kämpfen mit allerhand fabelhaften Ungeheuern in grosser Fülle auf, wobei sie die den Kampf ausfechtenden Helden zu einer Art Wohlthäter der Menschen werden lassen.

Die Bilder knüpfen zunächst sichtlich an »himmlische« Erscheinungen an, die man dementsprechend deutete. Aus dem spukhaften nächtlichen Gewitterzuge ward ein losbrechender »Jagd-« oder »Heereszug«. In reicher Mannigfaltigkeit schuf die Phantasie der einzelnen Volkskreise, wie ich das im Ursprung der Mythologie s. Z. dargelegt habe, aus den am Himmel sich angeblich hinwälzenden Wolkenungethümen mit den sich schlängelnden Blitzen, sowie im Anschluss an den pfeifenden, heulenden Sturm und den brüllenden Donner allerhand Ungeheuer, denen die Jagd, bezw. der Kampf dort oben gelte. Im Regenbogen« schien dabei des himmlischen Jagdhelden Bogen zu leuchten, wie die Verschiedenheit in den Erscheinungen der Blitze dieselben dann bald als einen von jenem geschnellten »Pfeil«, bald als einen geschleuderten »Hammer«, bald als ein »Schwert« oder eine »Lanze« gelten liess.

Die Ausstattung des betreffenden Wesens mit Bogen und Pfeil ergiebt sich als die älteste und bedeutsamste, wie sie auch am besten zur Vorstellung des Jägers in der Urzeit passt. Wie vom noch entwickelteren, göttlichen Standpunkt aus bei den Indern Rudra sowie Indra, bei den Griechen Apollo und als weibliches Gegenbild seine Schwester Artemis, bei den Deutschen auch Odin in dieser Weise erscheint und sich noch allerhand mythische Sonderbezüge bei ihnen an diese Waffen knüpfen[1], so bilden dieselben neben der Keule auch die älteste Ausstattung des Herakles, des vollendetsten »heroischen« Typus »des alten Gewitterjägers und Kämpfers«, dem sich auch bei anderen Völkern des Alterthums analoge Gestalten zur Seite stellten, sodass man überall seine Spuren zu finden wähnte, ebenso wie bei ihm auch schon Anfänge eines Kultus hervortreten und die Alten selbst zweifelten, ob er als ein Heros oder als ein Gott anzusehen sei.

Von allen den Gewitterkämpfen tritt aber als einer der verbreitetsten und am reichsten entfalteten der mit einem »schlangenartigen« Ungeheuer uns entgegen, das man in »sich schlängelnden« und in »züngelnden« Blitzen sich bekundend wähnte, wie es auch in scheinbar »dampfenden« Wolkenbildungen das All mit seinem »feurigen«, »qualmenden« Athem zu erfüllen drohte[2]).

Fast eine jede Landschaft Griechenlands kannte in ihrer Sonderentwicklung einen solchen Kampf mit einem Drachen oder einem ähnlichen mythischen Ungeheuer, den meist dann einer ihrer Stammheroen einst gleich dem Herakles bestanden haben sollte, und verwebte ihn, wie z. B. in der Kadmos-Sage, mit der

[1]) »Poetische Naturanschauungen« II, S. 194; vgl. »Nachklänge u. s. w.« S. 5 ff.

[2]) S. »Urspr. der Mythol.« das Kapitel von den Drachenkämpfen, namentlich S. 5; »fit et caligo belluae similis«: Plin. II, 49 u. s. w.

Geschichte des Landes oder liess ihn in mehr märchenhafter Weise auf einer fernen Abenteuerfahrt ausgefochten sein, wie auch die germanische Sage es z. B. von Siegfried berichtet.

War aber der Kämpfer ursprünglich im Anschluss an die himmlische Scenerie zunächst nur ein mit dem Regenbogen oder der Blitzlanze ausgerüsteter Gewitterheld, und dachte man dann unter einem Reflex mehr göttlicher Art bei demselben nicht bloss an den »Sturm«, sondern auch unter Auffassung der Sonne als eines »männlichen« Wesens (in Art des Helios) allmählich an das »Sonnenwesen« selbst, — zumal man auch sein leuchtendes Sonnenstrahlenhaar dann in »strähnenartigen« Blitzen flattern zu sehen wähnte, — und schien so der Kampf dort oben nur ein Ringen um die Herrschaft zu sein, wie beim Zeus und Typhon, so weisen daneben andere Naturbilder ähnlicher Art der Sonne in »weiblicher« Auffassung als einer Art Eos bei jenem Kampfe eine gesonderte Rolle bald passiver, bald aktiver Art zu.[1])

Sie erscheint nämlich in ihm vielfach in einer auch sonst öfter wiederkehrenden Anschauung als ein »himmlisches Weib«, um dessen Rettung bezw. Befreiung es sich in dem Kampfe handelt, weil, nach primitiver Auffassung, das böse Drachenwesen es hatte fressen wollen, nach mehr gehobener Deutung ihm in Liebesverlangen genaht war (s. das Kapitel »der Gewitterdrache und die himmlische Jungfrau« im Urspr. der Myth., 77, 83). Tritt das erstere Moment mehr in märchenhafter Sage auf, so bricht das letztere vorwiegend in sogenannten Göttermythen hervor, wenn z. B. nach delphischer Sage der Drache Pytho, der die Leto antasten will, vom Bogenschützen Apollo oder in dem allgemeiner gefassten Gigantenkampf das Hauptungethüm, der schlangenfüssige Riese Porphyrion, als er der Here in Liebesverlangen schon das Gewand zerreisst, von des Herakles »Pfeilen« erlegt wird[2]).

Wenn aber in den erwähnten Traditionen die Sonne mehr »passiv« erscheint, so tritt sie nach anderen, sobald, namentlich im Anschluss an die »Frühlingssonne«, ihr speciell ein »jungfräulicher« Charakter beigelegt wird, auch selber, ähnlich wie die germanische Valkyrie Brunhild, in den »Frühlingswettern« in den Kampf um ihre jungfräuliche Ehre ein. Ist in diesem Sinne Athene zu fassen und wird sie so, mit der Blitzlanze ausgestattet, zu einem streitbaren Weibe, das dann überhaupt als ein Palladium des Himmels sich z. B. im »Kampf mit den schlangenfüssigen« Giganten zu bewähren schien[3]), so

[1]) Beide Anschauungen, sowohl die eines männlichen, wie die eines weiblichen Lichtwesens dort oben, das den Tag regiere, treten überall in den alten Mythen nebeneinander auf. Vielleicht wirkte von vornherein dabei der Dualismus mit, der auch noch in historischer Zeit der Eos (als der ersten Lichtspenderin am Himmel) eine besondere Stelle neben der Sonne anwies.

[2]) »Urspr. der Myth.«, S. 82. In der Bellerophon-Sage tritt (neben Regenbogen und Blitz) auch das »Donnerross« Pegasos ein, wie beim Herakles der Arion, beim Siegfried der Grani, beide ähnlichen Ursprungs, eine Rolle spielen.

[3]) Ueber den Charakter der Athene s. »Urspr. der Myth.«, namentlich den Artikel I, 9: »Gorgo und Athene«.

kehrt zur Bestätigung der Auffassung auch bei der ihr im Ursprung verwandten Aphrodite ein ähnlicher kriegerischer Zug wieder, wenn diese Sonnenfrau gleichfalls, trotzdem sie nach anderen Lokalsagen wegen ihrer Schönheit in der Phantasie mehr als »Liebesgöttin« gefasst ward, dennoch an einzelnen Stätten ihrer Kulte als »waffengerüstet« gedacht wurde[1]).

Die Gemeinsamkeit beider Göttinnen in Betreff ihres Ursprungs und nur das Auseinandergehen in der »mythischen« Auffassung, je nachdem diese oder jene angeblich hervortretende Seite des Wesens der Sonne hier oder dort betont und weiter entwickelt wurde[2]), tritt auch noch in anderen Momenten der Tradition hervor, die an andere uralte Naturmythen anknüpfen, nämlich in den Beziehungen der Athene sowie der Aphrodite zu dem himmlischen Gewitterschmied Hephäst, der in den verschiedenen Volkssagen bald als Buhle jener, bald als Gatte dieser bezeichnet wird[3]).

Die angezogene Parallele aber, in die nach den vorhin zusammengestellten Naturbildern Apollo und Athene speciell so als »sommerliche Himmelsgötter« treten, die mit Regenbogen und dem Blitzpfeil, bezw. mit der Blitzlanze in den Frühlingswettern das Schlangenungeheuer Pytho, bezw. die Giganten besiegen, welche den Himmel zu bedrohen schienen, wird noch in besonderer Weise bestätigt durch einen gleichartig an ihre Waffen sich knüpfenden charakteristischen Zug. Sie werden als »die übermächtigen alten Gewitterwaffen« noch deutlich gekennzeichnet, wenn, wie beide Götter bei ihrer Geburt (in den Frühlingswettern) gleich mit ihnen gerüstet hervorspringen, bei ihrem Auftreten Schrecken die Himmlischen all' ergreift, ja Erde und Meer erbeben, Helios seinen Wagen anhält und Friede dort oben erst wieder eintritt, wenn sie die furchtbaren Waffen abgelegt haben und versöhnt erscheinen (s. die homerischen Hymnen an Apollo und Athene).

Entwickelt sich aber so aus den »Frühlingswettern« vom Standpunkt himmlischer Kämpfe aus unter Hineinziehung der Sonne auf der einen Seite als eines männlichen, auf der andern Seite als eines weiblichen Wesens, des »Apollo« sowie der »Athene« Gestalt, so sehen wir in anderen Lokalsagen unter fortgeschrittenen kulturellen Verhältnissen des Ackerbaues[4]) u. a. ein an diese sich anschliessendes Naturbild ganz anderer Art, nämlich einer direkten »Entführung der Sonne in den Herbstwettern« und ihrer »Zurückkehr« erst wieder in einem neuen Sommer sich entfalten.

Der Ackerbau eröffnet nämlich auch für die Naturbetrachtung ganz neue Perspektiven. Weil er den Naturmenschen in den regelmässig gewonnenen

---

[1]) Preller, Griech. Myth. II, S. 267.

[2]) s. u. a. »Poetische Naturanschauungen« I, XV.

[3]) »Poetische Naturanschauungen« I, S. 194 (172); vergl. auch »Indogerm. Volksgl.« S. 123, 139.

[4]) Ueber die an die Viehzucht sich anschliessenden Naturbilder, bezw. mythischen Gestaltungen s. »Poet. Naturansch.« II, 58 f. Sie haben aber nicht die Bedeutung im Fortschritt der Entwicklung, um hier weiter darauf einzugehen.

Früchten des Feldes allmählich das Gefühl einer gesicherten Kontinuität ihres Daseins gab, weitete er auch ihren Blick, so dass sie die bis dahin mehr als gelegentlich auftretend gedachten Himmelserscheinungen in Beziehung brachten zum »Wechsel der Jahreszeiten« und so auch in der »düstersten Zeit« des Winters der Glaube nach der »Wiederkehr des Sommers« und der angeblichen »Sommerbringer« sich festigte, was dann in neuen Naturbildern einen entsprechenden Ausdruck fand.

Das meist vollständige Fehlen der Gewitter während des Winters erzeugte z. B. die Vorstellung, die Gewittermächte seien überhaupt dann »abwesend«, das Matterwerden der Sonne, wenn es auf ein männliches Wesen reflektirte, es sei »entmannt« oder »gelähmt«[1]), wenn auf ein weibliches, es sei »entführt« oder auch »verzaubert« (wie etwa Dornröschen oder Brunhild) und müsse zurückgeführt oder »erlöst« werden.

So ziehen wie Zugvögel, um ein paar Beispiele anzuführen, die griechischen Götter in der Flucht vor dem Unhold Typhon, der auf dieser mythischen Stufe schon mehr ein Dämon des Winters geworden ist, während seiner Herrschaft, nach Aegypten, d. h. nach dem Süden. Apollo weilt nach delischer Sage (wie in besonderer Hervorhebung speciell »sein Pfeil«, d. h. seine Gewitterwaffe) zur Winterszeit bei den Hyperboreern, bei denen ewiger Sommer ist[2]), und kehrt erst wieder zur Sommerzeit im feierlichen Aufzuge zurück. Eine ähnliche Anschauung liegt auch dem zu Grunde, wenn, wie Uranos vom Kronos entmannt, so auch Zeus vom Typhon geschwächt wird, der ihm die Flechsen entreisst, aber die alte Kraft doch wieder erlangt, als er die Flechsen wieder eingesetzt erhalten. Der alte Donnerer erscheint eben im Frühjahr immer wieder und ist von neuem auf dem Plan.

In Analogie zu solchen Vorstellungen hat die ackerbautreibende Zeit der Griechen, namentlich zu Eleusis, den Mythos von der Entführung der Sonnenjungfrau Persephone ausgebildet, wie sie, im Herbst, d. h., mythisch gesprochen, »in den letzten Herbstwettern« entführt, den Winter in der düsteren Schattenwelt weilt und erst »im Frühling« zur Oberwelt zurückkehrt.

Die Scenerie ihrer Entführung erinnert zunächst, wie ich im »Urspr. der Myth.« ausgeführt, an uns bekannte Gewitterbilder. Auf der Asphodelos-Wiese, gleichsam einem Paradiesgarten dort oben[3]), in dem nach dem homerischen Hymnus auf die Demeter u. A. der wunderbare Narkissos mit seinen 100 Dolden aufblüht, der Himmel und Erde sowie das weite Meer mit seinem betäubenden Dufte erfüllt, — ein altes Bild eines »aufblühenden« Gewitters, das betäubend über dem All liegt[4]), — wandelt die »Sonnenjungfrau«, als in der Gewitternacht

[1]) Ueber die »entmannten« oder »geschwächten« Götter s. speciell »Urspr. d. Myth.«, Kap. I, 15.

[2]) De antiquissima Apollinis natura. S. 57.

[3]) Ueber den Himmel als einen Garten s. »Urspr. d. Myth.«, S. VIII. »Angelo de Gubernatis«, Tome I. Paris 1878 préface. Elard Hugo Meyer »Germanische Mythologie«. Berlin 1891. S. 80.

[4]) »Urspr. der Myth.« und »Indogerm. Volksgl.« im Index unter »Blumen«.

der Fürst der Schatten Hades hervorbricht und sie entführt. Charakterisirt ihn schon »der Donnerwagen«, auf dem er dabei hervorbricht[1]), sowie der unsichtbar machende Helm, d. h. »die Gewitterwolke« (als eine Art Tarnkappe), die an ihm in gewöhnlicher Beschreibung haften geblieben ist, als einen Ζεὺς καταχθόνιος, der am Horizont aus der Tiefe, d. h. der Unterwelt, im Gewitter aufsteigt[2]), so weisen auch die anderen daran sich schliessenden Bilder, wie z. B. wenn Demeter mit »Fackeln« in der Hand die Entschwundene sucht und später selbst oder, von ihr belehrt, der mythisch gewordene Königssohn, Triptolemos, in einem »Drachenwagen« durch die Luft zieht und »in den fallenden Blitzen« wie ein gewaltiger »Saemann« (s. »Ursp. d. Myth.« S. 143) gleichsam einen himmlischen Samen ausstreut und den Menschen so das Saen lehrt, auf die Gewitterscenerie hin[3]). Demeter ist eben — was ich wieder hier betone — nicht, wie die Alten meinten und auch die neueren Gelehrten immer noch meist festhalten, »ursprünglich« eine Personifikation der Erde (!), sondern eine Gewittergöttin[4]), die »den Charakter« einer die Menschen nährenden Erdmutter nur erhalten hat, weil die Früchte des Feldes ihr bezw. ihrer aus der Unterwelt stets im Frühjahr zum Himmel zurückkehrenden Tochter verdankt zu werden schienen.

Sind wir in diesen Mythen den Anschauungen näher getreten, in denen die Gestalten der Demeter und Persephone vor den anderen »sommerlichen« Naturgottheiten speciell in Beziehung zum »Säen« und »Ernten« Wurzel gefasst hatten, so zeigt auch der ihnen verwandte Dionysoskult, wie er namentlich an Theben sich knüpft, einen ähnlichen Ursprung, nur unter dem Reflex einer durch die an ihn sich knüpfende Weinlese geweckten »exstatischen« Stimmung, die am Himmel ihr Gegenbild »im Rasen« des Gewitters zu finden schien.

Schon im »Urspr. der Myth.« habe ich S. 134 u. 181 den »dahinrasenden« Dionysoszug, wie ihn die Sage in den wildphantastischsten Formen ausmalt, sowie andere »rauschende« Umzüge ähnlicher Art mit dem »brausenden« Zuge des wilden Jägers in Deutschland in Verbindung gebracht, eine Idee, welcher auch Dilthey in der Archäol. Ztg. XXXI, S. 78 ff., im Jahre 1873 nachging.

---

[1]) In Betreff der himmlischen Donnerrosse s. die »Ursp. d. Myth.« im Kapitel von den »Pferdegottheiten« gegebenen Ausführungen.

[2]) Wie die Ausstattung des Hades dem Gewitter entlehnt ist, gilt dasselbe von allen den sogen. chthonischen Göttern, der Hekate, den Erinnyen u. s. w., die sämmtlich der Gewitterscenerie in verschiedener Auffassung entstammen, während jene Bezeichnung ihnen keine besondere Bedeutung verleiht, sondern nur ihren angeblich »unterirdischen« Ursprungsort bezeichnet; s. Ursp. d. Myth. S. 13. Jenes beweist schon der überall hindurchbrechende Schlangentypus und der sie begleitende Graus, s. z. B. der Hekate Erscheinung bei Apoll. Rhod. III, 1213 ff.

[3]) Dazu gehört auch, wenn Demeter mit der (Regenbogen-) Sichel den Titanen das Mähen gelehrt haben soll, ähnlich wie der nordische Odin auch so als Mähder auftritt, Loki als himmlischer Säemann erscheint, u. s. w. »Ursp. d. Myth.« S. 135 f.

[4]) Höchstens in solcher Gestalt die alte Sonnengöttin, welche die jugendliche, sommerliche Sonnentochter, als sie entführt zu sein schien, in den letzten Gewittern des Jahres sucht.

Mannigfach bin ich dann immer wieder darauf zurückgekommen und habe eingehend die einzelnen dabei hervortretenden Naturbilder, z. B. das Auftreten des »stiergestalteten« oder wenigstens »stierfüssigen« Dionysos in denselben in Parallele mit der Rolle behandelt, welche in deutscher Tradition der Teufel mit seinem »Pferdefuss« als christliches Substitut eines altheidnischen Gottes bei dem im Ursprung analogen Treiben der Hexen spielt, indem in beiden Fällen der Donner, dort als »brüllender« Stier[1]), hier als »dröhnender« Huf gleichsam eines Pegasus im Hintergrunde steht.

Je länger je mehr bin ich dabei in der Ueberzeugung bestärkt worden, dass auch der Dionysoszug mit den ihre »schlangengekränzten« Thyrsosstäbe und »Fackeln« schwingenden »Mänaden«, die unter der Musik »dumpfschallender« Handpauken und gellender Flöten schwärmend dahinziehen sollten, ebenso wie der »Satyrn« wüstes Schalten nichts weiter sei als eine »orgiastische« Auffassung des Treibens der Wind- und Wolkenwesen im Gewitter, und dass, wie bei dem sogenannten Hexensabbath schliesslich alles auf eine Huldigung des bei der Feier präsidirenden Meisters (des alten Sturm- und Donnergottes, als des mächtigsten von allen betheiligten Wesen), hinauskam, auch in dieser Hinsicht die Dionysos-Sagen sich ähnlich zuspitzen. Kulminirt doch namentlich in denen vom Lykurg und Pentheus[2]) so wie in dem ganzen Auftreten »des in den Frühlingswettern geborenen und in ebensolchen mit seinem Schwarm durch die Lande ziehenden sommerlichen, neuen Lichtgottes« nur das Ringen desselben, als solcher auch »anerkannt« zu werden, und weist es dabei noch deutlich u. a. wieder auf die Gewitterscenerie hin, wenn er z. B. dabei des Pentheus, seines Verächters, Haus »mit Feuer« überschüttet oder wenn von seinem Erscheinen in Stier- oder Drachengestalt die Rede ist[3]).

Mit diesen Kulturgottheiten, als welche Preller mit Recht Demeter, Persephone und Dionysos bezeichnet, da sie, wenngleich auch von alten Naturanschauungen (wie die anderen oben erwähnten »Naturwesen«) ausgehend, doch mehr inmitten eines schon kulturelleren Lebens sich »götterähnlicher« entwickelt und in diesem Sinne dann weiter selbstständig sich besonders im Kultus entfaltet haben, schliesse ich die vorliegende Untersuchung, indem ich mich der Hoffnung hingebe, sie werde auch in dieser Ausdehnung schon mit den einzelnen neuen Perspektiven, welche sie immerhin bietet, die von mir auf dem Boden der Mythologie bisher vertretenen Principien wieder ihrerseits bestätigen und damit dazu beitragen, die griechische Mythologie, welche bisher nur mehr eine Hilfswissenschaft für die Geschichte des Alterthums gewesen ist, auf eine

---

[1]) Ueber die Beziehung des Donners auf einen himmlischen Stier siehe »Urspr. d. Myth.«, das Kapitel von den »Rindergottheiten«.

[2]) Siehe W. Schwartz in Steinthal-Lazarus, Zeitschr. für Völkerpsychologie v. J. 1888, S. 409.

[3]) Ueber Dionysos überhaupt vergl. die im Index erwähnten Stellen in Kuhn: »Die Herabkunft des Feuers u. s. w.«; W. Schwartz: »Urspr. d. Myth.«, sowie »Indogerm. Volksglaube«; in letzterem namentlich über des Dionysos wunderbare Geburt: S. 220, 224.

eigene wissenschaftliche Basis zu stellen. Wie nämlich die mythischen Gestalten der Lokaltraditionen durch Homer in schon mehr historischer Zeit zu einem nationalen Götter-Pantheon vereinigt wurden und dies auch von späteren Geschlechtern aufgefasst und namentlich im Kultus festgehalten worden ist, dies hat nur eine mehr sekundär-historische Bedeutung, wie aber jene, an sich doch so wunderlichen Gebilde in einer prähistorischen Zeit in den verschiedenen Gauen Griechenlands überhaupt entstanden sind und bei den Menschen ihrer Zeit Glauben und Geltung gefunden haben, das ist vom allgemein menschlichen, d. h. anthropologischen Standpunkt aus die eigentliche Hauptfrage, deren Beantwortung die klassische Mythologie aus ihrer isolirten Stellung befreien und der Glaubensgeschichte der Menschheit einreihen wird.

Müller-Beeck.

Die Holzschnitzereien im Tempel Matsunomori in Nagasaki.

Die Holzschnitzereien im Tempel Matsunomori in Nagasaki.

Von **Müller-Beeck.**

Mit Tafel II und III.

Die japanische Holzschneidekunst spielt schon seit den ältesten Zeiten eine grosse Rolle im Kunsthandwerk. Vornehmlich in alten Tempeln finden wir Schnitzereien von hohem künstlerischen Werth. Auch die vielen noch erhaltenen hölzernen Masken und kleinen Hausgötzen legen davon Zeugniss ab, in welch' hohes Alter die Holzschneidekunst in Japan hinaufreicht. Bemerkenswerth ist es, dass selbst in ganz entlegenen Gegenden, in ärmlichen Hütten viele, theils bis in's Detail ausgeführte Schnitzereien, theils skizzenhaft geschnittene Figuren, Verzierungen an Häusern und Tempeln oder im Innern der Gebäude, unsere Aufmerksamkeit durch die künstlerische Auffassung erregen.

Diese künstlerische Veranlagung im ganzen Volke, ferner die leichte Beschaffung geeigneter Hölzer sind aber die Gründe, warum sich in Japan keine »Schulen« gebildet haben, aus denen Künstler hervorgingen, die aus den Schranken des Kunstgewerbes heraustraten. Jeder bessere Tischler in Japan ist heute noch ein geschickter Holzschneider.

Die Zahl hervorragender Arbeiten dieser Art ist gross. Ueberall aber tritt uns bei ihnen ein krasser Realismus entgegen. Nirgends ein Versuch, ideale Gebilde zu schaffen, welche den Begriff von Schönheit zu fixiren versuchen! Wie bei allen anderen Zweigen der japanischen Kunste, fehlt es auch hier an grösseren Arbeiten eines einzigen Kunsthandwerkers, die im Vergleich mit seinen früheren Leistungen einen Fortschritt und ein Streben nach fest gesteckten idealen Zielen bekunden. Dies hat zur Folge gehabt, dass die im japanischen Volke so allgemeine Veranlagung zum Kunsthandwerk fortwährend abgelenkt worden ist und, wenn ein Aufschwung erfolgte, wie nach 1870 die Massenherstellung gewinnbringender Erzeugnisse, das Kunsthandwerk zum einfachen Handwerk und zur Fabrikherstellung seine Zuflucht nahm. Schon heute nimmt die Liebe zur Holzschneidekunst ab. Dass in Tokio und Kiyoto sich

verschiedene Künstler herangebildet haben und grössere Arbeiten — Figuren — liefern, bestätigt nur das Gesagte, denn ihre Arbeiten tragen ausländischen Bedürfnissen Rechnung und sind den japanischen Ideen fremd.

Um so wichtiger dürfte es daher sein, die Aufmerksamkeit auf die älteren Arbeiten zu lenken, mit denen verglichen, die heutigen, was künstlerische Auffassung betrifft, keine Fortschritte zeigen.

Wer in Japan gereist ist, wird das geschnitzte Thor des Nishi Hongwanji-Tempels in Kiyoto, ferner die schlafende Katze in der Todten-Kapelle des Shoguns Iyeyasu in Nikko bewundert haben. Holzschnitzereien sind es des berühmten Holzschneiders Hidari Jingoro (1594—1634), der durch die Vorzüglichkeit seiner Leistungen die Veranlassung wurde, dass die Holzschneider, die derartige Arbeiten ausführen konnten, von den Tischler-Gilden als abgesonderte Handwerker, Holzschneider, eine bevorzugte Stellung einnahmen.

Aus der Zeit dieses Hidari Jingoro stammt auch das grösste Holzschnitzwerk Kiushius: Die Holzschnitzereien im Tempel Matsunomori in Nagasaki. (Taf. II.)

Da die Archive des Tempels 1868 verloren gingen, ist leider heute nicht festzustellen, ob Hidari Jingoro oder einer seiner Söhne, oder Takuta Manju der Schöpfer der 30 Relieftafeln ist, welche an der äusseren Seite des Tempels angebracht sind. Diese Tafeln stellen die Gewerbe Japans dar, sind sorgfältig in Holz geschnitten und mit gut erhaltenen Farben übermalt.

Der genannte Tempel, welcher am Fusse des heutigen Osuwa-Parkes in einem Kiefer- und Kampfer-Haine liegt, ist dem Minister Sugawara Michizane geweiht, der unter dem Namen Tenjin verehrt wird und 903 n. Chr. als Generalgouverneur von Kiushiu in Dazaifu bei Fukuoka starb, während der Regierung des Kaisers Daigo Tenno. Der Minister fiel einer Verleumdung zum Opfer und erhielt darauf den Posten in Dazaifu, der allgemein als Verbannung angesehen wurde. Während seiner sogenannten Verbannung widmete sich der gelehrte Minister den schönen Künsten, besonders der Malerei. Nach seinem Tode wurde er, als seine Unschuld bewiesen, in seine Würden wieder eingesetzt nach alt-chinesisch-japanischer Sitte.

Eine grossartige Tempelanlage in Dazaifu und die vielen im ganzen Lande errichteten Shinto-Tempel, in denen Sugawara Michizane als Tenjin verehrt wird, legen davon Zeugniss ab, dass sein Wirken für die freien Künste nicht vergeblich gewesen ist.

Der Tempel in Nagasaki, der Anfangs in Moto hakata no machi errichtet war, wurde bis in die jüngste Zeit vom Kaiserlichen Hause unterhalten. Als im 16. und 17. Jahrhundert das Christenthum immer weiter um sich griff in Nagasaki, Handel und Verkehr aus dem kleinen Flecken Fukae no ura eine mächtige Stadt geschaffen hatten, da schmückten auch die Grossen Japans die alten Tempelstätten, und so kam es, dass der an den Fuss des Osuwa-Tempels verlegte, nun etwa 300 Jahre alte Shinto-Tempel des Tenjin auf Befehl des

Kaisers ein Werk zugewiesen bekam, das noch allen Stürmen Stand gehalten hat und fast in Vergessenheit gerathen ist. Weder Kämpfer noch andere ältere Reisende haben den Tenjin-Tempel persönlich besucht, sonst müssten ihnen die Holzschnitzereien aufgefallen sein. Auch das Guide-Book von Satow-Murray erwähnt dieselben nicht.

Ich füge eine kurze Beschreibung der 30 Reliefbilder bei. Durch die Freundlichkeit des Bürgermeisters von Nagasaki, Herrn Yokoyama, ist es mir von dem Tempelpriester erlaubt worden, einige der Bilder photographiren zu lassen. Der Leser erhält durch dieselben einen Begriff von dem Werth dieses einzig in seiner Art in Japan vorhandenen auch kulturhistorisch interessanten Holzschnitzwerks aus dem 16. oder Anfang des 17. Jahrhunderts.

Nagasaki, Januar 1896.

Müller-Beeck

Kaiserlich Deutscher Konsul.

Verzeichniss der Reliefbilder.

1. Die Anfertigung von Zeichnungen und Malereien.
2. Tischler fertigen die kleinen Tische für das Go-ban-Spiel an.
3. Schmiede- und Eisenwerkzeuge.
4. Figuren in festlichen Anzügen, rechts Knaben, das Löwenspiel darstellend.
5. Die Herstellung von Bogen und Pfeilen; Kuchen; Bauer mit Ochsen, der mit Feldfrüchten beladen ist.
6. Arzt, Medizinmacher (schneidet Wurzeln), Gebetevorleser, Priester mit dem Musikinstrument »Biwa«.
7. Dachziegelfabrikation. Arbeiter mit einer Art Kelle an der Thur eines »godown«.
8. Anfertigung von Bambus- und Strohgegenständen, Bambus-Rouleaux, Bottichen und Korbflechtereien. (Taf. III, Fig. 1.)
9. Papierfabrikation.
10. Puppenfabrikation und Anfertigung musikalischer Instrumente.
11. Herstellung der Reiskuchen. Tänzer, Handelsmann, Priester mit Esswaaren.
12. Schirmfabrikation. Herstellung der alten japanischen Kopfbedeckungen aus Papier. Spiegelschleifer.
13. Holzschneider, Posamentirer.
14. Pinselfabrikation. Tuschsteinfabrikation.
15. Herstellung von Toilette- und Lackkasten.

16. Fächerfabrikation.
17. Weberei und Stickerei.
18. Herstellung japanischer Dächer.
19. Mattenfabrikation.
20. Schiffsbau.
21. Fischerei.
22. Schwerter- und Lanzenfabrikation.
23. Herstellung von Pfeilen und Pferdesätteln.
24. Anfertigung von Rüstungen und Bogen. (Taf. III, Fig. 2.)
25. Weberei und Färberei.
26. Tischlerarbeiten.
27. Reisbau.
28. Bauholztischler.
29. Anfertigung der »Koto« und »Biwa«.
30. Malerei, bildet mit 1. zwei zusammenhängende Bilder.

Der Tenjin-Tempel Matsunomori.

Fig. 1.

Fig 2.

Wilhelm Joest.

Eine Holzfigur von der Loango-Küste und ein Anito-Bild aus Luzon.

Eine Holzfigur von der Loango-Küste und ein Anito-Bild aus Luzon.

Von **Wilhelm Joest.**

Mit Tafel IV—VIII und 11 Zinkätzungen nach Zeichnungen von W. von den Steinen[1].

Vor einiger Zeit kaufte ich zufällig auf einer Versteigerung zwei Holzfiguren, die es verdienen dürften, an dieser Stelle besprochen zu werden. Im Katalog waren beide mehr oder minder richtig, die eine als afrikanisch, die andere als von den Igorroten stammend, angegeben. Die weiteren Zusätze, die sehr »wissenschaftlich« klangen, lasse ich absichtlich weg, weil sie nur Verwirrung anstiften können. Die Luzon-Figur war u. A. als »heiliger Tabufetisch« bezeichnet.

Es hat geraume Zeit und einige Mühe gekostet, bevor die Herkunft dieser Figuren mit genügender Sicherheit bestimmt werden konnte. Das Vergleichmaterial in den europäischen Museen erwies sich als ein sehr beschränktes. Um so grössere Dankbarkeit schulde ich den Herren Prof. Blumentritt-Leitmeritz, Heger-Wien, v. Luschan-Berlin, Hans Meyer-Leipzig, Pleyte-Amsterdam, Schmeltz-Leiden und Stolpe-Stockholm für die liebenswürdige Güte, mit der sie mich bei dieser Arbeit unterstützten. Die Tafeln machen eine ausführliche Beschreibung der Figuren überflüssig. Wenden wir uns zunächst der afrikanischen zu! (Taf. IV—VI.)

Höhe 29 cm, Gewicht 850 gr, die Figur ist aus e i n e m Stück Holz, anscheinend Buchsbaum, geschnitzt. Die Arbeit ist sehr sauber und sorgfältig ausgeführt; die glänzende Politur der flachen hellgelben Stellen lässt sich nur dadurch erklären, dass die Figur im Laufe vieler Jahre durch viele Hände gegangen ist. Die Annahme, dass dieselbe zum Zweck des Verkaufs an Europäer angefertigt sei, ähnlich den Figuren, die in den letzten Jahren mehrfach von der Loango-Küste und dem unteren Kongo nach Europa gekommen sind und auch ihren Weg in Museen fanden, ist deshalb ausgeschlossen. Der

[1]) Diese Zeichnungen bilden einen freiwilligen Beitrag des Herrn von den Steinen zu vorliegender Festschrift.

hochgekämmte Haarputz der Mutter und der des Kindes, sowie der Topf zur Rechten, der Rückenschurz und der Sockel sind braun gebrannt.

Die Augbrauen sind in etwas stilisirter Art wiedergegeben (Tafel IV); in den anscheinend halb geschlossenen Augen sind die Pupillen durch leichtes Einbrennen angedeutet. Interessanter ist die Nase und der untere Theil des Gesichts, dessen Eigenart auf Tafel V mehr zur Geltung kommt. Der offene Mund bei so ausgesprochenem Prognathismus, die aufgesperrten Nüstern der scharf hervortretenden Adler- oder Juden-Nase — auf weitere Einzelheiten werde ich später zurückkommen — verleihen dem Gesicht einen stupiden Ausdruck. So sagt auch Bastian[1]) von den Kabinda: »Der Gesichtsausdruck ist ein stupider«, auch erwähnt er die »gebogenen Nasen«. Der jüdische Typus der Loango-Neger ist schon manchem Reisenden aufgefallen.

Um den Hals trägt die Person eine, wahrscheinlich aus Rohrstücken bestehende Kette, wie sich solche von der Westküste Afrikas im hiesigen Museum vorfinden. Dieselbe setzt sich vom Nacken aus (Tafel VI) in hübscher Weise nach unten fort, theilt sich in der Mitte des Rückens und verbindet sich auf den Hüften mit einer um diese gehenden Schnur, die vorn mehr als Gürtel ausgeführt ist. In diesen ist ein Stück Tuch oder Fell eingeschlungen, das (Figur VI) hinten hinabfällt, vorn vom Künstler vergessen ist. Dennoch ist die Darstellung des vorderen Theils eine jeden Naturalismus entbehrende, durchaus harmlose. Das Geschlecht ist nicht einmal angedeutet, ein Beweis mehr dafür, dass die Figur nicht zum Verkauf an Europäer angefertigt wurde.

Solche vom Halse über den Rücken und um die Hüften sich erstreckenden Ketten sind mir, da ich Afrikas Westküste leider nie betreten habe, aus eigener Anschauung nicht bekannt.

An beiden Oberarmen trägt die Mutter aus Palmblättern oder Stroh geflochtene Armbänder, an den Handgelenken Messing- oder Kupferringe, von denen wir im hiesigen Museum zahlreiche Originale besitzen. Die rechte Hand ruht, mit der Handfläche nach oben, auf einem Topf. Ich kann mich der Ansicht nicht verschliessen, dass diese Darstellung der Hand eine gewisse Bedeutung hat. Bittet die säugende Mutter um eine Gabe oder bietet sie — vielleicht gleichzeitig damit — eine solche?

Echt westafrikanisch ist die sich über den Busen hinziehende »Brustschnur«[2]). Vorn ist sie mit Glasperlen u. dgl. versehen, hinten hat der Künstler wiederum unterlassen, deren Darstellung durchzuführen. (Tafel IV u. VI.)

Sorgfältig wiedergegeben sind die Ziernarben der Person, die sich über deren ganzen Oberkörper erstrecken. Vorn zählen wir rechts zwischen Busen und Schulter 9 grosse Narben, links deren 11. Auf dem Rücken zieren das linke Schulterblatt 11 Schönheitsmale, während die rechte Schulter durch ein

[1]) Die deutsche Expedition an der Loango-Küste. I. S. 132.

[2]) Vgl. Bartels-Ploss, »Das Weib«, IV. Auflage, S. 227, und Falkenstein, »Afrikas Westküste«, S. 147, mit Abbildungen.

gefälliges, beinahe symmetrisches Muster verziert ist. Der Gedanke lag nahe, aus dieser Narbenzier die Herkunft der Figur zu bestimmen. Das ist mir und meinen gütigen Mitarbeitern nicht geglückt. Es finden sich in Museen westafrikanische Fetische, die ähnliche Narbenzeichnungen auf dem Rücken oberhalb des Kreuzbeins oder vorn auf dem Bauch (s. u.) zeigen, aber ein Schulterblattornament haben wir nicht gefunden. Ich lege diesem Umstand nicht die geringste Bedeutung bei, wie ich denn überhaupt der Ansicht zuneige, dass man bei solchen Körperverzierungen (vgl. weiter unten die Zahndeformationen), bei denen der persönliche Geschmack des einzelnen Individuums stets eine bedeutende Rolle spielt, bevor man sie als »charakteristische Stammeszeichen« oder dgl. auffasst, sehr vorsichtig sein soll. Ich habe mich darüber früher ausführlich geäussert[1]).

Mit grosser Sorgfalt, ich möchte beinahe sagen, mit einer gewissen Liebe, hat der Künstler das Baby behandelt. Ob es ein männliches oder ein weibliches ist, darüber lässt er uns allerdings im Unklaren.

Die Mutter ruht auf dem rechten Knie, oder vielmehr, sie vertheilt ihr Gewicht auf das rechte Knie und den Unterschenkel, der auf dem senkrecht auf den Boden gesetzten Fuss, bezw. dessen Zehen ruht. Auf dem emporgezogenen linken Knie liegt, von der Mutterhand gestützt, der Säugling, dessen Beinchen auf dem rechten Oberschenkel der Mutter nach dem Gleichgewicht suchen. Die Stellung der Mutter ist durchaus keine gekünstelte oder unnatürliche; man kann sie leicht nachahmen. Das Baby schwebt dagegen mehr oder minder in der Luft, darum sucht es mit der rechten Hand Halt an der Brust der Mutter.

Das Kind trinkt in vollen Zügen aus dem mütterlichen Born; sein Gesichtsausdruck, der auf den Tafeln nicht zur Darstellung kommen konnte, ist ungemein komisch. Es hat die Augen geschlossen und spielt im Vollgenuss des Genusses mit seinem linken Füsschen. Sein Hals, die Hüften, das rechte Handgelenk und der linke Oberarm sind mit Ketten und Bändern geziert — wirklich ein hübsches Bild afrikanischen Familienlebens. Soll man einen Neger, der solche Figuren mit mangelhaften Werkzeugen aus sprödem Material herzustellen verstand und der in die kleine Gruppe soviel »Stimmung« hineinzubringen wusste, nicht einen Künstler nennen?

Bevor ich mich den in dem hiesigen und in ausländischen Museen vorhandenen Vergleichfiguren zuwende, möchte ich bemerken, dass unter den Hunderten von westafrikanischen Fetischen, die ich inzwischen kennen gelernt habe, sich wohl manche Mutter mit Kind befindet, aber keine einzige, die ihrem Sprössling die Brust reicht. Prof. Bastian hat in seinem schon angeführten Werk eine schier unabsehbare Reihe von Fetischen beschrieben, die er an der Loango-Küste gesehen hat, aber nie einen solchen, der eine säugende Mutter darstellt.

[1]) Joest, »Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen«. Herrn A. Bastian gewidmet. Berlin 1887.

Meiner Figur am ähnlichsten dürften wohl zwei Fetische sein, die Bastian s. Z. von der Loango-Küste zurückbrachte und die sich jetzt im hiesigen Museum für Völkerkunde befinden. Dieselben sind auf einer Tafel des genannten Buches, wenn auch nicht gerade musterhaft abgebildet, ich erlaube mir darum, deren Köpfe noch einmal nach Zeichnungen von Herrn v. d. Steinen vorzulegen.

Fig. 1.

²/₃ nat. Gr.

Fig. 2.

²/₃ nat. Gr.

Bei Fig. 1 ist mit meiner Figur (Tafel I) beinahe übereinstimmend die Haartracht, die Darstellung der Augbrauen, der Nase und der oberen Mundpartie. Bei Fig. 2 beschränkt sich die Aehnlichkeit, abgesehen von dem Gesammteindruck der ganzen Figur, auf Mund, Lippe und Nase.

Auffallend ist bei allen drei Figuren die scharfe, von der Nasenscheidewand nach der Oberlippe führende Furche, das Philtrum, wie der Mediziner sagt[1]). Ich möchte diese ausgeprägte Art der Darstellung des Philtrum als charakteristisch für die Loango-Küste bezeichnen.

Dann ist bemerkenswerth die Art der Zahnverstümmelung, um so bemerkenswerther, als sie bei den drei Figuren eine verschiedene ist. Ich glaube hieraus schliessen zu dürfen, dass auch bei dieser Körperverzierung dem Geschmack

[1]) Nach einer gütigen Mittheilung von San.-Rath Dr. Bartels.

des einzelnen Individuums der weiteste Spielraum gelassen wird und dass man mit der grössten Vorsicht vorgehen muss, ehe man zwei Schädel oder zwei Fetische a priori nur darum für zusammengehörig erklärt, weil sie ein und dieselbe Zahnverstümmelung zeigen. Ich lasse den Mund meiner Figur und den von Fig. 2 noch einmal in vergrössertem Maassstabe folgen:

Fig. 3.

Zu Tafel I.

Fig. 4.

Zu Fig. 2.

Die Bearbeitung der Zähne ist eine so verschiedene, wie nur möglich. Dagegen stimmt die Verstümmelung (oder Verschönerung) der mittleren Schneidezähne meiner Figur (3) vollkommen überein mit der nachstehenden:

Fig. 5.

der Schädel aber, in welchem diese Zähne stecken, der sich im hiesigen Museum befindet, stammt nicht etwa von der afrikanischen Westküste, sondern aus — Mexiko (und ist NB. kein Negerschädel).

Was nun weitere Vergleichobjekte betrifft, so will ich darüber möglichst in den Worten der Herren, die so gütig waren, mich bei dieser kleinen Arbeit zu unterstützen, berichten.

In dem nicht grossen aber vortrefflichen Museum der Koninklijk Zoologisch Genootschap (Natura artis magistra) in Amsterdam befinden sich zwei Holzfiguren »nhenka« aus »Congo binnenland« (?), die eine gewisse Aehnlichkeit mit meiner Figur zeigen. Herr C. M. Pleyte hält sie für wissenschaftlich werth-

los, da sie ganz modern und anscheinend für den Verkauf an der Küste angefertigt sind.

Herr Hjalmar Stolpe, Gründer und Leiter des ethnographischen Museums in Stockholm, nach Prof. Bastian wohl der weitestgereiste Museumdirektor der Welt, hat die Güte mir zu schreiben:

»Ein trauriger Zufall will es, dass die nicht unbeträchtliche Anzahl ähnlicher Figuren, die wir in unserem Museum besitzen, ohne genaue Lokalangabe ist. Die Zahnfeilung scheint nicht konstant zu sein. An drei Exemplaren unserer Sammlung kommt folgende Form der Oberzähne vor:

Fig. 6.

Eine Figur (Weib und Kind, das letztere aber nicht saugend) zeigt diese Form:

Fig. 7.

eine andere:

Fig. 8.

oder:

Fig. 9.

Alle Figuren haben dieselbe Narbentätowirung wie die Ihrige; auch Ornamente kommen vor.«

Herr Schmeltz-Leiden schreibt: »Aus dem Loango-Gebiet besitzen auch wir Figuren mit ähnlicher Kopfbildung, wenn auch nicht völlig mit der Ihrigen übereinstimmend.«

Die nächsten Verwandten meiner Figur scheinen sich im K. K. Naturhistorischen Hof-Museum in Wien zu befinden. Der unermüdlich liebenswürdige, stets zu jeder Auskunft bereite Custos des Museums, Herr F. Heger, berichtet mir darüber:

»Ich fand in unseren Sammlungen drei der Ihrigen ähnliche Figuren mit bestimmten Lokalitätsangaben. Alle drei stammen von Dr. Chavanne aus den

Jahren 1884—85. Alle drei sind aus Holz geschnitzt und tragen den charakteristischen Kopfputz, der durch Anbrennen braun gefärbt ist.

Am meisten Aehnlichkeit besitzt unsere No. 23796, als Fetischfigur »teke« bezeichnet. Die Augen sind mit Spiegelglas ausgelegt; der ähnlich wie bei Ihrer Figur geöffnete Mund lässt die oberen Schneidezähne mit charakteristischer Zahnfeilung frei:

Fig. 10.

Auch dieselben Ziernarben bedecken den Rücken und den Theil zwischen Hals und Brüsten. Oberhalb des Nabels ist eine eigenartige Narbenverzierung angebracht:

Fig. 11.

Nabel.

Die Figur hält auf dem Schoosse ein gestreckt liegendes Kind (nicht saugend). Von San Salvador.

Eine zweite Figur, No. 23851, ist als Fetischfigur »neno« bezeichnet, und zwar als Fetisch gegen Unfruchtbarkeit der Frauen. Die Augen sind mit Glas ausgelegt; in den Ohren befindet sich je ein feines kreisrundes Messingringlein als Ohrgehänge[1]). Die Brustschnur ist nicht wie bei Ihrer Figur über, sondern unter den kleinen, nicht hängenden Brüsten angebracht. Am Vorderleib ist nur unterhalb der rechten Brust eine rautenförmige Narbenzier vorhanden, dagegen ist die hintere obere Körperpartie (Nacken) mit einer Anzahl (Ihrer Figur entsprechenden) Narben verziert. Mit der Linken hält die Person eine kleine (nicht saugende) gestreckte Kinderfigur über dem Schoosse; mit der rechten Hand hält sie, ähnlich wie bei Ihrer Figur, einen Topf. Um den Hals trägt sie eine mehrmals umgewickelte Schnur von kleinen hellblauen Glasperlen. Von Vumpa (Mussorongo), Unteres Congogebiet.

Die dritte Figur endlich, No. 21134, stammt von Kabinda und ist eine jener roh geschnitzten Figuren aus lichtem Holz, wie sie dort für den Verkauf angefertigt werden. Die Haltung der Figur ist wie bei den beiden vorigen: am Rücken und über den Brüsten finden sich die Schmucknarben; auf dem Schoosse ein Kind in gestreckter Lage (nicht saugend).«

Danach dürfte es kaum noch zweifelhaft sein, dass meine Figur von der Loango-Küste stammt. Ich glaube, dass auch sie einen Fetisch darstellt und

[1]) Vgl. Fig. 1.

als Fetisch gedient hat, ich bin aber nicht in der Lage, hierfür auch nur den Schatten eines Beweises zu bringen. Und warum sollte solch eine Figur nicht auch einmal bloss ein Kunstwerk, eine Spielerei gewesen sein?

Leichter war es, die Herkunft der zweiten Figur zu bestimmen (Tafel VII u. VIII). Das Vergleichmaterial in öffentlichen und privaten Sammlungen ist zwar auch hier gering, aber es kann kein Zweifel darüber herrschen, dass es sich um ein Anito-Bild von den Igorroten handelt[1]). Ich setze deren Bedeutung als bekannt voraus. Als ich im Jahre 1879 auf Luzon weilte, habe ich es leider versäumt, die Igorroten aufzusuchen. Damals nannte man jeden ethnographischen Gegenstand, der nicht von den Tagalen oder Negritos stammte: »Igorrotisch.« Den Arbeiten und Forschungen der unten angeführten Herren haben wir es zu verdanken, dass wir heute die Igorroten in getrennte Gruppen und Stämme scheiden und deren Erzeugnisse mehr oder minder genau unterscheiden können. Von welchem Stamm der Igorroten meine Figur nun gerade stammt, dürfte indess gleichgiltig sein. Sie ist ohne Zweifel Igorrotisch und das genügt.

Dieselbe ist 25 cm hoch, aus braunem Baliti-Holz[2]) geschnitzt und wiegt 600 gr. Auch sie ist an den Stellen, die beim Anfassen in Betracht kommen, glänzend polirt; sie ist also zweifellos alt und nicht für den Verkauf angefertigt Wenn auch weder Busen noch Geschlechtstheile in irgend einer Weise angedeutet sind, so handelt es sich doch sicher um eine Mutter mit ihrem Kind. Dr. Hans Meyer hatte die Freundlichkeit mir zu schreiben: »Im hiesigen (Leipziger) Museum habe ich mich vergeblich nach einem Seitenstück zu Ihrer Philippinenstatuette umgesehen, auch Dr. Obst kennt nichts Aehnliches aus unseren Beständen. Ich halte die Figur für ein Anito-Bild der älteren philippinischen Malayen. Es ist ein Weib mit Kind, vermuthlich zum Andenken an eine mit ihrem Kind gestorbene Frau geschnitzt. Meine Sammlung enthält zwei Figuren in der nämlichen Stellung, ohne Kind, aber auch ohne Geschlechtstheile, was regelmässig auf »weiblich« zu deuten ist«.

Vor langen Jahren kaufte ich, wenn ich nicht irre in Yokohama, die hier reproduzirte Photographie einer Anito-Figur, die der österreichische Reisende Freiherr von Drasche-Wartinberg s. Z. von den Igorroten mitgebracht hatte und in Japan photographiren liess.

---

[1]) Ueber die Rolle, welche die »Anitos« im Geistesleben der Igorroten spielen, vgl.: Blumentritt, »Alphabetisches Verzeichniss der bei den philippinischen Eingebornen üblichen Eigennamen u. s. w.« (Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes 1894); A. B. Meyer u. A. Schadenberg: »Die Philippinen«, Dresden 1890, S. 4 mit Literaturangabe; Hans Meyer: »Eine Weltreise«, 1890, S. 531; auch K. Martin, »Reisen in den Molukken«, Leiden 1894, Index S. 399: »Nitu-nitu«.

[2]) Baliti (Ficus indica) wird als Sitz von Geistern und Dämonen von nahezu allen Stämmen der Philippinen verehrt bezw. gefürchtet (Blumentritt).

Die Verwandtschaft mit meiner Figur ist unverkennbar trotz der gekreuzten Arme und der durch Muscheln dargestellten bezw. gezierten Augen, Ohren oder des Mundes. Das Original befindet sich jetzt, wie ich von Herrn Heger erfahre, im K. K. Naturhistorischen Hofmuseum in Wien. Bei dieser Figur sind die Geschlechtstheile als männliche leicht angedeutet.

K. K. Hofmuseum in Wien.

Ein anderes Gegenstück von den Igorroten findet sich in dem schon erwähnten Werk von A. B. Meyer-Schadenberg Tafel I, No. 8 (wegen des Profils vgl. auch No. 5). Allerdings hat auch diese Figur gekreuzte Arme, Mund und Augen mit Muscheln geziert, das Kind auf dem Rucken fehlt, aber dennoch glaube ich, dass an einer nahen Verwandtschaft mit meiner Figur nicht gezweifelt werden kann.

Weiteres Vergleichmaterial ist mir nicht bekannt. Das hiesige Museum besitzt nichts dergleichen. Um so mehr Freude macht es mir, diese beiden seltenen Figuren meinem hochverehrten Freunde und Lehrer Bastian zum 70. Geburtstag zu überreichen.

Holzfigur von der Loangoküste.
Vorderansicht.

Holzfigur von der Loangoküste.
Seitenansicht.

Holzfigur von der Loangoküste.
Rückenansicht.

Holzfigur von Luzon.
Seitenansicht.

Holzfigur von Luzon.
Vorderansicht.

Dr. v. Luschan.

Das Wurfholz in Neu-Holland und in Oceanien.

Das Wurfholz in Neu-Holland und in Oceanien.

Von Dr. v. Luschan.

Mit Tafel IX, X und XI.

Unter den vielen Hilfsmitteln, welche die Menschen schon in frühen Stadien ihrer Kulturentwicklung ersonnen haben, um ihre Fernwaffen möglichst wirksam zu machen — oder, anders ausgedrückt, um diesen eine möglichst grosse Anfangsgeschwindigkeit zu geben, — ist der Bogen am weitesten verbreitet; wir finden ihn in allen Erdtheilen und vermissen ihn nur in kleinen, enge umgrenzten Gebieten; sogar viele Kulturvölker haben ihn lange beibehalten, einige auch zur Armbrust, andere zu grossen ballistischen Maschinen weiter entwickelt. Kein anderes Geräth dieser Art kann sich, was Wirksamkeit und Verbreitung angeht, mit dem Bogen messen. Zwar ist auch die Schleuder räumlich über einen grossen Theil der Erde verbreitet, aber nur in wenig dicht bewohnten Gebieten und ohne irgend welche Bedeutung für die historische Stellung ihrer Besitzer. Ganz beschränkte Verbreitung haben auch das Blasrohr und gar erst die Speerschlinge, die gegenwärtig[1]) auf Neu-Caledonien beschränkt und auch dort im Aussterben begriffen ist.

Nur eines dieser Geräthe kommt an praktischer und darum auch an wissenschaftlicher Bedeutung dem Bogen nahe — die Speerschleuder oder das Wurfholz. Seine amerikanischen Formen sind in den letzten Jahren durch

[1]) Bastian erwähnt (Inselgruppen in Oceanien, S. 199), dass auch die Maori den Speer mit dem Schleudertau warfen und dass Mr. Lord (Punch-office) von Herrn Locke in Napier eine derartige Wurfwaffe der Maori erhalten habe, die im South Kensington Museum deponirt sei. Das Stück ist jetzt verschollen, und die Angabe scheint völlig isolirt geblieben; es wäre interessant, sie weiter zu verfolgen und zu prüfen.

Auch über die ἀγκύλη (und das ammentum) sind die Akten noch nicht geschlossen; ob die als ἀγκύλη gedeutete Schlinge in der Hand eines der pergamenischen Giganten als solche den Angaben der Texte oder den Forderungen, die man an eine wirkliche Speerschleuder stellen muss, entspricht, möchte ich einstweilen unentschieden lassen; über Verbreitung und Handhabung des Geräthes handelt ausführlich Domaszewski bei Pauly-Wissowa, Reallexikon I. 2001.

Mason, v. d. Steinen u. A. genügend bekannt geworden, den übrigen ist die nachfolgende Abhandlung gewidmet.

Die Namen angehend, so ist es nach dem oben Bemerkten vielleicht kaum nöthig, noch besonders hervorzuheben, dass es sich dabei um ein Geräthe handelt, das zum Schleudern von Speeren dient, um ein Holz also, mit dem man wirft, nicht um ein Holz, das geworfen wird; es ist schade, dass unser deutsches Wort für dieses Geräthe derart zweideutig ist, aber auch mit seinen vielen einheimischen Namen ist nicht viel anzufangen, besonders nachdem der einzige von diesen, der über ein etwas grösseres Gebiet verbreitet scheint, wûmera, eine so fatale Aehnlichkeit mit Bumerang hat, dass Verwechslungen schon jetzt häufig genug sind und bei allgemeiner Anwendung des Wortes wûmera allzu lästig fallen würden; ich bleibe daher bei der Bezeichnung Wurfholz.

Die Art der Verwendung dieser Wurfhölzer ist den Fachleuten bekannt; auch den Laien wird sie aus der Randleiste der vorhergehenden Seite ohne weitere Erklärung klar geworden sein; trotzdem möchte ich aber darauf hinweisen, dass ein dem Wurfholz nahe verwandtes Geräth als Spielzeug sehr verbreitet ist. Auch bei uns in Deutschland pflegen Kinder mit Vorliebe unreifes Fallobst oder auch Kastanien u. dergl. auf ein zugespitztes Stäbchen zu stecken und dann hoch in die Luft zu schleudern; freilich ist die Treffsicherheit bei dieser Art zu werfen keine sehr grosse, aber mit einem geeigneten Stäbchen und bei sehr viel Uebung ist es doch möglich, auf 50 Schritt und weiter noch ein mannsgrosses Ziel zu treffen; doch geht der Ehrgeiz selten so weit, und die meisten Jungen begnügen sich damit, über ein Kirchdach oder über einen Fluss hinweg werfen zu können. Es ist klar, dass ein solches Spielzeug täglich von Neuem erfunden werden kann.

Jedes Kind, das durch Zufall oder im Spiele eine Frucht auf einen Stock gespiesst hat und diese wieder wegschleudern will, kann bemerken, dass sie auf diese Weise dann viel weiter wegfliegt, als wenn sie aus freier Hand geworfen wird. Ein solches unbewusst gemachtes Experiment braucht nur einmal bewusst wiederholt zu werden — und die Erfindung ist gemacht. Ist man aber einmal so weit gelangt, so liegt es nahe, darüber nachzudenken, ob man statt des unreifen Apfels nicht auch ein anderes Projektil schleudern kann. Diese Aufgabe habe ich persönlich als Kind einfach dadurch gelöst, dass ich einen Stab nicht zuspitzte, sondern am Ende etwas einspaltete; dank dieser Erfindung konnte ich Steine schleudern, während meine Genossen zunächst noch darauf angewiesen waren, Obst zu schleudern und daher in der Hitze des Gefechtes manchen Apfel auf das Wurfholz steckten, den sie viel lieber gegessen hätten. Ich erinnere mich zufällig bestimmt, dass ich diese »Erfindung« völlig selbstständig und unabhängig von jedem fremden Einflusse gemacht habe, aber ich bin ebenso überzeugt davon, dass dieselbe Erfindung unzählige Male von anderen Jungen gemacht worden ist und noch gemacht werden wird, und aus diesem Grunde muss ich einiges Gewicht auf diese Reminiscenz legen; ich denke näm-

lich, dass auch der nächste Schritt in der Vervollkommnung einer solchen Schleuder sehr leicht und einfach ist; er muss dem Wunsche entspringen, mit ihr nicht Aepfel oder Steine, sondern Speere werfen zu können. Dieser Gedanke, der aus einem Spielzeug eine Waffe macht, ist so einfach und die technischen Schwierigkeiten, die sich seiner Verwirklichung entgegenstellen, sind so gering, dass man zunächst gar nicht begreift, warum das Wurfholz — das echte Wurfholz im Sinne der Ethnographie — nicht über die ganze Erde verbreitet ist; besonders ist es mir stets immer von Neuem räthselhaft gewesen, dass das Wurfholz in ganz Afrika völlig[1]) unbekannt ist. Diese Thatsache scheint darauf hinzudeuten, dass Erfindungen doch nicht so leicht gemacht werden, oder wenigstens viel schwerer in die träge Masse eines Volkes eindringen, als man sich gewöhnlich vorstellt; es ist daher vielleicht nicht ganz nutzlos, auch mit Bezug auf das Wurfholz die Frage »Uebertragung oder selbstständige Erfindung« im Auge zu behalten. Dazu aber müssen wir zuerst feststellen, wie eigentlich das Wurfholz der Kinder zur Speerschleuder werden kann; ich glaube, dass dies nur auf zwei Arten möglich ist, entweder durch Anbringen eines Zahnes, der in eine Delle des unteren Speerendes eingreift, oder aber durch Aushöhlung des Wurfholzes zu einer das Speerende aufnehmenden Grube; die erstere Art kann an den verschiedenen Wurfhölzern gesehen werden, die auf Tafel IX und X abgebildet sind, die zweite an der nebenstehenden Skizze[2]).

Wurfholz aus Pelau. $^{1}/_{6}$ d. w. Gr. [VI. 8055 Kubary.]

Beide Arten, ich pflege sie der Kürze wegen meist als männlich und weiblich zu bezeichnen, kommen niemals[3]) nebeneinander vor; wohl aber giebt es

[1]) Völlig unbekannt, trotz der kuriosen Angabe bei Klemm, Die Werkzeuge und Waffen, Sondershausen 1858, Seite 264/5; das da beschriebene und abgebildete Geräthe der Elliab ist aber keine »Speerschleuder«, sondern eine Flöte oder Signalpfeife, wie die Stücke III. Ab. 46 und 48 (Werne 1844) der Berliner Sammlung unwiderleglich beweisen. Besonders das erstere Stück, das von den Bari, also den unmittelbaren Nachbarn der Elliab stammt, entspricht völlig der Abbildung bei Klemm; es ist schwer zu begreifen, wie ein so vernünftiger Mensch zu einer so durchaus unrichtigen Auffassung gelangen konnte.

[2]) Alle zu dieser Studie gehörigen Federzeichnungen, mit Ausnahme der auf Tafel IX befindlichen, sind Herrn Dr. Karl Weule zu verdanken, dessen gelehrte Sachkenntniss mit hoher künstlerischer Begabung vereinigt ist, so dass seine Zeichnungen dauernden wissenschaftlichen Werth haben; ihm hier auch öffentlich für seine gütige Mitarbeit zu danken, ist mir eine angenehme Pflicht.

[3]) Vergl. aber Bastian (Inselgruppen in Oceanien, S. 129): »Der Wumera im Süden (bei Twofold Bay u. s. w.) ist kleiner (mit dem Speer in das Brett eingelegt) als im Norden (bei Cooktown), wo das Brett in den Pfeil tritt.« Daraus würde man ableiten können, dass es bei der Twofold Bay, also im äussersten Südosten von New-South-Wales, hart an der Grenze von Victoria, »weibliche« Wurfhölzer giebt. Da sonst in ganz Neu-Holland ausschliesslich nur »männliche« Wurfhölzer vorkommen, glaube ich, dass Bastian's Gewährsmann für die Twofold Bay dieselben Typen im Auge hatte, die ich für Victoria kenne; dass er also sagen wollte, bei diesen Typen sei der Zahn und das Brett aus einem Stücke geschnitzt, bei den nördlichen aber sei der Zahn besonders angefügt.

in Unalaschka und sonst mehrfach im Nordwesten von Nordamerika Typen mit einer Grube, aus der ein Zahn vorragt, also richtige Zwitterformen.

Dies vorausgesandt, wende ich mich nun an die Wurfhölzer von Neu-Holland.

Hier sind mindestens zehn völlig voneinander verschiedene Typen zu unterscheiden; leider sind sie bisher nur höchst unvollkommen auseinander gehalten worden, einzelne sind überhaupt noch kaum bekannt und bisher noch nirgends publizirt oder abgebildet. Alle neu-holländischen Typen haben einen Zahn (keine Grube) und sind also »männlich«; sie zerfallen aber in zwei grosse Unterabtheilungen; bei der einen ist der Zahn mit dem Stabe aus einem Stück geschnitzt, bei der anderen bildet er ein Stück für sich und ist durch ungemein sorgfältiges Umschnüren und mit Harz an den Stab befestigt.

Wurfhölzer der ersten Art sind indess lediglich auf ein kleines Gebiet im äussersten Osten des südlichen Neu-Hollands beschränkt, das sich etwa mit dem heutigen Victoria deckt, also der Gegend von Melbourne und Nachbarschaft entspricht. Derlei Stücke sind Taf. IX, Fig. 1—6, 9 und 10 abgebildet; der Handgriff ist drehrund, meist cylindrisch, manchmal gegen das Handende etwas verdickt und fast stets durch kleine Kerben oder Einschnitte rauh gemacht, offenbar, um das Festhalten möglichst zu erleichtern. Das Mittelstück ist meist schilfblattförmig und derart konkav-konvex, dass die beim Gebrauch nach oben stehende Fläche ganz leicht ausgehöhlt ist, anscheinend um eine Art Rinne für den Speer zu bilden. Doch giebt es auch einzelne Victoria-Wurfhölzer, die im Querschnitt rein dreieckig sind und andere, deren Querschnitt halbkreisförmig ist; auf der Taf. IX sind ganz unten die verschiedenen Querschnitte schematisch dargestellt. Sonst schwanken die Formen dieses Typus sehr wenig; nur das Stück Fig. 6 ist ungewöhnlich, weil das Handende durch einen aus dem Vollen geschnitzten ringartigen Wulst von dem Blatttheile getrennt ist, ebenso ist das Stück Fig. 9 durch besondere Schlankheit auffallend; es hat einfach die Form eines drehrunden Stabes, aus dessen einer Hälfte ein langes Stück herausgeschnitten ist, um den »Zahn« als solchen vortreten zu lassen und gleichzeitig eine ebene Grundlage für den Speer zu schaffen. Dieses Wurfholz ist das einzige in seiner Art, das ich je gesehen habe, es stammt aber von einem sehr zuverlässigen Sammler, Guérard, und ist mit einer ganz genauen Angabe — Gippsland, Victoria — versehen; ob es etwa für diesen speciellen Distrikt typisch ist, habe ich nicht ermitteln können, jedenfalls scheint die Form sehr selten zu sein, während die Hauptform dieses Typus, wie sie uns in den Stücken 1 bis 6 der Taf. IX entgegentritt, recht häufig ist[1]).

Bei vielen Stücken sind beide Flächen, bei manchen nur die Ober- oder Unterseite mit sorgfältig eingeritzten Linien verziert, deren Bedeutung nicht

[1]) Vgl. die Abbildungen bei Brough Smyth, the Aborigines of Victoria, I. 309, oder bei Curr, the Australian Race, I. 144, wo sie reproduzirt sind. Die Abbildungen bei Eyre, Journals of expeditions into Central Australia, Vol. II. plate 3, sind unzuverlässig, weil ganz schlecht gezeichnet.

immer klar ist; so wäre ich in Verlegenheit, die Verzierungen von 1, 2, 4 und 10 zu deuten; hingegen ist es wahrscheinlich, dass die von 3, 5 und 6 auf menschliche Figuren zurückgehen, vielleicht geradezu auf Theilnehmer am Korroborry-Tanz, worauf die gespreizten Beine schliessen lassen. Den Schlussel zu

Geschnitzte Bretter aus Victoria.
$^1/_3$ d. w. Gr. [VI. 1642 und 1641 Baron v. Muller 1876.]

Schwirrholz vom oberen Murchison-River (Westaustral.).
$^1/_3$ d. w. Gr. [VI. 10488, Giglioli 1887.

dieser Deutung geben die hier abgebildeten Bretter aus Victoria, welche die Berliner Sammlung der Gute des Baron v. Muller in Melbourne verdankt; die eigentliche Bestimmung dieser Bretter ist unsicher; ich denke, dass es Schwirrhölzer sind, wie das neben ihnen abgebildete typische Schwirrholz aus Westaustralien vom oberen Murchison River; freilich würde das zweite Loch, das beide Stucke auch am unteren Ende haben, dann uberflussig und unverstandlich

sein; aber auch die ursprüngliche[1]) Bezeichnung als »Wurfhölzer« ist erst recht unverständlich, denn weder zur Anbringung eines Zahnes noch einer festen Handhabe sind die Bretter irgendwie geeignet. Es kommt übrigens gerade hier auf den Zweck dieser Bretter selbst weniger an, als auf den Sinn der auf ihnen befindlichen Darstellungen; diese sind freilich rohester Art und übertreffen in dieser Beziehung alles, was sonst aus Neu-Holland bekannt ist[2]), aber es ist ganz sicher, dass wir es bei jedem dieser beiden Bretter mit einer männlichen und einer weiblichen Figur zu thun haben; auf dem ersten Brett sind beide Figuren tanzend dargestellt, auf dem zweiten nur die männliche, während die weibliche anscheinend zusieht und deshalb auch mit dem grossen Schurze (aus Känguruh-Fellen) bekleidet ist. Ob die Darstellung auf dem dritten dieser Bretter, das ein ganz typisches Schwirrholz ist und auch eine schöne lange aus Menschenhaar geflochtene Schnur[3]) hat, gleichfalls auf zwei menschliche Figuren in der Stellung des Korro-borry zurückgeführt werden darf, möchte ich bei dem Mangel an Uebergangsformen einstweilen noch dahingestellt sein lassen. Dafür ist um so sicherer, dass diese Figuren auch auf unserem Victoria-Wurfholz, Taf. IX, Fig. 5, vorkommen und zwar besonders deutlich auf der Oberseite, wo die eine Figur sogar die Augen und die Wimperhaare deutlich erkennen lässt; ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, dass auch ein Theil der Darstellungen von 3 und 6 auf solche Figuren zurückgeführt werden können. Verzierungen, wie sie auf den Stücken 1, 2 und 10 dieser Tafel erscheinen, kenne ich auch bei zahlreichen, gleichfalls aus Victoria stammenden Stücken fremder, besonders englischer Sammlungen; hingegen fällt die Verzierung der Unterseite von 6 so völlig aus dem Rahmen aller übrigen Stücke heraus, dass ich sie eigentlich für

[1]) Vgl. Zeitschr. f. E., VIII. 1876, Verh. S. 286, wo diese Stücke zuerst erwähnt und als »Wurfbretter« bezeichnet sind. Ueber wirkliche Schwirrbretter und verwandte Formen vgl. u. a. Jagor in Z. f. E., XI. 1879, Verh. S. 105 und Hochstetter in Mitth. d. k. k. geogr. Gesellsch., 1879, welche beide (nach Briefen von Schomburgk) berichten, dass grössere Schwirrbretter aus freier Hand, ohne Schnur, geschwungen werden. Eyre (Journals etc. II, p. 320 u. 511, sowie Plate IV, 6–8) erwähnt nur Schwirrbretter mit langer Schnur. Ebenso hängt das Per-bo-re-gan in Victoria an einer langen Schnur (vgl. Brough Smyth I, 176) und so auch das Witarna (vgl. ebd. I, 680). Vgl. auch Bastian in Z. f. E. XX. 1888, Verh. S. 266.

Nach Abschluss des Ms. ist eine Studie von J. D. E. Schmeltz über das Schwirrholz erschienen (Verh. d. Ver. f. naturw. Unterhaltung, Hamburg IX. S. 92-128), in der u. a. Schomburgk's nicht durchbohrte Schwirrhölzer als Botenstäbe aufgefasst werden. Sehr lehrreich dürfte ein Vergleich der Fig. 13 dieser Studie mit meiner Abbildung auf S. 135 sein; er zeigt eindringlich, wie sehr die Genauigkeit der Darstellung durch wiederholtes Umzeichnen leidet.

[2]) Vgl. u. a. T. Worsnop, The prehistoric Arts of the Aborigines of Australia; Australasian Association for the Advancement of Science, Brisbane 1895.

[3]) Die Schlingen an den beiden früher erwähnten Brettern, welche auf der Abbildung bei Ratzel (II. Aufl. I, 356) gezeichnet sind, müssen auf Willkür des Zeichners gesetzt werden; auch sonst ist die Abbildung nicht ganz so korrekt, wie sonst die meisten Illustrationen der »Völkerkunde«, so dass mir eine genaue Wiedergabe zweckmässig erschien; um ganz sicher zu gehen, entschloss ich mich für eine rein mechanische Reproduktion durch Abreibung auf japanischem Papier. Inzwischen ist noch eine weitere Abbildung eines dieser Stücke erschienen, die allerdings ganz unzulänglich ist; vgl. den Zusatz zu der obenstehenden Anmerkung [1]).

eine Spielerei halte, die nachträglich und vielleicht durch einen Europaer entstanden ist. Das Wurfholz selbst ist ja zweifellos authentisch, und auch die Verzierung der Oberseite ist über jeden Zweifel erhaben, aber an der Unterseite ist mir die Zeichnung und die Technik gleich bedenklich; die erstere mit ihrem ganz unaustralischen Rankenwerk und die letztere wegen der kraftlosen Unsicherheit, mit der die einzelnen Punkte unregelmässig und verschieden tief eingestochen sind; ich habe diese Ansicht hier auch zunächst nur der Vollständigkeit willen zeichnen lassen, wäre aber dankbar, wenn diese Zeilen fachkundige Leser zu weiteren Mittheilungen anregen würden.

Soviel über den ersten Typus der australischen Wurfbretter. Der zweite gehört dem eigentlichen Süd-Australien, besonders dem unteren Laufe des Murray an. Die Form stimmt noch völlig mit der des Victoria-Typus überein, aber der »Zahn« ist nicht aus dem Vollen geschnitzt, sondern als besonderer Bestandtheil mit dem Stabe verbunden; ausserdem aber, und das unterscheidet den Murray-Typus wiederum von sämmtlichen später zu behandelnden australischen Typen, ist der »Zahn« nicht aus Holz, sondern aus Knochen, oder es ist ein wirklicher Känguruh-Zahn. Das einzige Stück dieser Art, das ich überhaupt je gesehen habe, ist auf Taf. IX, Fig. 8, abgebildet; es ist 1879 als Geschenk von Herrn Boothby in die Berliner Sammlung gelangt. Wir besitzen aber eine sehr bemerkenswerthe Beschreibung dieses Typus von E. J. Eyre[1]), die ich ganz hierher setze:

»The ngâ-wă-ônk or throwing-stick is from 20—26 inches in length, and is of a very similar character throughout the continent, varying a little in width or shape according to the fashion of particular districts; it consists of a piece of hard wood, broad about the middle, flattened and sometimes hollowed on the inside, and tapering to either extremity; at the point the tooth of a kangaroo is tied and gummed on, turning downwards like a hook; the opposite end has a lump of pitch, with a flint set in it, moulded round so, as to form a knob, which prevents the hand from slipping, whilst it is being used, or it is wound round with string made of the fur of the opossum for the same purpose. In either case it is held by the lower part in the palm of the hand clasped firmly by the three lower fingers, with its upper part resting between the fore-finger and the next; the head of the spear, in which is a small hole, is fitted to the kangaroo-tooth and then coming down between the fore-finger and thumb is firmly grasped for throwing; the arm is then drawn back, the weapon levelled to the eye, a quivering motion given to it, to steady it and it is hurled with a rapidity, force and precision quite incredible.«

Nach einer Bemerkung von Eyre an anderer Stelle (II, 151) bezieht sich das speciell auf »South-Australia and particularly to the tribes belonging to the districts of Adelaide and the Murray River«. Die Angabe, dass dieser

---

[1]) E. J. Eyre, Discoveries in Central Australia, London 1845. Vol. II, p. 306 ff. Pl. III, 1—5.

Typus über ganz Neu-Holland verbreitet sei, ist daher ohne Bedenken fallen zu lassen, wie denn überhaupt Eyre sehr oft geneigt ist, in seinem sonst so ausgezeichneten Werke für den ganzen Kontinent zu verallgemeinern, was er nur in einem kleinen Theile desselben kennen gelernt und entdeckt hat. Wie aber die Angabe von dem Harzklumpen am Handende mit dem Stücke Feuerstein darin zu verstehen ist, kann ich nicht angeben; ich vermuthe, dass hier eine Verwechslung mit den Wurfhölzern des südwestlichen West-Australien vorliegt, die einen ähnlichen Handgriff haben, wie bald näher gezeigt werden wird; freilich haben diese den »Zahn« stets und ausnahmslos aus Holz; es ist aber nicht unmöglich, dass Eyre beide Typen miteinander vermengt hat; aus seinen Abbildungen ist nichts zu entnehmen, sie sind zu klein und schlecht, zeigen aber doch alle einen unregelmässigen Klumpen auf dem Handende. Das Exemplar der Berliner Sammlung hat das Handende nur wenig aufgetrieben und nur Spuren von Harz, die allerdings hinreichen mochten, das Festhalten des Holzes zu erleichtern. Ob bei diesem Stücke wirklich ein Känguruh-Zahn verwandt ist, kann ich nicht mit Sicherheit angeben. Als ich das Stück zuerst sah, hatte ich die Stelle bei Eyre nicht im Kopfe und notirte einfach, dass der »Zahn«, abweichend von allen anderen australischen Wurfhölzern, aus Knochen sei; ich möchte das auch jetzt noch glauben, doch liesse sich, da nur ein sehr kleines Stück aus der Verschnürung vorragt und dieses durch Gebrauch ganz polirt ist, sichere Entscheidung, ob Knochen oder Känguruh-Zahn, nur durch Freilegen des ganzen (Zahnes) oder durch mikroskopische Untersuchung erlangen, was beides in diesem Falle, bei der grossen Kostbarkeit des Stückes, ausgeschlossen bleiben muss.

Wenden wir uns weiter nach Westen, so müssen wir zunächst die Wahrnehmung machen, dass von der ganzen 2000 km langen Küstenstrecke von der Eyre-Halbinsel bis zum King George-Sound und von dem ganzen Hinterlande nicht ein einziges Wurfholz bekannt ist, wie denn überhaupt unsere Kenntniss der Ethnographie dieses ungeheuren Gebietes noch immer fast gleich Null ist. Erst nahe dem Westende der Südküste, beim King George-Sound, beginnt wieder ein etwas besser bekanntes Gebiet, und da haben wir den dritten Wurfholz-Typus von Neu-Holland, den wir um die Südwestecke des Kontinentes herum bis nach der Geographe-Bay verfolgen können; er unterscheidet sich schroff von den beiden bisher beschriebenen Typen und ebenso sehr auch von allen anderen Formen im Norden und Osten. Wie die Abbildungen Taf. IX, Fig. 7, und Taf. X, Fig. 10, zeigen, handelt es sich da um ganz dünne, dabei aber sehr breite, lang ovale Bretter mit einem ganz kleinen Holzzahne auf dem einen Ende und einem Harzklumpen auf dem anderen. Diese Form ist mir, offen gestanden, völlig unverständlich; der »Zahn« ist nicht etwa auf einer Schneide, sondern auf einer der beiden Flächen angebracht, so dass das Brett beim Gebrauche einen sehr grossen Luftwiderstand überwinden muss, ohne dass irgend ein Vortheil einer solchen Einrichtung ersichtlich wäre; natürlich giebt es einen solchen, denn so überaus geschickte und im schwersten Kampfe ums

Dasein erfinderisch gewordene Menschen, wie die Neu-Holländer, konstruiren gewiss keine unzweckmässige Waffe, aber noch scheint kein Europäer die Vorzüge dieses Wurfbrettes erfasst zu haben; man könnte bei der grossen Breite desselben beinahe glauben, dass es auch als Schild dienen soll, aber die Leute haben eigene Schilde, und ausserdem würde dann noch immer zu erklären sein, warum der Zahn nicht auf der Schneide sitzt, wodurch der Luftwiderstand von einem Maximum sofort auf ein Minimum reduzirt wäre.

Es giebt zwei recht scharf getrennte Unterabtheilungen dieses Typus. Die einen (s. Taf. X, Fig. 10) sind verhältnissmässig schlank, ihre Breite verhält sich zur Länge etwa wie 1 : 6 und der Harzklumpen am Handende sitzt völlig symmetrisch; die anderen (s. Taf. IX, Fig. 7) sind so breit, dass ihre Länge nur etwa das Vierfache der Breite misst, und haben einen ganz unsymmetrischen Harzklumpen, in dem sich manchmal ein weisses Muschel- oder Steinstück befindet, das mit einer Schneide eben ein bischen vorragt und als Messer zum Schärfen der Speerspitzen dienen soll,[1]) was wohl auch die Assymetrie genügend erklären würde. Dass überhaupt das Handende durch einen Harzklumpen vergrössert wird, ist hingegen schon an und für sich leicht zu verstehen; alle diese Wurfbretter haben ja naturgemäss die Tendenz, beim Gebrauche aus der Hand zu gleiten und, dies zu verhindern, sehen wir überall besondere Mittel angewandt, so besonders auch in Nord-Amerika, wo der Handgriff meist einen richtigen Ausguss der Hohlhand vorstellt und jeder Finger seinen ganz festen und unverrückbaren Platz einnehmen muss. Wurfbretter dieses Typus scheinen nicht selten zu sein; beide Arten desselben sind auch in der Berliner Sammlung zahlreich und selbst in mehrfachen Doubletten vertreten. Mit den Stücken der Sammlung Guérard und auch mit solchen, die von Ausstellungen in Sidney und London stammen, ist uns auch für diesen Typus der Name wumera überkommen, ich glaube mit Unrecht; wenigstens hat Capt. King für die Wurfhölzer, die er am King George-Sound gesehen und die doch sicher unserem Typus angehören, auch wenn sie damals etwas schlanker waren[2]), den Namen meâra ermittelt. In wie weit dieses Wort etwa mit wûmera verwandt sein könnte, vermag ich nicht zu beurtheilen; hingegen scheint es mir nahezu sicher, dass das Wort wûmera ursprünglich nur an der Küste von New South-Wales zu Hause ist und in anderen Gegenden des Kontinentes nur von Europäern, nicht von den Eingeborenen, gebraucht wird[3]).

Wieder folgt nun eine Strecke von rund 2500 Kilometer Länge, nämlich die ganze eigentliche Westküste von Neu-Holland, von der wir keinerlei Sammlungen und also auch nicht ein einziges Wurfholz kennen; erst von der Nordküste liegen wieder ethnographische Sammlungen vor, und so begegnen wir bei

[1]) King, Narrative of a survey of the coasts of Australia. London 1827. II. p. 138.

[2]) »Three inches broad and two feet six inches long.«

[3]) Stretton, Tr. R. S. of South Australia, XVII, p. 253, hat narleega für das Wurfholz an der Westküste des Carpentaria-Golfes.

der Beagle Bay auch wieder einem Wurfholze. Es ist ein völlig neuer, unser vierter Typus; wo er anfängt und wo die meara-Form der Geographe Bay aufhört, ist völlig unbekannt; bei der ungeheuren räumlichen Entfernung, welche die beiden Typen trennt — sie kommt etwa der zwischen Paris und Moskau, oder der zwischen Berlin und Cypern gleich — ist es auch sehr leicht möglich, dass hier ganz neue, bisher unbekannte Formen von Wurfhölzern in Gebrauch sind, wie denn überhaupt die Lücken in unserer Kenntniss von Neu-Holland immer empfindlicher klaffen, je mehr wir versuchen, in irgend welche Detailfragen einzudringen. Jedenfalls aber reicht das Wurfholz der Beagle Bay im Osten bis nach Port Darwin; der Typus ist aus Fig. 6 und 7 der Tafel X leicht zu erkennen; es ist ein schmales, gegen das gezahnte Ende hin ausgesprochen verjüngtes, dickes und sehr wenig elastisches Brettchen mit abgerundeten Kanten und mit einem deutlich abgesetzten zungenförmigen Handgriff, der ein ganz besonders kräftiges Anfassen ermöglicht und in seinem Wesen etwas an manche amerikanische Wurfhölzer erinnert. Der grosse hölzerne »Zahn« ist »auf die Fläche« eingepflanzt, wie bei allen bisher erwähnten Typen, und, sofern seine Form nicht durch den Gebrauch geändert ist, drehrund, mit scharf abgesetzter konischer Spitze; auf seine Befestigung ist die denkbar grösste Sorgfalt verwendet; an beschädigten Stücken lässt sich erkennen, dass er in ähnlicher Weise festgeschnürt wurde, wie dies (für einen eng verwandten Typus) die Figur 8a zeigt; dadurch allein war schon eine fast absolute Festigkeit erreicht. Um aber die Verbindung noch sicherer zu machen, und besonders auch, um die Verschnürung gegen Witterungseinflüsse zu schützen, wurde das ganze Ende des Wurfholzes völlig mit Harz umgeben, so dass nur die Spitze des Zahnes frei vorragte, wie Fig. 7a und 7b zeigen. Das Harz erstarrte bald an der Luft zu einem nahezu steinharten Körper und schloss ausserdem noch die ganze Verschnürung hermetisch ein. Auch bei anderen Typen australischer Wurfhölzer ist eine ähnliche Befestigung des Zahnes zu beobachten, aber sie ist hier ganz besonders sorgfältig und wegen der Grösse des Zahnes auch leichter zu erkennen, während freilich bei den verschwindend kleinen Zähnen z. B. des meara-Typus die absolute Sicherheit der Befestigung um so schwieriger zu erreichen und um so erstaunlicher und bewundernswerther ist.

Leichte Schwankungen in der Form des zungenförmigen Griffes halte ich nicht für sehr wesentlich; jedenfalls ist es mit dem mir persönlich bekannten Materiale nicht möglich, diese Verschiedenheiten etwa auf verschiedene Lokalitäten oder auf verschiedene Stämme zurückzuführen; immerhin hielt ich es für nöthig, die extremsten Formen dieses Typus abzubilden (Taf. X, Fig. 6 und 7); sämmtliche Stücke haben einen leichten Ueberzug einer röthlich braunen Erdfarbe; ein einziges, Fig. 6, auch eine weitere Verzierung: eine Schlange, die in flüchtigen, aber sicheren Linien eingeritzt ist.

Als eine Abart dieses Typus möchte ich das in Fig. 8, Taf. X abgebildete Wurfbrett betrachten. Die Berliner Sammlung hat es 1872 durch Tausch mit

der Christy-Collection erhalten unter der Angabe New South Wales; diese würde ich für unrichtig halten und das Stück wegen seiner Form ohne Bedenken in die Nachbarschaft von Port Darwin oder der Beagle Bay verweisen, besässe ich nicht Photographien, auf denen Dieyerie-Leute ein dem vierten Typus angehöriges Wurfholz halten. Diese Photographien sind s. Z. von Schomburgk an F. v. Hochstetter gesandt worden; man wird sie also bis auf weiteres für zuverlässig halten müssen. Dann aber ergiebt sich die Nothwendigkeit, das Verbreitungsgebiet unseres vierten Typus von der Nordküste bis zu den Dieyerie, also bis in das Herz des Kontinentes, bis an den Lake Eyre und den Lake Hope auszudehnen. Wenn wir aber wirklich annehmen, dass die Dieyerie dort solche Wurfhölzer führen, so wird es garnichts Erstaunliches haben, dass eine anscheinend eng verwandte Form auch noch ein wenig weiter südöstlich in Gebrauch ist. Die Angabe der Christy-Collection für unser Stück würde dann also nicht beanstandet werden dürfen.

Unser fünfter Typus gehört der Gegend zwischen Port Darwin und Port Essington oder dem unmittelbaren Hinterlande dieser Küste an; er ist in unseren Abbildungen durch die Fig. 11 und 12 der Tafel X vertreten und muss zu den schönsten und merkwürdigsten aller Wurfholz-Typen gerechnet werden. Es handelt sich um sehr lange, ganz dünne, leicht in der Fläche gekrümmte, hochgradig elastische und stark federnde Brettchen mit rundem ei- oder birnförmigen, durch einen Harzklumpen gebildeten Handgriff und kleinem, sehr zierlichem, drehrundem Zahn, dessen Form aus der Fig. 11 b ersichtlich ist. Der dem Handgriffe zunächst liegende Theil des Brettchens ist mit feinen, dicht stehenden Linien in einfachen Mustern schraffirt — vielleicht weniger des Schmuckes halber, als um den Fingerspitzen, die beim Fassen des Wurfholzes noch bis in diese Gegend greifen können, an der rauhen Oberfläche besseren Halt zu bieten. Welcher Art der Vortheil ist, der aus der ganz eigenartigen Flächenkrümmung und aus der starken Elastizität dieses Typus erwächst, ist mir nicht klar geworden; Versuche, Speere mit einem solchen Holz zu werfen, konnten nicht bis zu einem befriedigenden Erfolge festgesetzt werden, da die Berliner Sammlung nur zwei Stücke dieser Art besitzt, von denen eines angesplittert ist und das andere so zart und gebrechlich aussieht, dass ich nicht wagen wollte, es zu einer längeren Reihe von Versuchen zu verwenden. Wurfbretter dieser Art sind anscheinend sehr selten nach Europa gelangt; nach einer zu unseren beiden Stücken gehörigen Notiz des Spenders, Herrn Boothby, stammen sie von dem Woolner-tribe[1]) und heissen wandillî.

Eine verwandte Form scheint bei Partington, I. 354 abgebildet zu sein, doch ist die Zeichnung so schlecht und ungenügend, dass, besonders bei dem Fehlen einer Seitenansicht oder eines Querschnittes, eine richtige Vorstellung von der eigentlichen Beschaffenheit des Stückes nicht gewonnen werden kann.

[1]) »Woolna Tribe« nach Curr I, 202 »in the Port Darwin country«.

Es stammt aus Port Essington, was es wahrscheinlich macht, dass es mit unserem fünften Typus verwandt ist; mit diesem stimmt es jedenfalls in der sehr grossen Länge und in der Form des Griffes überein, vielleicht auch in der aussergewöhnlichen Dünne; doch ist es völlig gerade und symmetrisch gezeichnet, ohne jede Spur von Flächenkrümmung.

Unseren sechsten Typus, der auf Taf. X, Fig. 9, abgebildet ist, kann ich seiner Herkunft nach leider nicht genau unterbringen. Er scheint ungemein selten zu sein; ausser den drei Exemplaren der Berliner Sammlung kenne ich überhaupt kein weiteres Stück. Eines derselben ist als »südaustralisch« bezeichnet, sicher ganz mit Unrecht. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, dass alle drei Stücke nach Nord-Australien gehören und zwar nach dem Norden oder Westen des Northern Territory, nicht nach dem Osten, da am Carpentaria Golf schon ganz andere Formen zu Hause sind. Eines unserer Stücke trägt den einheimischen Namen »béelily«, was wohl mit »bîlilli« zu transscribiren sein dürfte, ohne dass ich freilich der Orthographie und der Aussprache ganz sicher wäre. Um so sicherer ist, dass die greifbaren Eigenschaften dieser Wurfhölzer es rechtfertigen, sie trotz der unsicheren und divergirenden Angaben zusammenzufassen und zu einem besonderen Typus zu vereinigen. Es sind vollkommen drehrunde Stäbe von 1,02, 1,15 und 1,17 m Länge, nach der Spitze zu nur wenig verjüngt, am Griffende mit einer koncentrisch aufgetragenen Harzschicht verdickt. Am anderen Ende haben sie statt des Zahnes einen kleinen eiförmigen Körper, ganz aus Harz, mit einer scharfen Spitze, die den Zahn völlig ersetzt, aber freilich nicht ebenso dauerhaft zu sein scheint; wenigstens ist nur eines unserer Exemplare ganz intakt, das zweite ist beschädigt, und das dritte hat den ganzen Harzkörper verloren.

Noch seltener als diese Formen scheinen diejenigen zu sein, welche ich zum siebenten Typus rechne. Von diesem, der gleichfalls dem Northern Territory angehört, kenne ich nur zwei Stücke; eines befindet sich im Lady Brassey-Museum, das andere in der Leidener Sammlung, in die es ursprünglich als »Weihwasserwedel aus Timor« gelangte. Eine leider etwas verschwommene und unklare Abbildung dieses Stückes befindet sich bei Schmeltz[1]), während von dem ersteren Partington[2]) eine mindestens ebenso ungenügende Skizze gegeben hat. Gleichwohl muss ich hier auf diese beiden Abbildungen verweisen und darauf verzichten, eine bessere zu geben, da die vorhandenen Vorlagen kein Detail erkennen lassen und auch eine früher von mir selbst gemachte flüchtige Skizze eines der Stücke nicht ausreicht, um eine völlig zuverlässige Zeichnung zu ermöglichen. Im Uebrigen handelt es sich um drehrunde Stäbe von der Dicke etwa eines kleinen Fingers und von 0,84, bezw. 0,72 m Länge, die an dem einen Ende einen grossen Holzhaken haben und am anderen ein mächtiges Büschel, das aus gedrehten Schnüren von Menschen-

[1]) Internat. Arch. f. E. I, Taf. VII.

[2]) Album I, 362, 10.

haaren besteht und zu der sonderbaren ersten Auffassung des Leidener Stückes als »Weihwasserwedel« geführt hat.

Die bisher beschriebenen Typen haben, soweit sie nicht drehrund sind, den Zahn auf der Fläche sitzen; bei den drei Typen aber, die jetzt noch aus Neu-Holland zu verzeichnen sind, sitzt der Zahn auf der Kante, was als grosser Fortschritt betrachtet werden muss, weil dadurch sowohl der Luftwiderstand beim Schleudern stark verringert, als auch die Treffsicherheit wesentlich erhöht wird.

Unser **achter** Typus, vergl. Taf. X, Fig. 5, umfasst eine sehr grosse Reihe völlig gleichartiger Wurfhölzer, die alle von der Cap York Halbinsel stammen. Es sind sehr lange, flache Stäbe, an deren Handende mit Harz ein Paar grosse langovale Stücke von weissen Muschelschalen befestigt sind; am Hakenende, und zwar, wie ich nochmals hervorhebe, nicht auf der Fläche, sondern auf der Kante, ist ein grosser drehrunder »Zahn« aus Holz befestigt, und zwar zunächst mit Känguruh-Sehnen und dann mit Harz. Alles Nähere, besonders die Stellung der Muschelschalen zum Stabe, ist aus der Zeichnung einfacher und rascher zu ersehen, als aus irgend einer langathmigen Beschreibung. Ueber den Nutzen dieser sehr in die Augen fallenden Einrichtung habe ich keine Aufklärung finden können; dass es sich nur um ein Gegengewicht gegen den langen Resttheil des Wurfholzes handle, wie bei einigen Stücken der Berliner Sammlung bemerkt ist, kann ich nicht glauben; eher könnte ich mir vorstellen, dass die Muschelschalen Zusammenhang mit irgend einem besonderen Kniff beim Schleudern haben, jedenfalls sind sie ein sehr wirksamer Schutz gegen das Entgleiten des Holzes.

Dass sie nicht unumgänglich nöthig sind, beweisen zahlreiche Stücke unseres **neunten** Typus, von denen zwei unter 3 und 4 auf Taf. X abgebildet sind. Sie gleichen denen des achten Typus bis in die letzten Details, nur fehlen ihnen die Muschelschalen. Einige Stücke zeigen am Handgriffe noch eine ganz bescheidene Umflechtung (vergl. Fig. 4), die offenbar das Ausgleiten verhindern soll, andere aber, wie das Fig. 3 abgebildete Stück, haben einen vollkommen glatten Griff, ohne irgend welche Spur einer Umwicklung oder Bekleidung. Wenn es auch möglich ist, dass bei einigen Stücken ein ursprünglicher Besatz mit Muschelschalen verloren gegangen ist, so dass solche Stücke jetzt mit Unrecht dem neunten statt dem achten Typus zugeschrieben werden, so ist es doch sicher, dass viele Wurfhölzer dieser Art schon von Haus aus nur einen ganz glatten Griff hatten. Auch dieser Typus ist auf der Cap York Halbinsel zu Hause; wie weit er sich etwa nach Süden erstreckt und ob er auch noch auf der Westküste des Carpentaria-Golfes vorkommt, ist mir unbekannt.

Der **zehnte** und letzte Typus endlich unter den bisher bekannten Wurfhölzern von Neu-Holland ist dadurch ganz besonders merkwürdig, dass er nahezu die Form eines Bumerang hat. Unter 1 und 2 der Taf. X sind zwei solche Wurfhölzer abgebildet; besonders das letztere ist mindestens ebenso stark gekrümmt, als mancher Bumerang. Von dieser Krümmung abgesehen, gleichen die Stücke aber sehr denen des vorigen Typus, nur dass sie dicker

und weniger sorgfältig geglättet sind. Auch die Befestigung des grossen drehrunden hölzernen »Zahnes« ist genau dieselbe wie bei den früher beschriebenen Stücken, also auch auf der Kante. Dadurch unterscheidet sich dieser Typus besonders wesentlich von dem fünften (Taf. X, 11 und 12), dessen Stücke ja auch in der Fläche gekrümmt sind; aber diese haben den Zahn, wie die westlichen und südlichen Formen, auf der Fläche und nicht auf der Kante. Ich kenne von diesem zehnten Typus überhaupt nur die beiden Stücke der Berliner Sammlung; von diesen ist das eine leider ganz ohne Provenienz-Angabe, das andere hat nur die etwas allgemeine Bezeichnung North-Queensland, auf die man natürlich auch von selbst verfallen wäre, denn nirgends anders wäre ein solcher Typus ja überhaupt wahrscheinlich, da seine Verwandtschaft mit den Formen des Carpentaria-Golfes ganz einwandfrei ist. Hoffentlich gelingt es, später einmal Näheres über die Verbreitung und die engere Heimath dieser bumerang-förmigen Speerschleuder zu erfahren. Inzwischen muss ich mich darauf beschränken, den grossen praktischen Nutzen dieser merkwürdigen Form zu betonen. Ich halte es für möglich, dass diese Stücke auch wirklich bumerangartig geworfen werden und dass sie also in der That Waffen à double usage sind, aber ganz abgesehen davon, und lediglich nur als Apparate zum Speerschleudern betrachtet, müssen sie als wahrhaft vollendet anerkannt werden. Man braucht ein solches Stück nur einmal richtig anzufassen, um sofort zu begreifen, wie ausgezeichnet es in der Hand liegt und wie raffinirt es gerade so eingerichtet ist, dass seine eigene Schwere ganz der Schleuderkraft zu Gute kommt, was bei keinem anderen Wurfholz auch nur annähernd erreicht wird. Damit steht aber auch die recht ansehnliche Grösse und Dicke dieser Art von Hölzern in Zusammenhang. Eines unserer Stücke hat unscheinbare Reste von Bemalung; sie sind in der Abbildung sehr getreu wiedergegeben; es scheint, als seien beide Enden gleichmässig roth gefärbt gewesen, während die Mitte hell blieb und nur durch einen breiten Querstrich hervorgehoben wurde.

Wurfhölzer aus dem südlichen Theile von Queensland und aus New South Wales sind mir[1]) nicht bekannt; die letzteren scheinen sich nach den dürftigen Angaben, die sich gelegentlich in der Literatur finden, ganz an die von Victoria anzuschliessen, und so wären wir wieder bei dem Ausgangspunkte unserer Untersuchung angelangt.

Die weitere Erforschung von Neu-Holland wird vielleicht die Anzahl der bisher bekannten Typen noch etwas erhöhen, aber es ist kaum wahrscheinlich, dass sie das Gesammtbild wesentlich verändern wird. Ich möchte deshalb als ein festes Resultat der vorstehenden Untersuchung hinstellen, dass alle die zahlreichen Wurfholztypen Neu-Hollands an ganz bestimmte geographische Provinzen gebunden sind und dass sie durch keinerlei Uebergangsformen vermittelt werden.

---

[1]) Von dem S. 140/1 erwähnten Stücke der Christy Collection sehe ich ab, da seine Provenienz nicht völlig sicher ist.

Bevor wir aber daran gehen, Schlüsse aus dieser Thatsache zu ziehen, ist es nöthig, auch die Nachbarschaft von Neu-Holland auf die Art ihrer Wurfhölzer zu untersuchen. Nur Neu-Guinea und einige Inseln in Mikronesien können hier in Frage kommen, da in allen anderen Theilen Oceaniens das Wurfholz überhaupt fehlt.

Auch in Neu-Guinea ist es auf einige wenige Orte der deutschen Nordostküste beschränkt, fehlt also völlig da, wo man es zunächst erwarten musste: In den der Cap York Halbinsel zunächst benachbarten Theilen des Landes, in Daudai, dem Fly-River Delta und auf den Inseln der Torres-Strasse — wenigstens ist es bisher von keiner dieser Gegenden bekannt geworden. Ueberhaupt kennen wir es aus Neu-Guinea erst seit 1886, in welchem Jahre Finsch die ersten Stücke beschrieb[1]); es ist also nicht unmöglich, dass wir mit zunehmender Erschliessung des Landes noch neue Verbreitungsgebiete und auch weitere Typen kennen lernen. Einstweilen kenne ich nur einen einzigen Typus des Neu Guinea-Wurfholzes, von dem ich hier eine Abbildung gebe:

Wurfholz vom Augusta-Fluss.

1/6 d. w. Gr. Darunter das Zierstuck desselben, 1/1 d. w. Gr. [VI. 10540.]

Das Berliner Museum besitzt gegenwärtig, theilweise aus der Sammlung Finsch, theilweise aus späteren Erwerbungen, im Ganzen 18 Stück derartiger

[1]) »0,70—0,80 m lange Stücke Bambus mit hölzerner, kunstvoll geschnitzter Handhabe.« Zur Vermeidung von Missverständnissen möchte ich aber hervorheben, dass nicht die Handhabe geschnitzt ist, sondern ein neben der Handhabe besonders eingefügtes Ansatzstück, das mit dieser nichts weiter zu thun hat.

Wurfhölzer, die ihrer Form nach völlig untereinander übereinstimmen[1]). Sie sind aus Rohr, 0,64—0,87 m lang und (der grösseren Festigkeit wegen) natürlich so zugeschnitten, dass immer die beiden Enden mit Knoten zusammenfallen. Denkt man sich das Rohr der Länge nach etwa in fünf Abschnitte getheilt, so fällt auf den ersten stets der Handgriff und auf den zweiten ein ungemein interessantes geschnitztes Ansatzstück aus Holz. Die drei anderen Abschnitte sind derart bis an den Endknoten schräg angespalten, dass nur dieser selbst in seiner ganzen Rundung erhalten ist, während von dem Rohr nur eine Rinne bleibt, die in der Gegend des Ansatzstückes beginnt und bei dem letzten Knoten in eine Grube endigt. Auf andere Weise, als bei dem S. 133 abgebildeten mikronesischen Wurfholz, aber doch zu demselben Zwecke ist hier die Grube zu Stande gekommen, die dem »Zahn« der neu-holländischen Wurfhölzer entspricht; jedenfalls haben wir es also, um bei der dort angeführten Eintheilung zu bleiben, mit »weiblichen« Stücken zu thun.

Das Schwanken der absoluten Maasse ist natürlich belanglos und einfach individuell, oft sicher nur durch die Zahl und die Länge der vorhandenen Internodien gegeben; auch die relativen Schwankungen, besonders in der Länge des Ansatzstückes, sind ohne Bedeutung; wenn dieses besonders gross ist, kann es bis zu einem Viertel der Gesammtlänge messen. Bei dem hier abgebildeten Stücke ist es noch grösser, aber die nähere Betrachtung ergiebt, dass es sich um ein zerbrochenes Stück handelt, das sicher von einem grösseren Wurfrohre stammte[2]) und das hier nur eine sekundäre Verwendung gefunden hat. Es möchte sogar scheinen, als ob dieses zweite Wurfholz überhaupt nicht zur praktischen Verwendung bestimmt gewesen sei, denn die Rinne ist auffallend kurz und der Kopf des Thieres reicht viel weiter über die Rinne hin, als bei irgend einem anderen Stücke dieser Art. So ist es nicht ausgeschlossen, dass man bei der neuen Herstellung mehr die passende Erhaltung des alten, sicher hochgeschätzten Schnitzwerkes, als die Anfertigung einer neuen Waffe im Auge gehabt hat.

[1]) Vier weitere, auch ganz gleichartige Stücke befinden sich in der Knappe'schen Sammlung zu Erfurt. Dank dem Entgegenkommen des dortigen Magistrates, für das ich auch an dieser Stelle zu danken habe, konnte ich sie zum Vergleiche heranziehen.

[2]) Die punktirten Linien geben ungefähr den Umriss der abgebrochenen Stücke, die mit Rücksicht auf die Bruchflächen und nach Analogie des Taf. XI Fig. 10 abgebildeten Wurfholzes mit grosser Wahrscheinlichkeit rekonstruirt werden können.

Das geschnitzte Ansatzstück wird stets in einen besonderen Einschnitt des Rohres eingepasst, ragt, gegen das Handende zu, mit einem mehrere Centimeter langen, roh und unbearbeitet gelassenen Fortsatze in die Höhlung des Rohres hinein und wird dann durch kräftige Flechtbänder so mit dem Ganzen verbunden, dass es ohne Zerstören dieser Bänder nicht mehr entfernt werden kann. Anzahl und Breite der Flechtbänder hängen von der Form des geschnitzten Stückes ab; gewöhnlich sind zwei oder drei vorhanden, ein einziges fand sich nur bei dem besonders kleinen und zierlichen Wurfholze, das auf S. 145 abgebildet ist, und bei dem Stücke Fig. 10 auf Taf. XI, wo allerdings noch eine zweite nachträgliche Befestigung als nöthig empfunden worden zu sein scheint. Ganz ohne Flechtband, nur durch Verschnurung allein, ist das auch sonst vielfach abweichende Ansatzstück befestigt, das auf derselben Tafel unter Fig. 7 abgebildet ist.

Völlig schmucklos ist der Handgriff; zum Schutze gegen das Ausgleiten trägt er aber häufig einen breit und dick geflochtenen Wulst, der seinerseits wieder durch einen durchgehenden Holzstift[1]) mit dem Rohre fest verbunden ist, wie aus der Abbildung S. 145 zu ersehen. Besonders gross ist dieser Wulst bei dem Stücke Fig. 12 der Taf. XI und noch grösser bei einem anderen Stücke unserer Sammlung, bei dem er die ganze Hohlhand ausfüllt und also ein besonders festes und sicheres Anfassen ermöglicht. Bei einem unserer Stücke (VI 10403) ist der Handgriff noch nach hinten durch einen kurzen Holzpfropfen verlängert, der zu einem menschlichen Kopfe ausgearbeitet ist. Wie die nebenstehende Abbildung zeigt, ist er völlig im Stil dieser Gegend gehalten, selbst der Schmuck im durchbohrten Septum ist durch ein Paar geknotete Pflanzenfasern angedeutet[2]).

Häufiger findet sich eine Verzierung am anderen Ende des Wurfholzes; der Knoten, der hier den Abschluss der Rinne bildet und beim Gebrauch des Geräthes naturgemäss am meisten in Anspruch genommen wird, ist sehr oft durch schmale aber kräftige Flechtbänder verstärkt oder, wo er bereits geplatzt ist,

[1]) Bei einigen unserer Stücke ist statt des Holzstiftes ein kleines Knochenstück verwendet.

[2]) Eine ähnliche Verlängerung des Griffendes findet sich auch bei einem Stücke im British Museum, das bei E. Partington, I, 317 1 abgebildet ist, leider aber so schlecht, dass es nicht möglich ist, zu erkennen, was die Skulptur darstellen soll. Auch das Ansatzstück ist unklar und wahrscheinlich auch ganz falsch gezeichnet; so wie es da aussieht, würde es durch das Flechtband auch nicht festgehalten werden können und leicht herausfallen. Sehr auffallend ist auch die Krümmung des ganzen Rohres, das nach oben konkav ist. Die mir bekannten Stücke sind sämmtlich gerade, wie das ja auch in der Natur des Materiales liegt; ich nehme also auch hier einen Zeichenfehler an. Hingegen scheint das englische Stück vor den hiesigen dadurch ausgezeichnet zu sein, dass der Griff von dem Reste des Rohres durch einen konischen Wulst abgesetzt ist; freilich ist es bei der Unvollkommenheit der Zeichnung nicht möglich, über die Natur dieses Wulstes ins Reine zu kommen.

zusammengeflickt. Ein solches Flechtband ist bei dem S. 145 abgebildeten Stücke zu sehen; bei mehreren Wurfhölzern, bei denen die natürliche Stärke des Rohres eine Verstärkung des Knotens unnöthig machte, ist das sonst hier übliche Flechtband durch ein einfaches Kerbschnitzmuster ersetzt. Besonders zierlich ist das Grubenende bei dem Wurfholze behandelt, von dem ein Theil des Rohres (abgerollt) in der nebenstehenden Zeichnung wiedergegeben ist. Da sieht man zwei schmale wirkliche Flechtbänder und zwischen ihnen einen Streifen mit Kerbschnitt. Dieses Wurfholz ist übrigens das einzige, das ich kenne, bei dem auch das Rohr selbst verziert ist. Die Abbildung zeigt den ganzen überhaupt verzierten Theil, von dem geschnitzten Ansatzstücke bis zum Grubenende. Auf eine Erklärung der eingeritzten Verzierungen möchte ich lieber verzichten, nur dass oben übereinander zwei menschliche Gesichter dargestellt sind, dürfte wohl feststehen.

Eingeritzte Verzierung an dem Wurfbrette VI, 10402. Vgl. auch Taf. XI, Fig. 2. Unten ist der durch Flechtbänder verzierte Knoten bemerkenswerth. Die Zeichnung ist nicht perspektivisch, sondern »abgewickelt«, ist also oben und unten in sich selbst geschlossen zu denken. $^1/_3$ d. w. Gr.

Sehr bemerkenswerth ist die bei den meisten Stücken vorhandene Schrägstellung des Ansatzstückes zu der Rinne; wie am besten aus der Abbildung S. 145 zu ersehen ist, liegt die Längsachse des Ansatzstückes nicht in der Verlängerung der Rinnenachse, sondern seitlich von ihr, so dass man sagen könnte, dass bei diesen Wurfhölzern eine richtige Achsendrehung vorliegt; sie beträgt bei einigen Stücken bis zu 60° und darüber, wird aber bei anderen völlig vermisst. Bisher hat kein Reisender sich an Ort und Stelle um diese Art von Wurfhölzern näher bekümmert und sich die Mühe genommen, sie zu verstehen. Dr. Weule und ich haben aber zahlreiche Versuche mit ihnen angestellt und glauben, den eigentlichen Zweck dieses Ansatzstückes gefunden zu haben. Das neu-holländische Wurfholz kann beim Schleudern niemals mit der vollen Faust gefasst werden, immer muss mindestens ein Finger, gewöhnlich der dritte, zum Festhalten des Speeres verwendet werden. Anders bei dem Neu-Guinea-Wurfholz; dieses wird mit der vollen Faust gefasst, wie die Vignette S. 131 zeigt. Das Ansatzstück verhindert nämlich, dass der (mit seinem Ende in der Grube gehaltene) Speer nach aussen abgleiten kann, während ein Abgleiten nach innen, wenn es je zu befürchten wäre, naturgemäss durch den die Faust etwas über-

ragenden Daumen verhindert wird. So liegt bei diesen Wurfhölzern der Speer zwischen dem Ansatzstücke und dem Daumen wie in einer Rinne, aber er ruht beim Schleudern ganz dem ersteren auf, sodass das Wurfholz mit der vollen Faust gefasst und mit erhöhter Wucht geschwungen werden kann. Ist diese Auffassung richtig, so hat das Ansatzstück des Neu-Guinea-Wurfholzes zunächst die Bedeutung eines Fingers, der das Abgleiten des Speeres verhindern soll; seine Anbringung ist dann aber zweifellos eine Verbesserung von der grossten Tragweite: ein solches verbessertes Wurfholz verhalt sich zu einem gewöhnlichen fast wie die Armbrust zum Bogen!

So viel über die technische Bedeutung dieses Ansatzstuckes. Noch viel merkwürdiger ist seine plastische Ausgestaltung. Auf diese wird ausnahmslos die grösste Sorgfalt verwendet und die mit Recht so bewunderte Schnitzkunst

Ansatzstück eines Wurfholzes von Hatzfeldt-Hafen. ½ d. w. Gr.

der Melanesier feiert hier ihre schönsten Triumphe, besonders das hier abgebildete Stück mit der Darstellung eines Beuteldachses, des bandicut (Perameles), halte ich für eine der grossartigsten Kunstleistungen, die je von einem wirklichen Naturmenschen hervorgebracht worden ist. Das ist ubrigens das einzige Wurfholz dieser Art, das ich kenne, auf dem ein Beutelthier oder uberhaupt ein Säuger dargestellt ist; viel haufiger sind solche mit einem Nashornvogel (Buceros) und solche mit einem Krokodil; bei vielen Stucken aber ist die Darstellung nicht mehr naturalistisch, sondern vollkommen stilisirt, ja verknöchert und derart theilweise oder vollkommen unkenntlich geworden, dass eine Erklärung hier völlig unmöglich ist, wenn von ebenso billigen als werthlosen Schreibtisch-Hypothesen abgesehen wird. Es schien mir aber gerade deshalb um so nöthiger, auch diese zweifelhaften Typen hier abzubilden und damit unsere Reisenden und Beamten draussen in den Stand zu setzen, diese Darstellungen von den Einheimischen erklären zu lassen.

Inzwischen sehen wir auf Taf. XI, Fig. 1 ein solches Ansatzstück, in dem wir noch unschwer den richtigen Buceros erkennen. Der ubermassig grosse Schnabel mit dem hornartigen Aufsatze, der Sitz des Auges und des Nasen-

loches sind für diesen Vogel so bezeichnend, dass an der richtigen Diagnose ein Zweifel ganz unmöglich ist. Auch die Widerlager 2 bis 6 derselben Tafel gehören in diese Reihe, wenn sie sich auch mehr und mehr von dem Vorbilde entfernen. Vielleicht gehört auch noch das Stück 7 hierher, obwohl ich das bei dem Fehlen überzeugender Zwischenglieder nicht mit Sicherheit vertreten könnte[1]). Wir haben es da nur mehr mit einem einfachen dünnen Brettchen zu thun, mit zwei »Augen«, von denen das eine dann auf das wirkliche Auge, das andere auf die Beckengegend, d. h. eigentlich auf das Hüftgelenk des Buceros oder auf das Auge eines zweiten Thieres bezogen werden müsste.

Sicherer ist wiederum die Deutung der Stücke 8, 9, 10 und 12 der Taf. XI und des Stückes auf S. 146; hier handelt es sich um das Krokodil, das in Neu-Guinea so häufig ist, wie der Buceros und auch in den mythologischen Vor-

Ansatzstück eines Wurfholzes von Hatzfeldt-Hafen. (Knappe'sche Sammlung in Erfurt), 1/2 d. w. Gr.

stellungen dort eine fast ebenso wichtige Rolle spielt. Hingegen können die Stücke 6, 11 und 13 der Taf. XI vielleicht auf Orthopteren[2]) bezogen werden, während ich auf eine Deutung der S. 155 und 145 abgebildeten Stücke lieber verzichte; doch muss das letztere Stück deshalb hier noch besonders hervorgehoben werden, weil die Darstellung ganz zweifellos mehrere Thiere in sich schliesst. Die Möglichkeit, die einzelne Darstellung auf zwei Thiere zu beziehen, liegt ja auch bei einigen Stücken der Tafel XI vor, und sogar bei dem Stücke Fig. 1 dieser Tafel, in dem man doch den typischen Buceros zu erkennen glaubt, ist es nicht ausgeschlossen, dass der Leib nicht mehr dem Vogel, sondern bereits einem Krokodile angehört. Es hat aber wenig Werth, auf derartige Möglichkeiten grosses Gewicht zu legen, da ja an anderen Stücken eine Mehrheit an Thieren völlig sicher nachweisbar ist, wenn auch die weitere Auflösung

[1]) Vgl. hingegen H. Schurtz, das Augenornament und verwandte Probleme. Leipzig 1895.

[2]) Auf der Duke of York-Insel giebt es zwei Heirathsklassen, von denen die eine als »Totem« eine Mantis hat.

des Schnitzwerkes in seine Theile und die Erklarung derselben einstweilen noch unsicher ist. Auch das hier auf Seite 150 abgebildete, zweifellos in diese Reihe gehörige, schöne und durch seine ungewohnliche Grosse bemerkenswerthe Widerlager eines Stückes der Knappe'schen Sammlung in Erfurt ist in seinen Einzelheiten allen Deutungsversuchen gegenuber ebenso unzuganglich wie das S. 145 abgebildete Stück, bei dem die Schwäche unseres Wissens in geradezu beschämendem Gegensatz zu der urwüchsigen Kraft des Schnitzwerkes steht.

Die Sache liegt genau ebenso wie mit den zahlreichen Schnitzwerken, die wir aus der nächsten Nachbarschaft, namlich von der d'Entrecasteaux-, der Trobriand-, der Woodlark-Gruppe und von den Louisiaden kennen; auch da handelt es sich regelmässig um Thierdarstellungen, unter denen gleichfalls ein von einem Krokodil (oder einem Hai) verfolgter Vogel die Hauptrolle spielt. Zweiundzwanzig solcher Vögel hat kürzlich Haddon[1]) auf einer Tafel vereinigt; die Reihe ist künstlerisch und für die Lehre vom Ornament sehr bemerkenswerth, aber sie ist wissenschaftlich leider noch völlig unklar. In wie weit hier und dort Totemismus und verwandte Verhaltnisse mitspielen, entzieht sich vorlaufig unserer Kenntniss. Da ist noch alles von der sorgfaltigen Erkundung an Ort und Stelle zu erwarten; mit Schlagworten wie kema, buto, tindalo und tambu herumzuwerfen, würde freilich sehr gelehrt aussehen, aber vollig werthlos sein; einstweilen scheint es mir sicherer, die Warnung von Codrington[2]) zu beherzigen und nicht gleich jede Art von Thierfabeln auf wirklichen Totemismus zuruckzufuhren.

Jedenfalls aber müssen wir, auch von diesen kunstlerisch ausgeführten und sicher mythologisch hoch bedeutsamen Ansatzstucken abgesehen, die Wurfholzer von Neu-Guinea als völlig einheitlich betrachten; es unterliegt uberhaupt gar keinem Zweifel, dass sie ihrem Ursprunge und ihrer Entwicklung nach eng zusammengehören.

Wir kommen nun zu dem dritten und letzten der hier zu behandelnden Gebiete, nach Mikronesien. Von dort sind Wurfholzer schon seit langer als einem Jahrhundert litterarisch bekannt[3]), aber so viel ich weiss, bisher nie

[1]) The decorative art of British New Guinea. Dublin 1894.

[2]) Melanesians. Oxford 1891, p. 32 ff.

[3]) Vrgl. Keate, Account of the Pelew Islands etc. Dublin 1788, dessen Beschreibung allerdings sehr unklar ist: »Another war-weapon was the dart and sling, the sling was a piece of wood about two feet in length, with a notch made in it, wherein the head of the dart was fixed. The dart was of bamboo, pointed with an extreme hard and heavy kind of wood, like the spear, which they compressed with their hand, till the elasticity of the bamboo had formed such a curve, as experience told them, would reach the object aimed at, then letting it slip from the notch, it flew forth and fell by its gravitation with the point downward, so as to affect the purpose of being destructive if it fell upon the enemy. It is hardly to be conceived, with what address they directed the weapon or the distance, at which it would prove mortal.« Dass es sich hier um ein Wurfholz in unserem Sinne handelt, ist völlig einwandsfrei, aber Keate, der nur vom Hörensagen berichtet, hat das, worauf es eigentlich ankommt, offenbar nicht verstanden; sein Buch ist in mehrere Sprachen übersetzt worden; die betreffende Stelle ist in einer Uebersetzung unverständlicher als in der anderen, ohne dass einer der Uebersetzer ehrlich genug gewesen wäre, die Stelle als unverständlich (oder unverstanden) zu bezeichnen.

wissenschaftlich beschrieben oder abgebildet worden. Sie scheinen, wenigstens gegenwärtig, nirgends mehr allgemein gebraucht zu werden und in unseren Sammlungen ungemein selten zu sein. Die beiden einzigen Stücke, die ich je gesehen, besitzt die Berliner Sammlung; das eine aus Pelau ist S. 133 abgebildet, das andere, aus Uleai (Carolinen) hier; beide sind »weiblich«, jenes ist aus Holz, dieses aus Rohr und so roh und primitiv, dass es in dieser Beziehung nicht mehr übertroffen werden kann; vier Schnitte haben zu seiner Herstellung genügt, zwei, um es seiner Länge nach zu begrenzen, und zwei, um Rinne und Grube zu bilden. Trotz dieser Einfachheit muss das Stück doch als in jeder Beziehung vollkommen, als brauchbar und zweckentsprechend betrachtet werden. Interessant ist seine Geschichte: Dr. Jagor erhielt es 1860 in Guíuan (Philippinen) von Leuten aus Uleai, die als Perlfischer dahin gekommen waren; von fünf Booten mit je neun Leuten, die gleichzeitig abgegangen waren, hatte nur eines das Ziel erreicht; das schwierigste Stück der Reise, das von Uleai nach der Ostküste von Mindanao, rund 2000 km, war in 14 Tagen zurückgelegt worden[1].

Wurfholz aus Uleai, Central-Carolinen. 1/6 d. w. Gr. [VI. 889. Jagor 1872.]

Auch für Yap sind ähnliche Wurfhölzer aus Rohr festgestellt, aber ich weiss nicht, ob auch nur ein einziges Stück in irgend eine europäische Sammlung gelangt ist. Ich kenne sie nur aus der Stelle bei Chamisso[2]:

> »Die von Eap werfen den Wurfspiess im Bogen, mit Hilfe eines rinnenförmigen Stückes Bambus, worin das unbewaffnete Ende des Geschosses gehalten wird und beim Wurf den Anstoss erhält, sie treffen so auf einer (sic) ausserordentlichen Weite.«

Wir haben also das Wurfholz in drei verschiedenen Gebieten Mikronesiens zweifellos nachgewiesen, auf den Central-Carolinen, auf Yap und auf Pelau, da sogar, wie nebenbei hervorgehoben sei, neben Pfeil und Bogen und neben dem Blasrohr! Das letztere ist ja zweifellos aus Indonesien importirt; auch der vierkantige Bogen, *angár*, der heute nur mehr zur Taubenjagd verwendet werden soll, eine geflochtene Sehne hat und höchst merkwürdig und absonderlich aussieht, ist wohl auf melanesischen Einfluss zurückzuführen — aber das Wurfholz, *aulâgok*, — ist es einheimisch oder fremd?

[1]) Vrgl. Z. f. E. II, 1870, p. 150, wo ebenso wie Z. f. E. VIII, 1876 p. 287 die Leute »Pelau-Insulaner« genannt werden, während dies in Jagor's »Reisen i. d. Philippinen« 1873, S. 203, bereits richtiggestellt ist; dass es sich um Leute aus Uleai, also um Central-Carolinier handelt, ist völlig sicher.

[2]) In: Kotzebue, Entdeckungsreise in die Südsee, Weimar 1821, III, 136.

Mit dieser Frage sind wir bei dem letzten Abschnitte dieser Studie angelangt. Nachdem wir bisher rein descriptiv eine Anzahl Neu-Holländischer und anderer Wurfholz-Typen behandelt, muss nun auch das Verhältniss untersucht werden, in dem diese Typen untereinander stehen. Da wird man zunächst alle Neu-Holländischen Formen als direkt zusammengehörig betrachten können; sie gehören zwar zehn verschiedenen Typen an, welche untereinander weit mehr abweichen als etwa die noch zahlreicheren Typen von Alaska und Grönland, aber es ist hier wie dort fast unmöglich, an dem einheitlichen Ursprunge zu zweifeln. Die grössere Divergenz der Typen in Neu-Holland ist vermuthlich nur auf ein höheres Alter des Werkzeuges zurückzuführen.

Leider ist unsere Kenntniss der Ethnographie von Neu-Holland noch sehr zurückgeblieben; gegenwärtig wird fast nur die psychologische Seite derselben gepflegt, diese allerdings nicht ohne einzelne schöne und interessante Resultate, aber die Realien werden dafür um so ärger vernachlässigt. Nichts kann für diesen traurigen Zustand der Dinge bezeichnender sein, als der folgende Satz in dem grossen Quellenwerke von Curr:

> »To describe thoroughly the various weapons and implements in use among the Australian aborigines, even as far as they are known, would be an arduous undertaking and perhaps hardly repay the trouble it would cost.«[1]

Gegen eine derartige Auffassung kann man nicht energisch genug protestiren; in ähnlicher Weise, wie in der vorliegenden Studie die Wurfhölzer behandelt wurden, so sollte dies auch mit den Speeren, Schilden, Keulen u. s. w. und ebenso auch mit den Sprachen und vor Allem mit den rein anthropologischen Verhältnissen Neu-Hollands geschehen; erst dann kann man erwarten, die einzelnen Stämme begreifen und ihren Zusammenhang unter sich und mit den Nachbarn verstehen zu können.

Inzwischen aber scheint es, als ob wir wenigstens für die Wurfhölzer Neu-Hollands gemeinsamen Ursprung annehmen könnten. Viel schwieriger aber liegt die Sache für die Wurfhölzer aus Neu-Guinea und aus Mikronesien. Zwar, dass diese untereinander zusammengehören, darf wohl als sicher bezeichnet werden, denn das mikronesische Wurfholz ist nur einfacher als das von Neu-Guinea; ob es wirklich primitiver ist, oder etwa nur eine Kümmerform darstellt, lässt sich gegenwärtig noch nicht entscheiden; das ist auch eine Frage von sekundärer Bedeutung; ob aber ein Zusammenhang zwischen dem Wurfholz von Neu-Holland einerseits und dem von Neu-Guinea und Mikronesien andererseits besteht, soll jetzt noch erörtert werden. Dass es hier nur »weibliche« und dort nur »männliche« Wurfhölzer giebt, scheint zunächst gegen einen solchen Zusammenhang und für eine ganz getrennte, unabhängige Erfindung zu sprechen. Dieses Argument verliert aber an Bedeutung, wenn wir die wichtige Rolle bedenken, die das natürlich gegebene Material für die Ausgestaltung von Werk-

[1]) Curr, The Australian Race, Melbourne 1886/7, I. 143.

zeugen und Geräthen nothwendig spielen muss. In unserem Falle müssen wir sagen, dass es einfach technisch, wenn schon nicht unmöglich, so doch mindestens sehr unzweckmässig ist, männliche Wurfhölzer aus Rohr zu machen; solche sind denn auch überhaupt nicht bekannt. Andererseits ist bei Verwendung von Holz die Herstellung männlicher Wurfhölzer viel naheliegender und einfacher als die weiblicher. Die Erfahrung bestätigt das; das S. 133 abgebildete Wurfholz aus Pelau ist das einzige aus unserem Gebiete überhaupt bekannte, das weiblich und aus Holz ist; eine solche Ausnahme bestätigt nur die Regel, man kann da nur an eine lokale Abweichung denken. Dies aber zugegeben, würde der zwischen den beiden grossen Gruppen bestehende Unterschied lediglich auf das verwendete Material zurückgehen und jede weitere Bedeutung verlieren. Damit aber wäre auch die direkte Uebertragung wahrscheinlicher geworden als die selbstständige Erfindung.

Hier ist jetzt auch der Platz, auf den vielfachen Zusammenhang der Fauna und Flora von Neu-Guinea mit der von Neu-Holland hinzuweisen, ganz besonders aber auf die Ergebnisse der neueren anthropologischen Untersuchungen. Neue Methoden haben da neue und überraschende Resultate gefördert. Die Zeiten, in denen Finsch die physische Anthropologie verhöhnen konnte[1]), die Zeiten, in denen R. Hartmann im Schoosse der Berliner anthropologischen Gesellschaft, und ohne auf Widerspruch zu stossen[2]), nicht nur Melanesier, sondern sogar Neu-Holländer (! ! !) mit afrikanischen Negern vergleichen durfte, sind vorbei. In ähnlicher Weise, wie ich selbst die früher als unentwirrbar betrachteten anthropologischen Verhältnisse von Vorderasien entwirrt habe[3]), so hat mein Schüler Volz[4]) den Weg gezeigt, auf dem es möglich sein wird, schliesslich zu ganz genauer Erkenntniss der oceanischen Wanderungen zu gelangen. Seine Untersuchungen sind noch nicht abschliessend und werden, wenn einmal mehr Material vorhanden, und das vorhandene zugänglicher und besser bearbeitet sein wird, im einzelnen vielleicht noch modifizirt werden können, einstweilen aber steht es schon jetzt ganz fest, dass einzelne rein Neu-Holländische Schädelformen nicht nur in Neu-Seeland und in Neu-Guinea gefunden werden, sondern

---

[1]) Zeitschr. f. Ethnologie, XIV, 1882. Verh. S. 163 ff. »Ich wünschte die Herren Anthropologen einmal auf eine Perlstation der Torres-Strasse.« »Freilich lässt sich nach Büchern die Diagnostik der Rassen (‚Index so und so, prognath etc. etc.‘) und wie alle die vagen Kennzeichen heissen, sehr wohl kompiliren. Jeder schwört auf ein solches Buch, aber der Reisende mit fünf gesunden Sinnen wird am Ende sich auch ein Urtheil erlauben dürfen, selbst wenn es anders lauten sollte.« Ueberzeugung, dass die einzelnen Menschenrassen sich »naturhistorisch nicht wohl durch Kennzeichen unterscheiden lassen«.

[2]) Ebenda S. 528.

[3]) v. Luschan, Reisen in Kleinasien, Verh. Ges. f. Erdk. XV. 1888. — Petersen und v. Luschan, Reisen in Lykien etc. Wien 1889. — v. Luschan, die Tachtadschy, Archiv f. Anthropologie XIX. 1890. — v. Luschan, anthropologische Stellung der Juden, Corr. Bl. d. Deutschen anthr. Ges. 1892.

[4]) W. Volz, Beiträge zur Anthropologie der Südsee. Archiv f. Anthrop. XXIII, 1895.

über ganz Oceanien, selbst bis nach der Osterinsel zerstreut sind. Derartige Nachweise sind ebenso unanfechtbar, wie etwa die Ergebnisse einer spectralanalytischen Untersuchung und dürfen nicht vernachlässigt werden, wenn es sich darum handelt, rein ethnographische Betrachtungen zu allgemeinen Schlüssen zu erweitern. Nur im engsten Zusammenarbeiten von Ethnographie und physischer Anthropologie werden die grossen Fragen zu lösen sein, die uns gegenwärtig beschäftigen.

Fresenius del.

Wurfhölzer aus Neu-Holland.

Dr. K. Weule del.

Wurfhölzer aus Neu-Holland.

1a 1b 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13

GAILLARD sc.

Dr. K. Weule del. Geschnitzte Widerlager von Wurfhölzern aus Deutsch-Neu-Guinea.

Max Buchner.

Zur Mystik der Bantu.

Zur Mystik der Bantu.

Von **Max Buchner.**

In dem Wort Mystik mit seiner dehnbaren Unbestimmtheit spiegelt sich noch am besten die wirre Systemlosigkeit des metaphysischen Dranges primitiver Rassen. Wenn dieser Ausdruck deshalb dem Wort Religion vorgezogen wird, so suche man darin nicht ein gefälliges Schielen nach jenen lauten Bestrebungen heimischer und moderner Mystifikationen, die in den phantastischen Anmaassungen der Spiritisten gipfeln. Der Ausdruck ist brauchbar trotz solcher Verwandtschaft.

Ursachen, Wesen und Zweck des Geschehens zu wissen, wünscht auch der Neger. Aber der Wunsch strebt bei ihm noch nicht in unendliche Fernen. Seine Spekulation bleibt genugsam im Kreis der nächsten Umgebung und des augenblicklich praktisch Interessanten. Eine Weltanschauung in unserem Sinne ist ihm kein Bedürfniss. Zugleich gilt ihm das Gute als selbstverständlich und braucht keine Vertretung. Ohne Dank wird es hingenommen. Das Danken ist vielfach nicht einmal als Wort bekannt. Der Neger kennt darum auch keine Alles umfassende gütige Gottheit, sondern bloss Einzelgespenster, die immer böswillig sind. Eine dämmernde Ahnung des höheren Gottesbegriffs mag ja zuweilen vorhanden sein. Aber die Spuren davon sind niemals ohne Verdacht europäischen Einflusses wahrzunehmen.

Es giebt in den Sprachen des Lundagebiets ein Wort »Nsambi«, welches heute mit »Gott« übersetzt werden muss, wenn es auch ursprünglich nicht diesen Sinn gehabt haben mag. Einiges Licht auf dessen Inhalt werfen folgende Verbindungen: »Diulu dia nsambi«, »Himmel Gottes«, »Dikumbi dia nsambi«, »Sonne Gottes«, »Kalunga ka nsambi«, »Meer Gottes«. In solchen Beziehungen lebt ein Gefühl des Weiten, Unendlichen, das sich zu einem Kosmotheismus ausdehnen könnte, wenn es dem Neger einfiele, noch etwas länger zu denken. Freilich giebt es dann für den Nsambi auch noch Beziehungen, die viel be-

scheidener sind. »Dikua dia nsambi«, »Axt Gottes«, ist der Name für ein sporadisches Gras der Savanne, das heimtückisch in die Hände schneidet, wenn man nicht acht giebt, und »Nsambi« kurzweg heisst die Heuschrecke Mantis religiosa, portugisisch Louva a deus, unsere »Gottesanbeterin«. Allein das ist alles Importwaare der Ambakisten, jener betriebsamen Neger aus dem Lande Ambaka, die das komische Stückwerk ihrer portugiesisch-christlichen Gesittung überall auf den Handelswegen des Innern verbreiten. Mit einiger Vorsicht lässt sich nur behaupten, dass »Nsambi« den Gott des Weissen bedeutet, der um die Neger erst dann sich kümmert, wenn sie Christen geworden sind. Das Wort in seinem ursprünglichen Sinn ist nicht mehr klar zu stellen und verdankt seine Anwendung auf das höchste Wesen vielleicht bloss der kritiklosen Linguistik eines Kapuziners. An Beispielen von zuweilen recht schnurrig misslungenen Hin- und Her-Uebersetzungen zwischen Portugiesisch und Angola ist kein Mangel.

Noch ein anderer Ausdruck »Ngongo«, »Wildniss«, »Weite Welt«, »Fernblick«, könnte den Anspruch einer beginnenden Transcendenz erheben. Hie und da hört man, dass der »Nsambi« im »Ngongo« wohne. Wir kennen schon lange auf unseren Karten das Tala mu Ngongo-Gebirge, das eigentlich kein Gebirge, sondern der zerklüftete östliche Rand des 1000 m hohen Angola-Plateaus in seinem jähen Abfall zum Thal des Koango ist. »Tala mu Ngongo« heisst wörtlich »Siehe in Welt«. Ausser dieser Verbindung giebt es auch noch den »Hui a Ngongo«, den »Welt-« oder »Wildniss-Geier«, einen bösen Dämon, der die Menschen, wenn sie im Freien zu nächtigen wagen, mit Fieber bestraft. Damit ist der Inhalt des Wortes »Ngongo« nach allem, was ich erfahren, schon wieder erschöpft, und damit sind wir bereits in der zweifelhaften Gesellschaft der vielen Kobolde und Wichte, die dem Neger das sonst so sorglose Dasein am meisten verbittern. In die nämliche zweifelhafte Gesellschaft sind seltsamer Weise auch die »Santos« gerathen, die christlichen Heiligen. Zu ihr gehört aber auch der König des Thierreiches, der Löwe, welcher im Lundagebiete so selten ist, dass die meisten Bewohner ihn noch niemals gesehen haben und deshalb als geistliches Ungeheuer verehren. Man hört ihn häufig respektvoll »Ngana nkosch«, »Herr Löwe«, nennen.

Viel wichtiger ist »Mukisch«, das menschlich persönliche Einzelgespenst, der Ahne. Von diesem soll hier die Rede sein. Es wird sich aber nur darum handeln, zu zeigen, wie schwierig die Mystik auch bei den Negern und wieviel da noch zu erforschen ist.

Die erste Bekanntschaft mit mystischen Dingen kann man schon in Angola und noch im Bereiche der portugiesischen Herrschaft machen. Diese geht ja mit ihrer nicht oft genug zu rühmenden Sicherung des Reisens über 500 km weit ins Innere. Schon auf dieser äusseren Strecke trifft man im lichten Wald der Savanne höchst sonderbare und nicht recht begreifliche Vorrichtungen. Bald ist es ein einfacher Holzstoss, der ganz unmotivirt neben dem Wege steht, etwa zwei Meter hoch und ebenso lang, bald eine Gruppe von schlanken

Pfählen, deren obere Enden zu Fratzengesichtern zugeschnitzt sind. Vor dem schön roth und weiss betüpfelten Holzstoss ruht auf drei Stämmchen ein schwärzlicher Topf mit einer schwärzlichen Flüssigkeit, aus der man allerhand Würzelchen, Knöchelchen, Schneckenhäuschen und Steinchen herausfischen kann. An einigen sperrigen Zweigen, die senkrecht zwischen die Scheite eingeklemmt sind, hängen Schädel von Antilopen und Schweinen und einige schmutzige Streifen von Baumwollenzeug. Man besteigt einen Hügel, der topographisch nützlich zu sein scheint, und findet dort oben Steinpyramiden, die aber mit der Topographie nichts zu schaffen haben. An einem Scheideweg grinst dann plötzlich, genau in die Gabelung eingesetzt und bis zu anderthalb Meter breit, eine dunkle Antlitzgrimasse, aus schwarzer Erde gehauft und mit weissem Thon gezeichnet, um die Stirn einen Kranz von Huhnerfedern, oder eine plumpe Menschengestalt ohne Arme, aus dem schlackig durchlöcherten Material der Termiten einen Meter hoch aufgebaut. Auch knorrige Baumstumpfe sieht man zuweilen zu Menschengesichtern verstilisirt. Oder vom schmalen Pfad lauft auf einmal rechtwinklig nach der Seite ein gereinigter Gang ins Gebusch, an dessen Ende eine Miniaturhütte steht, die leer sein oder auch allerhand Krimskrams enthalten kann. Bei den Lunda trifft man in solchen kleinen Behausungen hie und da Paare vierfüssiger Thiere aus Lehm, parallel nebeneinander gestellt, welche als Löwen gelten sollen.

Ist man aufmerksam auf diese Räthsel, so sieht man sie taglich und stündlich im lichten Wald der Savanne, und fast jedesmal wieder anders. Nach der Küste zu spielen dabei als hassenswerthe Embleme der vom Meere her kommenden Europäer-Kultur leere Schnapsflaschen, in die Erde gesteckt, eine schmückende Rolle. Sie werden als Zeichen von Wohlstand auch auf den Gräbern geschätzt und verewigen dort die ehrenden Libationen, die für den Todten geflossen sind. Im Lande der Songo sind zu ahnlichem Zweck zuweilen auch Obscönitäten verwerthet, rohe Menschenfigurchen aus Thon, nicht langer als einen Fuss, zur Begattung vereinigt oder einzeln mit gewaltigem Phallus, dem Attribute der Männlichkeit in glorifizirender Uebertreibung. Nach dem Innern mehren sich dann die einfachen Jagdmonumente, meist Antilopenschadel an Zweige gespiesst, die im eigentlichen Lunda wieder seltener werden.

Fragt man nach der Bedeutung all dieser Vorrichtungen, so erhalt man von portugisischen Negern immer denselben Bescheid »E um remedio«, also eine »Medizin«, und von ächteren Wilden ebenso gleichförmig immer »Mukissi« oder »Mukisch«. Der Ausdruck wird schliesslich zum Kollektivbegriff für alle möglichen unklaren Wahrnehmungen. Auf weiteres Drangen stellt sich heraus, dass die Gefragten von der wahren Bedeutung des Gegenstandes selber nichts wissen, oder dass sie irgend etwas zu phantasiren versuchen. Im ersteren Fall ist der Anlass seiner Entstehung nur wenigen Eingeweihten jemals bekannt gewesen, die schon längst wieder ferne sind oder aus anderen Grunden sich nicht auffinden lassen. Im letzteren Falle liegt der Argwohn nahe, dass eine

richtige Auskunft möglich wäre, aber verweigert wird, weil das Lügen viel schlauer ist. Was braucht denn der Europäer alles zu wissen? So trägt man also das Schlagwort »Mukisch« mit sich weiter, ohne klüger zu sein.

Nun gelangt man ins Land der Minungo, wo dasselbe Schlagwort auf einmal in einer ganz ungeahnt neuen Beleuchtung auftritt. Die Gegend liegt südlich vom 10. Grad südlicher Breite, zwischen den tief eingefurchten Systemen des Koango und des Kukumbi, die sich nach Nord zu vereinigen. Fast ununterbrochene Wälder, aber noch immer von Savannencharakter, so dass die Sonne freundlich in sie hineinscheinen kann, decken Berge und Thäler. Die Dörfer sind spärlich, ihre Bewohner armselig schüchtern und machtlos. Treibt man Freundschaft mit ihnen, so schicken sie gerne in das Lager der Fremden eine höchst merkwürdige Unterhaltung. Das sind maskirte Tänzer, von meinen Leuten auch wieder »Mukisch«, Plural »Makisch« oder »Akisch« genannt.

Auf dem Kopf eine riesige Maske aus Holz, schwarz, weiss und roth angemalt, gekrönt von wogenden Strahlen lang aneinander gebundener Federn, um den Leib ein zebraartig gestreiftes, dicht anliegendes Netzkleid, darüber ein bauschiger Rock aus losem Schilfgras, ähnlich dem Dukduk der Melanesier, so erschienen sie oft ganz plötzlich zwischen den Bäumen des Waldes und elektrisirten sofort das ganze Lager. Niemals kamen mehr als drei auf einmal, meistens bloss einer allein, etwas häufiger zwei. Alles schrie dann »Mukisch« und eilte ihnen entgegen. Ihre bizarre Erscheinung war recht geeignet, grosse und kleine Kinder zu schrecken, und ein guter Theil des Genusses, den meine Leute an ihnen fanden, lag im Vergnügen des Gruselns. Unter fröhlichem Zetergeheul stoben Eingeborne und Träger vor ihnen her, wenn sie zu laufen begannen, genau so wie bei unseren Maskeraden die Strassenjungen. Gewöhnlich folgten ihnen einige Freunde mit schwerfälligen Trommeln, nach deren Takt sie ihre Tänze begannen, hauptsächlich jene nämlichen unzweideutigen Beckenbewegungen, wie sie bei fast allen Wilden sich wiederholen. Um die Wirkung der zuckenden Drehungen noch zu erhöhen, waren die Hüfttheile an dem Grasrock wie Epauletten geformt. Am Schlusse der einzelnen Produktionen, welche stark zu ermüden schienen, ergingen die tanzenden Fratzengestalten sich in schalkhaft verzagten Geberden, als ob sie sich schämten, öffentlich vor aller Augen so unanständig gewesen zu sein. Meine Leute bezeigten dann stets eine ungewöhnliche Freigebigkeit und beschenkten sie reichlich mit Pulver, Tabak und Fleisch, gleichsam, um sie sich zu versöhnen. Ich selber aber war um ein Räthsel reicher.

Dass der Ausdruck »Mukisch« mit der Ahnenverehrung zu thun hat, ja sogar direkt einen Ahnen bedeutet, wurde mir erst in Mussumba klar. Dort führte mich einmal Muatiamvo, mein mächtiger Freund und Bezwinger, an einem der seltenen Tage, an denen er gutlaunig mittheilsam war, durch jene Theile seines Residenzgehöftes, die von Fremden sonst niemals betreten wurden.

Das ganze Gehöft, ein 400 Schritt langes Rechteck, rings umgeben von dem Gewimmel der Dorfschaften, welche Mussumba zusammensetzten, nahm sich von ferne wie ein dunkler Park aus, dessen Laubmasse in der Mitte von einem auffällig grossen Strohkegeldach überragt war. Bei näherer Betrachtung erwies sich die Laubmasse nur als ein doppelter Rahmen angepflanzter Mulemba-Bäume (eine Ficus-Art), vor denen sich noch ein drei Meter hoher geflochtener Zaun herumzog. An der westlichen Schmalseite war das durch einige Menschenschädel-Guirlanden ausgezeichnete Hauptthor, hinter dem man sogleich den weiten Paradeplatz und jenseits desselben das grosse Strohkegeldach frei vor sich sah. Dieses, getragen von vier koncentrischen Kreisen senkrechter Pfeiler, das stattlichste Werk der Negerbaukunst im Lundagebiet, wegen seiner erstaunlichen Höhe von zwanzig Meter der »Nsoff«, »Elefant«, genannt, war der Mittelpunkt des Residenzgehöftes und somit auch von Mussumba. Unten nach allen Seiten hin offen, diente sein Inneres für Audienzen und Sitzungen. Noch weiter östlich als dieses Centrum des Ganzen begann ein Labyrinth von niedrigeren Zäunen und Hütten, die eigentlichen Privatgemächer. Dort erhob sich geheimnissvoll, halb verdeckt von einer Querallee, noch ein zweiter kleinerer Nsoff. In diesem pflegte Mutiamvo fast täglich zu zaubern, und zwar besonders gern, wie man sagte, unter der Anleitung eines Gelehrten vom Stamm der Kioko, die doch eigentlich Feinde waren.

Heute durfte ich auch dort eindringen. Muatiamvo trug ausser verschiedenen Betteleien um Waaren die Absicht im Herzen, mich zur Vergiftung eines bösen Verwandten geneigt zu stimmen und war deshalb sehr liebenswürdig. Wie oft schon hatte ich mich vergeblich bestrebt, die Liste der Vorfahren von ihm selbst zu erhalten. Heute gelang das ganz unerwartet. Die gewünschte Vergiftung wurde aber trotzdem nicht bewilligt, so dass sich Muatiamvo bequemen musste, den ihm Verhassten einfach köpfen zu lassen.

Dieser kleinere Nsoff, der »Nsoff a Muatiamvo«, war ganz ebenso angelegt, wie sein grösseres Vorbild auf dem Paradeplatz, welches der »Nsoff a Mussumba« hiess. Neben einer Verzäunung aus Stangenwerk, in welcher als Wächter des Baues ein vertrauter Sklave seine Schlafstätte hatte, hing vom Dache herab ein zauberkräftiges Federbüschel. Sonst zeigte nur die Kreisfläche des geglätteten Bodens etwas Absonderliches. Hier waren ringsum, nahe dem äusseren Rande, gleich weit voneinander entfernt und mit sauber gezogenen doppelten Furchenringen umgeben, zehn Palmweinkrüge senkrecht eingegraben. Sie hatten alle die gewöhnliche Form einer fussdicken Kugel mit cylindrischem Hals. Bei jedem einzelnen gab jetzt Muatiamvo, ohne darum gefragt zu sein, mir den Namen eines Vorfahren an und erlaubte mir, alle der Reihe nach zu notiren, ja er hatte sogar, wie sonst niemals, die Nachsicht, langsam und sorgsam zu diktiren. Jeder einzelne Krug gehörte einem der Ahnen und wurde von Zeit zu Zeit mit Palmwein versehen, wahrscheinlich nie allzu reichlich. Ausser mir und meinem Dolmetsch war sonst nur Mukonga, der freche Günstling, zugegen.

Dieser einzige Mann, der es wagen durfte, in die Rede des Königs hinein zu schwatzen, fügte bei jedem erläuternd hinzu »Mukissi« (Singular) und einmal »Akissi« (Plural). Aufmerksam schrieb ich, meine Freude verbergend. Da hatte ich endlich, was ich so lange schon wollte.

Immerhin, einiges Misstrauen war selbst jetzt noch nicht abzulegen. Sollte die Liste eigens für mich präparirt sein? Das war möglich, aber nicht wahrscheinlich. Von Erfragungen bei gemeineren Hofleuten her besass ich bereits sechs andere Listen, die nur mangelhaft stimmten. Diese, kritisch zusammengereimt, ergaben zwölf gewesene Muatiamvo im Bewusstsein der Lunda. Schanama, der jetzige, war der dreizehnte. Warum nun beehrte Schanama bloss zehn von jenen mit Palmwein? Das liess sich dadurch erklären, dass die unmittelbar ihm vorhergegangenen zwei Muatiamvo seine Gegner gewesen, von ihm aus dem Wege geräumt worden waren und für ihn als nicht rechtmässig galten.

Das Hauptgewicht des Vernommenen lag in dem Wörtchen »Mukissi«. Dieses war zweifellos ganz spontan gefallen. Es kursirte für mich in Mussumba bereits der Spitzname »Nsainigam«, was am besten mit »Schreiberich« zu übersetzen ist, und es hatte auch nicht an Versuchen gefehlt, mir allerhand lustigen Unsinn in die Feder zu schmuggeln. Allein von dem Räthsel »Mukisch« war mit meinen Leuten, bei denen man sich zu erkundigen pflegte, was mir angenehm sei, schon seit Monaten nicht mehr und in Mussumba niemals die Rede gewesen. Ich konnte annehmen, dass die im Land der Minungo aktuelle Frage jetzt glücklich vergessen war. Jedenfalls hatte ich eine Errungenschaft, wie sie von Negern nie besser zu haben ist.

Von all den verschiedenen Anwendungen des Begriffes »Mukisch« ist wohl die auf jene lebenden tanzenden Formen im Land der Minungo die interessanteste. Zugleich scheint ihre Verbreitung scharf begrenzt zu sein und Schlüsse auf Stammesverwandtschaft nahe zu legen.

Verschiedene Gründe lassen vermuthen, dass die Minungo ein Bruchstück von Stämmen sind, die in der grossen Familie der Bantu als engere Gruppe zusammengehören, und die sich von Süden her als schmale Streifen dem Meridiane entlang ziehen, zur Seite gedrängt von dem Strom der räuberischen Kioko, die weiter östlich nach Norden sich vorwärts bewegen. Das nördlichste Glied dieser engeren Gruppe sind die Schinsch des Kapenda Kamulemba. Ein südliches Glied hat auf dem Weg von Bihé am Oberlauf des Koansa Cameron 1875 gekreuzt und irrthümlich als Kibokwe oder Kioko bezeichnet. Doch auch nach Osten zu findet sich noch ein Bruchstück versprengt, nämlich die Kosa, die in der Nähe von Kimbundo wohnen. Und alle diese kleineren Stämme und sonst keine scheinen tanzende Makisch zu haben.

Genaueres hierüber festzustellen, wäre ein lohnendes Ziel für eine eigene Reise, die den Vortheil hätte, nicht allzu kostspielig oder schwierig zu sein. Das hoch gelegene bergige Land der Minungo mit seinen herrlichen Wäldern

und klaren, sprudelnden Bächen dürfte ziemlich gesund sein, und von ihm aus nach Süden und nach Norden zu wandern, dürfte durch feindliche Störungen nicht leicht beeinträchtigt werden. Ausserdem haben gerade jene Minungo und deren Verwandte wahrscheinlich noch am meisten Ursprünglichkeit, da sie am Handel sich wenig betheiligen und ein entlegenes Dasein führen. Und überdies wäre dort auf jenem westlichen Wall des centralen Plateaus von Südafrika auch geologisch noch manches Problem zu erforschen, so namentlich das der Verwitterung und Erosion.

Das hier Vorgebrachte mag gering erscheinen. Mit mehr Eifer im Erfragen und Aufschreiben wären wohl reichere Mittheilungen zu gewinnen gewesen. Ob aber diese dann ebenso sicher ausgefallen wären, ist eine andere Frage. Die Wahrheit bleibt doch immer noch die schönste Göttin. Nur ist sie spröde, ergiebt sich erst nach langem Bemühen und flieht sofort, wenn man voreilig ist. Sie langsam aus Lügen heraus zu entkleiden, hat aber auch einen Reiz, wenn man sich Zeit lassen kann und die Geduld nicht verliert.

Dr. Karl Weule.

Die Eidechse als Ornament in Afrika.

Die Eidechse als Ornament in Afrika.

Von Dr. Karl Weule.

Die zahlreichen Untersuchungen der letzten Jahre über die Ornamentik der Naturvölker haben mit den älteren Anschauungen und Ueberlieferungen über die Entwicklung dieses für den Werdegang menschlicher Kultur so wichtigen Elementes gründlich aufgeräumt. Die Vorherrschaft des geometrischen Motivs ist bedenklich ins Wanken gerathen, seitdem an den verschiedensten Stellen der weniger erforschten Erdoberfläche übereinstimmend festgestellt werden konnte, dass selbst jene einfachen Figuren, die uns unter der Bezeichnung des Dreiecks, des Kreises, des Vierecks so ungeheuer primitiv erscheinen, ausnahmslos die stilisirten Endbilder von Figurenreihen darstellen, deren Anfangsglied meist die Nachbildung eines bestimmten Thieres, viel seltener die einer Pflanze gewesen ist, die aber wohl kaum je sich mit dem Begriff des frei erfundenen geometrischen Gebildes decken. Von geradezu epochemachender Bedeutung sind in dieser Beziehung die Beobachtungen Karls von den Steinen unter den Indianern Central-Brasiliens gewesen, doch haben auch zahlreiche andere Gebiete eine ergiebige und dankbare Ausbeute zu liefern begonnen, seitdem die Lücken in den Sammlungen der ethnographischen Museen anfangen, sich mehr und mehr zu verengen. Einer besonderen Bevorzugung nach dieser Richtung hin hat sich neuerdings jenes ungeheure Gebiet zu erfreuen gehabt, das sich von Sumatra im Westen bis zur Osterinsel im Osten erstreckt und das seinen letzten, darum aber nicht minder bedeutungsvollen Ausläufer an der Nordwestküste des amerikanischen Kontinents findet. Der aussergewöhnliche Reichthum an ethnologischen Besitzthümern, den besonders gewisse Regionen dieses Riesenkomplexes aufweisen, hat die ethnologische Forschung zu einem

Kopfleiste: Zwei Spielmarken von den Yaúnde, die dritte von den Baia.

intensiven Studium gerade dieses Theiles der Erdoberfläche ermuthigt, und wohl der Beachtung werth sind die Resultate, die der rüstigen Arbeit entsprossen.

Die vorliegende kleine Untersuchung bewegt sich auf einem Arbeitsgebiet, das in Bezug auf die Ornamentik noch sehr wenig beackert worden ist. Ausser einem in einer Zeitschrift[1]) jüngst erschienenen Artikel, der den Gegenstand kurz behandelt, und den knappen Abrissen von Andree[2]) und Grosse[3]) ist mir keine Arbeit bekannt, die die Kunst und insonderheit die Ornamentik der Naturvölker Afrikas zum Gegenstand der Untersuchung machte. Weniger diese Thatsache, als vielmehr einige andere Umstände hindern mich, für die Untersuchung ein Ziel anzustreben, wie es Karl von den Steinen bei der Beleuchtung der central - brasilianischen Ornamentik thatsächlich erreicht, oder wie es H. Schurtz in seinem »Augenornament«[4]) mit viel Gewandtheit und bemerkenswerther Ueberzeugungskraft zu erlangen sich energisch bemüht hat.

Die Arbeit ist hervorgegangen aus der in Ausübung des Berufs täglich sich wiederholenden Beobachtung, dass unter den figürlichen Darstellungen in Afrika kaum eine so oft wiederkehrt als die der Eidechse. Nun ist zwar die Erscheinung dieses Thierbildes an und für sich nicht gerade so ungeheuer auffallend, da auch die Naturvölker vieler anderer Gebiete diese zierlichen Geschöpfe mit Vorliebe zum Gegenstand künstlerischer Darstellung machen; indessen war doch ihre überraschende Häufigkeit und das Ueberwiegen über die Wiedergabe anderer Thiere vollauf geeignet, die Aufmerksamkeit zu fesseln und schliesslich zu einer Untersuchung anzuregen über die Motive, denen in Afrika diese Bevorzugung der Eidechse entspringt, eine Frage, die ohne weiteres zu der Betrachtung überleitet, ob und in welcher Weise die Darstellung des Thieres zum Ornament sich entwickelt.

Der Lösung dieser Aufgabe stellten sich mancherlei Schwierigkeiten entgegen. Zunächst habe ich mich auf die afrikanischen Sammlungen des Berliner Museums für Völkerkunde ausschliesslich beschränken müssen. Nun mag eine Sammlung noch so reich sein, ein lückenloses Material für eine solche Untersuchung wird sie niemals bieten, wie jeder weiss, dem bekannt ist, von wie viel Händen schliesslich die ethnographische Sammlung auch nur eines einzigen Stammes zusammengetragen wird. Wenn da bei einer durch künstlerische Neigungen ausgezeichneten Völkerschaft im besten Falle auch eine kürzere oder längere Serie ein und derselben Entwicklungsreihe zu verzeichnen ist, so tritt doch kaum je der glückliche Fall ein, dass Schlussornament und Anfangszeichnung gleichzeitig vorhanden sind. Aber wozu denn die Anfangszeichnung, wozu überhaupt Bindeglieder? wird mancher fragen; es ist doch kaum an-

---

[1]) Leo V. Frobenius, Die Kunst der Naturvölker. Westermann's Monatshefte. Dezember 1895.

[2]) R. Andree, Ethnogr. Parallelen und Vergleiche. Neue Folge. Leipzig 1889. S. 56—75. Das Zeichnen bei den Naturvölkern.

[3]) E. Grosse, Die Anfänge der Kunst. Freiburg und Leipzig 1894. 173 ff.

[4]) H. Schurtz, Das Augenornament und verwandte Probleme. Leipzig 1895.

zunehmen, dass die späteren Glieder von den früheren dermaassen differiren, dass die Herleitung jener aus der Grundform auch ohne systematischen Rückblick bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden hätte. Nun, wer das glaubt, der versuche sich einmal an den Ornamenten der Bakairí und Auetö[1]) oder der Karaya[2]), ohne die erläuternden Texte gelesen zu haben. Er wird nicht weit kommen, und so kommen auch wir in Afrika nicht gar weit, da uns neben den Zwischengliedern auch der Dolmetsch fehlt zur Erklärung so manchen, in seiner Entwicklung sicherlich interessanten Zeichens. Die afrikanischen Völker haben eben bisher noch nicht das »Glück« gehabt, in jener wahrhaft genialen Weise auch in Bezug auf ihre Ornamentik ausgeforscht zu werden, wie dies den Stämmen am Kulisehu vor nicht gar langer Zeit erblüht ist. Den zahllosen Erforschern des dunkeln Kontinents soll hiermit kein schwerer Vorwurf gesagt sein. Für jeden Erdtheil liegt die Sache verschieden, und was für Amerika schon ein erfreuliches Faktum ist, kann für Afrika noch werden. Afrika ist bis zu dieser Stunde noch nicht der Erdtheil, der eine solch minutiöse Durchforschung erlaubte wie sie den Stämmen Central-Brasiliens und denen der amerikanischen Nordwestküste im Uebrigen auch erst neuerdings zu Theil geworden. Er ist noch immer der Kontinent der Dauermärsche, und wenn nicht feindselige Eingeborene und tückisches Klima den Forscher von dannen treiben, so ist es die Sorge um den täglichen Unterhalt einerseits, oder eine Art Durchquerungswuth andererseits, die ihn ruhelos von Ort zu Ort jagen. Und wenn es auch Reisenden wie Schweinfurth und Junker, und nicht in letzter Linie dem Manne, dem diese Festschrift gewidmet ist, vergönnt war, sich für längere Zeit in ein und derselben Völkerschaft einzunisten, so lagen die Verhältnisse doch so, dass entweder die Hauptinteressen nach anderen Richtungen zielten, oder aber, und das trifft bei allen Reisenden der älteren Zeit zu, dass die Stunde der Ornamentik noch nicht gekommen war. Augenblicklich ist ja die Kunst der Naturvölker der Zweig der Ethnologie, der die meisten Früchte trägt; wer aber dachte vor dreissig oder zwanzig Jahren, zur Zeit der heiligen Klassizität, an derartige »Kleinigkeiten«? Nun, wie dem auch sei, so bequem wie der zweiten Schingu-Expedition wird es uns in Afrika nicht gemacht, und nur der Gedanke gereicht uns zum Troste, dass alle Uluris und Pakúfische, alle Fledermäuse und Rochen der Bakairí noch immer als Dreiecke, Kreise und Vierecke bei uns einherstolziren würden, hätte nicht ein gütiges Geschick es gewollt, dass der Mund der Eingebornen selbst uns Kunde gegeben von der Bedeutung dieser »geometrischen Figuren«.

Die künstlerische Darstellung der Eidechse erstreckt sich, soweit das Material des Museums ein Urtheil zulässt, über den grössten Theil Afrikas. Sie umfasst dem Anschein nach den ganzen Kontinent, soweit er südlich der Sahara liegt, mit Ausnahme jedoch der Nilländer und des Osthornes, sowie der

[1]) K. v. d. Steinen, Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens. Berlin 1894. 243ff.

[2]) P. Ehrenreich, Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens. Veröff. d. Kgl. Museen zu Berlin 1891. 24ff.

Wahumastaaten, in denen auffallender Weise überhaupt keine Thierzeichnung vorzukommen scheint. Das Hauptverbreitungscentrum liegt demnach im Westen, der sich mit seinem regen Geistesleben und seiner höheren Technik also auch nach dieser Richtung hin von dem kulturärmeren Osten vortheilhaft unterscheidet. Die Nachbildungen des Thieres sind keineswegs auf bestimmte Gebrauchsgegenstände beschränkt, sondern finden sich überall, wo das Material überhaupt eine Bearbeitung zulässt. Bevorzugt werden natürlich Materialien, deren Beschaffenheit ein Bearbeiten mit dem weichen afrikanischen Eisen gestattet, also Holz, Elfenbein, Flaschenkürbisse und sonstige Fruchtschalen, doch werden auch metallene Gegenstände gern verziert, und schliesslich schreckt die Technik auch vor dem Einflechten und Einweben in textile Muster nicht zurück.

Auf eine Untersuchung der Beweggründe für diese so häufige Darstellung der Eidechse ausführlich einzugehen, muss ich mir an dieser Stelle versagen. Zwar fliessen die Quellen trotz der extensiven Afrikaforschung, die von jeher das Hauptgewicht ihrer Thätigkeit mehr auf das Studium der Länder und Völker als auf das Vertiefen in die Volksseele gelegt hat, mit Ausnahme weniger ihrer auserwählten Vertreter, nicht gerade so spärlich, als dass sie eine einigermaassen befriedigende Lösung des Problems ausschlössen; es gebricht indessen zu einer kritischen Sichtung dieser Angaben einmal an Raum, und dann glaube ich auch, dass die Motive viel näher liegen und einfacher sind als man für gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Es möge daher genügen, hier nur einige der hauptsächlichsten Gesichtspunkte zu streifen.

Nach alledem, was wir über die Neigung der Naturvölker zu bildnerischen Darstellungen kennen, ist die Suche nach tiefliegenden, geheimnissvollen Motiven kaum erforderlich. Wer so wie der Neger, der auch in dieser Beziehung wie in so mancher anderen dem Kinde ähnelt, beseelt ist von dem Drang zur Wiedergabe des Gesehenen, bedarf nicht erst langen Nachdenkens und Ueberlegens, sondern frisch und unvermittelt stellt er dar, was ihm im Augenblick des Impulses der Nachbildung würdig erscheint. Wie bei den primitivsten Stämmen der Erde, den Neu-Holländern, Buschmännern und Hyperboräern, die noch auf der untersten Stufe des Jägerthums beharren, oder wie bei der grossen Gruppe aller jener Völkerschaften, bei denen der Uebergang zur Sesshaftigkeit und zum Feldbau in der Weise stattgefunden hat, dass die Hauptsorge für den Unterhalt der Familie dem unermüdlich schaffenden Weibe aufgebürdet wurde, wo mit anderen Worten der Konnex des bildnerisch thätigen Mannes mit der Pflanzenwelt ein äusserst geringer geblieben ist, die künstlerischen Vorwürfe der Thierwelt ausschliesslich entnommen werden, so tritt auch in der Kunst des Negers die Pflanzenwelt mit ihrem immensen Formenreichthum zu Gunsten der Thierwelt zurück, oder kommt vielmehr garnicht in Betracht. Das lebendige, bewegliche Thier, dessen Umrisse sein formensicheres Auge mit merkwürdiger Schärfe erfasst, ist neben dem Menschen der ausschliessliche Gegenstand seiner Kunst — die flüchtige Antilope und das schwerfällige Nashorn, das buckelhörnige Gnu

und die langhalsige Giraffe sind die Objekte seiner Darstellung wie die raschelnde Schlange — und der Nächste am Früchte zermalmenden Mörser. Doch auch in dieser Richtung sind seinem Wollen und Können in der Vertheilung der Fauna Schranken auferlegt, und vergebens würde man in Westafrika die Nachbildung eines Nashorns suchen — der »Wilde« bildet eben nur nach, was ihm ständig vor Augen und darum bekannt und geläufig ist. Was nun könnte dem Bewohner des eidechsenreichen Afrika näher liegen als die Formen einer Thiergattung, die in manchen ihrer Arten von seinem Heim geradezu unzertrennlich ist! Es ist hier der Ort, darauf hinzuweisen, dass das Krokodil, dieser über den ganzen Kontinent, soweit er von Negern bewohnt ist, verbreitete Saurier, in den bildnerischen Darstellungen auffallend selten vertreten ist. Ausser den später zu erwähnenden Skulpturen von der Loangoküste ist, mir keine offenkundige Nachbildung dieses Thieres bekannt. Dagegen sind die kleinen Gattungen, in erster Linie die Agamen, die Zonuriden und ähnliche Eidechsen, also Thiere, die die Nähe menschlicher Siedlungen lieben und die, wie die Agamen, den Geckonen der subtropischen Gegenden der alten Welt gleich, geduldete Hausthiere sind, Gegenstand der Darstellung vom Cap bis zur Sahara.

Und ist es denn so verwunderlich, wenn der Eingeborene ohne jede tiefere Absicht, aus reiner Lust am Darstellen, Thiere nachzubilden sich bestrebt, die durch ihr Farbenspiel, ihr munteres, drolliges Wesen, ihre Anhänglichkeit an die Hütte ihm auffallen müssen? Gewiss nicht. Und wenn wir nunmehr uns dennoch auf ein wesentlich höheres Niveau begeben, so geschieht das mit keinem anderen Endresultat, als dass wir sehen, wie an der gemeinsamen Grenzlinie beide Gebiete unmerklich wieder ineinander übergehen.

Ueber einen grossen Theil der Erdoberfläche verbreitet findet sich der Glaube, dass gewissen Menschen die Fähigkeit gegeben sei, zeitweise die Gestalt bestimmter Thiere anzunehmen. Es macht keinen grundsätzlichen Unterschied, ob diese Fähigkeit nur während des Lebens besteht oder auch nach dem Tode des Menschen sich fortsetzt. Dieser Glaube ist die Basis, auf der sich eine Unmenge von religiösen Sitten und Gebräuchen aufbaut, die im Wesentlichen darauf hinauslaufen, aus der grossen Zahl der Thiere gerade eins in besondere nähere Beziehung zum Stamm oder zur Familie, oder aber zu einem aus freier Wahl der Mitglieder innerhalb der Stammesgemeinschaft hervorgegangenen Verbande zu bringen. Diese Beziehungen kommen in mannigfacher Weise zum Ausdruck, finden aber ihre allgemeine Bethätigung in der Regel in eigenartigen, dem gewählten Thier vor anderen dargebrachten Ehrungen, deren ständige Begleiterscheinung in der That die häufige Nachbildung des verehrten Thieres ist. Da jeder Vertrag seine zwei Seiten hat, so erwartet man von dem also bevorzugten Wesen Gegenleistungen verschiedener Art. In der Regel entspringen diese Forderungen dem Schutzbedürfniss des Menschen gegen sichtbare und unsichtbare Feinde, und so sehen wir denn, wie im Laufe der Zeit das Stammes- oder Familienthier zum schützenden Princip überhaupt sich herausbildet.

Auch bei der ursprünglichen Wahl des Thieres konnte der Mensch sich über die ihn umgebende Natur nicht hinwegsetzen. Es bleibt sich gleich, ob wir die Xina der Loangoküste oder die Quixille von Angola, die Eyanda der Hereró oder die Wappenthiere der Betschuanenstämme betrachten — überall finden wir von den Eingeborenen solche Thiere bevorzugt, die ihnen am vertrautesten und geläufigsten sind oder waren. Was aber dem Vorfahren bei der Auswahl seiner »Gottheit« recht war, sollte es für das heutige Geschlecht bei der Anfertigung einer simplen Schnitzerei oder einer primitiven Zeichnung nicht billig sein? Ich meine, es ist sehr wohl möglich, ja selbst wahrscheinlich, dass der Neger aus wirklicher Ueberzeugungstreue und in dem festen Glauben, dadurch seine eigene Person gegen jeden Unfall zu versichern, seinen Schild oder sein Schwert mit dem Bilde eines Thieres schmückt, von dem er weiss, dass es seine übermenschlichen Fähigkeiten seit Alters her zum Besten seines Stammes zu verwenden gewohnt ist. Ich bin fest überzeugt, dass eine ganze Reihe von Thierfiguren, die den ethnologischen Besitz des Negers zieren, ihren Ursprung derartigen, tiefernsten Motiven verdanken, möchte indess den Gegenstand nicht verlassen, ohne darauf hingewiesen zu haben, dass man sich auf einem Gebiet, das an thatsächlichen Belegen garnichts bietet, das hingegen der Spekulation schrankenlosen Spielraum gewährt, vor nichts mehr hüten soll als vor einem Zuviel. Was sich als aus einem gelegentlichen Impuls, einer schöpferischen Laune heraus geschaffen leicht und gefällig erklärt, dafür soll man nicht nach Erklärungen suchen, für die, wenigstens vorläufig noch, stichhaltige Beweise zu erbringen einem nicht möglich ist.

Die grössten Naturalisten und zugleich wirkliche Humoristen unter den Negerkünstlern finden wir an der Loangoküste. Auf jenen bekannten Elfenbeinschnitzereien, die heutzutage wohl in jedem Museum vertreten sind und die geradezu Kulturbilder jener Gegenden repräsentiren, spielt in dem lustigen Allerlei von bärtigen Missionaren, schabernackfrohen Affen und dem närrischen Gethue allerlei sonstigen Gethiers, was da kreucht und fleucht, auch die Eidechse eine bedeutende Rolle[1]). Ich habe mich begnügt, der grossen Zahl der auf

[1]) Einen der besten Typen dieser Schnitzereien giebt die Tafel 2 in Bastian's Loangoküste, Bd. I, wieder.

den im Berliner Museum befindlichen Loangoskulpturen dargestellten Eidechsenfiguren nur zwei zu entnehmen (Fig. 1 und 2). In beiden Figuren erkennt man ohne Weiteres Krokodile, die je einen Fisch quer im Rachen halten. Das unglückliche Opfer in Fig. 1 würde man ohne Vergleich mit dem in Fig. 2 wohl kaum als den stillen Dulder der Tiefe erkennen, denn ein Fisch mit Hinterbeinen geht denn doch über ein normales Deutungsvermögen. Was der Fisch indessen an Mängeln zuviel aufweist, wiegt sein Mörder an Genauigkeit der Formen auf, nur mit den Vorderfüssen hapert's bei ihm wie auch bei seinem Kollegen in Fig. 2, indem die Zahl der Zehen um je eine zu gering ist. Mit den Füssen vermögen sich die schwarzen Künstler anscheinend überhaupt nicht gut abzufinden, wie aus einer grossen Anzahl der folgenden Illustrationen offenkundig hervorgeht.

Auch die in den nächsten Figuren wiedergegebenen Thiere sind noch so gut gezeichnet, dass man mit ziemlicher Sicherheit deren Gattung zu bestimmen vermag. Fig. 3 stellt eine in den Hals einer Kürbisflasche gekratzte Figur dar, die aus der Landschaft Ussukuma am Südostufer des Victoria Nyansa stammt. Diese Gefässe dienen den am Westufer des Sees hinter Bukoba sitzenden Wassiba wie auch den Waganda zum Aufbewahren ihres Bananenbieres, werden von ihnen massenhaft gezogen und zum Theil über den See an die Wassukuma verhandelt. Diese erst verzieren die Gefässe in der in den Fig. 3, 20 und 22 wiedergegebenen Weise mit Thieren aller Art, Antilopen, Rhinozerossen, Giraffen, Eidechsen etc. Die Wiedergabe der Linien ist ungemein charakteristisch, so dass Herr Dr. Tornier, Custos am Berliner Museum für Naturkunde, der meine Skizzen einer Durchsicht unterzogen hat und dem ich für die Liebenswürdigkeit, mit der er mich bei dem Studium der Reptiliensammlung jenes Instituts bereitwilligst unterstützte, auch an dieser Stelle meinen wärmsten Dank auszusprechen mich verpflichtet fühle, die Fig. 3 ohne Besinnen für die Zeichnung eines Zonurus erklärte. Selbst die für das etwa fusslange, den Aufenthalt in den zahlreichen Felsengruppen des Landes ausserordentlich liebende Thier charakteristischen Stachelschuppen an Hals und Schwanz sind von dem Künstler nicht vergessen worden. Fig. 4 ist eine von zahlreichen Figuren, die, aus den verschiedenfarbigsten Fäden bestehend, einer aus dem Lande der Bali im nördlichen Kamerungebiet stammenden Tobe aufgenäht sind. Weniger in der einzelnen Abbildung, die die Eidechse gleichwohl als einen Gecko kennzeichnet, als vielmehr in der ausserordentlich lebensvollen Gruppe, in der sie den silber- und golddurchwirkten Brustlatz jenes Kleidungsstückes umschwärmen, rufen sie, regellos nach allen Richtungen durcheinander huschend und sogar mit den für die Geckotiden so bezeichnenden Haftapparaten an den Füssen versehen, geradezu packend den Eindruck hervor, als hielten sie das »Rückenhaus« des Balimannes für die Wände des wirklichen Hauses, in dem sie sich ja so heimisch fühlen. Weniger charakteristisch in den Details als Fig. 4, aber durch den schlanken Leib und die fast rudimentären Beine als ein Skink (Gerrhosaurus) gekenn-

7. Schild Albudjwe. 1/30. 1/12.
8. Schild. Baluba. 1/30.
9. Gewicht. Aschanti. 1/2.
10. Trommel-Modell. Loango. 1/2.
11. Ruder. Benin. 1/3.
12. Becher. Bakuba. 1/4.

zeichnet, ist die in Fig. 5 wiedergegebene, einem Männerschurz der Bali entnommene Zeichnung. Auch hier hat der nadelgewandte Verfertiger den Charakter des Thieres durch die Wahl verschiedener Farben zu treffen gesucht; die Thiere, zwei an der Zahl, bestehen aus rother und weisser Borde, und allem Anschein nach ist es nur diesem wenig geschmeidigen Material zuzuschreiben, dass die Umrisse so schematisirt erscheinen.

Welcher Beweggrund die Bali getrieben hat, gerade diese beiden Thiergattungen zum Schmuck ihrer Kleider zu verwenden, ist mir nicht bekannt geworden. Ich bedaure dies um so tiefer, als nach einer mündlichen Mittheilung Dr. Zintgraff's bei den Bali und auch bei den benachbarten Banyang die Eidechse als Ornament eine ausserordentlich grosse Rolle spielt. Die Vorliebe für das graziöse Thier geht soweit, dass die Frauen Eidechsen als Tätowirung sogar auf dem Leibe tragen und zwar so, dass der zierliche Schwanz bis zum Cunnus hinabreicht[1]). Auch ein im Privatbesitz Dr. Zintgraff's befindliches Elfenbein-Kriegshorn der Banyang ist mit einem Eidechsenrelief versehen (s. Fig. 33), das in der Form Fig. 10 ähnelt, nur dass der Kopf schärfer aufgefasst ist. Auch Dr. Zintgraff, der beste Kenner des nördlichen Kamerun, hat über ein ernsteres Motiv nichts in Erfahrung bringen können, konstatirt aber, dass die Siedlungen von den oben genannten Thieren reich bevölkert sind.

Mit den wenigen bisher aufgeführten Beispielen ist die Reihe der Vorkommnisse erschöpft, aus denen der Zoologe die Art des Thieres mit einiger Sicherheit zu bestimmen vermag. Höchstens kommt noch die in Fig. 6 wiedergegebene, einem aus »Guinea« stammenden alten Elfenbeinhorn entnommene Form hinzu. Dr. Tornier ist geneigt, dieses 30 cm lange, erhaben geschnitzte und besonders an Kopf und Extremitäten schon stark stilisirte Thier, dessen Rückenzeichnung durch tiefe Schräg- und Querfurchen angedeutet ist, für eine Agame anzusehen, jene farbenprächtige Eidechsengattung, die über ganz Afrika verbreitet und der treueste Anhänger menschlicher Siedlungen ist.

---

[1]) Vergl. in diesem Zusammenhange damit die Tätowirungen in Adamaua. Dr. Passarge, Adamaua. Tafel XIX und p. 427. Berlin 1895, Dietrich Reimer.

Die beiden Fig. 7 und 8 stellen ein Paar Schilde dar, von denen der erste von Wissmann aus Ubudjwe am Westufer des Tanganyika mitgebracht worden ist, während der zweite, von Pogge stammend, allem Anschein nach den Baluba zukommt. Bei dem Wabudjweschild hockt die aus Holz geschnitzte Eidechse, wohl ein Varan, frei auf der Fläche des in der kurzen Achse gewölbten Schildes, die andere ist der aus Pflanzenstengeln gefertigten Schutzwaffe mit schwarzer Farbe aufgemalt. Leo V. Frobenius, der in dem eingangs erwähnten Aufsatze die Ornamentik der afrikanischen Schilde an einer Reihe von Beispielen verfolgt, erklärt die Mittelfigur in Abb. 8 für einen Menschen, der »aber mit dem Schwanz einer Eidechse versehen ist«. In der Figur etwas Menschliches zu finden, ist mir nicht möglich; weder die Form des Kopfes, noch die Linien des Leibes haben das Geringste mit menschlichen Konturen gemein. Wie aus dem Zusammenhang seiner Darstellung hervorgeht, hat Frobenius sich zu seiner Behauptung verleiten lassen durch die nach rückwärts gerichtete Stellung der hinteren Extremitäten, die ja bei einem flüchtigen Blick in etwas an die afrikanische Darstellung des Menschen erinnern mag. Wer indessen die Füsse der Figur betrachtet, besonders aber, wer sich in der langen Reihe der von mir dargestellten Eidechsen überzeugt, dass bei mehr als der Hälfte die Unterschenkel der Hinterbeine nach rückwärts gerichtet sind (vgl. Fig. 1, 2, 6, 7, 8, 9, 11—18, 23, 26, 27, 29bc etc.), wird ohne Weiteres erkennen, dass die Fig. 8 keineswegs als »Menschen-Eidechsornament« anzusprechen, sondern eine wirkliche und wahrhaftige Eidechse ist. Zugegeben selbst, dass im Glauben afrikanischer Völker der Mensch oft und gern mit der Eidechse verquickt werden mag, so folgt daraus nicht ohne Weiteres, dass diese Vermischung sich nun auch bildlich oder plastisch in der Kunstleistung des Einzelnen dokumentirt. Der Neger ist bei aller Phantastik viel zu nüchtern, als dass er sich gerade bei solchen Gelegenheiten in eine Symbolik verlöre, die seiner Auffassung der ihn umgebenden Natur geradezu widerspricht.

In der Ornamentik spielt das Moment der Raumvertheilung eine grössere Rolle, als man gemeiniglich anzunehmen geneigt ist, und geradezu unglaublich sind oft die Verrenkungen und Verzerrungen, die — in effigie zum Glück — mit den Gliedmaassen der unglücklichen Darstellungsobjekte vorgenommen werden, um den vorhandenen Raum auszunutzen. Es giebt viele Geschöpfe, die bei dieser Procedur so schlecht wegkommen, dass man sie beim besten Willen nachher nicht mehr erkennt, andere wieder, und zu diesen gehört unsere Eidechse, sind die geborenen Akrobaten, die die gewagtesten Evolutionen mit sich anstellen lassen, ohne je ihrer Hauptlinien verlustig zu gehen. Neben der zierlichen Gestalt der Eidechse im Allgemeinen ist es besonders die Eigenschaft, dass sie ihre Füsse mit ebenderselben Leichtigkeit nach hinten zu stellen vermag wie nach vorn, die es verhindert, dass das Thier in der Ornamentik zu der traurigen Gestalt herabgedruckt wird, die so oft als das »Portrait« anderer Lebewesen betrachtet zu werden beansprucht. Wäre dem Maler des

Balubaschildes (Fig. 8) die genannte Fähigkeit der Eidechse ebenso unbekannt gewesen wie Herrn Frobenius, so hätte er, um Raum für die Hinterbeine zu gewinnen, entweder auf die Nebenfiguren verzichten müssen, oder aber er musste diese Gliedmaassen so weit hinten ansetzen, dass nunmehr der Schwanz in des Wortes eigentlicher Bedeutung zu kurz gekommen wäre. In Bezug auf diese Nebenfiguren sei übrigens bemerkt, dass Frobenius sich einer grossen Unterlassungssünde schuldig gemacht hat. Hätte er den Schild richtig abgezeichnet, so war es für ihn ein Leichtes, an der Hand seiner übrigen Schildornamente, besonders unter Hinweis auf Abbildung 3, Fig. 4, und Abbildung 4, Fig. 3 und 4[1]), nachzuweisen, dass auch sie ein wirkliches Eidechsenornament darstellen.

Fig. 13. Aschantiscepter. 1/10 d. w. Gr.

Fig. 9 ist ein Messinggewicht für Goldstaub aus dem Aschantireiche. Obwohl kein eigentliches Ornament, sondern eine selbstständige Figur, hat es dennoch hier Platz gefunden, um wenigstens ein Belegstück für die bekannte Fertigkeit der Goldküstenneger im Metallguss bringen zu können. Der Körper des Thieres ist unverhältnissmässig breit, doch hebt sich aus der ganz schematischen Rückenzeichnung die Wirbelsäule noch deutlich ab, und nur der Wickelschwanz stellt dem zoologischen Wissen des schwarzen Gelbgiessers kein allzu glänzendes Zeugniss aus. Ein ebenfalls von der Goldküste stammendes Erzeugniss der Schmiedekunst ist das in Fig. 13 reproduzirte Hoheitszeichen. Mit dem Fiederblattornament und dem Schraubengewinde am Stiel macht es zwar nur einen recht wenig authentischen Eindruck, indessen weisen auch sehr alte Exemplare dieser aus einer seit langer Zeit von der Kultur beleckten Region kommenden Würdezeichen ähnliche Erscheinungen auf. Die beiden Eidechsenfiguren am Stiel sind wie auch die beiden Vögel im Blatt schon sehr weit stilisirt, und nichts ist geeignet, die Gleichwerthigkeit der Extremitätenstellung besser zu demonstriren als dieser Gegenstand, an dem in unmittelbarer Nachbarschaft beide vorkommen.

Viel roher in der Form und jeder Detailzeichnung bar stellen sich die folgenden Figuren dar. In Fig. 10 und 11, von denen die erste ein Hautrelief von einem kleinen Trommelmodell aus Cabinda an der Loango-Küste

---

[1]) Frobenius, a. a. O. S. 331.

14. ⅛ Salaga. 15. ⅛ Yoruba. 16. ⅛ Yoruba. 17. ⅛ Yoruba. 18 ⅛ Yoruba 19 ⅛ Loango

Fig. 14—19. Ornamente auf Kürbisgefässen. Westafrika.

darstellt, während die andere ein Basrelief an dem Schaft eines Beninruders ist, sind wenigstens die Augen noch durch einen hellroth gefärbten Strich resp. eine rautenförmige Vertiefung angedeutet; bei Fig. 12, einem Relief von einem Becher vom Sankurru, fehlt auch dieses, und wie schon bei den beiden anderen, so laufen auch hier die Beine in einfache Stumpfe aus. Dennoch ist Fig. 12 interessant, weil die Konturen ihres typischen Eidechsenleibes aufs Genaueste mit denen der Mittelfigur auf dem Balubaschild übereinstimmen. Stauchen wir die Figur etwas und drücken die Unterschenkel fester an den Leib, so haben wir plötzlich den »Eidechs-Menschen« von Frobenius vor uns (Fig. 8) - ein Moment, das um so wirksamer ist, als beide Figuren demselben Volkerkreise entstammen.

Wenn irgend eine der Figuren den Eindruck des Menschlichen hervor zurufen geeignet ist, so ist dies Fig. 14. Hier spricht in der That vieles für ein Doppelwesen: die Haltung der Extremitaten, das Gesicht und der Kopfputz, besonders aber die portraitahnlichen Hande sind menschlich, die Gestalt des Leibes, die Schuppung und der Schwanz gehoren der Eidechse an. Die Figur findet sich auf dem Deckel eines Kurbisgefasses, das v. François auf dem Markt des verflossenen Handelsemporiums Salaga erworben hat. Die in der Zeichnung schwarz gehaltenen Stellen sind beim Original aus der Rinde ausgekratzt. Die Figur macht auf den ersten flüchtigen Blick hin den Eindruck, als ob sie mit grosser Sorgfalt ausgearbeitet sei; dass sie dennoch nur ein handwerksmässig hergestelltes Produkt westsudanischer Hausindustrie ist, geht indess aus der Zeichnung des linken Hinterfusses hervor, der zum Unterschied von den übrigen nur vier Zehen hat statt funf. Es ist bedauerlich, dass mir nur ein einziges derartiges räthselhaftes Exemplar vorliegt, denn gerade bei der handwerksmässigen Darstellung einer Figur entwickelt sich diese am raschesten zum wirklich stilisirten Ornament.

Ebensolche Dutzendwaare, aber bedeutend klarer im Charakter, sind die folgenden vier Figuren. Sie sind ebenfalls in die Epidermis von Kürbisschalen

Fig. 20—25. Ornamente auf Flaschenkürbissen und Bambus. Ostafrika.

eingekratzt, stammen vom Markt in Abbeokuta und werden in ganzen Ladungen nach Lagos übergeführt. Das Museum beherbergt zahlreiche Schalen, die alle mit Gestalten geschmückt sind, wie sie sich in den Abbildungen 16, 17 und 18 dem Beschauer darbieten. Es ist immer dasselbe Bild: Rumpf und Gliedmaassen sind gleichmässig stilisirt. Die Zahl der Zehen ist bedingt durch die znfällige Breite des Fusses und schwankt solchergestalt zwischen 4 und 7. Wenn die Rumpffläche zu ausgedehnt zu werden droht, ergreift den Fabrikanten ein gewisser horror vacui und schleunigst improvisirt er eine Unterbrechung der öden Fläche, wie sie die Fig. 15, 16 und 18 zeigen. Fig. 15 ist die einzige in dieser Reihe, die sich von den übrigen durch eine gewisse Weichheit der Formen auszeichnet. Sie findet sich mit zwei von der Gestalt der Fig. 16 zusammen auf einer Kalebasse und bedeutet geradezu einen Rückschlag in der Richtung des Naturalismus. Wie sich die Formen in der entgegengesetzten Richtung bewegen, werden wir später sehen.

Ebenfalls auf Kürbisgefässen finden sich die folgenden Fig. 19—24, und doch wie ganz anders nehmen sie sich aus! No. 19 stammt nach Dr. Zintgraff von der Loangoküste. Wenn diese Angabe richtig ist, woran man wohl nicht zweifeln kann, so ist kaum erfindlich, wie der Bewohner eines Gebiets, das in der Darstellung der Eidechse förmlich schwelgt, zu einer derartigen Leistung herabsinken kann. Neben dem räthselhaften Auswuchs am Kopf und dem äusserst plumpen Rumpf ist es besonders die unglücklich gewählte Ansatzstelle für die Beine, die dem Thier einen so schrecklich hilflosen Ausdruck verleiht. Die anderen Gefässe stammen sämmtlich aus Ostafrika, Fig. 20 und 22 aus dem schon eingangs erwähnten Ussukuma, 21 aus Unyamwesi, 23 von den Wakamba und 24 aus der Landschaft Uluguru im südlichen Deutsch-Ostafrika. Die letzte Fig. 25 ist in eine Bambusflöte der Waschambaa eingeritzt. Ich würde auf die Figuren einzeln garnicht weiter eingehen, hielte ich es nicht für meine Pflicht, einer Behauptung zu widersprechen, die Frobenius in seinem mehrfach erwähnten Aufsatz aufstellt. Frobenius hat die Fig. 20 und 21b (der Körper ist bei 21a und b gleich, nur die Köpfe zeigen den in den Skizzen wieder-

26. 1/6. Bank. Mangandja. — 27. 28. 1/3. Zauberhölzer. Konde. — 29. 1/4. Ledergurt. Mbudjwe. — 30. 1/2.

gegebenen Unterschied) ebenfalls gezeichnet, hält die erstere wie alle anderen mit runden Köpfen für Zwittergestalten und erklärt speciell Fig. 21 b für ein Wesen, dessen »Körper auf eine Eidechse, dessen Kopf dagegen auf einen Menschen schliessen lässt«. Ich muss gestehen, dass ich auch hier Frobenius nicht zu folgen vermag. Rund geformte Köpfe hat mehr als eine Eidechsenfamilie, und besonders die Agamen, jene immer wiederkehrenden Thiere zeichnen sich durch solche aus — warum also in die Ferne schweifen? Und was die weiss gelassenen Kopfflächen der Gestalten in 21 a und b anbetrifft, die bei den Originalen aus einer Stanioleinlage besteht, so möchte ich nur bemerken, dass sowohl die Zonuriden wie auch die Agamen häufig eine Färbung des Hinterkopfes aufweisen, die durch das silberblinkende Metall nicht übel wiedergegeben wird.

Die nächstfolgenden Figuren bieten weiter kein Interesse, als dass sie die durchweg rohe Manier der meisten Ostafrikaner zu zeigen geeignet sind. Nur Fig. 23 weist etwas Aussergewöhnliches auf in den weit abstehenden, gestielten Augen. Die Erscheinung der ausserhalb des Kopfes liegenden Sehorgane gehört zu denen, die der Ornamentik aller Naturvölker eigenthümlich sind und, wie wir sehen werden, tritt sie auch in Afrika nicht gar selten auf. Die Beweggründe für diese seltsame Art der Darstellung sind leicht zu finden, wenn man bedenkt, dass auch in den Augen des »Wilden« die Thierzeichnung erst charakteristisch wird durch die Einfügung des wichtigsten der Organe, des Auges. Lieber verzichtete der naturwüchsige Künstler auf jedes andere Detail, als dass er die Augen ausliesse, und wo entweder die Technik oder aber der Platz ihm nicht erlaubt, das Auge an die richtige Stelle zu setzen, da besinnt er sich gewiss nicht lange und plazirt es flugs neben den Kopf. Oder es bietet sich neben dem Haupte des Thieres eine Fläche, die im Interesse der Schönheit des Ganzen ausgefüllt werden muss; auch in diesem Falle nimmt er keinen Anstand, dieselbe durch die Augenzeichnung zu unterbrechen. Zwei solcher Vorkommnisse sehen wir in den Fig. 27 und 28, zwei zu verschiedenen Serien von je vier Stück gehörigen Orakel- oder Looshölzchen von den Konde am Nordende des Nyassasees. Hier ist in dem einen Falle die Kopffläche vorweg-

genommen durch das Loch zum Aufhängen des Gegenstandes, im andern läuft der Kopf der Eidechse in eine Spitze aus. Beide Male hat der Verfertiger die Augen in die Nebenflächen gesetzt und hat noch ein Uebriges thun zu müssen geglaubt, indem er bei dem grösseren Holz einmal auch die Schuppen des Thieres in den Rand setzte und schliesslich auch am Schwanzende noch ein Paar Augen anbrachte.

An Platz für die Augen hat es dem Künstler, der die grotesk ausschauende Eidechse in Fig. 26 schnitzte, nicht gefehlt. Zwei solcher Figuren finden sich als zollhohe Reliefs auf einem Holzbänkchen, das Merensky von den Mangandja am Südende des Nyassa mitgebracht hat. Sie bilden eine nicht gerade zweckdienliche Zier des Sitzgeräthes, denn die messerscharfen Schwänze der Thiere verlaufen gerade über der Sitzfläche. An diesen Skulpturen überwiegen der Kopf und die Extremitäten ganz gewaltig über den übrigen Körper, und die letzteren sind mit ihrem kräftigen Auf und Nieder sozusagen typisch für die unruhige Zickzacklinie, die das afrikanische Ornament in seiner durchgebildetsten Gestalt geradezu beherrscht.

Hypertrophien treten in Afrika nicht gerade häufig auf. Dennoch bin ich in der angenehmen Lage, mit einer sehr umfangreichen Serie von Wucherformen aufwarten zu können. Die zweiundzwanzig unter Fig. 31 zusammengefassten Zeichnungen sind nebst der dritten Figur der Kopfleiste einer Kollektion von Spielmarken entnommen, die Flegel in Adamaua gesammelt hat und die von den Baia im Südosten jenes Gebietes stammen. Solche Spielmarken scheinen von westafrikanischen Völkerschaften mit Vorliebe zu bildnerischen Darstellungen von Lebewesen benutzt zu werden. So sind z. B. auch alle die zahlreichen kleinen Marken, welche das Museum von den Yaúnde besitzt und die von diesen bei dem von ihnen mit wahrhaft altgermanischer Leidenschaft betriebenen Hazardspiel verwandt werden, ausnahmslos mit Figürchen geziert, die kaum eine Seite menschlichen und thierischen Lebens unberücksichtigt lassen. Zwei solcher Yaúnde-Marken sind in den ersten beiden Figuren der Titelvignette wiedergegeben, während die dritte, wie schon erwähnt, von den Baia stammt.

Die Baia-Marken sind etwa 4—5 cm lange, ovale Stücke von der harten Schale einer Kernfrucht, in deren glatte, schön braunrothe Epidermis die meist sehr phantastischen Figuren mit kräftigen Linien eingeschnitten sind. Die erste Durchsicht der Stücke verlief ziemlich resultatlos, was wohl erklärlich erscheint, wenn man den gleichmässigen Ton der Markenoberfläche in Betracht zieht, von dem sich die Linien längst nicht so scharf abheben wie auf dem Papier. Erst mit Fig. a und den nächstfolgenden war der Anfang der Reihe gefunden, die sich nunmehr bei weiteren Durchsichten stetig, wenn auch nicht mühelos, erweiterte, bis schliesslich bis auf wenige unverkennbare Schlangenformen fast alle Figuren als Eidechsen erkannt wurden.

Die Zeichnungen stellen nur die Haupttypen der Spielmarkenfiguren dar. Sie nehmen auf die meist ziemlich stark gewölbte Gestalt der Schalenstücke

Fig. 31. Spielmarken der Baia. 1/2 d. w. Gr.

keine Rücksicht, sondern sind flächentreue Abbildungen. In der ganzen grossen Zahl der Thiere lassen sich zwei Hauptgruppen unterscheiden, die auch in der Tafel zum Ausdruck gelangen. Die Ausgangsglieder sind die Fig. a und l; beide geben die Gestalt der Eidechse am deutlichsten wieder, die in den übrigen Figuren meist nur noch nach der Stellung der Augen oder der Nackenfalten orientirt zu werden vermag. Wo die Augen vorhanden sind, stehen sie stets ausserhalb des Kopfes. Die Auswüchse am Hinterkopfe der Thiere in der dritten und vierten Reihe und auch bei d halte ich für übertriebene Darstellungen der Hautfalten, die bei vielen Eidechsenarten vorhanden sind und die bei den in Afrika besonders oft als Ornament benutzten Agamen eine ansehnliche Grösse erreichen. Auf die einzelnen Figuren einzugehen fehlt hier der Raum. Welcher Phantasie der oder die Künstler fähig gewesen sind, zeigen ja ihre Werke selbst zur Genüge. Es kommt ihnen nicht darauf an, eine oder mehrere Gliedmaassen wegzulassen, ja oft nur den Kopf und die Augen hinzuwerfen; andererseits scheuen sie sich garnicht, einzelne Körpertheile, wie den Schwanz oder die Hautfalten, ins Ungeheure zu vergrössern, oder dieselben gar zu vervielfältigen,

ja die Thiere förmlich ineinander zu schachteln (r), so dass schliesslich Gestalten zum Vorschein kommen, die man eher für Schmetterlinge ansehen möchte als für Eidechsen. Besonders betont zu werden verdient, dass gerade bei den üppigsten Wucherformen der Schwanz, der nebenbei fast nirgends fehlt, in so primitiver Weise zur Darstellung gelangt ist.

Phantasiegestalten solchen Grades, wie wir sie soeben bei den Baia kennen gelernt haben, sind wie gesagt in Afrika nicht gerade dicht gesät. In der Regel halten sich die Künstler bei ihren Schöpfungen in engeren, der Natur etwas mehr angepassten Grenzen und beschränken sich auf Stilisirungen, wie wir sie in der Fig. 29 vor uns haben. Auf dem aus Leder bestehenden, aus Ubudjwe stammenden Leibgurt (29a) finden sich drei aus Kupferblech gestanzte Eidechsen, von denen die beiden äusseren die Gestalt der Fig. 29b haben, während die mittlere durch 29c wiedergegeben wird. Die Schuppung des Thieres wird schematisch, aber zierlich durch kleine Auftreibungen von der Unterseite aus angedeutet[1]), im Uebrigen fehlt jedes Detail. Während nun bei den beiden Aussenfiguren die allgemeinen Konturen noch stimmen, hat sich der Künstler bei der mittleren sozusagen zu einer Verdoppelung der Eidechse emporgeschwungen, indem er den breiten Schwanz im Interesse der Symmetrie des Ganzen zu einem zweiten Kopf umschuf. Wir finden dieselbe Erscheinung wieder bei einer Axt vom Kuango (Fig. 39) und sehen etwas Analoges, d. h. dem Symmetriesinn Entsprossenes, in der Umbildung der Schnauzen zu vollkommenen Schwänzen, wie sie die letzten beiden Reihen der Baiamarken darbieten. Im Gegensatz zu dieser Verdoppelung der ganzen Figur ist die Vervielfältigung der Extremitäten, wofür Fig. 30 ein Beispiel darbietet, in Afrika etwas nicht gar Seltenes, wie dies die Schildornamente[2]) zeigen und wie wir auch später noch sehen werden.

In welchem Maasse das Material die Technik beeinflusst, vermag man sehr deutlich aus der Serie 32—38 zu ersehen. Sämmtliche Figuren finden sich auf Musikinstrumenten verschiedener Art: einigen jener bekannten hohen Fantrommeln (32), einer kleinen Trommel vom untern Congo (34), einem Saiteninstrument der Wayao (38) und auf Elfenbeinkriegshörnern. Besonders diese letzteren sind mit Vorliebe mit dem Eidechsenornament geschmückt, und das Museum bewahrt ausser den hier gezeichneten noch eine ganze Reihe von Vorkommnissen ähnlich denen von 33, 35, 36 und 37 auf. Welcher Beweggrund die Neger treibt, gerade ihre Musikinstrumente in dieser Weise zu verzieren, ist mir vorläufig nicht bekannt. Es liegt nahe, die Erscheinung mit jener zu analogisiren, die in einigen Gebieten der Südsee, auf Neu-Guinea und

[1]) Die gleiche Technik findet sich auch bei dem, in Passarge, Adamaua p. 133 abgebildeten Pferdestirnschmuck wieder, dessen eine Augenklappe mit einer sehr naturalistischen Eidechse geziert ist. Welchen Zweck die Anbringung des Thieres an dieser ungewöhnlichen Stelle verfolgt, ob es als schützendes Princip oder nur zum Schmuck dienen soll, muss dahin gestellt bleiben.

[2]) Frobenius, a. a. O.

Fig. 32—38. Ornamente auf Musikinstrumenten.

den südöstlich davon gelegenen Inselgruppen, die Instrumente mit Eidechsen und Krokodilen ziert und die ihre höchste Entwicklung in jenen Trommeln findet, welche ganz die Form eines solchen Thieres aufweisen. Trifft der Vergleich zu, wofur die Beweise zu erbringen ich momentan nicht in der Lage bin, so läuft auch in Afrika dieser Zweig der Ornamentik auf Ahnenkultus hinaus, was durchaus nicht zu verwundern ist, wenn man bedenkt, welch enge Beziehungen zwischen dem Menschen und der Eidechse einerseits bestehen und wie bedeutend die Rolle ist, welche die Larminstrumente bei den Todtenfeiern andrerseits spielen. Die Prämissen sind in beiden Gebieten die gleichen: hier wie dort herrscht allgemein der Glaube an die Verwandlungsfähigkeit gewisser Menschen in unsere Thiere[1]), und wenn der Melanesier im weiteren Verfolg dieses Glaubens zu jenem oben erwähnten, fernliegenden Endpunkt der Entwicklungsreihe fortschreiten konnte, so liegt auch für Afrika der Gedanke nahe, den Ahnenkult fur die Erscheinung der Eidechse auf den Trommeln und fernerhin auch auf anderen Instrumenten heranzuziehen. Ob nicht auch andrerseits manche der Zeichnungen, besonders auf den Hörnern, einfache Eigenthumsmarken sind, wage ich nicht zu entscheiden. Wie dem nun auch sei, in rein technischer Beziehung ist das Holz im Allgemeinen der Stoff, dem der Neger am meisten abzugewinnen versteht. Die trefflichen Elfenbeinschnitzereien, wie sie die Fig. 1, 2, 6 und 33 darstellen, bilden nur eine Ausnahme von der Regel, denn auf allen anderen aus dem gleichen Material gefertigten Stücken finden sich immer nur dürftige Figuren vom Charakter der Fig. 35, 36 und 37.

Wenn die geringwerthige Ausnutzung des so überaus bildsamen Elfenbeins dem anscheinend so viel undankbareren Holz gegenüber einigermaassen befremdlich erscheint, so ist der Vorrang dieses Materials dem so viel schwerer zu bearbeitenden Eisen gegenüber ohne Weiteres erklärlich. Fig. 39 bestätigt dies vollkommen. Diese schon weiter oben erwähnte Doppeleidechse befindet sich zwischen den übrigen, von ihr sehr abweichenden Figuren des Blattes nur

[1]) Codrington bei H. Schurtz, das Augenornament, p. 59. Bastian, Loangoküste II, 249.

deshalb, weil sie auf derselben Axt angebracht ist wie die beiden Nebenfiguren: die erste auf dem oberen Theil der Peripherie des scheibenförmig erweiterten Holzstieles, die beiden anderen auf den Breitseiten der Klinge. Weich und doch kräftig heben sich die Linien des Holzreliefs vom Grunde ab, indess die bloss punktirten Gestalten der beiden in das Eisen eingegrabenen Figuren eine gewisse Unruhe nicht verleugnen. Dennoch ist es gerade dieses Material, in dem die afrikanische Ornamentik nächst den Schilden und den nachher zu behandelnden Kürbisschalen am weitesten geht. Der vollkommen ausgeprägten Eidechse der einen Klingenseite steht auf der andern eine Figur gegenüber, die zwar noch eben denselben massigen, überlang gestreckten Körper besitzt, in der aber die Beine in einen einzigen Ansatzpunkt zusammengerückt sind. Dieses Hervorheben der Extremitäten und in dessen Gefolge das häufige Verkümmern, ja völlige Verschwinden des Rumpfes ist eine Erscheinung, durch welche die Ornamentik Afrikas geradezu charakterisirt wird. Besonders ausgeprägt findet sie sich in den Schildornamenten des Congobeckens[1]), doch auch in anderen Gebieten und auf anderen Gegenständen bildet sie die Regel, und wenn ich auch der Verquickung des Menschen mit der Eidechse nicht jenen Einfluss auf das Eidechsenornament beizulegen vermag wie Frobenius das thut, so stimme ich mit ihm dennoch in der Ansicht überein, dass nichts bezeichnender für die Verzierungen afrikanischer Geräthschaften ist als jenes unruhige Gewirr von Zickzacklinien, das Jedem, der einmal mit dem ethnologischen Besitz des Negers sich befasst hat, wohl bekannt ist und das in seinem Ursprung auf nichts Anderes zurückgeht, als auf die potenzirte Ausbildung der Extremitäten auf Kosten des übrigen Körpers. Das mir zur Verfügung stehende Material ist in dieser Beziehung nicht umfangreich genug, um diese Entwicklung in ihren einzelnen Zweigen und deren Phasen demonstriren zu können; es wird auch schwerlich die Sammlung irgend eines Museums allein einem solchen Zweck genügen. Hier kann nur ein Zusammenwirken aller betheiligten Kräfte im Lauf der Zeit Erspriessliches schaffen und Niemand sollte unterlassen, auch das Augenmerk weiterer Kreise auf den beregten Gegenstand zu lenken.

Das Verkümmern einzelner Körpertheile, in erster Linie des Rumpfes, zeigen recht schön und deutlich die in Fig. 40—43 wiedergegebenen Eidechsen von Aexten aus dem südlichen Congobecken. Besonders lehrreich ist in dieser Beziehung die Bassongeaxt Fig. 40, in deren aus Eisenblech bestehende Stielumhüllung die Figuren eingekörnt sind. Während Fig. b noch das vollkommene Thier, sogar mit prächtiger Wiederholung eines Beinpaares zeigt, ist bei c der Vorderkörper schon völlig verschwunden oder vielleicht in den darüber liegenden Rauten stilisirt, und in der überaus dürftigen Fig. d würde sicher Niemand das Eidechsenornament vermuthen, dem diese oder ähnliche, auf zahlreichen andern Gegenständen jener Länder befindlichen Bindeglieder unbekannt geblieben sind.

*) Frobenius, a. a. O.

Fig. 39—43. Axtornamente. Congobecken.

Die Fig. 41 und 43 zeigen ähnliche Kummerformen und auch Fig. 42 geht in ihrer allgemeinen Erscheinung nicht aus dem vorgezeichneten Rahmen heraus. Dennoch ist es nöthig, sich einen Augenblick mit diesem Ornament bezw. dieser Axt zu beschäftigen. Das Ornament ist gleich denen in Fig. 39, 41 und 43 in das Eisen der Klinge mit einem Körner einpunktirt, nur die seltsam verschnörkelten Gebilde zu beiden Seiten der Mittellinie sind geritzt. Ich muss gestehen, dass es nicht diese Technik, die ganz allgemein verbreitet ist, war, was mich an der Axt von Anfang an fremdartig berührte, sondern der ganz »unafrikanische« Habitus dieser letztgenannten Gebilde. Ihren ausgeprägt pflanzlichen Charakter zu leugnen, ging angesichts solcher Umrisse nicht an; wie aber sollten die Kioque zu einem Ornament kommen, das man wohl in der Renaissance oder im Barock sich denken kann, das aber nimmermehr nach Centralafrika gehört? Die Sache war und blieb mir nicht recht erklärlich, und schon war ich geneigt, meine Ansichten über das Vorkommen pflanzlicher Motive im Innern Afrikas zu modifiziren, als mir der wunderbar helle Ton der Klinge beim Anschlagen auffiel. Einen solchen Ton giebt wohl Stahl oder bestes europäisches Eisen, nimmer aber das weiche Produkt afrikanischer Hochöfen. Nunmehr war die Lösung bald gefunden. Betrachten wir das »Eidechsen-Ornament« genauer, so sehen wir zwar die allgemein übliche Form leidlich bewahrt, indessen sind die einzelnen Punkte nicht mit einem kegelförmig zugespitzten Instrument eingetrieben, sondern mit einem von keilförmig zugeschärfter Schneide, einem Meissel. Ferner sind die »Füsse« des Thieres nicht mit Zehen versehen, sondern haben den Charakter eines Doldenblüters. Ziehe ich alle diese Momente zusammen in Betracht und füge noch hinzu, dass die Kioque, dieses Handelsvolk par excellence des südlichen Congobeckens, von denen das Museum die Axt überkommen hat, seit sehr langer Zeit im engsten Konnex mit portugiesischen Händlern stehen, so unterliegt es für mich keinem Zweifel, dass die Axtklinge — nicht auch der Stiel, der typisch Kioque ist — dereinst das Licht der Welt ebenso in einer europäischen Schmiede erblickt hat,

wie es eine Zeit gegeben haben soll, in der mit Massai-Speerklingen ein schwunghafter Export nach dem Osten des dunkeln Erdtheils getrieben wurde. Zugeben muss ich dabei allerdings, dass dem kaukasischen Wielandsjünger zweifellos eine authentische Klinge als Muster vorgelegen hat; nur hat er das Ornament nicht zu deuten gewusst, hat die zierlichen Beinchen der Eidechse für Blüthenstiele einer Pflanze gehalten und ein Uebriges thun zu müssen geglaubt, indem er die nöthigen Blätter hinzuschuf.

Um bei den Aexten zu bleiben, so ist zu bemerken, dass im Uebrigen auch bei ihnen, soweit sie Westafrika angehören, die Hauptentwicklung des Eidechsenornaments in einer andern als der soeben behandelten, verkümmernden Richtung erfolgt ist.

44. Bena Kamba. 1/2. 45. Jaunde. 1/2. 46. Fan. 1/2. a. b.

GAILLARD ph.

Fig. 44—46. Ornamente auf Axtklingen. Westafrika.

Die Fig. 44—46 geben eine ungefähre Uebersicht der Formen, zu denen das Ornament in seiner kräftigsten und geschmackvollsten Ausbildung sich im Westen entwickelt hat. Am deutlichsten tritt die Eidechsengestalt hervor auf einer Axt der Bena Kamba vom mittleren Lomami unter 3° s. Br. (Fig. 44), bei der die Extremitäten verschieden zwar, aber nicht einmal stark stilisirt erscheinen. Kopf und Schwanz sind zu der gleichen vollkräftigen Rundung ausgewachsen wie sie den Rumpf auszeichnet. Was hier noch in seinen Anfängen sich zeigt, ist in den folgenden Figuren zur vollen Durchbildung gelangt; die ganze Zeichnung ist in allen ihren Zügen stilisirt und Kopf und Schwanz sind entweder nicht mehr ausgebildet oder in den Nebenfiguren zu suchen. Beherrscht wird diese Form des Ornaments wie keine andere von dem Gesetz der Wiederholung: neben- und übereinander reiht sich Thier an Thier und auch die Nebenflächen werden stilvoll mit dem Grundelement des Ornaments, dem Kreissegment (44, 45, 46b oben, 48b) oder dessen kräftigerer Modifikation, dem flachen gleichschenkligen Dreieck (46a, 46b unten, 47a, b)

a. b c

Fig. 47. Ornamente auf einer Kürbisschale. Hinterland von Togo. 1/2 d. w. Gr.

ausgefüllt. Diese Form des Eidechsenornaments ist nicht nur die nach unseren Begriffen schönste, sondern auch die im Westen verbreitetste. Sie findet sich schlechthin auf allen Gegenständen, die eine bildnerische Bearbeitung vertragen, und die Fig. 47 und 48 stellen nur Typen dar aus einer grossen Reihe von Vorkommnissen, die im Museum vorhanden sind. Die beiden Grundformen für den Körper, das Segment und das Dreieck, gehen ziemlich gleichwerthig neben einander her; sie finden sich, wie die Fig. 46b und 47a, b, c offenbaren, sogar gleichzeitig auf ein und demselben Stück, und nur dadurch erfahren die scharfen Konturen des letzteren eine gewisse Milderung, dass die Extremitäten stets durch einen Kreisabschnitt dargestellt werden.

b. a. 1/10. c

Fig. 48. Keulenornamente der Majakalla.
1/2 d. w. Gr.

Die Endglieder dieses »Rumpfornaments«, wie ich diese Entwicklungsform des Eidechsenbildes im Gegensatz zu dem aus der Weiterbildung der Gliedmaassen hervorgehenden »Gliederornament« nennen möchte, finden wir auf dem Kolben der in Fig. 48 wiedergegebenen Majakalla-Prunkkeule vom Kuango. Wir sehen hier in b zunächst das Kreisbogenornament in zwei Modifikationen,

Fig. 49. Haarnadelornament aus Banyo, Tibati. 1/2 d. w. Gr.

die vertikal gestellte, mit Wiederholungen seitlich und oben, und darüber eine horizontal liegende mit nur seitlicher Wiederholung. Diesen beiden Formen entsprechen die auf der Fläche c in den unteren beiden Partien eingegrabenen aufs Genaueste, mit der Maassgabe jedoch, dass die ursprünglich runden Konturen der Thiere zum Doppeldreieck stilisirt worden sind. In diesem mit den Grundlinien einander zugekehrten Doppeldreieck erblicken wir also das nächsthöhere Glied in der Kette und kommen nunmehr zum definitiven Schlussglied, indem wir in der darüber liegenden Fläche das Dreieck nicht mehr in der natürlichen Paarung von zwei und zwei finden, sondern es in diagonalen Reihen von gleichartig orientirten, rein geometrischen Dreiecken angeordnet sehen, die auf den ursprünglichen Ausgangspunkt der Figurenreihe ebenso wenig schliessen lassen, wie die analogen Figuren der Auetö auf die hängende Fledermaus[1]).

Zu einem andern Endglied führt schliesslich eine Ornamentreihe, die in der Fig. 49a—n niedergelegt worden ist. Diese Figuren sind Abbildungen von aus Knochen geschnitzten Haarnadeln, die Hauptmann Morgen aus Banyo in Tibati (Süd-Adamaua) mitgebracht hat. Der zugespitzte einzige Zinken jeder Nadel ist abgebrochen gezeichnet. Die Muster auf den Flächen der »Fahne« sind im Original mit einem Zirkel eingegraben, den der Künstler sich auf einfache aber sinnreiche Weise verfertigte, indem er eine eiserne Pfeilspitze zu zwei Spitzen ausschmiedete und so ein zwar unverstellbares, aber für den Zweck sehr brauchbares Werkzeug erhielt, mit dem die kleinen Kreise mit Leichtigkeit in den Knochen geritzt werden können. Auch bei dieser Serie stände man ohne die Anfangsfigur a einem Räthsel gegenüber, denn selbst die beiden nächsten Figuren b und c gewinnen erst thierische Gestalt durch den Vergleich mit a. Diese ist die einzige, bei der der Künstler noch mit dem offenbaren Bewusstsein ans Werk gegangen ist, eine Eidechse herzustellen. Schon bei den nächsten Figuren ist dieses Bewusstsein nur noch bedingt zuzugestehen, und bei allen anderen sind nur noch Rudimente von Eidechsen vorhanden, die man als solche erst erkennt durch Vergleich der einzelnen Stücke unter einander. Stets vorhanden ist der Kopf, meist auch der Schwanz. Beide unterliegen der

[1]) v. d. Steinen, a. a. O. Tafel XXII, Fig. 6.

Stilisirung bedeutend (l, m, n), viel stärker jedoch als sie ist der Rumpf vielseitigster Darstellung unterworfen. Mehrfache Wiederholung eines Körpertheils mit dem daran haftenden Beinpaar ist die Regel (c, g, h, i, k, l, m), die sich bei i zum Maximum steigert. Dann wieder ist der Rumpf allein bevorzugt und die Extremitäten fallen ganz (d) oder einseitig weg (h). Oder der Künstler bekam eine Nadel in die Hand, deren Fahne eingesplittert war; er wusste sich zu helfen und verdoppelte den Hinterkörper des Thieres allein (m). In ihrer Endform gelangt diese Nadelornamentik zu der immer wiederkehrenden Stäbchenform mit rechtwinklig angesetzten Querenden, wie sie die Fig. e, g, k, l, m, n so deutlich zeigen. Diese Stäbchen sind die Grundform des Ornaments, aus deren Kombination die Mehrzahl aller höher stilisirten Figuren entsteht, bis sie am Ende der Entwicklungsreihe (n) durch rechtwinkliges Aneinanderfugen zu jenem einfachen Kreuz zusammenwachsen, das nicht nur fur Afrika, sondern auch für andere Erdtheile schon der Gegenstand heftiger Kontroversen gewesen ist [1]).

Diese Figur tritt in der kleinen Kollektion von Haarnadeln, die wir aus Tibati besitzen, relativ häufig auf, z. T. mit dem Kopf der Eidechse gleichzeitig, z. T. auch ohne jede weitere Begleitfigur. Dieser Umstand scheint mir hinreichend, um in dem stehenden Kreuz mit Fug und Recht das thatsachliche Endglied der Reihe zu erblicken. Und selbst in den Fallen, wo das Kreuz allein und ohne andere Eidechsenrudimente auf den Nadeln sich findet, die also einem Skeptiker den bequemsten Anlass gewahren, jeden Zusammenhang der beiden Dinge zu leugnen, bedarf es nur eines sehr einfachen Induktionsbeweises, um jeden Zweifel zu ersticken.

Unter den zahlreichen Nadelserien, die das Museum aus dem centralen und westlichen Sudan besitzt, ist keine, die solche Fahnen besitzt wie die Nadeln in Fig. 49; sie sind entweder kreisförmig oder dreieckig, oder zu anderweitigen, sehr komplizirten Figuren ausgeschnitzt. Obwohl durchweg mit ebendenselben kleinen Kreisen verziert wie die Tibatinadeln, haben sie ausser diesem Grundelement nichts Gemeinsames, denn die aus den Kreisen zusammengesetzten Figuren tragen ausnahmslos einen anderen Charakter als die Tibatiserie, einen Charakter, der serienweis verschieden ist und den zu verfolgen sicherlich garnicht so uninteressant wäre. Daraus geht hervor, dass entweder das Ornament durch die Gestalt seines Trägers bedingt wird, oder aber, und das liegt ebenso nahe und ist dabei viel bedeutungsvoller, dass die Gestalt des Tragers eine

---

[1]) S. darüber Ehrenreich a. a. O. S. 25 und Brinton, the taki, the svastica and the cross in America. Philadelphia 1889. Recht bedauerlich ist es, dass Hauptmann Kling zu dem schönen Aquarell »Gräber in Odomi«, dessen Original im Berliner Mus. f. Völkerk. ausgestellt ist, keinen Kommentar gegeben hat. In die ebene Oberfläche der beiden dort dargestellten viereckigen Grabhügel sind Kaurimuscheln derart gelegt, dass sie je ein Doppelkreuz bilden, von denen das eine in einen nach oben geöffneten Halbmond ausläuft. Aller Wahrscheinlichkeit nach stellen die Figuren Eidechsen dar, ohne dass es jedoch möglich wäre, etwas Positives darüber zu sagen. Vielleicht enthalten die Kling'schen Tagebücher etwas Authentisches über den Gegenstand.

Funktion des Ornaments ist. Der erste naheliegende Gedanke ergiebt ohne Weiteres die Möglichkeit, aus der Form des Trägers die Herkunft des Ornamentes selbst zu bestimmen. Sehen wir also, wie alle jene Nadelformen, die ein unzweideutiges Eidechsenornament beherbergen, ausnahmslos mit jener trapezoïdförmigen Verlängerung der Fahne versehen sind, die für die Tibatiserie charakteristisch ist, so liegt nichts näher als die Schlussfolgerung, dass auch alle übrigen Ornamentformen, einerlei welcher Gestalt, auf die Eidechse zurückgehen, sofern sie nur eine Nadel zieren, die ebenfalls mit jenem Ansatz versehen ist. Diese Voraussetzung trifft auch bei dem reinen Kreuz stets zu, und somit liegt meines Erachtens nichts im Wege, den Beweis für die Entwicklung der Eidechse zum Kreuz hiermit als vollgiltig erbracht anzusehen.

Der andere Gedanke führt zu folgender Betrachtung. Es scheint eine unantastbare Wahrheit zu sein, dass alle Dinge, die als Ornament zur Verwendung gelangen, sei es Pflanze oder Thier, in ihren Originalen dem Menschen lange vorher nicht nur überhaupt gedient, sondern auf ähnliche Weise und zu ähnlichem Zwecke gedient haben wie nachher die im Zierstück verewigten selben Gegenstände. Wie der mittelalterliche Ritter am Schild das Bild des Eberkopfes, so trug der altgermanische Recke an ebenderselben Stelle die Trophäe selbst, und wie der heutige Bewohner des Congobeckens in seinen Schild das Bild der Eidechse einflicht, so befestigte dereinst sein Vorfahr wenigstens einen Theil des wirklichen Thieres daran, dem Feinde zum Schrecken und sich selbst zum Schutz. Auf unsern Fall angewandt, ergiebt sich daraus die Folgerung, dass die Bewohner von Adamaua oder doch von Tibati in irgend einer vergangenen Periode anstatt der Knochennadeln von der besprochenen, bestimmten Form wirkliche Eidechsen in eine nähere Beziehung zu ihrem Haupte gebracht haben müssen. In welcher Weise diese Beziehung zum Ausdruck gelangte, lässt sich natürlich nicht sagen; es ist indessen sehr wohl anzunehmen, dass der Tibatimann sein Haupt mit dem Balg der Eidechse in einer Manier zu verschönern strebte, die ihre Analogie nicht nur in Afrika[1]), sondern auch in gesitteten Kulturländern wiederfindet. Macht es doch in ästhetischer Beziehung absolut keinen Unterschied, ob der Aelpler sich mit dem »Gamsbart« oder die Dame sich mit dem todten Vogel »schmückt«, oder ob der rauhe Sohn des schwarzen Erdtheils seiner Frisur den höchsten Grad der Schönheit zu verleihen trachtet durch Anbringung des farbenschimmernden Reptils.

Ist die vorhin ausgesprochene Behauptung richtig, nach der die Gestalt des Trägers durch die Form des Ornaments bedingt sein soll, so erübrigt nur noch der Nachweis, wann und durch welche Umstände veranlasst der Uebergang vom Original zur bildnerischen Wiedergabe des Ornaments erfolgt ist. Natürlich ist es ganz unmöglich, vom Studiertisch aus, oder selbst aus der ethnographischen Sammlung heraus, derartige Fragen zu beantworten. Hier könnte

[1]) S. z. B. das Portrait der Königs Ibaka von Bolobo am mittleren Congo in »Platz, Afrika«, an dessen gewaltiger cylindrischer Kopfbedeckung ein paar Eidechsen sich lustig emporschlängeln.

nur intensivste Forschung an Ort und Stelle fördernd eingreifen, und die hat in Afrika bis jetzt noch gänzlich versagt. Es ist möglich, dass ein Volk durch Weiterentwicklung in sich von einer Form zur andern fortschreitet; viel einflussreicher jedoch erachte ich für Afrika, als den Erdtheil der Völkerverschiebungen und Völkerdurchdringungen, die Berührung mit anderen Kulturkreisen, und so liegt, um bei unseren Haarpfeilen zu bleiben, die Annahme nahe, dass die Bewohner von Tibati den barbarischen Kopfschmuck der wirklichen Eidechse mit dem knöchernen Geräth erst vertauschten, nachdem sie die Bearbeitung dieses Materials von neuen Nachbarn erlernt hatten. Aehnlich wird es mit zahlreichen Ornamenten in der ganzen Welt und in Afrika ergangen sein, und nur die Punkte sind dabei im Auge zu behalten, dass, wenn auch das Material des Ornamententrägers wechselt, einmal die Form des Ornaments im Wesentlichen stets dieselbe bleibt, andrerseits aber auch die Gestalt des Trägers durch das Ornament mehr oder weniger beeinflusst wird. Dieser Gesichtspunkt ist meines Wissens neu. Seine Anwendung auf manche Gegenstände des täglichen Gebrauchs erscheint kühn und gewagt, und dennoch ist nicht ausgeschlossen, dass die Form des Congoschildes z. B., dieses anscheinend aus Nützlichkeitsrücksichten ausschliesslich hervorgegangenen Geräthes, nicht nur durch die Art der gegnerischen Waffe allein bedingt ist, sondern dass auch ästhetische Rücksichten auf sein Ornament irgend welchen Einfluss auf seine Gestaltung ausüben oder ausgeübt haben mögen. Die Durchführung eines solchen Nachweises ist ein Traum, dessen Erfüllung man für Afrika wohl kaum jemals erhoffen darf. Wir sind in diesem Erdtheil in der That noch sehr zurück trotz einer geradezu unübersehbaren Litteratur. Solange die Reisebücher sich indessen auf dem bisherigen Durchschnittsniveau halten werden, ist auf keine Aenderung des bisherigen Zustandes zu rechnen. Anders und besser wird es erst werden, nachdem die Aera der Exploration einer solchen der Volkskunde gewichen sein wird. Ob dann die Resultate sehr bedeutend und den Anstrengungen entsprechend ausfallen werden, ist bei der kümmerlichen Tradition der Neger auch noch fraglich. Aus diesem Grunde halte ich den Moment für Untersuchungen wie die vorliegende auch keineswegs für verfrüht, trotzdem man gänzlich auf die Litteratur und, im besten Falle, auf die ethnographischen Sammlungen angewiesen ist. Kann man von solchen Arbeiten auch keine phänomenalen Resultate erwarten, so fördern sie doch vielleicht einige Körnchen zu Tage, die zum Haufen anwachsen, sofern das Forschungsgebiet nur von allen Seiten in Angriff genommen wird.

Auch die Resultate dieser Untersuchungen konnten den Umständen ihrer Entstehung gemäss nicht gross sein. Den einen Hauptzweck, nämlich die Darstellungsweise der Eidechse bei den verschiedenen Völkern Afrikas klarzulegen, glaube ich im Grossen und Ganzen durch sie erfüllt, und wenn im Verfolg der andern Aufgabe die Entwicklung des Thierbildes zum rein linearen Ornament auch nur in wenigen Fällen nachgewiesen werden konnte, so erachte ich

auch das noch für einen besonders glücklichen Zufall. Soviel steht jedenfalls nunmehr schon fest, dass die Ornamentik der Naturvölker Afrikas sich in keinen anderen Bahnen bewegt, als diejenige anderer Erdtheile. Auch in ihr spielen die Faktoren der Wiederholung, der Durchdringung (vgl. d. Schlussvignette), der Anpassung an Raum und Material, der Verkümmerung[1]) und der Wucherung eine bedeutsame Rolle. Zwar herrscht die Kümmerform vor, doch nicht in dem Maasse wie Frobenius das betont[2]). Auch der Neger lässt seiner Phantasie zuweilen freien Spielraum und schafft Gebilde, die vor den Kunstleistungen anderer kulturarmer Völker nicht zurücktreten.

[1]) Vgl. Hauptmann Kling, M. a. d. D. S. 1889. Taf. V. unten links.

[2]) Frobenius a. o. O. 333.

Schlussvignette: Deckel einer Kürbisschale von der Loangoküste. $^1/_4$ d. w. Gr.

Dr. Konrad Theodor Preuss.

Menschenopfer und Selbstverstümmlung bei der Todtentrauer in Amerika.

Eine Darstellung der Natur des Gewissens vermittelst der vergleichenden Völkerpsychologie.

Menschenopfer und Selbstverstümmlung bei der Todtentrauer in Amerika.

Eine Darstellung der Natur des Gewissens vermittelst der vergleichenden Völkerpsychologie

von Dr. Konrad Theodor Preuss.

§ 1. Die »Trauerverstümmlung«, welche Leidtragende durch Verwundung des eigenen Körpers und Abschneiden von Gliedern oder des Haupthaars vornehmen, hat R. Andree als Völkersitte nachgewiesen[1]. Eine Deutung derselben ist nur beiläufig versucht worden, indem man sich damit begnügte, die eigene oder aus dem Munde des betreffenden Volkes vernommene und mitgetheilte Erklärung des Berichterstatters anzuführen oder einen einzelnen Vorgang für sich sprechen zu lassen.

Herbert Spencer ist das Haaropfer ein »act of affection or mode of propitiation or both.« Dieselbe Bedeutung hat nach ihm die Selbstverwundung, die eine der indirekten Folgen des Glaubens an nahe Wiederbelebung sei, wo sie sich mit Kannibalismus verbindet[2]. Der Todte empfängt dann also das Blut oder Glied als Opferspeise. Hier haben die Worte affection und propitiation, ohne ihr Verhältniss zu einander und zum kannibalistischen Opfer klarzustellen, nur leeren Klang. Lippert, der, von der Menschenfresserei ausgehend, die verwandten Arten des Menschenopfers, ferner die Blutrache und die Selbstverwundung sehr konsequent, wenn auch etwas schematisch, durch das Verlangen nach dem Genuss von Menschenblut erklärt, also sich Spencer's Anschauung nähert, betrachtet die Selbstverletzung ebenso wie dieser als selbständige Sitte, nicht als Rudiment eines Menschenopfers[3].

Am meisten aber ist die Verstümmlung als Ersatz oder Ablösung des Menschenopfers aufgefasst worden. Schon Tylor deutet darauf hin[4]. W. Schneider

[1]) Ethnogr. Parall., Stuttgart 1878, S. 147—152.

[2]) The Principles of Sociology, 1875, I, S. 180—182.

[3]) Kulturgesch. d. Menschheit, 1887, II, S. 295—330.

[4]) Anfänge der Kultur, Leipzig 1875, II, S. 400 f.

erkennt in der Selbstverwundung ein Ueberbleibsel oder ein Surrogat von Menschenopfern am Grabe[1], und in seiner eingehenden Arbeit über das Haaropfer versucht gleichfalls G. A. Wilken besonders dieses, nebenbei aber auch die andern beiden Arten der Selbstverstümmlung, und zwar nicht nur bei Gelegenheit der Todtentrauer, als »ebenso viele Lösungsmittel des den Manen verfallenen Hauptes« hinzustellen[2]. Dieser Meinung schliesst sich neuerdings noch Steinmetz[3] an.

Nur James G. Frazer stellt die Sitte in eine Reihe mit dem Brauche Trauernder, sich zu bemalen, mit Asche und Schmutz zu bedecken, armselige Kleidung oder solche von ungewöhnlicher Farbe und Masken zu tragen, um so durch Verkleidung den Augen des übelwollenden Todten zu entgehen[4]. Jedoch verzichtet er, sich näher darauf einzulassen.

Der merkwürdige und für die Völkerpsychologie bedeutungsvolle Brauch ist also in höchstem Maasse kontrovers und fordert geradezu zu einer nochmaligen Deutung heraus. Statt, wie es bisher geschah, beliebiges Material von den verschiedensten Völkern der Erde zusammenzutragen, was sehr leicht das Urtheil trüben kann, möchte ich es unternehmen, Art und Vorkommen unserer Sitte in einem bestimmten geographischen Bezirk, in Amerika, nach streng induktiver Methode möglichst allseitig zu beleuchten.

Menschen als Todtenopfer. Von vornherein ist es für die Wilken'sche Hypothese günstig, dass in Amerika, besonders auf der Pacifischen Seite, noch in historischer Zeit den Verstorbenen Menschen, sowohl Sklaven wie Freie und unter diesen Verwandte der Todten, geopfert wurden. Es ist jedoch zu beachten, dass, wie wir sehen werden, fast in allen Fällen das Opfer reichen oder hervorragenden Personen vorbehalten war und die Zahl der Geopferten nur beim Tode eines Häuptlings in einem despotisch regierten Volke, das seinen Herrscher als Gottheit betrachtete, eine gewisse Höhe erreichte.

§ 2. Begleitopfer. Wiederholt wird als Grund angegeben, dass die Verstorbenen im Jenseits Leute hätten, die für sie arbeiteten. Zugleich begegnen wir zuweilen der Anschauung, dass getödtete Feinde in der anderen Welt Sklaven des Ueberwinders sind. Auch wo es heisst, dass Diener, worunter man wohl oft Freie verstehen muss, Weiber oder andere Personen geopfert wurden, wird es meistens durch die Bequemlichkeit des Verstorbenen oder seine Zuneigung begründet, die ein Zusammenleben mit ihnen auch nach dem Tode erheischen.

Opfer von Sklaven. Nach Dall u. A. brauchen bei den Thlinkit diejenigen, zu deren Ehren Sklaven geschlachtet sind, nach dem Tode nicht zu

[1] Die Naturvölker, 1885, I, S. 114.
[2] Rev. col. Internat., 1887, I, S. 366.
[3] Erste Entwickelung d. Strafe, 1894, I, S. 355.
[4] Journ. Anthrop. Inst., XV, S. 73.

arbeiten[1]). Die Fischindianer Britisch-Columbiens wollen ebenfalls dadurch im Himmel Bediente haben[2]). Das Weib des Tschinukhäuptlings Calpo bei Cap Disappointment tödtete 1829 zwei Sklavinnen, welche ihrer Tochter in die Geisterwelt folgen und besonders ihr Kanu in das Land der Glückseligkeit rudern sollten[3]). Ueberhaupt sollen die Tschinuk und Salisch für die häuslichen Arbeiten Sklaven ins Jenseits mitnehmen[4]). Unter den Maya bestimmte jeder Grosse beim Leichenbegängniss des Fürsten unter den Geschenken einen männlichen und einen weiblichen Sklaven zum Opfertod auf dem Grabe des Verstorbenen. Sie wurden nachher auch in das Grab hineingeworfen mit den Werkzeugen, welche sie im Leben gebraucht hatten, damit sie ihren gewohnten Verrichtungen im Dienste eines neuen Herrn in der andern Welt nachgehen möchten. Lag ein Häuptling in der Vera Paz im Sterben, so wurden seine Sklaven getödtet, um im Voraus das Haus für ihn zu bestellen[5]). Wenn ein Caribe von Surinam einige Sklaven und Sklavinnen gehabt hat, so todten sie diese, damit sie ihrem Herrn aufwarten können[6]).

Getödtete Feinde sind Sklaven im Jenseits. Ausserdem hatten die mit den Arowaken beständig im Streit liegenden Cariben die Anschauung, dass sie nach ihrem Tode über die Seelen aller Arowaken als Herren würden gebieten können. Die Osagen hängten den Skalp eines Feindes als zukünftigen Dieners aufs Grab ihrer Freunde[7]). Auf dem Grabe eines Häuptlings am oberen Missouri waren auf dem Grabpfahl vier wagerechte Striche über dem Totemthier, welche ebenso viele erschlagene Feinde bezeichnen sollten. Wie man Schoolcraft berichtete, wurden die Linien so von dem Leichenredner beim Begräbniss erklärt. Zugleich weihte der Redner die Geister der vier und stellte sie dem verstorbenen Häuptling zur Verfügung, damit sie ihn zu dem Lande der Todten begleiteten[8]). Indessen bringen die Dacota, Menomonen, Winebago, Pottowatomi, Odjibway, Ottawa u. A. ausser solchen Zeichen in ähnlicher Weise die Zahl der Kriegsfehden des Verstorbenen, der empfangenen Wunden, die Todesursache u. dgl. m. auf jenen Tafeln an[9]), was lediglich zur Erinnerung

[1]) Dall, Alaska, II, S. 423. A. Krause, Die Thlinkit-Indianer, S. 281. Kotzebue bei Bancroft, The Native Races of the Pacific States of North Amer., I, S. 108, III, S. 516. Nach Krause a. a. O., S. 223, ist die Sitte erloschen.

[2]) Moyne bei Steinmetz, Strafe, I, S. 153.

[3]) Parker, Reise über die Felsengebirge, deutsch, Dresden 1840, S. 181.

[4]) Bancroft, III, S. 519. Nach G. Gibbs, Smithson. Contr. to North Amer. Ethnol., I, S. 204, hat die Tödtung von Sklaven in diesen Gegenden aufgehört.

[5]) Bancroft, II, S. 799. Ximenes bei Bastian, Amerika, II, S. 930. O. Stoll, Guatemala, Internat. Arch. f. Ethnogr., Suppl. zu I, S. 70/71. Brasseur de Bourbourg. Nations civilisées du Mexique et de l'Amer. centr., II, S. 574. Die Horobaros (?) begruben mit dem Häuptling Sklaven, um ihnen in der andern Welt zu dienen. (Ceballos bei Bastian, Amerika, III, S. 27.)

[6]) van Berkel's Reise nach Rio de Berbice, deutsch, Memmingen 1789, S. 268. Bastian, Ethnol. Forschungen, II, S. 344.

[7]) Bastian a. a. O. Tylor, Anfänge d. Kultur, I, S. 454.

[8]) Schoolcraft, Information respecting the Indian Tribes, I, S. 356.

[9]) Schoolcraft a. a. O., I, 336, 338, 356.

und Verherrlichung diente, wie man das namentlich auch bei vielen Eskimo Alaskas findet[1]. Daher ist anzunehmen, dass ein solcher Glaube an den Dienst getödteter Feinde spät erst und sporadisch aufgetreten sei, wo die Sklaverei grössere Dimensionen annahm.

Opfer von Freien. Um nun zur Opferung freier Leute überzugehen, soweit ihre Verwendung im Jenseits in Betracht kommt, so erzählt Mc. Lean, dass, als ein alter Häuptling in Britisch-Columbien starb, sein Sohn einen alten Freund desselben, einen Weissen, in dem Fort tödtete, um seinem Vater in der Geisterwelt zu seinem Freunde zu verhelfen, damit dieser ihn auf seiner Reise tröste[2]. Bei den meisten Nationen in der Nähe des Colorado werden ausser ihrem Eigenthum bisweilen Weiber mit ihren Herren in das Land der Geister geschickt[3]. Diejenigen, welche in Louisiana im Dienste der Herrscher stehen, gleichviel von welchem Geschlecht, müssen mit den Fürsten und Fürstinnen sterben, um sie in den Gefilden der Geister zu bedienen. Es mussten also auch die Weiber wie die Ehemänner der königlichen Personen in dem Falle den Tod erleiden. Die Zahl der Opfer war so gross, dass diese Sitte sehr viel zur Vernichtung der Nation beigetragen hat[4]. Aehnlich scheint es in Florida und Carolina gewesen zu sein[5]. Bei de Soto's Tod soll ein ihm ergebener Dacotahäuptling (?) zwei junge Indianer haben tödten lassen, damit sie ihn auf dem Wege ins Schattenreich bedienten, und als die Spanier auf dem Zuge des de Soto aus Guachoia marschirten, folgte ihnen ein junger Indianer, welcher erzählte, er sei von einem vornehmen Herrn mit dessen Kindern erzogen worden, und weil sein Herr jetzt auf den Tod krank liege, so habe man ihn erwählt, dass er lebendig mit ihm solle begraben werden, weil man sage, er sei so sehr von seinem Herrn geliebt worden[6].

Oviedo erzählt von der Insel Hispaniola, dass man beim Tode des Kaziken mehrere Personen beiderlei Geschlechts, besonders aus der Zahl seiner Frauen, lebendig beerdigte. Diese machten sich daraus eine Ehre und glaubten, dass sie ihn in den Himmel oder in die Sonne begleiten würden. Die Entscheidung war ihrer Wahl überlassen und die Sitte ziemlich wenig gebräuchlich[7]. Die Leiche des Toltekenkönigs Huemac wurde mit zwei seiner Kinder ins Grab geschlossen, für die er die meiste Zuneigung offenbart hatte, und einem Kind,

---

[1]) Dall, Alaska, I, 145, 225. Jacobsen, Reisen an der Nordwestküste Amerikas, deutsch, 1884, S. 193, 205.

[2]) A. P. Reid, Journ. Anthrop. Inst., III, 1873, S. 110.

[3]) Bancroft, I, 522.

[4]) Page du Pratz, Hist. de la Louisiane, Paris 1758, III, S. 26, 47. Lafitau, Moeurs des sauvages Amér., Paris 1724, III, S. 411.

[5]) Gallatin bei Yarrow, Mortuary Customs among the North Amer. Indians S. 73.

[6]) Th. Olshausen, Das Mississippithal, Kiel 1854, I, S. 330. Charlevoix, Gesch. u. Beschreibung von Neu-Frankr., Leipzig 1756, III, S. 479. Vgl. Gregg, Karawanenzüge durch die Prairien, Wien 1848, II, S. 182.

[7]) Lafitau, II, S. 412. P. Martyr bei Peschel, Zeitalter der Entdeckungen, S. 186 u. A. 3. Charlevoix, l'Ile espagnole, Amsterdam 1733, S. 59/60.

um ihm zu dienen[1]). Bancroft meint, dass Anfangs nur wenige bei der Verbrennung des aztekischen Monarchen getödtet wurden; später belief sich ihre Zahl auf mehrere Hundert. Sie bestanden hauptsächlich aus Sklaven, welche von den leidtragenden Grossen geschenkt waren. Acosta geht so weit zu behaupten, dass der ganze königliche Haushalt aus der Welt geschafft wurde, darunter der Lieblingsbruder des Königs. Dann waren aber die Edlen, welche sogar für die gewöhnlichen Verrichtungen den Dienst beim König versahen, bald ausgerottet worden. Ohne Zweifel erwartete man, dass einige der treuesten Höflinge sich als Opfer anboten. Selbstopferung der Weiber war nicht ungewöhnlich, obwohl nicht durch das Gesetz vorgeschrieben. Sie kamen dadurch in den obersten Himmel. Vor der Ueberlieferung der Opfer an ihre Henker, die Priester, hielt ein Verwandter des Verstorbenen eine Ansprache, ihrem Herrn auch dort treu zu dienen; sie würden dort glücklich sein. Das Opfer fand statt, wenn die Flammen des Scheiterhaufens emporloderten. Doch war schon während der Trauercour der Priestersklave getödtet, unter dessen Obhut die Haushaltungsidole standen. Neben anderen Gaben wurden auch Sklaven in den folgenden 80 Tagen nach der Bestattung nachgesandt[2]). Edle dagegen hatten in Mexico, wie es scheint, nicht die Erlaubniss, Menschenopfer darzubringen[3]).

In Michoacan kam der neue König, um diejenigen unter den Dienern nach den unverletzlichen Gesetzen des Landes auszuwählen, welche dem todten Fürsten folgen sollten. Sieben von diesen waren edle Frauen, denen verschiedene Pflichten im Jenseits zufielen. Unter den männlichen Opfern, welche meistentheils Sklaven gewesen zu sein scheinen, war jedes Gewerbe und jeder Beruf vertreten[4]). Der Chichimekenfürst Nauhyotl wurde auf einem Sessel ins Grab gelassen, zu seinen Füssen ein Sklave und zu jeder Seite seines Thrones eine seiner Hauptkonkubinen. Diese Unglücklichen, glaubte man, genossen mit ihm den himmlischen Aufenthalt[5]). In Guataro (Guatemala) stritt man sich darum, bei dem Tode eines Kaziken erschlagen zu werden, da die mit ihm Gehenden Aussicht hatten, den Weg zum Paradies der Dahingeschiedenen zu finden[6]). Von den Indianern, »die in zwei Trupps, die einen am Cap Gracias a Dios, die andern im Moskito-Lande wohnen«, erzählt Oexmelin, dass man die Sklaven

[1]) Brasseur de Bourbourg, I, S. 316.

[2]) Bancroft, II, S. 610/11, 613. Biart, les Aztèques S. 150/1. Antonio de Solis, Gesch. der Eroberung von Mexico, 1838, I, S. 296. Brasseur de B., III, S. 572—4. Torquemada bei Bastian, Amerika, II, S. 761. Clavigero bei Jones, Smithson. Contr. to K., XXII, S. 26/7.

[3]) Bancroft, II, S. 615. Dagegen Prescott, Hist. of the Conquest of M., I, S. 41, nach welchem zuweilen beim Tod reicher Leute eine Menge Sklaven geopfert wurden. Auch mit dem Fürsten in Tlascala verbrannten sich Frauen und Sklaven, Bucklige und Zwerge (Herrera bei Bastian, Amerika, II, S. 774, A 1).

[4]) Bancroft, II, S. 620. Brasseur de B., III, S. 83—85. Von den Indianern der Conquista im Allgemeinen erzählt Thévenot, dass sie einmal mit einem Fürsten ein mit Ruderern bemanntes Schiff beerdigten, damit sie ihm in der anderen Welt dienen könnten. (Steinmetz, Strafe, I, S. 341.)

[5]) Brasseur de B., I, S. 330; III, S. 453.

[6]) Bastian, Forschungen, II, S. 344.

eines Verstorbenen tödtet, wenn er welche hat, und sie mit ihm beerdigt. Einst, als einer der Grossen bei ihnen starb, brachten ihm Freunde und Verwandte von allen Seiten Geschenke, auch Sklaven, die mit ihm beerdigt werden sollten. Sie liessen auch seinen Priester oder Kaplan sterben zur Verrichtung der Ceremonien seiner Religion im Jenseits, ferner seinen Schaffner, den Koch, die Zwerge und Verwachsenen. Das Merkwürdigste ist, dass alle diese Diener sich gern dazu erboten, ihm zu dienen, und zwar mit desto grösserem Eifer, wenn er während seines Lebens gut gegen sie gewesen war[3]). In Panama, Nata und anderen Distrikten tödteten sich, wenn ein Kazike starb, diejenigen seiner Konkubinen, die ihn genügend liebten, diejenigen, welche er dazu bestimmt hatte, weil er sie besonders liebte, sowie gewisse Diener und wurden mit ihm begraben, um ihm im Lande der Geister aufzuwarten. Wer ihn jetzt nicht begleitete, würde das Privilegium verlieren, bei ihm zu sein, und seine Seele würde bei seinem natürlichen Tode mit dem Körper sterben. Das Vorrecht, den Kaziken in seinen zukünftigen Zustand zu begleiten, war, wie man glaubt, nur denen zugestanden, welche hier in seinem Dienste waren. Deshalb suchten Eingeborene beiderlei Geschlechts diesen Dienst eifrig. Bei der Beerdigung hatten die, welche während seines Lebens für ihn Korn gepflanzt hatten, etwas Mais und ein Werkzeug der Feldwirthschaft bei sich, damit sie bei ihrer Ankunft in der andern Welt sogleich mit Pflanzen beginnen könnten[4]).

Opfer von Kriegern, Sklaven und Frauen zum Dienste im Jenseits fanden auch für den Häuptling in Bogota statt[5]). Wenn der Inca starb, wollten sich nach Garcilasso seine Diener und Lieblingsfrauen lebendig beerdigen lassen, um ihrem Herrn auch in der andern Welt zu dienen. Es meldeten sich dazu so viele, dass man sie zurückhalten musste, und dieses war sehr schwierig[6]). Bei Yupanquis (?) Tode erhängten sich viele im Reich, und beim Tode Huayna Capacs sollen sich die Opfer auf mehr als 1000 Personen belaufen haben[7]). Wenn auch in diese Angaben auf Grund anderer Quellen Zweifel gesetzt werden müssen, und wenn auch ein freiwilliges Opfer wohl erst einem Zwangsverfahren und den Versprechungen der Priester gefolgt sein wird, so ist doch nicht abzusehen, welche Ausdehnung der Selbstmord unter ähnlichen Umständen erreichen kann. Wie aber die Lust am Leben den Hang, dem Fürsten in den Tod und ins jenseitige schönere Leben zu folgen, nur bei wenigen aufkommen

---

[3]) Olivier Oexmelin, Hist. des aventuriers, qui se sont signalés dans les Indes, Paris 1658, II, S. 188—200. Vgl. Delaporte bei Bancroft, I, 745, A 43.

[4]) Bancroft, I, S. 781/2; III, S. 544. Peschel, Zeitalter der Entdeckungen, S. 457. Bastian, Amerika, II, S. 260, 766, A 1 u. 2; III, S. 140.

[5]) Tylor, Anfänge d. Kultur, I, S. 454.

[6]) Hist. des Yncas, Amsterdam 1737, I, S. 287.

[7]) Bastian, Amerika, II, S. 924. Tschudi, Beiträge zur Kenntniss des alten Peru. Denkschr. Wien. Ac. phil-h. Kl. XXXIX, S. 48. Charlevoix, Gesch. von Neu-Frankr., II, S. 498, 546. Bastian, Amerika, I, S. 455; II, S. 923, A. 2, 924; III, S. 140. Brehm, Inka-Reich, S. 68—70.

lässt, schildert Page du Pratz sehr charakteristisch für das Volk der Natchez[1]. Das Opfer von Frauen und Dienern für das Jenseits war beim Tode mancher Vasallenfürsten des Inca gebräuchlich[2]. Auch scheinen die Vornehmen in Peru solche Todtenopfer empfangen zu haben[3]. Nach Gomara wurden sie später durch Holzbilder ersetzt[4].

Opfer zweifelhafter Natur. Nunmehr werden wir auch die folgenden Erwähnungen von Todtenopfern, bei denen ein Grund weder angegeben, noch aus den Umständen ersichtlich ist, vorläufig als Begleitung des Verstorbenen aufzufassen haben. Die Kaniagmuten sind die einzigen unter den Eskimo, bei denen man früher nicht selten einen Sklaven auf dem Grabe der Reichen opferte[5]. Dasselbe geschah bisweilen auf den Aleuten[6]. Ausser Sklaven sind auch Frauen und Freunde, so viel man weiss, beim Tode hervorragender Tschinuk geopfert worden[7]. Bei den Misteken in Oajaca wurden zwei männliche und drei weibliche Sklaven in das Grab des Herrschers gelegt. Burgoa erzählten die Eingeborenen, dass ergebene Diener ihrem Herrn lebend in das Grab zu folgen pflegten[8].

§ 3. Selbstopfer aus Zuneigung. Es wäre kaum zu vertheidigen, wollte man die als freiwillig bezeichneten Todtenopfer zum grössten Theil auf Rechnung der Zuneigung zu dem Verstorbenen setzen, indessen ist sie sicher in einzelnen Fällen zu der ursprünglichen Zwangslage und den guten Aussichten für jene Welt hinzugetreten. Die Vorstellungen vom Jenseits machen überhaupt die Naturvölker zum Selbstmord disponirt[9], und manche Berichte von Selbstopfern lassen vorläufig die Zuneigung sogar als primären Grund nicht von der Hand weisen.

So heisst es von den Athka Aleuten, sie nehmen sich oft infolge des Todes eines Verwandten das Leben. Man hat jedoch nie gehört, dass Kinder beim Tode ihrer Eltern Selbstmord begingen, obwohl dieses als Gesetz betrachtet wurde[10]. Letzteres deutet freilich auf ursprünglichen Zwang. Jedoch haben wir hier das erste Beispiel, dass sich Blutsverwandte opfern, nicht etwa Frauen beim Tode ihrer Männer, da ersteren als Eigenthum des Verstorbenen eher die Verpflichtung dazu obgelegen haben kann.

[1]) Hist. de la Louisiane, III, S. 26—58. Von grossem Zudrang zum Opfertode berichten dagegen Charlevoix u. Father le Petit bei Jones Smiths. Contr. to K. XXII. S. 19—21.

[2]) Bastian, Amerika, I, S. 454; II, S. 924 (in Xauxa?, Huanuco). Unter den Yuncas wurden die Todten mit Schätzen und Freunden beigesetzt (Cieza de Leon bei Bastian, Amerika, III, S. 27).

[3]) Zarate im Anh. zu Ulloa, Nachr. von dem südl. und nordöstl. Amerika, Leipzig 1781, II, S. 306. Charlevoix, Neu-Frankr., II, S. 546.

[4]) Bastian, Amerika, I, S. 453.

[5]) Dall, Alaska, II, S. 403. Bancroft, I, S. 86.

[6]) Langsdorf bei Bancroft, I, S. 93, A. 133.

[7]) Bancroft, I, S. 240.

[8]) Bancroft, II, S. 622. Andere Beispiele folgen in Parallele zu den Verstümmlungen.

[9]) Vgl Steinmetz in »The American Anthrop.«, VII, S. 53—60.

[10]) A. a. O., VII, S. 54.

Ein Nez Percé hatte sich aus Trauer um seinen verstorbenen Verwandten erschossen[1]). Ueberhaupt werden verschiedene Fälle von Selbstmord aus Trauer bei den Shushwap, Salish und Sahaptin erzählt. Ein Walla-Walla-Häuptling (zu den Sahaptin) liess sich lebendig mit dem letzten seiner Söhne beerdigen, um ihn auf der mühevollen Reise nach der Geister Jagdgefilde zu begleiten und zu schützen. Diese Völker bringen jedoch ein Menschenleben, gewöhnlich das eines Sklaven auf dem Grabe dar, aber augenscheinlich geschieht dieses nirgends als regelmässiger Theil der Begräbnissceremonien[2]). »Die Scene am Grabe der Frau des Häuptlings Soomut vom Pit River gestaltete sich sehr eindrucksvoll. Kein Wunder, dass diese ihren augenblicklichen Gefühlen nachgebenden Naturkinder bis zu solchem Grade sich gehen lassen wie hier, wo die liebende Tochter des alten Weibes von ihren Gefährten gehalten werden musste, damit sie sich nicht in das Grab ihrer todten Mutter herabstürzte«[3]). Im Jahre 1725 kam der oberste Tempelwächter der Natchez zu mir und erzählte, dass die »Gestochene Schlange« (Serpent Piqué), der Bruder der »Grossen Sonne«, des obersten Häuptlings, sehr krank sei und dass, wenn er etwa sterben solle, fast die ganze Nation sterben müsse, denn die Grosse Sonne, den sie sehr liebten, werde in dem Falle in den Tod gehen. Sie hätten sich das Versprechen gegeben, ihn nicht zu überleben. Schliesslich wurde der tieftrauernde oberste Häuptling mit Mühe von den Franzosen überredet, sich nicht zu opfern, als der Tod seines Bruders wirklich erfolgte[4]). In diesem Falle könnte man freilich eine Beeinflussung durch die Sitte der Todtenopfer vermuthen.

§ 4. Racheopfer an beliebigen Menschen. Steinmetz[5]) hat es sehr wahrscheinlich gemacht, dass die Tödtung beliebiger Menschen bei Begräbnissen oft nicht den Zweck hat, wie bisher alle angenommen haben und im Vorhergehenden mit Beispielen belegt ist, ihm Gesellschaft oder Bedienung mitzugeben, sondern den Zorn des Verstorbenen über sein Ableben besänftigen soll, ebenso wie für einen Ermordeten die Blutrache durchaus für seine Ruhe erforderlich ist. Obwohl derartige Gebräuche in Amerika in geringer Zahl vorkommen und nicht allseitig überzeugend wirken werden, will ich sie dennoch anführen. Freilich kann man mit demselben Recht das Folgende mit Lippert als Beweis für kannibalistische Tendenzen der Opfer nehmen, obwohl nichts direkt darauf hindeutet.

Die Beobachter sind stets bei der Hand gewesen, jedes Opfer als ein Begleitopfer zu bezeichnen, weil ihnen dieses die einleuchtendste und ihrem Gefühl

---

[1]) Ross bei Bancroft, I, S. 287, A. 193.

[2]) Bancroft, I, S. 288. Hine bei B., I, 289, A. 194. Paul Kane, Wanderungen eines Künstlers unter den Indianern Nordamerikas S. 134/5. Viele Frauen der Stämme des westlichen Washington und nordwestlichen Oregon begehen Selbstmord aus leidenschaftlicher sinnlicher Liebe beim Tode ihrer Liebhaber. (Gibbs bei Steinmetz in »The Amer. Anthrop.« VII, S. 56.) Aehnliche Beispiele für die Indianer Nordamerikas bei Waitz.

[3]) Bancroft, I, S. 360. Freilich stammt der Bericht von einer Dame.

[4]) Page du Pratz, III, S. 28, 32, 42.

[5]) Strafe, I, S. 334—355. Im Gegensatz zu Wilken, Haaropfer. Rev. Col. Int., I, 1887, S. 408. Lippert, Kulturgesch., II, S. 325/6. Tylor, Anfänge d. Kultur, I, S. 451 ff. u. a.

am meisten zusagende Erklärung bot. Deshalb ist es nöthig, an die vorhergehenden Berichte mit Misstrauen heranzugehen. So scheint z. B. die Geschichte Mc. Lean's von dem Häuptling in Britisch-Columbia, dem sein Freund, ein Weisser, zu seinem Troste ins Jenseits nachfolgen musste, mit einer Erzählung Hunter's identisch zu sein. »Die Wittwe des Häuptlings betrachtete ein Opfer als unumgänglich nothwendig. Da sie aber ein Opfer von zu grosser Bedeutung ausgewählt hatte, so war es einige Zeit nicht möglich, ihre Absicht auszuführen.« Schliesslich, als der Neffe des Häuptlings ihre Vorwürfe der Feigheit nicht länger ertragen konnte, ging er 20 Meilen weit nach dem Fort und tödtete den alten Freund des Verstorbenen, den Kommandanten des Forts, der den Mörder freundlich aufgenommen hatte[1]). Hier haben wir kein Wort von einer Begleitung, wohl aber sollte die Grösse des Opfers dem Todten besondere Genugthuung verschaffen.

Allenfalls könnte man ferner erwähnen, dass nach Weniaminow gewöhnlich nur solche Sklaven der Thlinkit zum Opfertode bestimmt wurden, welche krank und schwächlich waren. Gelang es denselben, zu entfliehen, und manche Häuptlinge gaben absichtlich die Gelegenheit dazu, so durften sie nach Beendigung der Feierlichkeit ruhig zurückkehren[2]). Sollten nicht derart zur Arbeit unfähige Sklaven am wenigsten zu einer Begleitung ins Jenseits geeignet sein? Wenn die Utah beim Tode eines Vornehmen keine Gefangenen haben, so opfern sie ihm die Fremden, die sich unter ihnen finden[3]). »Eine Shushwap-Wittwe stiftete die Ermordung eines Schlachtopfers als Opfer für ihren verstorbenen Gatten an«[4]). Als der Bruder der »Grossen Sonne« bei den Natchez gestorben war, wurde der Befehl ertheilt, dass nur die in der Hütte des Verstorbenen Befindlichen, weil sie sein Fleisch seien, sterben sollten, dass man ausserdem eine schlechte Frau (méchante femme) tödten solle und ein Kind[5]). Auch sonst wurden hier ganz kleine Kinder in solchen Fällen geopfert, einmal sogar zwölf[6]). Diese Ermordung von Säuglingen ist sicher nicht in die Kategorie von Begleitopfern zu rechnen.

In Carolina plünderte man die zur Zeit des Begräbnisses zufällig gegenwärtigen Fremden[7]), was man mit der erwähnten Ermordung der Fremden in Utah in Parallele zu stellen haben wird, und beides wiederum werden wir später noch mehr als Racheakt erkennen lernen. Die Einwohner von Tucuman halten jährlich ein grosses Fest, die Seelen ihrer Voreltern auszusöhnen. Zu dem Ende bringen sie Strausseneier als Opfer, verbringen drei Tage mit Gelagen und am vierten wird das Haupt der schönsten jungen Frau, welche sich frei-

---

[1]) Hunter, Les Indiens de la Baie d'Hudson. Französ. Ausg. v. Dellert. Paris 1861, S. 96.

[2]) A. Krause, Die Thlinkit-Ind., S. 235.

[3]) Bastian, Amerika, II, S. 828.

[4]) Bancroft, I, S. 289, A. 194.

[5]) Page du Pratz, Louisiana, III, S. 43.

[6]) Charlevoix bei Jones Smithson. Contr. to K., XXII, S. 20 21.

[7]) Yarrow, S. 51, 54.

willig zur Schlachtung erbietet, umgetragen«[1]). Nach Ondegardo wurden beim Tode eines Inca zuweilen Kinder geopfert und mit deren Blut dem Leichnam von Ohr zu Ohr quer durch das Gesicht ein Streifen gemalt[2]).

Todesart der Opfer. Die Frage, ob das letzthin erwähnte Opfer etwa auf Kannibalismus zurückzuführen ist, indem die Gunst und Kräftigung der Abgeschiedenen durch die Opferspeise erreicht werden soll, führt zur Untersuchung der Todesart der Opfer. Es wäre deshalb wünschenswerth, diese auch für die den Göttern dargebrachten Opfer festzustellen, um dem Ursprung derselben näher zu kommen. Das würde jedoch zu weit führen. Bezüglich der Racheopfer hat bereits Steinmetz[3]) geäussert, dass man annehmen müsse, sie seien einem besonders grausamen Tode überliefert, um die Wuth des Todten wie der lebenden Rächer recht zu befriedigen. Man würde also daraus erkennen, wann eine etwa zum Begleitopfer gewordene Tödtung eines Sklaven oder anderer Personen ursprünglich nur zur Befriedigung der Rache diente. Wir dürfen dabei nicht vergessen, dass die Anthropophagie besonders aus Aberglauben und Rachsucht ihren Anfang nimmt, diese Motive also auch in den entsprechenden Todtenopfern vertreten sein müssen und letztere so mit dem Racheopfer verwandt sind. Nur wird sich beides schwer auseinander halten lassen, weil in jedem Falle Herz und Blut als Sitz der Seele den Opfernden vor Allem wichtig sein müssen.

Todesart auf Kannibalismus deutend. Am meisten deuten auf kannibalistischen Ursprung vielleicht die mexikanischen Todtenopfer, denn hier wurde auch den Todtenopfern wie den der Gottheit Geweihten das Herz herausgerissen und auf den Scheiterhaufen geworfen, während man die Körper auf einen nebenbei befindlichen Holzstoss häufte. Die Götter nährten sich hier aber von den Menschenopfern[4]). Ferner ist das erwähnte, dem Inca dargebrachte Kindesopfer verdächtig insofern, als der blutige Strich von Ohr zu Ohr an das Trinken von Blut erinnert.

Grausame Tödtung der Opfer. Steinmetz[5]) fällt es auf, dass bei den Fisch-Indianern Britisch-Columbiens, obwohl die Sklaven »aus Stolz, bei Krankheiten und um Bediente im Himmel zu haben« geopfert werden, die Ermordung in furchtbarer Wuth wie in Raserei stattfindet, sodass man an Racheopfer denken muss. Bei den Tschinuk band man Hände und Füsse des Sklaven und befestigte ihn an dem Körper des Verstorbenen, beide in eine Matte einschliessend, aus der nur der Kopf des Lebenden hervorsah. Das Bündel wurde in einem Kanu auf einen hohen Felsen gesetzt, und erst drei Tage später

[1]) Bastian, Amerika, I, S. 455, A. 1.

[2]) Tschudi, Denkschr. Wien. Ac. phil. h. Kl., XXXIX, S. 48.

[3]) Strafe, I, S. 351.

[4]) Bancroft, III, S. 611. R. Andree, Anthropophagie, S. 73/74. Camargo sagt, dass die Leichen auf denselben Scheiterhaufen wie der Todte gelegt wurden. (Bancr., III, S. 611, A. 42.)

[5]) Strafe, I, S. 351, A. 2 (Mayne).

pflegte man einen anderen Sklaven zu bestimmen, das Opfer mit einem Strick zu erwürgen[1]. Bemerkenswerth ist auch, dass die bei den Natchez geopferten Kinder alle zehn Schritt vor der Leichenprozession auf den Boden geworfen wurden, sodass bei Ankunft der letzteren im Tempel die kleinen Körper ganz zermalmt waren[2]. Vielleicht könnte man auch hierhin rechnen, dass die Sklaven der Thlinkit durch Zusammendrücken des Halses mittelst eines über denselben gelegten Balkens getödtet wurden, wenn der Gefeierte an einer Krankheit gestorben war, während zum Andenken an einen Ertrunkenen oder sonst gewaltsam Umgekommenen auch den Opfern dieselbe Todesart bereitet wurde[3], gleichsam um dem Dahingeschiedenen genug zu thun. Nach Krause's[4] Bericht warf man einige Sklaven mit gebundenen Händen und Füssen, also wohl lebend, auf den brennenden Scheiterhaufen, während die vorher erwähnte Todesart den in der folgenden Todtenklage Geopferten zu theil wurde. Wie man die Beerdigung Lebender in vollem Bewusstsein mit dem Todten, — die u. A. vielleicht bei den Tolteken, in früherer Zeit bei den Azteken, als hier noch Beerdigung herrschte, und auf Hispaniola[5] zu Hause war — zu deuten habe, vermag ich nicht zu entscheiden.

Milde Todesart. Sonst übte man, soweit Nachrichten darüber vorliegen, den Todesgeweihten gegenüber möglichst weitgehende Schonung. Die Natchez reichten ihnen Tabakskügelchen zu verschlucken mit Wasser dazu, um sie dadurch zu betäuben; dann zogen die Verwandten der betreffenden Person an beiden Enden des ihr um den Hals geschlungenen Strickes, bis sie erdrosselt war[6]. In Michoacan wurden die Leute während des Anzündens des Scheiterhaufens trunken gemacht, und sobald die Leiche zu Asche gebrannt war, tödtete man sie mit Keulenschlägen[7] und ebenso, nur dass sie schliesslich erdrosselt wurden, war es bei den Misteken[8]. Auf dem Isthmus von Panama und Darien tödtete man sich nach einigen durch augenblicklich wirkendes Gift, nach andern genoss man am offenen Grabe unter fröhlichem Singen und Tanzen zwei Tage lang berauschende Getränke. Schliesslich warf man den Todten und die Opfer in sinnlosem Zustand ins Grab und füllte es mit Baumstämmen, Zweigen und Erde[9]. Ebenso waren die Frauen halb betrunken, wenn sie sich mit dem todten Inca einmauern liessen[10].

---

[1]) Bancroft, I, S. 248, A. 138.

[2]) Charlevoix bei Jones Smithson. Contr. to K., XXII, S. 21. Du Pratz, III, S. 55.

[3]) Weniaminow bei Erman. Ztschr. f. Ethnol., II, 1870, S. 381.

[4]) Krause, S. 22, vgl. S. 235 A. (Lisiansky).

[5]) Brasseur de B. bei Bancroft, II, S. 611. Oviedo bei Lafitau, II, S. 411. Charlevoix, l'Ile Espagnole, 59/60.

[6]) du Pratz, III, S. 43, 57; Jones S. 21.

[7]) Brasseur de B., III, S. 84.

[8]) Bancroft, II, S. 622.

[9]) a. a. O., I, S. 783.

[10]) Brehm, Inca-Reich, S. 66.

§ 5. Racheopfer als Strafe. Die blinde Rache an einem beliebigen Menschen beim Tode, die in unseren Beispielen zwar nicht in voller Beleuchtung hervortritt, deren Vorhandensein aber nach Steinmetz' Ausführungen, wie erwähnt, kaum zu bezweifeln ist, ist sehr mit einer zweiten Art des Racheopfers verwandt, die an Personen ausgeübt wird, denen man äusserst willkürlich den Tod Jemandes zur Last legt[1]). Bemerkenswerth ist dabei, dass es den Rächern oft wenig daran gelegen zu sein scheint, ob man wirklich den vermeintlichen Schuldigen findet, sondern das Bestreben vorwiegt, überhaupt dem Todten ein Opfer zu bringen. Auch hat diese Willkür nichts damit zu thun, dass man, wie in der Blutrache, nur einen Menschen aus derselben Familie oder demselben Stamm wie der Thäter umbringen will. Natürlich darf man in diesen Fällen auch nicht an den Zweck denken, den Schuldigen für die Zukunft unschädlich zu machen.

Beispiele der Art sind in Amerika sehr häufig. Wenn ein bedeutender Mann unter den Nordindianern stirbt, so glaubt man allgemein, dass man sich zu seinem Tode verschworen habe, entweder einige Stammesgenossen, einige der südlichen Indianer oder einige Eskimo. Dieses war der hauptsächliche Grund für die ewigen Kriege zwischen den Nordindianern und den Eskimo[2]). Der Tod wird bei den Haidah dem Uebelwollen und dem bösen Einfluss eines Feindes zugeschrieben, und einer, der im Verdacht steht, den Tod eines hervorragenden Mannes veranlasst zu haben, muss sich bereit halten zu sterben[3]). Bei den Stämmen der Shushwap, Salisch und Sahaptin ist der Arzt, d. h. der Medizinmann verantwortlich für die Wiederherstellung des Kranken, und im Falle des Todes bezahlt er häufig mit seinem Leben, sodass ein natürlicher Tod unter der ärztlichen Brüderschaft ziemlich selten ist. Er muss entweder die Schuld auf den übeln Einfluss eines andern Arztes lenken oder ein hohes Lösegeld zahlen[4]). Auch der Medizinmann der Rogue River-Indianer in Nordkalifornien wird von den Verwandten getödtet, wenn sein Patient stirbt. Wenn keine ärztliche Behandlung stattgefunden hat, so mordet man den ersten besten Jünger Aesculaps, oft einen von einem andern Stamme. Sein Tod jedoch muss durch Bezahlung gesühnt werden[5]).

Wenn unter den Acaxees von Durango das neugeborene Kind erschlagen wird, falls die Mutter bei der Geburt stirbt, als Ursache von ihrem Tode[6]), so darf man das nicht auf gleiche Stufe stellen mit der gleichen Gewohnheit der Eskimo, Flathead, Centralkalifornier und der Bewohner des Isthmus von Panama, Kinder beim Tode der Mutter, seltener des Vaters wegen der Schwierigkeit

[1]) vgl. Steinmetz, Strafe, I, S. 355 f.

[2]) Hearne, A Journey to the Northern Ocean 1795, S. 338.

[3]) Bancroft, I, S. 240.

[4]) a. a. O., I, S. 286, 287, A. 193. Bastian, Forschungen, II, S. 325. Kohl, Kitschi Gami. I, S. 153.

[5]) Bancroft, I, S. 355.

[6]) Bancroft, I, S. 355, 590.

der Ernährung zu beseitigen[1]). Starb auf Espagnola ein Kranker ungeachtet der Sorgfalt des Arztes, so betrachtete man ihn nicht als einen Betrüger und Unwissenden, sondern die nächsten Verwandten des Verstorbenen schnitten dem Leichnam die Nägel und Haare ab, vermischten sie mit dem Saft eines gewissen Krautes und gossen dem Todten von dieser Mischung in den Mund mit der Bitte, sie wissen zu lassen, ob er durch die Schuld des Arztes gestorben sei. Man behauptet, dass man aus magischen Operationen und Anrufungen, mit denen man diese Frage begleitete, eine Antwort entnehme. Wenn diese den Arzt belastete, so warf man sich auf ihn und schnitt ihn in Stücke. ([1]) Aber um diese Untersuchung zu unternehmen, musste der Arzt schon verdächtig sein, und häufig verdächtigte einer den andern. Eine andere Quelle besagt, dass man dem Arzt auch noch Augen und Testikel ausriss, weil er des Nachts von den ihn als bunte Schlangen beleckenden Cennis wieder belebt wurde und deshalb nicht getödtet werden konnte[2]). Die Cariben auf den westindischen Inseln warten fünf und mehr Monate lang mit dem Begräbniss, bis sich alle Verwandte von den andern Inseln versammelt haben, denn wenn einer nicht dabei wäre, würde er unfehlbar glauben, dass der Todte nicht eines natürlichen Todes gestorben sei, und einen von den andern zu tödten sich verpflichtet halten in der Meinung, dass einer derselben der Mörder sei und er den Todten rächen müsse[3]).

Unter den Arowaken erfährt man durch Hineinwerfen von Blättern eines gewissen Baumes in kochendes Wasser die Richtung, in welcher der Schuldige zu suchen ist, indem nach jener Seite zuerst etwas von dem Inhalt überkocht, und dann bestimmt der Piaï, je nachdem sich irgend Jemand, Mann, Frau oder Kind, seinen Hass zugezogen hat oder er Verlangen nach der Frau eines Indianers fühlt, diesen oder jenen als den Thäter. Ein Mitglied der Familie tritt nun als Kenaima auf, sucht den betreffenden Indianer allein zu treffen und ihn mit giftigem Pfeil in den Rücken zu schiessen. Eine Frau oder ein Kind wirft der Kenaima zu Boden und durchsticht ihnen mit den Giftfangen der Schlange die Zunge, so dass diese schnell anschwillt und sie den Mörder nicht mehr nennen können, selbst wenn sie die Hütte noch erreichen sollten. Ebenso spielt bei den Makusi, Akawai, Wapisiana und Arekuna der Kenaima eine grosse Rolle. Bei den Warrau hatte einst ein zwölfjähriger Knabe einen Piai aus einer nahen Ansiedelung ermordet, weil er ihn im Verdacht hatte, den Tod seiner Eltern durch Zauberei veranlasst zu haben[4]). Wenn zufällig bei den Goayira ein Kind während der Zeit stirbt, wo es sich unter der ausschliesslichen Obhut des Vaters oder der Mutter befindet, darf diejenige Hälfte des Ehepaares, welche

[1]) Parry, Second Voy. of a Discov. of a Northwestpassage, Lond. 1824, S. 393 f. E. Bessels, die amerik. Nordpolexpedition 1879, S. 101, 365. Bancroft, I, S. 289, A. 194, 396, A. 141, 781.

[2]) Charlevoix, l'île Espagnole, S. 76. Bastian, Amerika, II, S. 306.

[3]) Labat, Voy. aux îles de l'Amérique. Haag 1714, I, S. 30, vgl. Sheldon bei Yarrow, S. 53/4.

[4]) R. Schomburgk, Reisen in Britisch-Guyana, I, S. 322—25; II, S. 496/7, I, S. 158.

nicht gegenwärtig war, von der andern Blutgeld fordern[1]). Bei chronischen Krankheiten, speciell bei der Schwindsucht, ist im Gran Chaco der Leidende von einem Feinde behext, den der Zauberer namhaft macht und welcher, falls der Kranke stirbt, von den Anverwandten und Freunden desselben getödtet wird[2]). Die Payagua fallen, wenn einer von ihnen stirbt, über den Arzt, der den Kranken in die Kur genommen hatte, her und tödten ihn[3]). Kommt bei den Ranqueles in einer Familie ein Todesfall vor, und befindet sich in derselben eine alte Frau, so wird sie gewöhnlich geopfert. Der Hausvater sucht sie heimlich abzufassen und schafft sie dann mit einem Messerstich bei Seite[4]). Nach Stevenson[5]) halten die Araukaner den Tod immer für Wirkung von Zauberei. Deshalb werden die Wahrsager befragt, und diese nennen gewöhnlich irgend ein Individuum, das dann meistens als Opfer fällt. Die Zahl der auf diese Weise Umgekommenen ist nicht unbeträchtlich. Alles Ungemach, ebenso Krankheit, ist bei den Pehuenchen Folge von Bezauberung. Wer dieses Verbrechens angeklagt ist, ist meist verloren, allein selten trifft dieses Loos andere als kinderlose und unbeschützte Wittwen. Der Urtheilsspruch und Feuertod sind eins, und nur die öffentliche Meinung richtet[6]). Auch Musters sagt dasselbe von den Patagoniern[7]).

§ 6. Das Racheopfer zugleich ein schmerzlicher Verlust des Opfernden. Bemerkenswerth ist, dass ein solches Opfer zuweilen auch dem, der es darbringt, sehr schmerzlich sein kann. Am Abend des Begräbnisstages seines Sohnes wollte der Tschinukhäuptling Cazanove die Mutter des Verstorbenen ermorden. Die Häuptlinge glauben, dass sie selbst und ihre Söhne zu gross sind, um von selbst zu sterben, dass irgend jemand oder ein böser Geist die Ursache des Todes ist, und dass deshalb der Urheber oder irgend eine andere Person als Opfer getödtet werden müsse. Cazanove bestimmte die Mutter seines Sohnes als Opfer seiner Trauer, obwohl sie den Kranken sorg-

---

[1]) F. A. Simons, Globus 49, S. 156.

[2]) Alb. Amerlan, Globus 42, S 185. Wenn in der Pampa del Sacramento und in dem Andes-Gebirge keine Hilfe mehr möglich ist, flieht der Mahan oder Agorero, der Gesandte des bösen Geistes, und erhält Prügel. (Weyland, Peru 1807, I, S. 262.)

[3]) Dobrizhöffer, Gesch. der Abiponer, deutsch von Kreil, 1783, II, S. 327, vgl. II, S. 107, 367.

[4]) A. Kahl, Globus 25, S. 280. Wien, Ztschr. f. Ethnol., XIII, 1881, Verhdl. S. 169.

[5]) Reisen in Arauco, Chile, Peru und Columbia. Weimar 1826, I, S. 38.

[6]) Pöppig, Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom, I, S. 394, vgl. John Miers, Travels in Chile and La Plata, I, S. 465.

[7]) Unter den Patagoniern, 1877, S. 195. Es ist wohl überflüssig zu bemerken, dass manche Stämme, wie die Guarani (Charlevoix bei Bastian, Forschungen, II, S. 321), Eskimo (Rink, Tales and Traditions of the E., 1875, S. 49, 63) bisweilen die Aleuten (Dall, Alaska, I, S. 145, 193) und Paressi (von den Steinen, Unter den Naturvölkern Centralbrasiliens, S. 434), den Glauben an Zauberei bei Todesfällen haben, ohne dass wir etwas von Bestrafung derselben wissen, und dass ferner andere, wie die Osagen, Südkalifornier (Bancroft, I, S. 421/2) und Moskito (Bancroft, I, S. 742) den Tod durch einen bösen Geist veranlasst ansehen und deshalb nicht nach einem Schuldigen suchen. Bei den Osagen und Nachbarstämmen geben die Freunde des Verstorbenen dem Arzt oft sogar Geschenke zum Andenken, um ihre Dankbarkeit für den bei der Behandlung des Kranken bewiesenen Eifer auszudrücken (Hunter, Unter den Wilden von Nordamerika, 1824, III, S. 67, 69).

fältig gepflegt hatte und der Häuptling sie sehr liebte. Er glaubte, dass er seine Anhänglichkeit an seinen Sohn desto deutlicher beweise und das Opfer dem Dahingeschiedenen desto angenehmer sei, je grosser es sei. Die Frau entfloh. Einige Tage darauf wurde ein anderes Weib ermordet gefunden, und man vermuthete, dass es eine That Cazanoves oder auf sein Geheiss geschehen sei[1]. Von Häuptlingen meint man, berichtet Bancroft[2], dass sie durch den übeln Einfluss einer andern Person sterben, und der Verdachtige wurde, obwohl ein naher Freund, früher doch geopfert.

An dieser Stelle darf ich wohl daran erinnern, dass auch die als Begleitopfer dargebrachten Sklaven bei einigen Volkern von den Trauernden dem Todten geschenkt wurden und nicht aus dessen eigenem Besitz stammten. Man könnte glauben, sagt Erman[3], dass die Thlinkit, bei denen die dargebrachten Sklaven durchaus Eigenthum der Trauernden sein mussten, bei ihrer friedlichen Opferung von friedlichen Kalgen an Aehnliches gedacht haben wie die Griechen bei der ihrer Lieblings- oder Tischhunde nach der Homerischen Schilderung (Ilias ψ 183), nämlich an das Aufgeben eines geliebten und doch nicht ganz unentbehrlichen Besitzes. Dieses ist weit wahrscheinlicher als die gewohnliche Vermuthung der Nothwendigkeit einer Bedienung im Jenseits. Auch soll bei der zweiten Art von Erinnerungsfeiern an den Todten das Wesentliche darin bestanden haben, dass der Gastgeber den Besitz einiger Sklaven, die er den versammelten Gästen vorfuhrte, aufgab, wahrend es dem durch den Schamanen vermittelten Orakel überlassen blieb, ob er diesen Verlust durch Todtung oder Freilassung zu erfahren hatte. Es wird ferner berichtet, dass die Thlinkit trotz der Gewalt über Leben und Tod der Sklaven dieselben wie ihre eigenen sehr geliebten Kinder hielten und behandelten.

§ 7. **Skalps u. A. auf dem Grabe als Racheopfer.** Als Racheopfer erklärt sich auch das Aufhängen von Skalps auf den Grabern und nicht aus der Absicht, dem Todten Sklaven zu beschaffen, eine Anschauung, die freilich spater auftauchen, aber sicher nie in einem Lande wie Amerika haufig gefunden werden kann, wo Sklaverei fast uberall eine bedeutungslose Rolle gespielt hat, wenn man sie auch überall kannte. So ist das Verzeichniss der Heldenthaten des Todten auf dem Grabe zu seinem Ruhme und zur Besanftigung da, weil sein Tod gewissermaassen schon vorher geracht sei, und Trophaen anderer sind nur als Racheopfer zu verstehen.

In der Sage wurde einem jungen Otoekrieger sein Weib von einem Gastfreund getödtet. Den Skalp des erschlagenen Freundes befestigte er spater an einer roth gefarbten Stange, stellte sie auf das Grab seiner Squaw und sang Lieder der Klage und der befriedigten Rache[4]. Ja, es scheint sogar Sitte ge-

[1] Parker, Tagebuch einer Reise über das Felsengebirge. Deutsch. Dresden 1840, S. 182.
[2] I, S. 248.
[3] Ztschr. f. Ethnol., II, 1870, S. 380/2.
[4] B. Möllhausen, Reise in die Felsengebirge. I, S. 388.

wesen zu sein, alle erbeuteten Skalps auf dem Grabe von Verwandten aufzuhängen, indem man dadurch dem Todten fortwährend Racheopfer darbrachte. So sagte z. B. im siebzehnten Jahrhundert der Odschibwayhäuptling Bianswah, dessen Sohn von den Feinden gefangen war, zu ihnen, sie möchten ihn lieber selbst tödten: »denn ich habe viele Skalps über die Gräber meiner Verwandten gehängt«[1]); und von den Kanada-Indianern sagt Raynal: Die stets geliebten Schatten schreien unaufhörlich um Rache aus der Tiefe ihrer Gräber[2]). Von diesem Gesichtspunkt aus ist vielleicht auch die absurde Sitte der Prairie-Indianer verständlich, dass die bei der Begräbnissfeier Gegenwärtigen unter dem Todtengerüst eines Kriegers einen Grabpfahl mit den Marken ihrer eigenen Heldenthaten errichten, wieviel Feinde sie erschlagen und wieviel Sklaven sie erbeutet haben[3]).

Selbstverstümmlung. Auf dieser gewonnenen Basis wollen wir eine Erklärung der »Trauerverstümmlung« versuchen. Mit den Racheopfern steht die Verwundung des eigenen Körpers bei der Todtentrauer in enger Verbindung. Der Eintritt des Todes setzt die Verwandten des Verstorbenen in die grösste Erregung. Zum eigenen Rachegefühl kommt die Rachepflicht, ohne deren Erfüllung der Todte, besonders wenn er im Leben Ansehen genoss, nicht zufrieden ist. Die Ekstase äussert sich in wilden Schreien und Tänzen und kann sich bis zu Selbstverwundungen und anderen Peinigungen steigern. Es ist dasselbe Motiv, welches dazu führt, alles Eigenthum an andere zu verschenken, allen Schmuck abzulegen, schlechte, zerrissene Kleider zu tragen oder gar in strenger Kälte nackend zu gehen, wie häufig in Nordamerika geschieht, und jede Theilnahme an einem Feste zu vermeiden. Der Todte wird durch diese Beweise befriedigt und zwar auf dem Umwege, dass zugleich das Gewissen des Ueberlebenden beruhigt wird, der sich durch Busse aus einer moralischen Depression zu erheben strebt. Das eigene Gefühl der Trauer dient dazu, die spontanen Ausbrüche anderer Leidenschaft als Sitte zu befestigen. Schon der blosse Gedanke, dass der Verstorbene die Trauer sieht, muss die Aeusserungen derselben vermehren. So wird bei den Patagoniern, wohl diesen psychischen Erwägungen entsprechend, dem Lieblingsross des Verstorbenen, das die Leiche zu Grabe trägt, das linke Vorderbein lahm geschlagen, damit es beim Gehen hinke und so auch Trauer über den Dahingeschiedenen bekunde[4]). Ausserdem fühlt sich jeder durch Umsetzen des Schmerzes in Handlungen getröstet; nächstdem ist aber die beste Labung in der Trauer um seine Lieben, sich selbst recht elend zu fühlen[5]).

---

[1]) Schoolcraft, Information, II, S. 49. vgl. J. G. Kohl, Kitschi-Gami, I, S. 306.

[2]) Steinmetz, Strafe, I, S. 159.

[3]) Keating bei Yarrow, S. 68. An der Todtenhütte eines Crowhäuptlings waren an der Bedeckung aus Büffelhäuten hier und da Skalps angebracht. (Yarrow, S. 64.)

[4]) Globus I, S. 291.

[5]) Die nähere psychologische Auseinandersetzung s. in der »Zusammenfassung«.

§ 8. Verwundung. Folgende Beispiele sollen diese Erklärung nahe legen und den Gedanken, dass die Verwundung die Ablösung eines Todtenopfers sei, verscheuchen, weil abweichend von den früher geschilderten Todtenopfern von Weibern häufig Männer allein ihr Blut vergiessen, deshalb an eine Uebertragung der Sitte auf diese nicht zu denken ist und das Spontane der Selbstpeinigung klar zu Tage tritt. Man beachte auch die Grausamkeit der Verletzungen, auf die das genannte Motiv allein führt, und ihre ebenfalls als Beweis zu betrachtende Verschiedenartigkeit.

Bei den Eskimo auf Grönland muss die Wittwe die Haare abschneiden oder aufgelöst tragen und unter freiem Himmel eine Trauerkappe anlegen. Männer haben kein Abzeichen, verwunden sich jedoch manchmal zum Zeichen des Schmerzes[1]). Beim Tode eines Hasenindianers schläft niemand, jeder arbeitet und bereitet für den Verstorbenen »viele Dinge«. Man entzieht sich Blut und Fett (graisse) zum Zeichen der Trauer. Später klagen die Verwandten am Sarge, der etwa 1 m über dem Erdboden beigesetzt ist. Mit Lanzetten machen sie ihr Blut fliessen und verletzen sich Gesicht, Brust und Finger[2]). Bei den Loucheux oder Kutchin vernichten die Verwandten ihre Korallen oder bestatten sie mit dem Todten, die Kleider werden zerrissen, die Haare kurz geschoren, die Körper verstümmelt[3]). Unter den Athabasken schneiden die Kinder beim Tode der Eltern als Trauerzeichen das Haar ab, wälzen sich im Staube und zerreissen ihre Kleider. Früher brachten sie sich auch Einschnitte in das Fleisch bei und gingen nackt[4]). Bei den Thlinkit werden die Glieder der Familie, welche anderen Totems angehören, die also von demselben Totem sind wie das Weib des Verstorbenen, zu dem Verbrennungsfest eingeladen. Die Gäste begleiten die Ceremonie mit schrecklichem Geschrei. Sie verbrennen bisweilen ihr Haar in dem Feuer. Unter den Kygani schneiden sie sich mit Messern und mit Steinen[5]). Im Falle eines Stammesunglücks, wie beim Tode eines hervorragenden Häuptlings oder der Ermordung einer Kriegerschaar durch einen feindlichen Stamm geben sich alle Shushwap, Salisch und Sahaptin rasenden Demonstrationen hin, zerreissen das Haar und zerfleischen sich mit Steinen, wobei sie sich oft ernstlichen Schaden zufügen[6]). Bei den Centralkaliforniern versammeln sich Freunde und Verwandte um das Leichenfeuer in einem Kreise und heulen schrecklich. Wenn die Flammen emporwirbeln, mehrt sich ihre Erregung, bis sie in vollkommenem Wahnsinn laufen, schreien, ihre Körper zerreissen, und sogar eine Hand voll dampfenden Fleisches aus dem Feuer

---

[1]) Cranz, Historie von Grönland, 1770, I, S. 304.

[2]) E. Petitot, Traditions Indiennes du Canada Nord-Ouest. Paris 1886, S. 270/1.

[3]) Steinmetz, Strafe, I, S. 154.

[4]) Petitot, Globus 32, S. 361; vgl. Richardson bei Bancroft, I, S. 119, A. 199.

[5]) Dall, Alaska, II, S. 417. Erman, Ztschr. f. Ethnol., II, 1870, S. 380. Bancroft, I, S. 173.

[6]) Bancroft, I, S. 288.

greifen und es verzehren[1]). Bei einem Begräbniss der Round-Valley-Indianer von Kalifornien versammelten sich alle um das Grab, klagten höchst beweglich, zerrissen ihre Gesichte mit den Nägeln, bis das Blut die Wangen herablief und rauften ihr Haar. Es schienen einfach die unmittelbaren Aeusserungen des Kummers zu sein, und jeder schien aus eigenem Antriebe zu handeln[2]). Wenn die Weiber der Osagen und der Nachbarstämme den Fall ihrer Männer im Kampfe erfuhren, rauften sie sich die Haare aus, verwundeten und schlugen sich wie Rasende, riefen dann aber zur Rache auf, bis sie ihnen versprochen war[3]). Die Frauen der Choctaw sind beständig beim Todtengerüst und werden bisweilen durch die verdorbene Luft und die Hitze ohnmächtig, sodass sie nach Hause getragen werden müssen[4]). Jeden Tag konnte man Väter, Mütter, Weiber und Kinder der Mandan unter den Todtengerüsten liegen sehen, hingestreckt auf den Boden, das Gesicht im Staube. Unaufhörlich stiessen sie die herzzerreissendsten Klagen aus, rauften ihr Haar, schnitten ihr Fleisch mit scharfen Steinen und legten sich andere Peinigungen auf, um die Geister der Todten zu besänftigen, deren Hingang sie irgend einer Sünde ihrerseits zuschreiben[5]). Hier hat sich also das böse Gewissen wegen nicht erfüllter Rachepflicht sogar zu der Selbstanklage verstiegen, dass die Angehörigen selbst an dem Tode schuld seien. Bei den Sioux und Cheyenne machen sich Männer und Frauen Wunden in die Arme und Beine und bleiben so in der strengsten Witterung mit ganz geringer Bedeckung in ihrem Blute liegen. Besonders äussern die Eltern beim Tode ihrer Kinder Verzweiflung. Ein Häuptling, der einen Bruder verloren hatte, kam nach drei Tagen einsamer Klage zu »mir«, ganz erschöpft von Hunger und körperlichem Schmerz. Er hatte die äussere Seite beider unteren Extremitäten in Zwischräumen von wenigen Zoll von den Knöcheln bis zu den Hüften zerfetzt. Er versicherte mich, dass er viele Tage und Nächte nicht geschlafen habe[6]). Als ein Odschibway sich durch einen Zufall mit seinem eigenen Gewehr erschossen hatte, steckten sich die Männer Messer, Nadeln und Dornen durch die tiefsten Stellen der Brust- und Armmuskeln[7]). Die Verwandten des verstorbenen Omaha bringen sich Verletzungen bei, lange Zeit statten sie, schlecht bekleidet, sogar im Winter dem Grabe Besuche ab. Die Wittwe verschenkt zum Zeichen des Schmerzes fast alle ihre Besitzungen, schneidet ihre Haare ab, verletzt sich und wehklagt in einem fort[8]).

[1]) a. a. O. I, S. 397. Im Thal des Russian River, wo Zeichen von Kummer heftiger erscheinen als sonstwo, wird die Selbstzerreissung sehr geübt. (a. a. O.)

[2]) Yarrow, S. 15.

[3]) Hunter, Der Gefangene unter den Wilden von Nordamerika. Deutsch. 1824 II, S. 104; III, S 78.

[4]) Romans bei Jones, Smithson. Contr. to K., XXII, S. 16.

[5]) Catlin bei Jones a. a. O., S. 24, vgl. Prinz von Wied, Reise in das Innere von Nordamerika, II, S. 206/7.

[6]) Perrin du Lac, Reisen in die beiden Louisianen 1807, S. 176, vgl. Schoolcraft, Information, I, S. 261. Dodge bei Steinmetz, Strafe, I, S. 157. Turner bei Yarrow, S. 72

[7]) Kohl, Gitschi-Gami, I, S. 153, vgl. Schoolcraft a. a. O., II, S. 68.

[8]) James bei Steinmetz, Strafe, I, S. 156/7. Der leidtragende Omaha schlägt sich Wunden, um den Kummer herauszulassen. (Bastian, Amerika, II, S. 845.)

Um das in der Hütte gemachte Grab eines Chiriguana setzen sich Freunde und Verwandte auf die Erde. Die Wittwe kniet weinend und schreiend, bis die frisch aufgeworfene Oberfläche von ihren Thränen durchweicht ist. Mit einem Stein schlägt sie heftig den Boden. Dann bedeckt sie das Haupt mit allen alten Lumpen, die sie finden kann[1]. Bei den Arowaken und vielleicht auch den Mundruku bleibt das Cassadafeld des Verstorbenen so lange unberührt, bis bei eintretender Reife der Wurzel das Material für das nöthige Getränk zur Abhaltung des Todtenfestes beisammen ist. Die am Morgen des bestimmten Tages ankommenden Gäste werden von den in zwei Reihen vor der Begräbnisshütte aufgestellten Männern des Dorfes mit Peitschenhieben auf die Waden empfangen, die sie, ohne eine Miene zu verziehen, in Empfang nehmen. Die Neuangekommenen reihen sich stets den Geisslern an. Unterdessen wird fortwährend getrunken, und darauf folgt noch eine allgemeine Geisselung der Waden. Wer beim Feste nicht aktiv war, hat keinen Anspruch darauf, von dem Pawari zu trinken. Ist die Cassadapflanzung gross, so kann sich dieses Todtenfest auch öfters wiederholen. Die Wunden erfordern oft Monate zu ihrer Heilung, und die grausame Ceremonie ist so häufig, dass man kaum einen Erwachsenen sieht, der nicht zahlreiche Narben auf den Waden trüge[2]. Nach Adrian van Berkel's[3] Bericht scheint ein solches Fest zugleich als eine Probe des Muthes betrachtet zu werden, was auch unserer Darstellung nicht widerspricht. Beim Tode des Inca Viracocha wurde er durch wehklagende Frauen, die sich geisselten, gesucht[4]. Die Abiponenweiber klagen 9 Tage lang, indem sie Bacchantinnen und Furien gleich in einer Anzahl bis 200 prozessionsweise in langen Reihen von einer Ecke des Platzes zur andern schreiten; es fliegen die Haare, Brust und Schultern sind entblösst, die Gesichter mit Dornen geritzt, und neben dem Klagegeheul klappern die mit Samen gefüllten Kürbisse und die Trommeln ertönen dumpf. Die Männer versuchen, ihren Schmerz durch Vergiessung des feindlichen, oft auch ihres eigenen Blutes an den Tag zu legen. Der nächste Anverwandte trachtet nämlich auf der Stelle, so viel Mitglieder als möglich zusammenzubringen, und führt sie gegen die Feinde, durch deren Waffen der Todte um sein Leben gekommen ist. Jener ist schuldig, den ersten Angriff zu thun und muss den Tod rächen[5].

[1]) Thonar bei Steinmetz, Strafe, I, S. 174.

[2]) R. Schomburgk, II, S. 457—9. Nach der Geisselung geht man in Prozession, der drei Figuren, einen Kranich und zwei Menschengestalten darstellend, vorangetragen werden, um die Hütte, in welcher der Todte begraben liegt. Drei Männer mit Messern stürzen sich plötzlich vor und suchen den Geisslern die bluttriefenden Peitschen aus der Hand zu winden, die dann zerschnitten und in ein ausserhalb der Begräbnisshütte gemachtes Grab mit den drei Figuren und allen Geräthen des Verstorbenen hineingelegt werden (a. a. O.).

[3]) Reise nach Rio de Berbice und Surinam. Deutsch. 1789, S. 55. Vgl. Ch. Bently and Rob. H. Schomburgk, Twelve Views in the Interior of Guyana, S. 36.

[4]) Salzamayhua bei Bastian, Amerika, II, S. 928.

[5]) Dobrizhöffer, II, S. 365—70. Ob der natürliche Tod, der übrigens als Folge von Zauberei gilt (a. a. O., II, S. 107, 348), auch an den Feinden gerächt wird, bleibt unklar.

Berichte über Verwundungen von geringerer Beweiskraft. Aus andern Angaben über »Trauerverwundung« lässt sich die Natur dieser Sitte nicht so klar erkennen, sie scheint aber dem Gesagten zu entsprechen. Die Wittwe trägt bei den Kwakiul für einige Monate Trauerkleider, bei manchen Stämmen zerkratzt oder zerschneidet sie ihr Gesicht[1]). Als Zeichen des Kummers zerreissen die Apachen ihre Körper in verschiedener Weise. Diese Bezeugung und Weinen ist nur beim Tode von Kriegern üblich[2]). Bei den Nadowessiern durchstechen sich die Männer zum Zeichen ihres Schmerzes das Fleisch an den Armen und Ellenbogen mit Pfeilen, wovon »ich« bei Vornehm und Gering häufig Narben fand. Die Frauen zerfetzen sich die Beine mit einem scharfen Kieselstein, bis das Blut reichlich herausquillt[3]). Gomara erzählt von den Einwohnern des Flusses Palmas, dass die Verwandten und die Frau des Verstorbenen die Asche der verbrannten Wahrsager nach einem Jahre trinken und dabei einige blutige Einschnitte auf ihrem Körper machen[4]). Nach dem Tode folgt bei den Niederkaliforniern ein klagender Trauergesang, begleitet von Heulen der Freunde und Verwandten, welche ihre Köpfe mit scharfen Steinen schlagen, bis Blut reichlich fliesst[5]).

Die Patagonier stechen sich als Trauerzeichen die Arme und Beine mit Dornen blutig[6]). Die Schläge, welche sich die Feuerländer beibringen, sind mehr Eingebung der Gewohnheit als wirklicher Ausdruck des Schmerzes. Alle Anwesenden nehmen an dem Schmerze der Familie theil, die nächsten Verwandten raufen sich gar die Haare aus und zerfleischen ihre Körper mit Messern und Muscheln[7]).

§ 9. Verwundung bis zum Tode. Man gewinnt den Eindruck, als ob diese mit der grössten Erregung verbundenen Selbstverletzungen so weit gehen können, dass sie den Tod herbeiführen, nicht als ein vorbedachtes Opfer, sondern als Wirkung des geschilderten psychischen Zustandes, und in der That haben wir manche Belege dafür.

Wenn bei den Knistino die Verwandten den Todten sehr beklagen (oder auch immer), so durchbohren sie ihre Schenkel und Arme mit Pfeilen und Messern. Man hat gesehen, wie man sagt, dass Frauen ausgezeichneter Krieger sich den Manen ihres Gatten zum Opfer brachten[8]). Der Vater eines vierjährigen Nadowessiers starb vor Kummer und Blutverlust[9]). In Centralkalifornien schneiden sich die nächsten Verwandten das Haar ab und werfen es ins Feuer,

[1]) W. Kobelt, Globus 57, S. 94.
[2]) Bancroft, I, S. 523.
[3]) Carver, Reisen durch die inneren Gegenden von Nordamerika. Deutsch. 1780, S. 333.
[4]) Lafitau, II, S. 446.
[5]) Bancroft, I, S. 569.
[6]) Wood bei R. Andree, Parallelen, I, S. 148.
[7]) G. Bove, Globus 43, S. 159.
[8]) Mackenzie, Voyages, französ. Ausg., Paris 1802, I, S. 242/3. Vgl. Waitz, III, S. 103.
[9]) Carver, S. 333.

wobei sie sich mit Steinen an die Brust schlagen, auf den Boden stürzen, ja bisweilen aus besonderer Anhänglichkeit sich blutrünstig oder gar zu Tode stossen[1]). Als an den Scheiterhaufen eines verstorbenen Häuptlings der Senel-die Fackel angelegt wurde, begann Klagegeheul, Gesang und Tanz um ihn herum. Dabei arbeitete man sich allmählich in wilde Raserei, die wie dämonische Besessenheit aussah, laufend, heulend und das Fleisch zerreissend. Viele schienen alle Gewalt über sich zu verlieren. Weiber in noch wahnsinnigerer Erregung warfen mit wilden Gebärden alles, was sie in der Welt besassen, auf den Scheiterhaufen. Schreiend, wehklagend, das Haar ausraufend, ihre Brüste schlagend in sinnloser Tollheit würden sich einige von ihnen selbst in die Flammen gestürzt haben und mit ihrem Häuptling dahingegangen sein, wenn sie nicht von ihren Gefährten zurückgehalten wären[2]). Die zur unmittelbaren Familie des verstorbenen Mohave gehörenden Frauen übergaben gewöhnlich einen Theil ihrer Haare den Flammen des Scheiterhaufens und wollten sich sogar bisweilen selbst in das Feuer stürzen, so gross war ihr Kummer[3]). Bei den Moskito lassen die Frauen ihrer Trauer freien Lauf, indem sie sich auf den Boden werfen, bis sie mit Blut bedeckt sind, und sich andere Qualen bereiten, ja sogar bisweilen Selbstmord begehen[4]).

Besonders scharf als Racheopfer markirt sich eine Sitte der Takali, wobei die Frauen freilich nur gezwungen ihre Rolle spielen. Von einer Ablösung des Feuertodes der Wittwe braucht hier keine Rede zu sein. »Wenn ein Fremder zufällig bei der Todtenverbrennung der Talcotin (zu den Takali) zugegen ist, so berauben sie ihn stets, aber wenn dieses Vergnügen ihnen versagt ist, trennen sie sich niemals, ohne sich miteinander zu raufen (quarrel). Nicht immer kommt der behandelnde Arzt ungekränkt davon.« Nach dem Vorhergehenden brauche ich kaum hinzuzufügen, dass die angedeuteten drei Handlungen sich als Racheakte zur Befriedigung des Todten darstellen. Das Raufen erinnert speciell an die Wadenhiebe der Arowaken. »Während der Arzt den auf dem Holzstoss liegenden Todten zum letzten Mal zum Leben zu erwecken sucht, muss die Wittwe neben ihm liegen und darf nach Entzündung des Scheiterhaufens erst auf sein Geheiss herabsteigen, wenn schon ihr ganzer Körper mit Blasen bedeckt ist. Wenn die Freunde des Verstorbenen beobachten, dass die Sehnen der Arme und Beine einzuschrumpfen beginnen, zwingen sie die unglückliche Wittwe wieder hinaufzusteigen und durch kräftiges Pressen die Glieder gerade zu biegen. Hat sie früher ihre Pflichten gegen den Gatten vernachlässigt, so werfen die Verwandten des Mannes sie häufig in die Flammen, aus denen sie durch ihre Freunde herausgerissen wird. Schliesslich muss sie drei bis vier Jahre lang wie eine Sklavin sogar allen Frauen und Kindern des ganzen Dorfes gehorchen und

[1]) Bancroft, I, S. 397, A. 142.
[2]) Powers bei Yarrow, S. 55.
[3]) Allen bei Steinmetz, Strafe, I, S. 152.
[4]) Bancroft, I, S. 744.

wird aufs Grausamste behandelt, so dass sie häufig Selbstmord begeht. Die Wittwer haben ebenso zu büssen, fliehen aber gewöhnlich«[1]. Diese Grausamkeit soll dem Verstorbenen wohlthun und ihn versöhnen. Man könnte diese Frau als eine Art Sündenbock oder besser Trägerin der Verpflichtungen all ihrer Stammesgenossen gegen den Todten ansehen. Bei anderen Takalistämmen soll die Wittwe bisweilen der Ceremonie zum Opfer fallen[2]. Aehnliche Gebräuche haben die Kwakiul[3].

§ 10. Zur Frage der Ablösung. Freiwillige Selbstopferung bei einem Volk, wo Niemand gezwungen dem Verstorbenen ins Jenseits folgt, wo also das Opfer nicht auf Nachahmung vermöge der Versprechungen von Priestern u. dgl. m. beruhen kann, darf demnach als Ergebniss derselben Motive angesehen werden wie die Selbstverstümmlung, nur dass die Idee vom Jenseits hinzutreten und den Selbstmord erleichtern kann. Sicher kann sich hier das Gefühl der Zuneigung neben dem schlechten Gewissen und der Furcht vor dem Todten geltend machen. Wenn jedoch Todtenopfer zur Begleitung ins Jenseits dargebracht werden, so wird die Grabfolge ins andere Leben hauptsächlich wegen der zu erwartenden Vorzüge freiwillig angetreten. Die Spuren des Racheoder Versöhnungsopfers in der Tödtung von Menschen, in der Selbstverstümmlung und in der Grausamkeit bei der Ermordung von Begleitopfern, die also ihren Ursprung auf die Rache zurückführen, haben wir weit verbreitet gefunden, die Begleitopfer nur bei hochstehenden Personen und fast nur im Gefolge von Sklaverei, indem Sklaven den Hauptheil der Opfer bildeten. Racheopfer nun können wir getrost in die früheste Zeit der Menschheit zurückführen, zweifelhaft aber ist es mit den Begleitopfern, wenn man auch frühzeitig für den Todten durch Beigaben gesorgt hat. Dass ein Mensch aus sentimentalen Gründen dem Todten mitgegeben ist, darf man nicht annehmen, die Sklaverei gab also erst die Idee der Begleitopfer, wahrscheinlich aber auch nur durch Umwandlung der Bedeutung der Racheopfer. Deshalb werden wir in der Opferung von Verwandten allein von Seiten der Stammesgenossen stets Racheopfer zu erblicken haben. Man denke an die Talcotinwittwe und an die Frau des Tschinukhäuptlings, die für ihren Sohn geopfert wurde.

Wir werden also erwarten dürfen, dass wir die Verstümmlung als Rudiment des Menschenopfers aus Rache häufiger finden, denn als Ablösung des viel jüngeren Begleitopfers. Da aber auch für die erstere Art der Menschenopfer Angehörige sehr selten gebraucht worden sind, so muss man annehmen, dass, wenn auch die Verstümmlung als officielles Opfer auftritt, sie leicht nur schein-

[1]) Ross Cox bei Yarrow, S. 51—53. Vgl. Parker bei Bancroft, I, S. 126, A. 212.

[2]) Bancroft, I, S. 126. Squier, Smithson. Contr. to K., II, S. 122. Nach Paul Kane, citirt von Hesse Wartegg, Globus 53, S. 141, soll noch 1858 bei diesen Stämmen die Wittwenverbrennung bestanden haben, seitdem aber die Wittwe nur so lange auf dem Scheiterhaufen bleiben, bis sie in Flammen gehüllt ist. Kane berichtet jedoch nur das im Text Gesagte (Les Indiens de la Baie d'Hudson, franz. Uebers., Paris 1861, S. 138).

[3]) Tylor, Anfänge d. Kultur, I, S. 454/5.

bar eine Ablösung darstellen kann, vielmehr umgekehrt aus der spontanen Verletzung in Folge der Gefühlserregung allmahlich durch Festigung der Sitte eine Opferhandlung wurde, indem man dem Todten die um seinetwillen sich auferlegten Qualen durch Vorweisen des Blutes oder Gliedes bemerkbar machte. Naher liegt bisweilen die Erklärung durch kannibalistische Tendenz, aber auch hier ohne Ablösung. Weshalb ferner findet sich die Verstummlung nie fur die Sklavenopfer, die an der ganzen pacifischen Kuste fur vornehme Verstorbene dargebracht wurden? Weshalb weiter wird den »Strafopfern« gleichfalls niemals eine Verwundung als Ablösung beigebracht? Die Selbstverstummlung ist eben nicht als Abfindung des ein Leben verlangenden Todten zu denken. Das Motiv der Befriedigung des Verstorbenen wirkt hier mehr nach innen als nach aussen: der eigene Schmerz soll dem Todten genugthun und den Lebenden aus seinen Gewissensängsten reissen.

§ 11. Verwundung und Opfer von Angehörigen zusammentreffend. Die Fälle, in denen Selbstverwundung und Opfer von Verwandten zusammenfallen, werfen kein Licht darauf, welcher Vorgang der primare ist, vielmehr scheinen die Thatsachen selbst, wie vorher angedeutet ist, nichts mit einander zu thun zu haben und nur in den Motiven auf Gemeinsames zuruckzugehen. Selbstverwundung und Selbsttödtung, die einander, wie wir gesehen haben, sehr nahe stehen, mögen allerdings vielleicht in einem Verhaltniss der Ablosung oder öfter der Erweiterung zu einander stehen. Die letztere Erscheinung ist bereits früher erörtert.

Zerreissung als Zeichen von Kummer ist allgemein bei den Schoschoni. Man tödtete das Lieblingsross und sogar ein Weib für den Verstorbenen, damit er nicht allein sein möchte. Dem Leichenbegangniss eines Hauptlings des Timpenaguchyastammes (zu den Schoschoni) fielen zwei Squaws, zwei Kinder und fünfzehn seiner besten Pferde zum Opfer[1]. Die Comanchen trauern systematisch um die Todten mit grossem Gerausch und grosser Heftigkeit. Die weiblichen Verwandten des Verstorbenen, nach Charlevoix die Verwandten und Freunde, machen während dieser Zeit in ihre Arme und Beine Einschnitte mit scharfem Feuerstein, bis das Blut aus tausend Poren traufelt. Sie todteten fruher das Lieblingsweib des verstorbenen Hauptlings[2]. Wenn bei den Guaykuru ein Mann stirbt, so stürzen sich seine Weiber von einem hohen Ort herab und verstümmeln sich dadurch manchmal auf ihre ganze Lebenszeit. Einem Verstorbenen von Ansehen erwürgt man eine Anzahl Weiber und Manner, die ihm in der andern Welt als Gesellschaft dienen sollen. Dazu finden sich allemal Leute genug[3].

[1]) Bancroft, I, S. 439, 440 u. A. 211, III, S. 525.

[2]) Schoolcraft, Information, I, S. 237. Charlevoix, Gesch. v. Neu-Frankr., II, S. 244. Bancroft, I, 240. J. G. Müller bei dems., I, S. 522, A. 147.

[3]) Sitten und Meinungen der Wilden in Amerika, Frankfurt a. M., 1777, I, S. 387/8. Charlevoix bei Steinmetz, Strafe, I, S. 164.

§ 12. Blutopfer. J. Lippert betrachtet mit Unrecht alle Verwundungen, sogar das blosse Schlagen an die Brust u. dgl. m. als Rudimente des Kannibalenopfers an Blut. Er vergisst, dass gar kein Grund vorhanden war, die Ceremonie des Opferns von Blut derart aufzugeben, dass nur hier und da ein Volk den Ritus beibehielt. Das zähe Festhalten an jeder Sitte, wenn nicht ein sociales Motiv abschwächend hinzutritt, ist ja bekannt. Hier aber steht der Brauch noch in vollster Blüthe, wozu war es da nöthig, die Ceremonie aufzugeben? Er vergisst, dass die mannigfaltigsten Arten der Verwundung angewendet werden und der Zweck der Selbstpeinigung überall in den Vordergrund tritt. Auch wären so die Selbstopfer unerklärlich. Indessen ist es nicht unmöglich, dass in den folgenden Beispielen hier und da ein kannibalistischer Gedanke umformend oder selbstständig wirkend hervortritt, während meistens die Darbietung des Blutes als Opfergabe, wie erwähnt, als Accidenz zu betrachten ist.

Bei einem Leichenbegängniss für ein »Mitglied der grossen Medizin« wurde in einem »Stamme des Westens« von Nordamerika ein Fest gefeiert, wobei man sich — was sonst nicht vorkam — schlug, verwundete und peinigte und sein Blut über den Todten und die Grabbeigaben fliessen liess, indem man möglicherweisse dachte, dass dieses die schmackhafteste Würze für ihn sei, die man beschaffen könne[1]).

Die Kayapo feiern um die Zeit ihrer Fasten ein Fest, welches »Gebrar Cabessa« (das Kopfzerbrechen) heisst. Um den eine spitze Keule tragenden Häuptling beginnt ein Tanz mit langsamem Schritt. Einige tragen einen oft centnerschweren Holzklotz auf den Schultern. Diesen wirft während des Tanzes einer der Träger einem andern zu, springt zu dem Häuptling, kniet vor ihm nieder und empfängt mit der Keule einen so heftigen Schlag auf die Stirn, dass Blut fliesst, welches von den Weibern tanzend und heulend abgewischt wird. Es soll eine Art Sühnungsceremonie sein, welcher sich alle Indianer, wie man sagt, unterziehen müssen. Zwei Tage nach dem Tode eines Reichen nun, d. h. Jemandes, der etwas Vieh oder Nahrungsmittel zurückgelassen hat, sieht man sie mit dem erwähnten Klotz zur Hütte des Häuptlings laufen, um jenen Stirnschlag zu erhalten, worauf sie mit herabströmendem Blut zu dem Todten zurückeilen, um den Leichnam damit zu bestreichen. Darauf erfolgt das Begräbniss[2]). Der Ausdruck »Kopfzerbrechen« deutet hier vielleicht auf frühere Todtenopfer an Feinden und der Klotz auf die drückende Verpflichtung, sie darzubringen.

Bei den Bororo zerschnitt sich der Wittwer Coqueiro am Tage vor der Ausgrabung der Leiche seiner Frau, die vor 14 Tagen bestattet war, in seiner Hütte Arme und Beine, die sich mit Krusten geronnenen Blutes bedeckten. Am nächsten Tage, während das in einem Korb herbeigebrachte gereinigte Skelett in dem Ranchão bemalt und geschmückt wurde, während Medizinmänner

[1]) Beltrami bei Yarrow, S. 93/4.

[2]) Joh. Imman. Pohl, Reisen im Innern von Brasilien, Wien 1832, I, S. 401/2.

im Takt auf und niederspringend die Rasselkürbisse schüttelten und die zahlreichen Frauen und Kinder sangen und taktmässig in die Hände klatschten, traten mehrere der Frauen an den leeren Knochenkorb heran und legten die Hand darauf; die Aelteste ritzte sich die Arme mit Glasscherben in schnellen, scharfen Schnitten, das Blut tröpfelte auf die Hände der andern und färbte das Palmstroh der Korbtasche. Andere Gruppen von Frauen und Mädchen traten heran, ritzten sich und stellten die Füsse auf die Tasche, sodass auch ihr Blut darauf fiel. Die Wunden waren 2—3 cm voneinander entfernt, ein rothes Netzgeäder bedeckte Beine, Arme, Brüste und Leib. Der Gesichtsausdruck blieb ruhig und bekundete keinen Schmerz. Alle wickelten ihren Glassplitter in ein Blatt, überreichten es Coqueiro und setzten sich zu ihm hin. Auch dieser hockte bei dem Korb nieder und ritzte sich die Arme[1]). Dieser Vorgang trägt alle Anzeichen ursprünglicher kannibalistischer Ideen.

§ 13. **Gliedopfer.** Das Abschneiden von Gliedmaassen hat von G. A. Wilken[2]) eine eigenthümliche Deutung erfahren. Aus dem Glauben der Makassaren und auf Nias, dass die Seele den Körper durch die Finger- resp. Zehenspitzen verlässt und aus der vielleicht ebendaher rührenden Sitte der Neu-Britannier, der Völker Ostturkestans und der Hebräer, Finger resp. Zehen nach dem Tode in irgend einer Weise zusammenzubinden, versucht er, das Opfern dieser Glieder bei Begräbnissen zu erklären, indem ebenso wie das Haar als Austrittsort der Seele betrachtet und deshalb statt des ganzen Menschen geopfert werde, auch Finger und Zehen in gleicher Gedankenverbindung besonders häufig als Ablösung des Menschopfers dargebracht seien. Abgesehen davon, dass diese Logik nicht einleuchtend erscheint, bieten ausser Nase und Ohren besonders jene Glieder das Einzige dar, was man ohne Gefährdung des Lebens und der Leistungsfähigkeit abschneiden kann, wenn die blosse Verwundung nicht genügt. Allenfalls konnte man es machen wie die Flatheads, wo „die tapfersten Männer und Frauen feierlich den Verlust eines Kriegers betrauerten, indem sie Stücke ihres eigenen Fleisches ausschnitten und es mit Wurzeln und andern Gegenständen in das Feuer warfen"[3]). Zudem ist die Amputation häufig mit anderweitiger Verletzung verbunden. Dass Männer die Operation des Fingerabschneidens — an Zehen kommt derartiges in Amerika nur in einem Falle vor — selten an sich ausführen, liegt wohl daran, dass der Verlust dieser Gliedmaassen ihnen hinderlicher ist als den Frauen. Bei alledem ist es nicht ausgeschlossen, dass, wo ein Menschenopfer abzulösen ist, das durch ein derartiges Opfer als pars pro toto geschehen kann. Bemerkenswerth ist wiederum die Grausamkeit des Verfahrens, und ein Grund mehr, gerade Gliedmaassen abzuschneiden, mag darin liegen, dass der Ueberlebende auf diese Weise dem Todten stets sein geleistetes Opfer vorweisen kann.

[1]) v. d. Steinen, Unter den Naturvölkern Centralbrasiliens, S. 505, 507/8.
[2]) Das Haaropfer, Rev. Col. Internat., I, 1897, S. 379, A. 143.
[3]) Bancroft, I, S. 288.

Bei den Biberindianern durchbohren die nahen Verwandten manchmal ihre Arme mit Messern und Pfeilen. Die Frauen thun noch mehr. Sie entfernen den Nagel eines Fingers, heben die Haut bis zum ersten Gelenk ab und schneiden die Phalange ab. Dieses Zeichen äusserster Betrübniss kommt nur beim Tode eines theuren Sohnes vor, eines Gatten oder Vaters. Manchen alten Frauen bleibt deshalb nur ein einziger Finger übrig[1]). Die Frauen der Nateotetains (zu den Takali), die sich ein Fingerglied beim Tode eines nahen Verwandten abschneiden müssen, schieben vorher das Fleisch über das erste Glied zurück. Auch hier sieht man manche alte Frau mit nur 2 Gliedern an jedem Finger. Die Männer tragen ihren Schmerz stoischer, indem sie sich damit begnügen, den Kopf zu scheeren und Gesicht und Arme mit Steinen zu schneiden[2]). Die Operation wird bei »einigen Indianern des oberen Missouri« so beschrieben: sie schneiden die Bänder und Gelenke der Finger mit dem Messer durch, dessen sie sich bei ihren Mahlzeiten bedienen. Hierauf thun sie diese noch anhängenden Theile zwischen die Zähne und reissen sie los, indem sie dieselben mit Gewalt drehen und wenden[3]). Bei den Sioux, deren Trauerverstümmlung früher erwähnt ist, schnitt sich ein alter Mann, der seinen Sohn durch die Osagen verloren hatte, jeden Monat ein Stück von dem Ohr ab, sodass er nach einem Jahr, der gewöhnlichen Trauerzeit, nichts mehr als die Ohröffnung übrig hatte[4]). Die Verwandten unter den Blackfeet schnitten entsprechend der Tiefe ihres Kummers ein oder mehrere Fingerglieder ab, entkleideten sich sogar im kältesten Wetter und füllten die Luft mit ihren Klagen[5]). Bei den Mandan, die sich verwundeten, wurden Fingerglieder nicht zur Trauer, sondern als Pönitenz und Opfer für den Herrn des Lebens und den ersten Menschen abgeschnitten[6]), vielleicht nur als ein stärkerer Grad von Selbstpeinigung. Von dem Tod eines Oberhäuptlings der Crows schreibt Beckwourth[7]): »Ich« schickte einen Boten nach dem Dorf mit der Todesnachricht. Als wir ankamen, waren alle Hütten niedergebrochen. Unter Geschrei, Gekreisch und Heulen ritten wir ein. Von jedem Theile des Körpers strömte Blut bei allen, die alt genug waren, ihren Verlust zu begreifen. Hunderte von Fingern waren verstümmelt, vom Kopf gerissenes Haar lag reichlich auf den Wegen. Dann versammelten sich 10000 Crows auf meine Aufforderung an einem Ort. Solch eine Scene stürmischer, schreiender Klage vermag keine Phantasie sich vorzustellen. Das Schneiden und Hacken von Menschenfleisch überstieg alle meine frühere Erfahrung. Finger wurden so leicht wie Gerten entgliedert und Blut wie Wasser vergossen. Viele Krieger schnitten

---

[1]) Mackenzie, Voyages, Paris 1802, II, S. 203.

[2]) Bancroft, I, S. 127. Mackenzie bei dems., I, S. 127, A. 214.

[3]) Die sechs kupferrothen Ind. vom Stamme der Osagen, welche zu Havre 1827 angelangt sind. Deutsch. Leipzig 1827, S. 23.

[4]) Perrin du Lac, Reisen in die beiden Louisianen. Deutsch I. 1807, S. 176.

[5]) Yarrow, S. 67. Prinz von Wied, Reisen in das Innere von Nordamerika, I, S. 582.

[6]) Wied a. a. O., I, S. 207.

[7]) Yarrow, S. 90/1.

zwei Streifen ein fast auf die ganze Länge des Armes, hoben dann die Haut dazwischen an einem Ende vom Fleisch, fassten sie mit der andern Hand und rissen sie bis zur Schulter herunter. Andere schnitten mehrere Bilder ein auf Brust und Schultern und hoben die Haut in derselben Weise ab, um die Narben nach der Heilung in vortheilhaftem Lichte zeigen zu können.

Stirbt ein Tscharo(?), so sind alle seine nächsten Verwandten verbunden, sich die Spitze eines Fingers, oder, wenn sie eine desto grössere Betrubniss zeigen wollen, den ganzen Finger abzuschneiden. Fugt es sich, dass so viele sterben, dass die Zahl der Finger nicht ausreicht, so mussen die Fusse daran[8]). Die leidtragenden Charrua-Frauen durchstechen mit dem Messer des Verstorbenen ihre Arme an mehreren Stellen, verwunden auch Brust und Seite und schneiden sich ein Fingerglied ab. Den um seinen Vater trauernden Sohn packt ein Nachbar am Arm, zieht mit zwei Fingern das Fleisch empor und steckt einen handlangen dicken Rohrsplitter hindurch. Solche Stäbchen reihen sich schliesslich in zollbreitem Abstand von der Handwurzel bis uber die Schulter. In diesem bejammernswerthen Zustande begiebt sich der Arme in den Wald, wo er ein Loch gräbt, in dem er stehend die Nacht zuzubringen hat[9]).

§ 14. Verstümmlung in Krankheitsfallen. Sicherlich eine Ablosung bildet das Gliedopfer in Krankheitsfallen, da fur das einem unsichtbaren Wesen verfallene Haupt des Kranken ein anderes geboten werden muss. Freilich ist der Glaube an einen Damon, der den Tod fordert, vorausgesetzt. Die Sudkalifornier bezeichnen sogar den Tod selbst als ein personliches Wesen[1]), und von den Kaliforniern schreibt auch Adelung: Wenn die Krankheit schlimmer wird, so versammeln die Priester alle Verwandten des Kranken, um ihm den Tod desto bitterer zu machen. Zuvörderst schneiden sie, wenn der Verstorbene eine Tochter oder Schwester hat, ihr einen kleinen Finger an der rechten Hand ab, weil sie glauben, das Blut, das er vergiesst, rette den Kranken oder zerstreue wenigstens den Kummer, den die Familie uber den Tod haben werde[2]). Ein analoges Beispiel des vollstandigen Menschenopfers ist folgendes: Ein alter Häuptling der Tschimsians hatte eine seiner Sklavinnen, ein altes Weib, todten lassen, sei es, um seiner Tochter, die an einer Schusswunde litt, Genesung zu verschaffen, sei es, um dafur Sorge zu tragen, dass sie nach ihrem Tode in der andern Welt Bedienung finde[3]).

§ 15. Das Haaropfer. Zu der Trauerverstümmlung müssen wir auch das Abschneiden des Haares rechnen, indessen mögen aus Mangel an Raum

[8]) Bastian, Amerika, II, S. 767. Diese Nachricht ist sicher übertrieben.

[9]) Azara bei Schneider, Die Naturvölker, I, S. 113; bei Andree, Parallelen, I, S. 149.

[1]) Bancroft, I, S. 421.

[2]) Joh. Chr. Adelung, Natürl. u. bürgerl. Gesch. von Kalifornien, Lemgo 1769, aus d. Engl., I, S. 76.

[3]) Krause, Die Thlinkit-Indianer, S. 319. Die Misteken kannten auch ein Opfer, um die dem Todten feindlichen Dämonen von seiner Spur abzulenken. Beim Tode des Häuptlings wurde ein Sklave, gekleidet in dasselbe glänzende Gewand, das sein Herr trug, und mit Maske, Kopfbinde und anderen Insignien versehen, vor die Leiche gesetzt, und wahrend die Prozession um Mitternacht (?)

einzelne Bemerkungen darüber genügen. Auf ein einziges Beispiel baut Wilken seinen Beweis auf, dass alle Haaropfer am Grabe an Stelle von Menschenopfern getreten seien: Von den Peruanern erzählt Cieza, dass die Indianer von Llactacunya heftige Klagen über den Todten erhoben und dass man den Frauen, welche nicht getödtet wurden, das Kopfhaar schor[1]). Wenn er sonst noch nachweist, dass beim Tode das Abschneiden von Haarlocken den Charakter eines Opfers trug, dass bei anderen Gelegenheiten als den Todtenceremonien das Haaropfer für die Darbietung des ganzen Menschen eintritt, dass manche Völker den Glauben haben, die Seele verlasse den Körper wie durch eine Wunde, so auch durch das abgeschnittene Haar, und endlich, dass Haare als Sitz der Kraft angesehen wurden — ein Beweis für ursprüngliche Menschenopfer am Grabe, wo jetzt Abschneiden des Haares herrscht, ist es nicht, obwohl hier und da eine derartige Ablösung denkbar ist. Nimmt man auch an, dass der Brauch des Abschneidens von wenigen auf viele Personen des Stammes durch Nachahmung übergegangen sei: die Sitte des Opfers von Stammesgenossen am Grabe, zu der man sich wahrlich sehr schwer entschlossen haben wird, müsste in einer Einheitlichkeit verbreitet gewesen sein, wie sonst nur die fundamentalsten Anschauungen. Zählen wir doch in Amerika nur wenige Völker, bei denen diese Beschneidung des Haares nicht herrscht. Auch schneiden zuweilen gerade die Männer das Haupthaar, und wie sollten schliesslich da, wo es die Frauen thun, für alle Männer Frauen als Opfer hergenommen werden? Da ferner Haar-, Blut- und Gliedopfer häufig zusammen auftreten, so wäre das eine unnöthige Häufung von Ablösungsformen, denn dafür halten sie Wilken und Andere. Ausserdem tritt das Menschenopfer nur bei angesehenen Personen auf, während das Haaropfer und überhaupt die Verstümmlung mehr allgemein ist.

Ebensowenig scheint die häufig angeführte Erklärung, dass der Trauernde sich vor dem Todten unkenntlich machen wolle, annehmbar. Durch welche Beobachtung sollte der Naturmensch auf diesen raffinirten Gedanken kommen? Dazu erfüllt auch der gar nicht selten zugleich vorkommende Brauch, das Haar wachsen zu lassen, den Zweck des Schutzes in der ersten Zeit durchaus nicht, und man müsste sich vor Allem des Klagegeschreies und der Anrufung des Todten enthalten, was durchaus nicht der Fall ist. Vielmehr haben wir es m. E. einfach mit der Ablegung oder Vernachlässigung eines Schmuckgegenstandes als Zeichen der Trauer gegenüber dem zuschauenden und rachebegierigen Todten und zur Beruhigung des Gewissens zu thun, ebenso wie wir das bei den anderen Arten der Verstümmlung verfolgt haben. Dass oft eine Opferceremonie daraus

---

den Leichnam zu Grabe geleitete, stellte er den Häuptling dar und empfing die dem Königthum dargebrachten Ehren. Nach der Rückkehr des Leichenzuges wurde dieser Sklave geopfert und in einem Grabe beigesetzt, das man ungeschlossen (!) liess. (Bancroft, II, S. 622.) Eine ähnliche Bedeutung mag die Statue gehabt haben, der man in Mexico und Michoacan zugleich mit dem Verstorbenen königliche Ehren erwies. (Bancroft, II, S. 606 u. A., S. 620 u. A.)

[1]) A. Wilken, Haaropfer, Rev. Col. Int., 1887, I, S. 367.

entstand, ist nicht wunderbar. Häufig wird betont, dass sonst das Haar lang herabhängend getragen wurde, und man wird erkennen, welch ein schmerzlicher Verlust das Abschneiden desselben beim Tode eines Verwandten gewesen sein muss. Die Irokesen-Frauen, um nur ein Beispiel anzuführen, schneiden sich die Flechten nur bis zur Schulter ab. Aber die Verwandten des Ehegatten bitten sie, es sich in voller Länge zu bewahren, da es ihr schönster Schmuck sei[1]. Man könnte freilich einwenden, dass derartige Anschauungen aus späterer Zeit datirten, während der Ursprung der Sitte ein ganz anderer sei. Man müsste dann überhaupt den in historischer Zeit vorherrschenden Charakter der Trauer, des Jammerns, Zerreissens der Kleidung, Ablegens des Schmuckes, Fernhaltens von Festlichkeiten u. dgl. m. — der psychologisch als die Darbringung eines Opfers zur Besänftigung des Todten und zur eigenen Beruhigung, vermischt mit dem Gefühl des Schmerzes über den Verlust, erscheint — als geändert betrachten und für jede einzelne Handlung eine Idee finden, nach welcher der Todte ferngehalten, getäuscht, überlistet werden soll. Derartige Ideen sind in gewissen Gebräuchen sicher ausgesprochen. Daneben aber zeigt sich überall das Bestreben, sich kühn dem Zorn des Todten darstellend, ihn und sich durch Peinigungen und Leistungen zufrieden zu stellen. Daraus erwächst dann beiderseits auf dem Grunde der Furcht vor dem Todten die antagonistische Behandlung in der Bestattung, die sorgfältige Aufbewahrung und die Entfernung der Reste, vor der man wie ein Räthsel stand. Die psychologische Scheidung beider Arten von Gebräuchen in der Todtentrauer muss einer genaueren Untersuchung überlassen werden, die dann auch für die Natur des Haaropfers die bündigsten Beweise bringen wird.

§ 16. Zusammenfassung. Blutrache, geheimnissvolle, schreckenerregende und wohlthuende Sitte, mit der die Tragödie des Lebens, die ideelle Zucht des Menschen begann! Wer vermöchte den Seelenzustand jener uralten Bluträcher voll nachzuempfinden, wer nicht nur die Thatsachen, die Entwicklung, den socialen Einfluss jener echt menschlichen Sitte darzustellen, sondern den brandenden Aufruhr der Psyche festzuhalten, die Wellenbewegungen, die, von hier ausgehend und bald stärker und schwächer werdend, immer und immer dieselbe Melodie tönen auf den stets gleichgespannten Saiten der Seele? Nimmt die Blutrache ihren Ursprung von dem socialen Zustand der kleinen menschlichen Genossenschaften, die, nichts ihrer Art als gleichwerthig erkennend — die einzigen Menschen — jedoch andere ihrer Gattung sehr wohl von den Thieren unterscheidend, ewig im Kampf mit jenen liegen, ihren Stolz in der Vernichtung derselben ausbilden, sie martern, verspeisen, um selbst ihre Seele dem Untergang zu weihen und ihrer Eigenschaften Herr zu werden und demgemäss den Fall eines der Ihren blutig rächen müssen? Ist es die Solidarität der Gemeinschaft, welche die Menschen die Gelegenheit ergreifen lässt, ihrer alten Leidenschaft am Feinde zu fröhnen? — Erst die Noth des Lebens entwickelte den Kampf.

[1] Lafitau, II, S. 441.

enthüllte und bildete die menschliche Seele aus. Der zweite, ebenso starke Sporn, den Menschen aus seiner Lethargie zu stacheln, war die Religion. Grauenvoll dräuend umschwebte der Schatten, der Hauch, die Seele des Gefallenen die Ueberlebenden, wider seinen Willen dem Leben entrissen und stark durch das Geheimniss des Todes, forderte sie ohne Widerspruch die Rache, welche der Lebenskampf bereits als süsse Annehmlichkeit gezeigt hatte: die martervolle Vernichtung eines Feindes und sein Blut oder sein Herz als Seelenspeise. Hier haben wir den trefflichsten Beweis dafür, das die Religion mit ihren praktischen Folgerungen nicht immer voll aus den Bedürfnissen des Lebens geboren wird, sondern dass eine Idee das Leben lange Zeit souverain beherrschen kann. Wer möchte es jedoch entscheiden, bis zu welchem Grade die Blutrache ein Resultat der Todtenfurcht oder der normalen Entwicklung im Kampfe um die Existenz sei!

In Amerika hing man deshalb oft den Skalp des erschlagenen Feindes am Grabe des Gefallenen auf, ja bisweilen die Skalps aller, die man im Laufe des Lebens erlegte; denn »immerfort um Rache schreien die stets geliebten Schatten aus der Tiefe ihrer Gräber«. Wie aber, wenn Jemand eines natürlichen Todes starb, der den »Wilden« geheimnissvoller sein musste als der Tod im Kampfe? Auch dann dürstete also der Todte nach Rache, besonders wenn er ein angesehener Mann war, denn wie sollte ein solcher ohne feindlichen Einfluss gestorben sein? Wieder ein Anlass, Feinde zu tödten. Da dieses aber mit Schwierigkeiten verknüpft war, nahm man Sklaven zum Todtenopfer, die man bisweilen aufs Grausamste tödtete, oder man warf sich auf den Medizinmann, der den Kranken behandelt hatte, griff sich, ohne viel zu wählen, eine alte Frau heraus, oft eine Verwandte des Verstorbenen, die man im Verdacht der Hexerei hatte, plünderte die beim Begräbniss gegenwärtigen Fremden oder prügelte sich wenigstens am Grabe. Ja selbst Freunde des Verstorbenen, die man im Verdacht hatte, mussten ihr Leben lassen oder ein Weib, seltener ein Kind des Dahingeschiedenen, für deren Tödtung besonders die Blutsverwandten des Mannes eingetreten zu sein scheinen, mussten mit dem Tode büssen, wenn man sich nicht damit begnügte, sie zu martern. Hatte die Wittwe etwas im Leben ihrem Manne gegenüber ausser Acht gelassen, so waren die Peinigungen um so grausamer. Die Frauen brauchten dabei garnicht etwa verdächtig zu sein, den Tod veranlasst zu haben.

Mit der Bedeutung der Sklaverei, die besonders an der pacifischen Seite Amerikas sich Geltung verschaffte, änderte sich auch der Sinn des Opfers. Schon, dass man Feinde zu Sklaven machte und nicht tödtete, deutet ebenso auf eine Aenderung der socialen Verhältnisse, wie auf eine Minderung des Blutdurstes hin, und die Seelen der Verstorbenen zeigten sich in gleichem Maasse milder: das praktische Leben fing an, den Sieg über die Idee davonzutragen. Wie der Todte immer mehr an Besitz mit erhielt, um ihn zu befriedigen und zu versöhnen, so kam man auf den Gedanken, auch die Opfer an Sklaven,

Weibern, Kindern und Freunden als Begleitopfer aufzufassen, die im Jenseits für den Verstorbenen sorgen und ihm das Leben angenehm machen sollten. Auch in diesem Falle erhalten nur angesehene Verstorbene oder Fürsten eine solche Gefolgschaft. Durch die sich wohl mit Hilfe der Priester und Grossen bahnbrechenden Anschauungen, dass die Begleiter im andern Leben einen günstigen Platz einnehmen oder wohl gar im Gegensatz zu ihren Genossen allein nach dem Tode weiter leben werden, war der Opfertod häufig sehr gesucht, besonders in Peru, Panama und an der Moskitoküste. Dass die Idee der Begleitung selbstständig bei manchen Völkern den Opfertod eingeführt hat, scheint nicht anzunehmen, gewiss ist aber, dass dadurch in einzelnen Fällen die Zahl der Opfer bedeutend vermehrt worden ist. Vor Allem ist es psychologisch unmöglich, zu glauben, dass Stammesgenossen und Verwandte von vornherein aus Sentimentalität als Begleiter geopfert worden sind. Nun aber kam sogar stellenweise die Idee auf, dass getödtete Feinde Sklaven des Ueberwinders oder dessen, dem er sie weihte, im Jenseits sein würden

Aus der Idee der Blutrache aber erwuchsen noch andere furchtbarere Gebräuche als die Racheopfer, furchtbarere, weil sie zeigen, wie der Mensch frühzeitig dazu gekommen ist, sich innerlich zu erheben und zu stärken, indem er gegen die eigene Person wüthet. Wenn auch die Racheopfer für Verstorbene nur angesehenen Leuten zu Theil wurden und der Brauch überhaupt nur bei verhältnissmässig wenigen Völkern in Uebung war, so herrschte doch überall mehr oder weniger lebhaft das Pflichtgefühl, den Todten zu rächen, unterstützt von den Drohungen des Verstorbenen selbst. Bei vielen gewann die Furcht vor dem Dahingeschiedenen die Oberhand, man suchte sich auf jede Weise von ihm zu befreien, durch Entfernung, Ueberlistung, ja durch Tödtung der Seele. Andere suchten sie zugleich durch Darbietung alles ihres Eigenthums zu beschwichtigen und für immer abzufinden. Viele aber beruhigten ihr Gewissen und den gegenwärtig gedachten Todten durch laute Kundgebungen ihrer Trauer, durch Ablegen des Schmuckes, Vernachlässigung der Kleidung und des Haares oder durch Abschneiden desselben, durch Vermeidung von Festlichkeiten, Demüthigungen vor dem Verstorbenen und körperliche Qualen. In diesen Peinigungen tritt stets als einziges Princip hervor, sich recht viel Schmerzen zuzufügen und in einen möglichst elenden Zustand zu gerathen. Die äusserste Erregung der Psyche zeigt sich dabei in den wildesten Ausbrüchen. Die Wunden werden auf die mannigfaltigste Weise zugefügt, durch Werfen auf den Boden, Schneiden, Stechen und Schlagen aller möglichen Körpertheile, die man bequem erreichen kann, mit Messern, Lanzen, Dornen und Steinen und durch Abschneiden von Gliedmaassen, nämlich Fingern, Zehen und Ohren, was oft mit raffinirter Grausamkeit geschieht. Die Selbstverwundung hat bisweilen sogar den Tod zur Folge, oder auch dasselbe psychologische Motiv führt direkt zum Selbstmord, der durch die Vorstellung vom Jenseits und mitunter durch die eigene Trauer begünstigt wird. Andere Peinigungen verursacht das Ausraufen des Haares, Schlafentziehung

Hunger, wenig Kleidung trotz der strengsten Kälte und Verweilen bei der Leiche in glühender Sonnenhitze bis zur Ohnmacht. In wie weit Fasten und geschlechtliche Enthaltsamkeit, die theilweise auch in bestimmten Ideen gegenüber den Forderungen der abgeschiedenen Seelen ihren Grund haben, hierher zu rechnen sind, muss eine specielle Untersuchung lehren.

Wie ist aber ein Uebergang von der Tödtung und Marterung Anderer zur eigenen Peinigung auf derselben psychologischen Grundlage möglich? Das Verbindungsglied bietet das Streiten der Trauernden gegeneinander. Wir sahen, dass Tödtung oder Marterung von Menschen auf Grund des Verdachtes, den Tod veranlasst zu haben, vorgenommen wurde, dass man aber auch oft nicht wählerisch war und nur irgend ein Sühnopfer suchte, besonders ein solches, das nicht seinerseits gerächt werden konnte, oder das sich im Leben gegen den Verstorbenen vergangen hatte. Man bürdete also die Schuld an dem Tode, wenn man auch an eine geheimnissvolle Einwirkung von Geistern oder anderer Menschen glaubte, gewissermaassen dem Opfer auf, da der Todte und auch der Ueberlebende ein solches verlangte. Andererseits stritt bei den meisten Völkern von vornherein der Anspruch des Verstorbenen auf ein Sühnopfer und die innige Ueberzeugung von der Pflicht, es zu liefern, mit der Unmöglichkeit der Erfüllung, mochte man nun nicht im Stande sein, Feinde zu erlegen, oder widerstrebte es ihrem Gefühl und ihrer Ueberzeugung von der Unschuld der Betreffenden, dass sie Stammesgenossen opferten. Ebenso sehr die Todtenfurcht, wie das Pflichtgefühl oder das peinigende Gewissen, das wohl bei dieser Gelegenheit zum ersten Male in der Menschheit auftritt, haben die Hand des Menschen gegen sich selbst gekehrt. Nicht, dass die Seele Rache heischend erschienen ist und, da Rache nicht möglich war, der aufgeforderte Rächer mit kaltblütiger Ueberlegung sein eigenes Blut darbrachte — er suchte vielmehr um jeden Preis aus einer moralischen Depression heraus zu kommen und in sich eine Grösse zu erreichen, die ihm durch eine That nach aussen hin nicht möglich war. So komplizirten sich Todtenfurcht und böses Gewissen zu einer unlösbaren Einheit, und es wäre falsch, hier nur von dem nach Martern und Tod Verlangen tragenden grausamen Verstorbenen zu sprechen, dem es gleichgiltig ist, an wem sie geübt werden. Der Vorgang spielt sich zum grössten Theil im Subjekt selbst ab, und die eigene Befriedigung wird dann für die Genugthuung des Todten genommen. Wozu wäre sonst die übergrosse, ich möchte sagen religiöse Erregung dabei, wozu das Auferlegen von Schmerzen, Demüthigungen und Entsagungen, die dem Todten, direkt genommen, z. Th. gleichgiltig sein mussten und nur dem eigenen Gefühl in ihrer ganzen Grösse bekannt sein konnten. Das peinigende Gewissen ist eben nichts Anderes als die tiefste Ueberzeugung von Verpflichtungen, die man nicht erfüllt hat und nicht erfüllen kann. Durch Busse musste dann das Gefuhl der Unwürdigkeit beseitigt werden, wo es nicht durch das Opfer von Feinden oder Stammesgenossen geschah. Höchst bezeichnend ist auch, dass das böse Gewissen sogar in direktes Schuldbewusstsein

übergehen kann, wie bei den Mandan, welche schliesslich glaubten, die eigenen Sünden hätten den Tod ihres Genossen veranlasst, und sie müssten nun mit Recht durch Selbstverstümmlung und allerhand Peinigungen dafür bussen. Ueberhaupt werden alle diese Trauerceremonien gewöhnlich als Verpflichtung gegen den Todten aufgefasst.

Es ist trotz alledem nur natürlich, dass durch den Gedanken an die Gegenwart des rachebegierigen Todten die Martern sich verschärften und dass die Narben der zugefügten Wunden dem Träger eine dauernde Beruhigung auch den Erscheinungen des Verstorbenen gegenüber verliehen. Mitunter hat die Prahlsucht einen Einfluss auf die Schwere der Verwundung, und solche Narben gelten als Beweis des Muthes, was sich sehr gut mit dem Streben nach moralischer Erhebung verträgt.

Dieser Gebräuche bemächtigt sich das Trauergefühl sehr gern, da sie Zerstreuung des Kummers bieten und ein wollüstiges Versenken in das eigene Elend erleichtern. Ausserdem ist es auch hier erklärlich, dass man um so eher geneigt ist, seiner Trauer Ausdruck zu geben, wenn der Verstorbene, um den man trauert, als gegenwärtig gedacht wird. Deshalb finden sich die meisten und schrecklichsten Verwundungen nicht minder beim Tode besonders geliebter Personen, wie beim Hinscheiden von Häuptlingen, denen derartige Kundgebungen ursprünglich vor Allem zukamen. Auch im Racheopfer von Stammesgenossen zeigte sich manchmal das Gefühl der Trauer in seiner sekundären Einwirkung deutlich. So versuchte ein Tschinukhäuptling beim Tode seines Sohnes seine eigene, sehr geliebte Frau, die den Kranken aufopfernd gepflegt hatte, als das grösste und deshalb dem Verstorbenen angenehmste Opfer zu tödten, und die Thlinkit ermorden ihre wie die eigenen Kinder gehaltenen Sklaven bei Todesfällen.

Da Menschenopfer am Grabe in der That bei vielen Völkern existiren und bestanden haben, so ist es auch sicher, dass man hier und da in der Verwundung als Blutopfer und in dem Abschneiden von Fingergliedern und Haaren als Darbringung eines Theiles statt des Ganzen eine Ablösung finden wird. Indessen sind die Menschenopfer im Verhältniss zu den Selbstverwundungen selten, und die Opferceremonie in der Verstümmlung, obwohl sie schon recht wenig vorkommt, ist doch m. E. meistens als sekundäre Erscheinung zu betrachten.

Diese verschiedenen Arten, sich den Todten gegenüber zu verhalten, erklären sehr gut die so äusserst auseinander gehende Behandlung der Leichen. Wenn von zwei dicht nebeneinander wohnenden Völkern das eine den Todten nachlässig hinwirft oder verscharrt, um nur schleunigst von dem Ort des Schreckens fortzukommen, das andere ihn sorgsam nahe der Wohnhütte aufbewahrt, die Knochen reinigt und zu sich nimmt, so werden wir jetzt verstehen, wie beides aus einer Wurzel, der Furcht, entstehen kann. Diejenigen, welche eine innere Versöhnung gefunden hatten, kamen sehr gut mit den Todten aus[1]).

[1]) Vergleiche meine Arbeit: Die Begräbnisarten der Amerikaner und Nordostasiaten. 1894 S. 238-44. 289. 296/7.

So haben wir denn in der »Trauerverstümmlung« keine Ablösung von Rache-, Kannibalen- oder Begleitopfern zu erblicken, sondern die älteste Urkunde des sich regenden Gewissens im Menschengeschlecht. Das moralische Gleichgewicht herzustellen, legte man Hand an die eigene Person. So war es seither stets, sobald der Mensch, von der Nothwendigkeit einer Pflichterfüllung durchdrungen, dieser Pflicht weder genügen, noch sich ihr vor seinem Gewissen entziehen konnte. Wie jenen Wilden der Todte das Medium war, ihr Gewissen zu schärfen, so gab es stets eine religiöse oder sociale Idee, über die der Mensch in seinem Gewissen nicht hinaus kam. Jetzt freilich schlägt man sich nicht mehr offene Wunden, durch welche die Depression schnell entwich, aber Körper und Geist müssen auch jetzt darunter leiden und neue Kraft an Stelle der alten gestürzten gebären — oder zu Grunde gehen. Das ist die Tragödie des Menschen.

Max Bartels.

Ueber Schädel-Masken aus Neu-Britannien, besonders eine mit einer Kopfverletzung.

Ueber Schädelmasken aus Neu-Britannien, besonders über eine mit einer Kopfverletzung.

Von **Max Bartels.**

Hierzu Tafel XII bis XIV.

In dem Verlaufe der letzten Jahrzehnte sind in verschiedene Museen Europas eigenthümlich präparirte halbe Menschenschädel gelangt, welche überwiegend aus dem grossen Gebiete von Neu-Britannien stammen. Sie sind gewöhnlich mit dem sehr zutreffenden Namen Schädelmasken bezeichnet worden. Sie stimmen alle darin überein, dass der Schädel in einer frontalen Ebene im Bereiche der Kranznaht oder nahe derselben von oben nach unten durchgetrennt und nur die vordere Hälfte benutzt worden ist. An dieser hängt das vollständige knöcherne Gesicht und in den meisten Fällen auch der Unterkiefer. Ich kenne nur drei Fälle, wo letzterer fehlt. Der Scheitel und Hinterhauptstheil des Schädels ist, wie gesagt, von dem Stirntheile abgetrennt und nicht mit verarbeitet worden. Die dem Schädel natürlich fehlenden Weichtheile des Gesichts sind in mehr oder weniger vollkommener Weise mit Hilfe einer Paste aufmodellirt, die wahrscheinlich aus Gummi und Thon besteht; einzelne Theile des knöchernen Gerüstes sind jedoch bisweilen freigelassen und treten unbedeckt zu Tage. Das auf diese Weise hergestellte Gesicht ist mit farbigen Ornamenten bemalt, welche aber eine gewisse Mannigfaltigkeit darbieten und durchaus nicht nach einem gleichartigen Schema entworfen sind. Am oberen Schädelrande ist in vielen Fällen ein Kranz von Kopfhaaren angebracht worden; dieselben bestehen aus wirklichem Menschenhaar, oder dieses ist durch Pflanzenfasern ersetzt. Aus dem letzten Material ist meistens auch ein Bart gefertigt. Auf eine Reihe anderer Eigenthümlichkeiten kommen wir später noch zurück.

Ueber derartige Schädelmasken ist bereits von einer grösseren Zahl von Autoren mehr oder weniger Ausführliches berichtet worden. Von einem Theile dieser Arbeiten werden wir noch zu sprechen haben. Trotz dieser Veröffent-

lichungen scheint es mir nicht unnütz, noch einmal auf diese interessanten ethnographischen Gegenstände einzugehen, zumal mir Einzelnes an ihnen noch nicht hinreichend berücksichtigt zu sein scheint. Auch bin ich selber in der glücklichen Lage, ein solches Stück in meinem Besitze zu haben, welches eine Besonderheit darbietet, die bei keinem anderen der 41 mir bekannt gewordenen Stücke beobachtet worden ist[1]). Ich verdanke mein Exemplar der Liebenswürdigkeit der Frau Landgerichtsrath Hollmann, welche mir dasselbe aus dem Nachlass ihres leider so früh verstorbenen Gatten übergeben hat. So trägt auch er noch nach dem Tode zur Herstellung dieser Festschrift bei.

Bei dieser Schädelmaske (Taf. XII Fig. 1 und 2) ist das ganze Gesicht mit einer Paste überzogen, aus welcher die Formen der natürlichen Weichtheile herausmodellirt sind. Die Augenbrauen sind angedeutet, die Augenhöhlen flach geschlossen und die Augäpfel halbelipsoid daraufgesetzt. In dieser Hervorragung des Augapfels wurde eine annähernd horizontal gestellte, spindelförmige Vertiefung angebracht, welche aber keine Oeffnung besitzt. Somit sind die Augen nicht zum Hindurchsehen eingerichtet. Die Nase, dreieckig und mit vorstehendem Septum modellirt, bietet im Ganzen die Formen einer Todtenkopfnase dar. Auch die Lippen sind durch die Paste gebildet, und die letztere ist von ihrer Innenfläche auf die Alveolarränder der beiden Kiefer hinübergestrichen. Hierdurch ist es bedingt, dass im Oberkiefer nur die Kronen der wenigen erhaltenen Zähne aus der Pastenmasse hervorsehen, im Unterkiefer aber ragen die vorhandenen Zähne von Zahnhalse an frei aus dem Kieferrande heraus. Sämmtliche Eck- und Schneidezähne sind aber der Maske verloren gegangen, und auch die Backzähne sind nicht vollzählig da. Der Mund ist mässig weit geöffnet und breitgezogen; dabei ist die Oberlippe so nach unten geschoben, dass, auch wenn Schneidezähne vorhanden wären, sie dieselben verdecken würde. Man muss die Maske etwas heben, um die Zahnkronen der Oberzähne sehen zu können. Die Oeffnung des Mundes, d. h. die Entfernung der Lippenränder von einander beträgt 19 mm. Eine künstliche Zunge ist bis zum Lippenrande vorgestreckt; wir haben von derselben noch zu sprechen.

Von der Ohrgegend her zieht sich am Rande des Unterkiefers entlang, aber ein wenig vor demselben und über das Kinn hin ein gelblicher Bart aus Pflanzenfasern. Am Kieferwinkel tritt der Knochen in kurzer Ausdehnung frei zu Tage.

Das Gesicht ist in in sehr sorgfältiger Weise vollständig mit geometrischen Ornamenten überdeckt, welche mit schwarzer, mit weisser und mit ziegelrother Farbe auf die Pastenmasse aufgetragen sind.

In der Gegend des linken Stirnhöckers markirt sich eine grosse Stelle von unregelmässig rundlicher Form, welche, anstatt hervorgewölbt zu sein, ein

---

[1]) 15 derselben sind mir nur aus Abbildungen oder Beschreibungen bekannt; sie sind nur für einzelne hier zu erörternde Fragen zu verwerthen. 26 Stücke konnte ich selber untersuchen, davon 13 aus dem Grässi-Museum in Leipzig und 12 aus dem kgl. Museum für Völkerkunde in Berlin. Den Herren Dr. Obst und Dr. v. Luschan spreche ich hierfür den besten Dank aus.

wenig flach ausgehöhlt erscheint. Sie entspricht einem grossen Defekt im Knochen, den ich noch beschreiben werde. An dem unteren Rande dieses Defektes zeigt jetzt die Paste einige Risse.

Wenn man die Schädelmaske von hinten her betrachtet (Taf. XIII Fig. 1), so sieht man, dass sie in der Kranznaht von dem übrigen Schädel abgetrennt worden ist. Das gesammte Stirnbein ist erhalten, sowie die Lamina cribrosa des Siebbeins mit der Crista Galli, und auch das Keilbein ist fast vollständig da; jedoch ist der hinterste Theil seines Körpers in schräger Richtung durchgetrennt, sodass von seiner rechten Hälfte mehr fortgenommen ist, als von seiner linken; die Sattellehne ist aber noch erhalten.

Die Schläfenbeine fehlen vollständig; sie sind aus ihrer natürlichen Verbindung mit dem grossen Keilbeinflügel herausgelöst. Der Unterkiefer ist vorhanden; da aber die Schläfenbeine nicht mehr existiren, so kann er natürlicher Weise nicht an seiner normalen Stelle stehen. Die Gelenkfortsätze sind jederseits an den lateralen Rand des grossen Keilbeinflügels herangelegt. Hier ist der Unterkiefer in doppelter Weise befestigt worden. Einestheils füllt die das Gesicht modellirende Paste die ganze Schläfengrube aus, soweit dieselbe erhalten ist, und geht in dicker Auftragung über den Kronenfortsatz und den Hals des Gelenkknorrens der Mandibula auf deren äussere Fläche über. Andererseits ist der Unterkiefer aber auch noch mit Rotangbändern an den Schädel festgebunden worden. An der linken Seite ist ein Rotangband um den Hals des Gelenkfortsatzes geschlungen und durch die Fissura orbitalis superior (die Spalte zwischen dem grossen und dem kleinen Keilbeinflügel), weiter zur Augenhöhle hinausgeführt worden. Hier ist es durch die Paste verdeckt. An der rechten Seite ist das Rotangband an der Grenze des unteren Drittels des aufsteigenden Kieferastes auf dessen Aussenseite durch die Paste festgeklebt; dann ist es um den hinteren Kieferrand herum nach vorn und medianwärts gezogen und an der hinteren Nasenöffnung ebenfalls durch Paste befestigt worden.

Die soeben erwähnte Pastenmasse beginnt an der Durchtrennungsstelle des Keilbeinkörpers, verschmiert die ganze Nasenhöhle von hinten her und geht in ununterbrochenem Zuge am hinteren Rande des harten Gaumens in eine flache, sorgfältig modellirte Zunge aus. Diese künstliche Zunge ist frei in dem geöffneten Munde sichtbar und ihr vorderer, etwas verdickter Rand reicht fast bis zum Saume der Unterlippe. Bei der Berührung federt sie leicht, und beim Klopfen giebt sie einen Schall, als wenn ein dünnes Holz angeschlagen würde. Sie ist daher wahrscheinlich aus einer feinen Holzplatte hergestellt, auf welche die Paste aufgetragen wurde. Irgend eine Vorrichtung zum Festhalten der Maske ist an dieser nicht vorhanden.

Ein ganz besonderes Interesse bietet diese Schädelmaske durch den Umstand dar, dass sie von allen bisher beschriebenen oder mir sonst bekannt gewordenen die einzige ist, an welcher wir die Todesursache festzustellen vermögen. Wenn man nämlich die Maske von hinten her betrachtet, so sieht man, dass

in der linken Stirnhöckergegend, entsprechend der vorher erwähnten, etwas vertieften Stelle der Pastenbedeckung, sich ein grosser Defekt im Knochen findet. Er bildet ein unregelmässig rundes Loch, das nach unten zu noch seine Fortsetzung findet, und das auf diese Weise ungefähr die Form des Kontinentes von Afrika darbietet. Der Knochendefekt hat eine Breite von 28 mm und eine Höhe von 37 mm.

Von aussen her ist diese Schädelwunde mit einer dünnen Holzplatte überdeckt, wahrscheinlich um der dem Gesichte aufzutragenden Paste eine entsprechende Unterlage zu geben. Diese Holzplatte ist auf der Aussenfläche durch die Paste verborgen, auf der Innenseite aber liegt sie frei zu Tage. (Tafel XIII, Fig. 1). Sie scheint an einem doppelten Rotangbande befestigt zu sein, welches zu dem oberen Wundrande hinaus über die innere Schädelfläche hin bis zum obersten Rande der Maske geführt ist. Hier schlägt es sich auf die Stirnfläche um und lässt sich unter der aufgetragenen Paste hin bis wieder zu der Schädelwunde verfolgen.

Die Form dieses Loches spricht dafür, dass dasselbe nicht durch einen Hieb mit der Steinaxt oder der Muschelaxt verursacht sein kann. Mit grösster Wahrscheinlichkeit hat es sich um den gewaltsamen Anprall eines rundlichen Gegenstandes gehandelt. Man wird sich daher vorstellen können, dass es entweder mit der runden Steinkeule geschlagen wurde, oder dass es dem Wurfe eines Schleudersteines, welche ebenfalls rund und von beträchtlicher Grösse sind, seine Entstehung zu verdanken hat. Ein entscheidendes Urtheil darüber, welche dieser beiden Waffen es gewesen ist, können wir aber aus dem Verhalten der Schädelwunde nicht entnehmen. Der Anprall muss ein sehr heftiger gewesen sein, da sich keine Sprünge und Risse in den benachbarten Knochentheilen finden.

In der Südsee hat man bekanntermaassen Fälle von Trepanation beobachtet (Loyalitäts-Inseln, Neu-Caledonien). Der Gedanke wäre wohl ein nicht zu fern liegender, dass auch die Wunde an unserem Schädel eigentlich eine Trepanationswunde sei, zumal George Turner und Ella berichten, dass man auf den Loyalitäts-Inseln solche Wunde nach glücklich beendeter Operation durch ein genau angepasstes Stück einer geglätteten Kokosnussschale verschliesst. Aber das Alles trifft hier nicht zu, denn die Wunde ist einerseits für eine Trepanationsöffnung nicht regelmässig genug gestaltet, und andererseits ist die Holzplatte, welche sie verschliesst, nicht genau in die Wunde hineingepasst. Auch spricht natürlicher Weise die Art ihrer Befestigung auf der Innenseite des Schädels mit vollster Bestimmtheit gegen die Anbringung der Holzplatte bei Lebzeiten des verletzten Individuums.

Das aber vermögen wir aus der Wunde zu ersehen, dass der Verletzte nicht gleich auf dem Kampfplatze blieb. Er muss seine Verwundung vielmehr noch um eine ganze Reihe von Tagen überlebt haben. In weitem Umkreise rings um die Wunde, bis in die Nähe der Schläfengrube und weit noch auf das

Stirnbein der anderen Seite hin ziehen sich die ganz unverkennbaren Spuren einer ausgedehnten Knochenentzündung. Es muss eine lange Eiterung bestanden haben, der der Verletzte allmählich erlag.

Mehrere Autoren, wie Turner, Giglioli u. s. w. haben angeführt, dass man zwei verschiedene Arten dieser Schädelmasken von Neu-Britannien unterscheiden müsse. Das ist nicht zutreffend, denn nach der allgemeinen äusseren Erscheinung sind drei Arten zu unterscheiden. Bei der ersten ist, so wie es im Eingange geschildert wurde, das ganze Gesicht vom Haarsaume an durch die Pastenmasse hergestellt; und ganz besonders hat auch die Nase in Bezug auf ihren Rücken, ihre Spitzen und ihre Flügel völlig die Formen einer mit Fleisch überkleideten Nase erhalten; auch sind die Lippen gut modellirt. Diese Fälle, wo das gesammte Gesicht von der Paste hergestellt ist, sind die allerhäufigsten (28 Stück), aber nur bei 16 von ihnen ist mit Sicherheit auch eine Fleischnase gebildet worden; bei 9 anderen dagegen ist die Nase von so roher, dreiseitiger Form, dass sie an eine Todtenkopfnase erinnert. Bei nicht weniger als 13 dieser Masken sind sogar die Nasenflügel mit Durchbohrungen versehen, um einen Nasenschmuck darin aufzunehmen. Dreimal ist nur ein Flügel durchbohrt (2 Mal der rechte und 1 Mal der linke); in 7 Fällen befindet sich je eine Durchbohrung in jedem Flügel, 2 Mal jederseits 2 und 1 Mal sogar 3 auf jeder Seite. In dem letzten Falle (Leipzig) steckt ein mehrere Centimeter langer Holzstift in jeder Durchbohrung; im Uebrigen haben sich Perlen, Schnecken und Fäden als Nasenschmuck erhalten.

Die der zweiten Art angehörigen Masken haben zwar auch aufmodellirte Gesichter, aber diese künstlichen Weichtheile beginnen erst mit den Augenbrauen; das Stirnbein liegt dagegen frei zu Tage und ist manchmal mit Farbenstreifen geschmückt. In 3 der Fälle ist hier ebenfalls die Nase als Fleischnase modellirt, bei 3 anderen Masken aber hat sie die Form einer Schädelnase erhalten. Zwar sind ihr Rücken und ihre Seitenwände von dem plastischen Thon überdeckt, und auch ihre Apertura pyriformis ist durch denselben glatt verklebt, aber es bleibt auf diese Weise immer noch die Form der Todtenkopfnase, die der Maske bisweilen einen komischen Ausdruck verleiht. So schrieb auch Parkinson, dass sie derartig hergestellt wurden, »dass sie ein Gesicht mit tragischem oder mit komischem Ausdruck darstellen«, und Turner bezeichnet das Aussehen seiner Maske als »pantaloon-like«. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass dieses doch nur für unser Empfinden zutrifft. Die Eingeborenen von Neu-Britannien sind gewiss weit davon entfernt, in diesen Dingen etwas Komisches zu sehen.

Die dritte Art der Masken soll zweifellos nicht den Eindruck eines mit Weichtheilen überkleideten Gesichtes, sondern den eines Todtenschädels hervorrufen, wenn auch zum Zweck der Ornamentirung dünne Schichten der Pastenmasse auf einzelne der Gesichtsknochen gestrichen sind. Hier bleibt auch stets das Stirnbein unbedeckt; künstliche Augenbrauen sind modellirt, aber die Nase

gleicht fast immer trotz der aufgetragenen Paste der Nase eines Todtenkopfes. Auch die Backenknochen schimmern durch die Bedeckung hindurch. Lippen sind hier niemals modellirt, sondern immer liegen die Alveolarfortsätze der Kiefer und die darin steckenden Zähne frei, allerdings, gleich den anderen Theilen des Gesichts, mit einer dünnen Paste überstrichen. Der in gleicher Weise behandelte Unterkiefer ist derartig befestigt worden, dass der Mund fast in allen Fällen weit aufgesperrt erscheint. Zwischen den horizontalen Unterkieferästen spannt sich ein künstlicher Boden der Mundhöhle aus, der bis zu dem hinteren Rande des harten Gaumens hinaufgeführt ist und hier den Rachen nach hinten abschliesst. Dieser Mundhöhlenboden wird durch Rotangstreifen gestützt und ist aus Lappen und plastischem Thon und einmal auch aus einem Schwamm hergestellt. Eine Zunge ist bei dieser Art der Masken niemals gebildet worden.

Unter den 41 Masken gehören der ersten Art, wie schon berichtet, nicht weniger als 28 an. Wir haben also in dieser Form den hauptsächlichsten Typus zu erkennen. Die zweite Art wird durch 7 Stücke vertreten; 6 Masken gehören zu der dritten Art.

Wenn wir aber auf einige andere Besonderheiten dieser Masken unser Augenmerk richten, welche namentlich auch ihrer Verwendbarkeit als Masken die nöthige Rechnung tragen, dann lassen sie sich in allermindestens 4 Gruppen zerlegen. Bei der ersten Gruppe, welche durch das von mir beschriebene Stück (Tafel XII, Figur 1 u. 2) vertreten wird, finden sich die Augen verschlossen, während der Mund halb verschlossen ist. Die zweite Gruppe (gut abgebildet bei Turner Fall I), hat sowohl den Mund als auch die Augen geöffnet. Die dritte Gruppe hat in jedem Auge ein Loch zum Hindurchsehen, aber der allerdings in seinen Lippen leicht geöffnete Mund ist geschlossen (Fig. 2 auf Tafel XIII giebt hierfür ein Beispiel). Endlich bei der vierten Gruppe sind sowohl die Augen geschlossen, als auch der Mund in seiner Tiefe, obgleich die Kieferränder voneinander entfernt sind. Zu dieser Gruppe gehören alle diejenigen Masken, welche wir oben als die Vertreter der dritten Hauptform kennen gelernt haben (z. B. Figur 1 auf Tafel XIV).

Ausser diesen ganz allgemeinen Dingen vermögen wir aber an den Masken auch noch manche specielleren Unterschiede nachzuweisen. So sind z. B. die Augen nicht selten als ebene Flächen angelegt, auf welchen durch entsprechende Bemalung die Form des Augapfels hervorgebracht ist. In anderen Fällen ist aber trotz der Bemalung der Augapfel halbkugelig hervorgewölbt, und zweimal haben die Künstler der Paste den einem Auge nicht unähnlichen Deckel einer Turbo-Schnecke eingefügt.

Für gewöhnlich ist von Ohren keine Rede. 4 der Masken besitzen aber jederseits am seitlichen Stirnbeinrande etwas oberhalb der Augenbrauen einen aus Paste modellirten, flachen, abgerundeten Doppelanhang, der in der Mitte seiner Vorderfläche eine blinde Vertiefung besitzt, während seine untere Hälfte eine feine, von vorn nach hinten gerichtete Durchbohrung zeigt. Das sollen zweifellos Ohren sein; die blinde Vertiefung stellt die Mündung des Gehörganges

vor, während die Durchbohrung das Loch zur Aufnahme des Schmuckes in dem Ohrläppchen bedeuten soll. Eine Maske in Leipzig trägt nun in der That in jedem dieser Ohrlöcher eine Schnur eingeknüpft, deren eines Ende lang herabhängt, während an dem anderen, kürzeren eine Quaste bunter Vogelfedern befestigt ist. Einen ferneren Unterschied haben wir darin zu konstatiren, ob eine Zunge vorhanden ist, oder ob dieselbe mangelt. Letzteres ist das Gewöhnliche, auch bei den Schädelmasken mit dem weit geöffneten Munde. Aber in seltenen Fällen ist eine Zunge gebildet, welche das ganz tauschende Abbild einer mumifizirten Zunge darbietet. So findet es sich bei meiner Maske, sowie je einmal bei Turner und Serrurier und bei einem Exemplare des Berliner Museums. Unter allen Umständen haben wir also diese Form der Masken als eine sehr seltene zu betrachten. Die kunstliche Zunge, die aus einer feinen, mit dunner Paste überzogenen Holzlamelle gebildet zu sein scheint, nimmt bei den beiden von mir untersuchten Schädeln am hinteren Rande des harten Gaumens ihren Ursprung und geht von dort frei durch die Mundhöhle bis in die Nahe der Zahnreihen hin. Von hinten her vermag man unterhalb der Zunge zum geöffneten Munde hinauszusehen. Ein Schadel der Leipziger Sammlung bildet ein Unicum dadurch, dass bei ihm eine kurze und schmale Zunge von ungefahr 1 cm Länge und Breite in der Mitte des Alveolarrandes des Unterkiefers durch Pastenmasse dargestellt ist.

Vollständig vor dem Gesicht getragen können naturlicher Weise nur diejenigen Masken sein, bei welchen ein Hindurchsehen ermoglicht ist. Das sind also in erster Linie diejenigen mit geöffneten Augen (24 Stuck). Wie sie befestigt worden sind, lasst sich aber nicht immer ersehen. Jedoch auch die Masken mit geschlossenen Augen würden dem Trager den Durchblick gestatten, wenn der Mund hinreichend geöffnet ist (10 Stück), und wenn man sich vorstellt, dass die Maske so hoch am Gesicht hinaufgeruckt war, dass sich nun der Mund derselben vor den Augen des Tragers befand. Diejenigen Schadelmasken aber, bei welchen sowohl der Mund als auch die Augen geschlossen sind (7 Stuck), können, wie schon Turner betont hat, als Masken im gewöhnlichen Sinne des Wortes nicht wohl getragen worden sein, da dem Trager weder das Sehen noch auch das Athmen möglich gewesen wäre. Es wäre nicht unwahrscheinlich, dass sie oberhalb des Kopfes an irgend einer Vorrichtung angebracht wurden. Das ist, abgesehen von anderen Gründen, auch deshalb wohl denkbar, weil auf diese Weise der Träger von abnormer Grosse erschienen sein muss, wodurch das Dämonische seines Anblicks nicht unerheblich gesteigert wurde.

Am bequemsten fur den Gebrauch sind naturgemass diejenigen Masken gewesen, bei denen sowohl der Mund, als auch die Augen offen geblieben waren, da sie dem Träger in einfacher Weise sowohl das Sehen, wie das Athmen möglich machten (22 Stuck). Es bleibt dann noch eine vierte Kombination zu erwähnen, bei welcher zwar die Augen geoffnet sind, aber der Mund geschlossen ist. Von dieser finden sich nur 2 Exemplare.

Nach den Angaben von Powell und Anderen wurden die Masken an einem horizontalen Querholze, das hinten am Unterkiefer befestigt ist, vor dem Gesichte festgehalten, und zwar mit den Zähnen. An 6 von diesen Querhölzern lassen sich die Zahneindrücke noch sehr deutlich erkennen (z. B. Fig. 2 auf Tafel XIII). Aber es kommen auch 8 Mal Querhölzer vor, an denen absolut nichts dafür spricht, dass sie einst im Munde gewesen wären, darunter ein dünnes, dreikantiges Querholz mit Bemalung an einer Maske des Berliner Museums, an welchem die Farbe nirgends eine Verletzung zeigt. Von 35 Masken, über welche wir in dieser Beziehung etwas aussagen können, haben nur 18 dieses Querholz, während 17, also die Hälfte, nie ein solches besessen haben. Eine der Berliner Masken hat das Querholz von ausserordentlicher Länge, aber es liegt dem Keilbeine so dicht an, dass es mit den Zähnen nicht gefasst werden konnte. In der Regel sind diese Querhölzer hinten an dem Unterkieferwinkel befestigt (10 Mal), 2 Mal ist zu diesem Zweck der Unterkieferwinkel durchbohrt. In einzelnen seltenen Fällen liegt das Querholz auch an den Gelenkfortsätzen des Kiefers, 3 Mal vor demselben und 1 Mal dahinter. Die Befestigung ist theils durch Rotangbänder, theils durch Ueberstreichen mit der Pastenmasse bewerkstelligt.

Uhle erwähnt die Möglichkeit, dass die Schädelmasken ohne Querholz am Keilbein mit den Zähnen gehalten sein könnten. Hierzu ist jedoch zu bemerken, dass bei mindestens 6 der Stücke es ganz unmöglich war, sie mit den Zähnen zu fassen, und dass bei denjenigen Masken, wo dieses ausführbar gewesen wäre, ich kein einziges Mal Zahnspuren habe finden können.

Als diese Schädelmasken zuerst nach Europa kamen, da war es wohl nicht zu verwundern, dass man sie für eine besondere Form der sogenannten Schädel-Trophäen erklärte; kamen sie doch von einem menschenfressenden Volke, dessen Nachbarstämme die erbeuteten Schädel ihrer erschlagenen Feinde in besonderer Weise zu bewahren pflegen. Dieser Anschauung traten aber einerseits Powell und andererseits Finsch entgegen. Powell hatte ausdrücklich berichtet, dass es sich hier immer nur um die Schädel verstorbener Angehöriger handele. Finsch hat diese Angabe bestätigt und noch besonders hervorgehoben, dass die Schädel der getödteten Feinde sorgfältig zwischen heissen Steinen geröstet würden, bis die Nähte auseinander platzten, und dass die Neu-Britannier dann das Gehirn als den allergrössten Leckerbissen verzehren, dass sie die einzelnen Schädelknochen aber stets sorgfältig abnagen und hinterher einzeln beseitigen. Weisser behauptet dagegen, dass auch die Schädel berühmter Häuptlinge zu solchen Masken verarbeitet werden, und zwar »von eigenen grossen Häuptlingen, sobald sie gestorben sind, und von gefangenen fremden Häuptlingen, sobald sie aufgefressen sind«. Dass dieses nicht für alle Fälle zutreffen kann, sondern dass es sich mindestens bei einer gewissen Anzahl dieser Masken um verstorbene Angehörige gehandelt haben wird, dafür sprechen zwei Beobachtungen von Giglioli, der in einer Maske einen weiblichen Schädel

erkennen will und in einer anderen den Schädel eines Kindes, wahrscheinlich eines Knaben, festgestellt hat. Auch ein Schädel des Berliner Museums erregt den Verdacht, dass er ein weiblicher sei.

Auch über die Bedeutung und die Verwendung dieser Schädelmasken herrscht keine Einigkeit unter den Autoren. Powell giebt an, sie stellten Teufel vor und sie würden für ein bestimmtes Tanzfest gebraucht, den Toberran- oder Teufelstanz, der in gewissen mondhellen Nächten zweimal im Jahre ausgeführt wird. Von einer anderen Verwendung spricht er nicht. Er hat selber solchem Toberrantanze beigewohnt und macht von ihm eine ausführliche Beschreibung. Darin heisst es: »Diese Masken werden an einem hinter der Mundöffnung des Schädels befestigten Querholze mit den Zähnen gehalten. Auf dem Kopfe trugen die Tänzer lange schwarze Perrücken aus Kokosnussfaser, während der Körper mit abgestorbenen Blättern bedeckt war.

Auch hiermit stimmt Weisser nicht völlig überein. Er sagt: »Diese Masken haben zum Theil religiöse Bedeutung, werden in den heiligen Häusern aufbewahrt und geniessen Verehrung. Bei religiösen Feierlichkeiten und Tänzen in den Mondnächten tragen junge Häuptlinge die Masken berühmter alter Häuptlinge vor dem Gesichte, weil sie glauben, dass ihnen dadurch die Kraft, Tapferkeit und Macht verliehen werde, welche jene besessen. Sie im Kriege zu tragen, hat denselben Zweck. Hierzu würde wieder eine Bemerkung von Powell passen, welche er gelegentlich dieser Masken an einer anderen Stelle macht: »Die Eingeborenen haben auch die besondere Vorstellung, dass der Schädel nach dem Tode der Platz ist, wohin der Geist des Verstorbenen bei der Rückkehr von seinen Wanderungen sich begiebt. Aus diesem Grunde gebrauchen sie die Schädel verstorbener Freunde bei ihren Tänzen.

In der Herstellung der Gesichter herrscht eine gewisse Mannigfaltigkeit. Schmeltz hat die Vermuthung ausgesprochen, dass die Künstler bemüht gewesen sind, ihren Schädelmasken eine möglichste Portraitähnlichkeit mit der verstorbenen Person zu verleihen. Das halte ich für mehrere Stücke wohl für möglich, und bei 19 unter 36 wird es durch die Form der Nase bestätigt, dass man ein mit Weichtheilen überkleidetes Gesicht darstellen wollte. Aber bei nicht weniger als 17 ist es wohl viel wahrscheinlicher, dass es in der Absicht des Künstlers lag, im Allgemeinen solchen Gesichtsausdruck herzustellen, welcher Furcht und Entsetzen erregen sollte. Unter allen Umständen vermögen wir, wie bereits oben auseinandergesetzt wurde, unter den dargestellten Physiognomien mindestens 3 Typen herauszufinden: denjenigen, wo das ganze Gesicht mit Hilfe der Paste modellirt worden ist; denjenigen, wo das Stirnbein freigelassen, das übrige Gesicht aber so dargestellt wurde, als wenn es die Weichtheile noch bedeckten, und endlich denjenigen, wo trotz des dünnen Pastenaufstrichs doch die Formen des Todtenkopfes erhalten wurden. Die letztere ist es unzweifelhaft gewesen, welche auf das profane Volk den gewaltigsten Eindruck hervorrufen musste.

An dem oberen Rande der Masken findet sich relativ häufig ein Haarkranz angegeben (23 Mal unter 33 Fällen). Bisweilen besteht er aus Pflanzenfasern (4 Mal); bei den 19 anderen Stücken aber ist er aus echtem Menschenhaar gebildet. Ein Bart fehlt fast niemals an den Masken; er ist in mindestens 36 Fällen vorhanden, und nur einen Fall vermag ich anzugeben, wo er mit Sicherheit sich nicht findet. Der Bart pflegt das ganze Gesicht und namentlich aber das Kinn zu umrahmen; die Oberlippe dagegen bleibt immer frei. Hier scheint es nun fast die Regel zu sein, dass er aus Pflanzenfasern hergestellt ist (20 Mal); 13 Mal wurde er aber auch nur mit Hilfe der Paste heranmodellirt, und nur 3 Fälle sind mir bekannt, wo auch zu der Bildung des Bartes Menschenhaare verwendet wurden. Zu erwähnen ist noch, dass in den meisten Fällen, ganz wie bei meinem Exemplare, die Gelenkköpfe des Unterkiefers ziemlich hoch an dem Schädel in die Höhe gerückt sind; entweder stehen sie oben an dem grossen Keilbeinflügel, oder sie sind an den Processus zygomaticus des Stirnbeins angestützt.

Sämmtliche Masken haben bemalte Gesichter; auch die knöchernen, bei denen die Bemalung theilweise auf den blossen Knochen aufgetragen ist. Diese Bemalung giebt, wie Finsch sagt, die übliche Art des Festschmuckes wieder. Sie ist, wie früher schon angegeben wurde, ausserordentlich wechselnd in ihren Mustern. Die am reichsten ornamentirte ist diejenige in meinem Besitz. Die zur Bemalung verwendeten Farben sind schwarz, braun, weiss und roth, aber in seltenen Fällen kommt auch Blau als Grundfarbe oder Nebenfarbe vor.

Ueber die Art und Weise, wie die Eingeborenen die Schädel zu solchen Masken umarbeiten, liegt nur eine, leider sehr kurze, Angabe vor. Weisser sagt nämlich, dass man den Hinterkopf vom Ohre an wegschlägt. Aber wie, wann und wo dieses geschieht, darüber wissen wir leider nichts. Virchow schloss aus dem Umstande, dass die Zertheilung des Schädels bei seinem Exemplare in der Kranznaht vorgenommen war, wie es sich auch sonst noch sehr häufig findet, dass bereits ein vorgerückter Zustand der Verwesung bestanden habe. Wahrscheinlich sei der Schädel schon längere Zeit bestattet gewesen, dann aber wieder ausgegraben worden. Diese Anschauung hat manches für sich, und auch an den Schädelmasken, wo die Abtrennung der Schläfenbeine in der Synchondrosen-Verbindung mit dem grossen Keilbeinflügel stattgefunden hat, musste bereits ein höherer Grad der Lockerung sich ausgebildet haben. Vielleicht würde hierdurch auch der so auffallende Mangel der Zähne und in einzelnen Fällen sogar das Fehlen des ganzen Unterkiefers seine bequeme Erklärung finden. In Virchows Fall sind zwar Zähne vorhanden, aber sie sind an falscher Stelle eingesetzt worden. Bei zwei Masken des Leipziger Museums sind künstliche Zähne durch Paste hergestellt, einmal je zwei Schneidezähne im Oberkiefer und Unterkiefer, und einmal in sehr roher, eckiger Form, jeder Zahn von dem Nachbarn durch eine Lücke getrennt, sämmtliche Zähne in beiden Kiefern. Letztere ist die Schädelmaske, welche auch die kleine Zunge aus Pastenmasse in der Mitte des Unterkiefers besitzt.

Das spätere Exhumiren des Schädels nach Verlauf eines halben oder ganzen Jahres ist eine in der Südsee weit verbreitete Sitte, und auch auf Neu-Britannien ist sie nachgewiesen. Aber wir dürfen doch auch nicht vergessen, dass gerade für die Neu-Britannier auch noch eine besondere Methode festgestellt ist, um die Nähte an frischen Schädeln zu trennen. Das ist das Erwärmen zwischen heissen Steinen. Man könnte sich wohl vorstellen, dass nicht nur für die Zwecke der Anthropophagie, sondern auch für die Herstellung solcher Masken ein derartiges Erhitzen der Schädel vorgenommen wurde. Allerdings spricht vielleicht gegen diese Annahme, ausser den vorher angeführten Thatsachen, auch der Umstand, dass sich an den Knochen, soweit man sie übersehen kann, nirgends Reste der Knochenhaut finden, zu deren bequemer Entfernung doch auch wieder eine vorgeschrittene Fäulniss erforderlich ist.

Einzelne Schädelmasken sind nun aber nicht in der Kranznaht abgetrennt, sondern im Bereiche des Knochens durchgetheilt worden. Ob das durch Zerschneiden oder Abhacken geschah, das vermögen wir jetzt nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Die Durchtrennungslinie am Stirnbein ist häufig mit Paste überstrichen. Bisweilen liegt sie aber offen zu Tage, und hier zeigt sie meist unregelmässige, flachkonkave Schnittbahnen, bisweilen von mehreren Centimetern Länge. Da der Knochen hier nirgends abgesplittert ist, so machen diese Bahnen den Eindruck, als wenn sie mit schneidenden Instrumenten und nicht mit Beil oder Hacke hergestellt wären.

Ebenso wenig wissen wir auch, ob die Durchtrennung an frischen Schädeln ausgeführt wurde. Nach Weisser's Schilderung ist das der Fall, und nachdem die Durchtrennung stattgehabt hat, „werden Gehirn und Fleischtheile entfernt, ebenso das dicke Fleisch der Wangen und die Augen." Turner fand bei seiner einen Maske am oberen Rande einen Streifen der Kopfhaut mit Haaren noch an dem natürlichen Platze erhalten; hierfür war es doch auch wohl nothwendig, dass der Kopf noch frisch gewesen ist.

Möglicherweise spricht es auch für ein noch festes Zusammenhalten der Theile, dass in nicht weniger als 17 Fällen die gesammten Augenhöhlendecken des Stirnbeins, sowie das Siebbein und das Keilbein fehlen. Ein Schlag, der das letztere durchtrennen sollte, hat vielleicht also, anstatt diese Durchtrennung zu bewirken, die genannten Theile, die noch fest zusammenhielten, in einem Stücke herausgebrochen. Bei einigen dieser Schädelmasken vermag man auch die Durchtrennungsfläche am Keilbeinkörper zu übersehen, und man kann sich hiernach eine Vorstellung machen, wie der Künstler den Schädel bei der Bearbeitung gehalten hat. Der Schädel ruhte höchst wahrscheinlich derartig in seiner linken Hand, dass er auf dem Gesichte lag, und zwar hauptsächlich auf dessen linker Seite. Die Hacken- oder Axthiebe, welche nun der Bearbeiter mit der rechten Hand führte, trafen also den Keilbeinkörper in schiefer Richtung, und daher kommt es, dass wir oft von seiner rechten Hälfte etwas mehr abgeschlagen finden als von der linken, oder dass mit anderen Worten das Keilbein schief von

rechts nach links durchtrennt worden ist. Sechs Mal ist das deutlich nachzuweisen, einmal aber, bei einem Schädel aus Leipzig, ist der Schlag von links nach rechts geführt. Hat es sich hier vielleicht um einen Linkshänder gehandelt? Wer diese Künstler sind, die die Masken fertigen, ob es das Amt der Familienväter ist, oder das Vorrecht des Häuptlings, des Priesters oder des Medizin-Mannes in dem Stamme, von allem diesem wissen wir nichts. Ebenso wenig ist etwas darüber bekannt, ob für die Herstellung der Masken ein besonderer heiliger Platz vorgeschrieben ist, ob dieselben zu jeder Zeit, oder nur bei ausserordentlichen Gelegenheiten erfolgen darf, und ob sie, gleichsam ohne Sang und Klang, oder unter eigenthümlichen Ceremonien vorgenommen wird.

Eine Angabe von Finsch, dass diese Masken als Gegenstände des Todtenkultus in den heiligen Häusern aufbewahrt würden, musste die Vermuthung nahe legen, dass sich an ihnen mit einer gewissen Häufigkeit Vorrichtungen zum Aufhängen vorfinden würden. Das ist aber höchstens 5 Mal der Fall, und bei einigen dieser Masken ist es ausserdem noch fraglich, ob die daran befestigten Schnüre wirklich zum Zweck des Aufhängens oder mehr als Schmuck angebracht wurden. Sie sind fast immer durch die Paste befestigt; einmal aber findet sich eine runde Durchbohrung ganz oben im Stirnbein, durch welche eine Schnur hindurchgezogen ist. Ob dieses Loch aber die Eingeborenen gemacht haben, das muss bei seiner Regelmässigkeit und Feinheit doch ein wenig fraglich erscheinen.

Unter den 41 Masken ist die meine die einzige, welche mit Sicherheit eine Knochenwunde trägt. Eins der Berliner Stücke scheint allerdings in der Höhe des rechten Stirnbeinhöckers, aber mehr der Medianlinie zu gelegen, einen Defekt im Knochen zu besitzen, der gänzlich mit Paste zugeklebt ist. Er ist ungefähr 2 cm hoch, bei einer Breite von 1,5 cm. Auf der Vorderseite bildet hier die Paste eine seichte, rundliche Delle, als wenn mit einer Fingerkuppe die weiche Masse leicht eingedrückt wäre. Ob es sich hier um einen cariösen Prozess oder um eine Verletzung gehandelt hat, darüber lässt sich in Folge der Verschmierung keine genaue Entscheidung treffen. Man kann nur vermuthen, dass das Leiden von längerer Dauer war, weil sich von innen her die nächste Umgebung des Loches auffällig glatt und gegen den Defekt hin wie zugeschrägt anfühlt.

Die grosse Seltenheit dieser Stücke wurde bereits von Weisser betont, und er hatte dieselbe dadurch erklärt, dass es sich um die Schädel von Häuptlingen handele. Auch Finsch schreibt: »Schädelmasken sah ich 1881 nicht mehr im Gebrauch; sie waren vielleicht schon abgekommen und schon damals äusserst rar; 1884 konnte ich überhaupt keine mehr erlangen.«

Wir haben hier also wieder ein ethnographisches Stück, welches im Aussterben begriffen ist, und wenn wir das in dieser kleinen Arbeit Gesagte überblicken, so müssen wir mit Bedauern eingestehen, wie wenig Genaues wir im Grunde über diese Dinge wissen. Aber noch lebt sicherlich mancher Eingeborene, der darüber Auskunft zu geben vermöchte. Mögen daher diejenigen, denen

sich die Gelegenheit bietet, mit den Neu-Britanniern in Verkehr zu treten, auf diesen Punkt ihre Aufmerksamkeit lenken; denn jetzt kann man vielleicht noch in Erfahrung bringen, was in einer kurzen Spanne Zeit unwiderruflich verloren sein würde.

Schriftsteller-Verzeichniss.

Turner: Two Masks and a skull from Islands near New Guinea. — A contribution to anthropology. — The Journal of Anatomy and Physiology, Vol. XIV. London and Cambridge, 1879, p. 475—494, Plate XXX (1880).

R. Virchow: Schädelmasken von Neu-Britannien. — Zeitschrift für Ethnologie. Verh. d. anthr. Ges., Bd. XII, S. 404—409, Taf. XVIII. Berlin 1880.

J. D. E. Schmeltz und R. Krause: Die ethnographisch-anthropologische Abtheilung des Museum Godeffroy in Hamburg. Hamburg 1881.

J. D. E. Schmeltz: Ueber einige religiöse Gebräuche der Melanesier. — Globus, Bd. XLI, S. 40. Braunschweig 1882.

Wilfred Powell: Unter den Kannibalen von Neu-Britannien. Uebertragen durch F. M. Schroeter. Leipzig 1884.

Serrurier: Ethnologische Feitenen Verwantschappen in Oceanie. — Tijdschrift van het Nederlandsch Aardsrijkskundig Genootschap, Tweede Serie, Deel II, p. 95. Amsterdam, Utrecht 1885.

Richard Andree: Die Masken in der Volkerkunde. — Archiv für Anthropologie, Bd. XVI. Braunschweig 1886.

R. Parkinson: Im Bismarck-Archipel. Erlebnisse und Beobachtungen auf der Insel Neu-Pommern (Neu-Britannien). Leipzig 1887. S. 136.

Enrico Giglioli: Di alcune Maschera fatte colla porzione anteriore di cranii, in uso pei balli »Toberran« e peraltri riti mistici nell'isola di Birara (Nuova Bretagna.) — Archivio per l'Antropologia e la Etnologia, Vol. XVII, pag. 465—476. Firenze 1887.

O. Finsch: Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee. Beschreibender Katalog einer Sammlung im K. K. Naturhistorischen Hofmuseum in Wien. — Annalen des K. K. Naturhistorischen Hofmuseums, Bd. III, S. 113, Taf. VII, Fig. 7. Wien 1888.

A. B. Meyer: Masken von Neu-Guinea und dem Bismarck-Archipel. — Königliches Ethnographisches Museum zu Dresden, VII, Taf. XV. Dresden 1889.

M. Uhle: Schädelmaske aus Mexiko und Analogien aus der Südsee. — Veröffentlichungen aus dem Königlichen Museum für Völkerkunde, Bd. I, S. 18—25, Taf. II, Fig. 2 u. 3. Berlin 1889.

Samuel Ella: Native medicine and surgery in the South Sea Islands. — The Medical Times and Gazette. London 1874. Vol. I, 50.

George Turner: Samoa a hundred years ago and before. Together with notes on the cults and customs of twenty-three other islands in the Pacific. London 1884.

Max Bartels: Die Medizin der Naturvölker. Ethnologische Beiträge zur Urgeschichte der Medizin. Leipzig 1893. (Trepanation in Neu-Caledonien.) S. 301, 302.

Erklärung der Tafeln.

Tafel XII, Fig. 1. Schädelmaske von Neu-Britannien, im Besitze des Verfassers. Vorderansicht.

» XII, » 2. Dieselbe. Seitenansicht.

» XIII, » 1. Dieselbe. Hinteransicht.

» XIII, » 2. Schädelmaske von Neu-Britannien, im Besitze des Königl. Museums für Völkerkunde in Berlin (Inv.-No. VI, 3498). Hinteransicht.

» XIV, » 1. Schädelmaske von Neu-Britannien, im Besitze des Königl. Museums für Völkerkunde in Berlin (Inv.-No. 3493). Vorderansicht.

» XIV, » 2. Schädelmaske von Neu-Britannien, im Besitze des Königl. Museums für Völkerkunde in Berlin (Inv.-No. 3494). Vorderansicht.

Fig. 2.

Fig. 1.

Fig 2

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 1

Karl von den Steinen.

Prähistorische Zeichen und Ornamente.

Prähistorische Zeichen und Ornamente.

Svastika. Triskeles. Runenalphabet.

Von **Karl von den Steinen.**

Mit Zeichnungen von **Wilhelm von den Steinen.**

Die Svastika[1] 卐 und das Triskeles[2] können hauptsächlich auf folgende drei Arten entstehen:

I. Sie sind lineare Darstellungen eines natürlichen Vorbildes in primitiver Strichmanier. Wie ein Kreuz in solcher Ausführung beispielsweise einen Vogel darstellen kann (eine schon von den alten Kirchenvätern ausgesprochene Bemerkung), kann die 卐 oder das Hakenkreuz eine Variante des Vogelbildes sein.

II. Die beiden Ornamente sind Wirbel- und Wiederholungsmotive. Ein einfacher Fall findet sich beim Flechten bunter Korbschalen in konzentrischen, radial umwickelten Ringen oder beim Bemalen von Topfschalen. Es wird ein radiales Element angelegt (das figürlich z. B. bei den Pueblo-Indianern ein Vogelhals mit Kopf und Schnabel oder ein Flügel sein kann), die Schale wird um einen Sektor gedreht und dasselbe radiale Element wiederholt u. s. f. Ist kein Mittelring vorgesehen, so entstehen bei Vier- oder Dreigliederung der Kreisfläche echte 卐 und .

[1] Ich folge dem Gebrauch und sage »die« Svastika. Wie Herr Prof. F. Justi in Marburg, dem ich für verschiedentliche Belehrung Dank schulde, mir schreibt, ist das Wort eigentlich männlich und kommt auch als männlicher Eigenname vor.

[2] Hier habe ich mich — nicht ohne an und für sich ein besser klingendes »Triskelos« = Dreischenkel vorzuziehen — Olshausen's sorgfältigen Erwägungen angeschlossen. Vgl. Ztschrft. f. Ethnol. XVIII, 1886, p. 283. Für »Triquetra« oder »Triquetrum« wird der Widerspruch zwischen Wort (= Dreieck) und Figur in einer dem Linienschema gewidmeten Arbeit doppelt empfindlich.

III. Es handelt sich um technische Spiralmotive. Nehmen wir als Beispiel die Drahttechnik, welche die der metalllosen Zeit längst bekannte Spirale monopolisirte, als wenn sie ihre eigene Erfindung gewesen wäre. Hier ergiebt sich, dass es nützlich ist, sich die Begriffe *Svastikoid* und *Triskeloid* zu schaffen. Während nämlich eine echte 卐 mit geschwungenen Flügeln eine Durchkreuzung ist und zwar von zwei Spiralen, wird in der Drahttechnik ein Svastikoid, vgl. Fig. 1 [1]), wesentlich anders dadurch gebildet, dass vier Spiralen (Verbindungsdrähte von vier Spiralscheiben) ein krummlinig viereckiges Mittelfeld einschliessen; jeder Knäuel enthält eine anfangende und eine endende Spirale. Werden nun bei gleicher Grösse die einzelnen Spiralen aus mehreren Drähten zusammengesetzt oder werden die Spiralen stärker eingebogen, so verengert sich das Mittelfeld oder verschwindet nahezu und es entsteht eine Form, die in anderer Technik am einfachsten mit Durchkreuzung zweier Spiralen nachgeahmt wird: alsdann ist eine regelrechte 卐 da — nur am Ende der Entwicklung und jetzt als Kreuz ein Ornament von ganz anderem formalen Wesen.

Fig. 1.
Svastikoid.

Eine analoge Unterscheidung zwischen dem aus $1^1/_2$ Spiralen bestehenden Triskeles und einem Triskeloid aus 3 Spiralen, die ein dreieckiges Mittelfeld einschliessen und deren Knäuel durch je eine anfangende und eine endende Spirale gebildet werden, hat geringere Bedeutung.

Natürlich kann die Spiraltechnik auch eine 卐 oder ein ♈ der Art I, die ihr zum Vorbild dienen, in svastikoider oder triskeloider Weise nachbilden; dann wird in umgekehrter Richtung als soeben besprochen das formale Wesen des Ornaments verändert.

Als Wirbel- und Spiralornamente von Art II und III sind 卐 und ♈ oder Svastikoid und Triskeloid, was die Zahl der Glieder betrifft, zufällige Spezialfälle, die sich etwa durch die leichte Art der Eintheilung empfehlen; sie sind Varianten, wie es deren auch noch andere giebt, und sie können überall erscheinen, wo die betreffende Technik vorhanden ist. Für das Linearbild der Art I dagegen gehört die Zahl der Glieder, so lange noch irgend eine Erinnerung an das natürliche Vorbild besteht oder nachwirkt, zur unerlässlichen Charakteristik, seine Entstehung ferner ist an das Vorhandensein des natürlichen Vorbildes gebunden — zwei Punkte von grösster Wichtigkeit für alle Schlussfolgerungen, weil das Linearbild späteren Generationen zum symbolischen Zeichen wird, dessen geistiger Inhalt sich historisch aus den Eigenschaften des natürlichen Vorbildes ergeben muss. Soweit 卐 und ♈ also ursprüngliche Abbildungen in primitiver Linienzeichnung sind, soweit sind sie auch keine Varianten eines zufällig bald drei-, bald viertheiligen Ornamentes. Das muss festgehalten werden, obwohl es Niemanden Wunder nehmen wird,

[1]) J. J. A. Worsaae, The industrial arts of Denmark, London 1882, p. 55, Fig. 54.

dass bei dem Uebergang der fertigen Zeichensymbole an ein neues Volk Umdeutungen und Veränderungen in Idee und Gestalt vorkommen. Nichts ist deshalb gefährlicher, als von Symbol oder Ornament auf den Ursprung zurückzuschliessen.

Svastikoid und Triskeloid begegnen uns in einer interessanten Spielart als Varianten der Spiraltechnik in Mykenae[1]). Einmal lassen sie sich (wie

a b c

Fig. 2. Tintenschnecken, Mykenae.

weit eleganter die Decke von Orchomenos[2]) zeigt) aus einem die Fläche bedeckenden System von Spiralen abstrahiren, vgl. das Steinrelief des Grabsteins Myc. p. 81, Fig. 140, oder ein Goldblech aus Grab I, p. 311, Fig. 472. Dann aber sind die beiden Ornamente auch vielfach selbstständig an den Goldfunden der Schachtgräber zu beobachten. Auch hier sind sie zwar ursprünglich nichts mehr als nachbarliche S-Verschlingungen wie manche anderer Art[3]), doch haben sie mit diesen das Besondere gemeinsam, dass sie sämmtlich aus Tintenschneckenmotiven[4]) herzuleiten sind. Fig. 2*c* zeigt uns, vgl. *a* und *b*, einen ornamentalen Kephalopoden aus Spiralen zusammengesetzt[5]). Alle weiteren Verschlingungen und Zerlegungen sind, wie schon Fig. 2*c* in der Mitte und in den beiden Randkreisen, charakterisirt durch die vielgestaltige Verbindung mit Kreisornamenten, vgl. Fig. 3[6]), die zum Theil auf Saugnäpfe, zum Theil auf die abgeschnürten Endwickel der aneinander gedrängten Fangarme, zum Theil auf Augen zurückzuführen sind. Je nach dem Raum wechseln die Grösse der Kreisornamente und die Dicke der Fangarmspiralen.

Fig. 3. Mykenae.

---

[1]) H. Schliemann, Mycenae. London 1878.

[2]) G. Perrot et Ch. Chipiez, Hist. de l'art, Paris 1894, siehe p. 543, Fig. 220, die Photographie von Heberdey.

[3]) z. B. p. 253 Fig. 369, p. 263 Fig. 393, Fig. 399, p. 324 Fig. 505, p. 326 Fig. 510.

[4]) Octopus mit 8 Fangarmen, nicht Sepia, die zu den Dekapoden zählt.

[5]) *a* Mycenae, p. 268 No. 424 Grab IV, *b* p. 181 No. 270 Grab III, *c* p. 322 No. 486, Goldknopf, Grab I.

[6]) Mycenae, p. 323, p. 491, Grab I, Goldknopf.

Es ist sehr reizvoll, diesen klaren Zusammenhang an den zahlreichen Beispielen im Schliemann'schen Werke zu verfolgen. Man betrachte Fig. 4 und Fig. 5[1]). In 4*a* sehen wir eine analoge Verschlingung von 6 Fangarmen.

a *b* *c* *d* *e* *f*

Fig. 4. Tintenschnecken-Ornamente, Mykenae.

a *b* *c* *d*

Fig. 5. Tintenschnecken-Ornamente, Mykenae.

Zwischen den aus dem Kreisumfang des Knopfes hervorgehenden Fangarmstücken erscheinen Svastikoid und Triskeloid zunächst in den begleitenden S-förmigen Trennungslinien, vgl. Fig. 4*b* und 5*a*. Diesen Ursprung erkennt man noch deutlich in Fig. 4*c*. Das leitende und beweisende Merkmal sind stets die Endwickel, die schliesslich zu kleinen Kreisen oder in Fig. 4*d* zu Punkten verkümmern und sich von den Fangarmen loslösen. Wir müssen aber feststellen, dass wir hier selbst bei verschwundenem Mittelfeld in Fig. 4*f* und 5*d*, in welchen beiden konkreten Fällen Uebertragung auf Holz vorliegt, also selbst am Ende der ornamentalen Entwicklung durchaus nicht zu einer gewöhnlichen 卐 oder einem gewöhnlichen 卐 gelangen, sondern zu einer *„croix cantonnée“*, einer 卐 mit 4 Punkten 卐, die als Spielart der echten 卐 auf ganz andere Weise entsteht und sogar zu einer Art, wenn der Ausdruck erlaubt ist, *„triskèle cantonné“*, das in der Geschichte des echten 卐 unbekannt ist.

Will man deshalb von einer 卐 und einem 卐 in Mykenae reden, so darf man dies nur im allgemeinen Sinne thun; die beiden Ornamente haben mit denen, zu welchen ich jetzt übergehe, eine äusserliche Uebereinstimmung aufzuweisen, nicht aber Wesen und Entstehung gemeinsam. Man fragt sich gewiss, ob denn nicht wenigstens das Svastikoid in Mykenae, da die troische

[1]) 4*a* Mycenae, p. 169 No. 245, Goldblech, Innenkreis, (Grab:) III; 4*b* p. 265 No. 422, Goldknopf: IV; 4*c*, *d*, *e*, Goldknöpfe: I, p. 326 No. 507, 512, 509; 4*f* p. 259 No. 385: IV, in rhomboidem Schmuckkörper (Holz). Fig. 5, Grab IV, *a* p. 264 No. 413; *b* p. 264 No. 409, Goldknöpfe; *c* p. 269 No. 428, vom Goldbeschlag eines Schwertknaufs; *d* p. 259 No. 382, von einem rhomboiden Schmuckkörper aus Holz mit Goldblech überzogen wie 4*f*.

卐 älter ist, trotz seiner Zugehörigkeit zu den Tintenschneckenmotiven durch das Vorbild einer echten 卐 angeregt sei. Da ich Beweise dafur nicht finde, muss ich mir daran genügen lassen, dass eine innere Nothwendigkeit nicht vorhanden ist.

Svastika[1]). Ich beschränke mich auf die vorderasiatische und europäische 卐, die als Gemeingut der arischen Stämme gilt, die bei ihnen zuerst in dem Bronzealter, namentlich im Anschluss an die Sitte des Leichenbrandes beobachtet, dagegen bei den Egyptern, Assyrern, Babyloniern sowie auch anfänglich bei den Phönikern vermisst wird, die endlich — worauf ich nicht einzugehen vermag — in früher Zeit nach Indien und auf dem Siegeszuge des Buddhismus nach China und Japan gelangt sein soll.

Fig. 6. Hirsche von einem troischen Wirtel.

Fig. 7. Vase aus Naukratis.

Die ältesten 卐, auf die ja alles ankommt, erscheinen an den troischen Funden Schliemann's und zwar in der Berliner Sammlung ausschliesslich auf Thonwaaren: zahllosen Wirteln, Kugeln, Gefässen und Deckeln. Der vereinzelte Fall, dass die 卐 auf der Vulva der Bleifigur einer asiatischen Aphrodite eingeritzt sein sollte, vgl. die in viele Bücher aufgenommene Abbildung Ilios[2]) Nr. 226, muss trotz der symbolischen Verwerthung, die gerade dieses Beispiel erfahren hat, aus der Literatur verschwinden, nachdem die 卐 selbst mit einigen Tropfen Wassers verschwunden ist[3]). Die troische 卐 scheint somit nur der Bauernkeramik anzugehören; hier finden wir sie äusserst zahlreich unter den eingeritzten und vielfach mit weisser Masse ausgefüllten Ornamenten. Am lehrreichsten sind die

[1]) Die weitaus beste und gründlichste Arbeit über die Svastika ist die von Ludvig Müller: Det saakaldte Hagekors's Anvendelse og Betydning i Oldtiden. K. Danske Videnskabernes Selskabs Skrifter, 5. Raekke, Hist. og philos. Afdel. 5, Kjoebenhavn 1877. Als Versündigung an der Ethnologie beklage ich die dem Burnouf'schen Einfall gewordene freundliche Aufnahme, das Zeichen stelle das altarische Drehfeuerzeug dar: solch unpraktisches Geräth ist bei keinem Volk der Erde beobachtet worden. Em. Burnouf, La science des religions, Paris 1872, p. 255. — Die zahllosen Deutungen in Werken fast aller europäischen Sprachen kann ich hier nicht aufführen.

[2]) H. Schliemann, Ilios. Leipzig 1881, p. 380.

[3]) Bei Betrachtung des Originals in der Schliemann-Sammlung des Berliner Museums bemühte ich mich vergebens, eine Spur des Zeichens zu entdecken und erhielt von Herrn Konservator Krause die folgende Erklärung. Als er bei Einordnung der Sammlung in Gegenwart Schliemann's die Metallfigur zur Hand nahm und zur Abspülung ihr anhaftender Aschensalze aus einem Pinsel etwas Wasser auftröpfelte, lösten sich sofort sowohl die das Vulvadreieck auf der Abbildung umgebenden höchst seltsamen »kegelförmigen Punkte« — aufgetriebene Aschenblasen — als die Svastika selbst, die nur in den dünnen Aschenüberzug, nicht aber in das Metall eingeritzt war. Schliemann war bestürzt und ungehalten, musste sich jedoch in die Thatsache finden. Vgl. p. 264, Fussnote 1.

Wirtel; sie haben die Gestalt von durchbohrten Kegeln oder von Doppelkegeln, deren eine Hälfte niedriger und flacher gewölbt zu sein pflegt und dann für die Verzierung bevorzugt wird, dort auch häufig die Kanalmündung umgeben zeigt von einer napfförmigen und oft mit einem Kreis umzogenen Grube[1]). Die Ritzungen scheiden sich in mehr naturalistische mit gewöhnlich drei- bis sechsfach im Rand wiederholten Strichbildern von Hirschen und anderen Vierfüsslern sowie verschiedenartig gedeuteten Objekten (»Sonnen«, »flammenden Altären«, gefiederten Zweigen etc.) und andererseits, ohne dass die Grenze festzulegen wäre, rein geometrische »Blumen«, »Sterne«, Geflecht-, Kreis- und Bogenornamente. Sehr häufig und in jeder Art der Ausführung erscheinen »Kreuze«, schräge und senkrechte, und namentlich 卐 in allen denkbaren Formen.

Fig. 8. Schlangen troischer Wirtel.

Die Art des troischen Naturalismus, die es zunächst zu erkennen gilt, wird ganz durch die von »Naturvölkern« bekannte Linienzeichnung bestimmt. Bei dem dritten Damhirsch der Fig. 6 sind die Augen neben den Kopf-

[1]) Vgl. die vortrefflichen Tafeln in Ilios.

a b c d e f g

Fig. 9. Radial.

a b c d e f g

Fig. 10. Konzentrisch.

strich, bei dem ersten und zweiten die weissen Flecken über den Rumpfstrich gesetzt. Man vergleiche damit den Hirsch einer Vase aus Naukratis[1], Fig. 7. Auf der Linie ist kein Platz für die Augen oder die Flecken; wem es einfällt, diese Merkmale anzubringen, der setzt sie gleichmüthig daneben.

Auf den Wirteln wimmelt es ferner von Schlangen. Einige darunter sind mit offenem Rachen dargestellt oder von der Tupfelzeichnung begleitet, vgl. Fig. 8; mühelos lassen sich in radialer wie in konzentrischer Anordnung Entwicklungsreihen bilden von der naturalistischen Wiedergabe bis zu rein dekorativen Figuren, vgl. Fig. 9[2]) und 10[3]).

Vollkommen naturalistisch endlich für bescheidene Ansprüche sind auch noch viele der sogenannten 卐. Fig. 11, Wirtel 1968, zeigt uns schreitende Störche, langbeinig mit wohl abgesetztem Schnabel, von Schliemann selbst richtig erkannt.

Fig. 11. Schreitende Störche aus »Ilios«.

Fig. 12. Fliegende Störche aus »Ilios«.

Das Linearbild des Storches mit ausgebreiteten Flügeln ist die 卐. Fig. 12 stellt solche Störche von troischen Wirteln dar; einige haben den Schnabel geöffnet. Auf den Töpfen der Pueblo Indianer finden sich, als Vogel erweisbar, dieselben „卐“ mit zwei flüchtigen gekreuzten Pinselstrichen gemalt. Wie natürlich eine solche Auffassung ist, beweisen die Erzeugnisse des denkbar grössten Naturalismus, die Momentaufnahmen von Anschütz, Fig. 13: zum Neste sich herabsenkend, wegfliegend, mit aufgerichteten Schwingen stehend, hat der Vogel die Gestalt der 卐. Dabei mag es sein, dass die alten Troer, wie die Zuñi heute, den fliegenden Vogel mit dem Kopfe zu oberst aufgefasst haben.

Um das Linearbild eines Vogels mit ausgebreiteten Schwingen darzustellen, genügt ein einfaches Kreuz (Fig. 9*b*), bei dem sich die Stellung und das Grössenverhältniss der beiden Balken nach dem Habitus des Thieres richtet. Vielfach sind Kreuze und 卐 gemischt, vgl. Fig. 29*a*. Doch ist der langbeinige Wasservogel in seinem Fluge das ideale Vorbild des Hakenkreuzes. Die Flügellinie ist sehr häufig geschwungen. Die Haken der troischen 卐 zeigen auch in zahlreichen Fällen noch gar nicht die ornamentale gleiche Richtung, die bei den

[1]) Flinders Petri, Naukratis. London 1884—86, Pl. IV, Fig. 3.

[2]) Ilios, *a*, *b*, *c* naturalistisch. *a*, *b* Nr. 1926, *c* (5 Stück in ziemlich gleichen Abständen) 1290 p. 639, *d* (5×3 in regelmässiger Wiederholung) 1897, *e*—*g* ornamental in Eintheilung der Scheibe und Vervielfältigung der Linien. *e* 1023, *f* 508 p. 417, *g* 1831.

[3]) *a*, *b* naturalistisch, *a* 1992, *b* 1875. *c*, *d* mit geschlossener Linie, bei *c* in naturalistischen rundlichen Windungen (1835), bei *d* im Zickzack (1919 b). *e* 1920, Uebergang zur ornamentalen Ausfüllung der Scheibe und Vervielfältigung der Linien; *f* 1940, *g* 1825.

Erklärern späterer Zeit den Gedanken der »drehenden Bewegung des Radkreuzes« wachgerufen hat. In Fig. 14 sind die überhaupt vorhandenen sechs Möglichkeiten der Hakenrichtung zusammengestellt: jede einzelne ausnahmslos ist in Troja nachzuweisen. Zu meiner Freude habe ich wenigstens eine Notiz gefunden, in der die auffällige Aehnlichkeit erwähnt wird. Sie steht in Greg's Aufsatz[1]) »The Fylfot and Swastika«: »Major di Cesnola, theilt mir Prof. Sayce mit, lenkte einst seine Aufmerksamkeit auf die Svastikas an einigen cyprischen Gefässen, die die Gestalt eines fliegenden Vogels hätten.« Auch möchte ich, dem Verstand der Verständigen zum Trotz, nicht verschweigen, dass das dreijährige Söhnchen meines Vetters, als es den Vater die Figur 12 zeichnen sah, zu dessen Schrecken und Genugthuung vergnügt ausrief: »Das sind ja Störche.«

Die Bedeutung des Storches für die alten Ansiedler ist sehr verständlich und liefert uns gleichzeitig die der Schlange. Nicht umsonst bekämpfen die 卐-Götter der Arier Schlangenungethüme. Schliemann schreibt aus Hissarlik, 5. April 1872, dass in den ersten Tagen beim Abgraben des Bergabhangs eine ungeheure Menge giftiger Schlangen, kaum dicker als Regenwürmer, zum Vorschein gekommen seien und fährt fort: »Es scheint mir, dass ohne die vielen Tausende von Störchen, welche hier

Fig. 13. Vorbilder der Svastika. (Anschütz.)

[1]) Archaeologia 48, p. 305. London 1885.

Fig. 14. Möglichkeiten der Hakenrichtung.

im Frühling und Sommer die Schlangen vertilgen, die Ebene von Troja[1]) wegen des Uebermaasses von diesem Ungeziefer gar nicht bewohnt werden könnte.« Er citirt in Ilios p. 131, Tchihatcheff's Zoologie der Troas, wie folgt: »Der Storch verdankt die hervorragende Rolle, die er in der Landschaft spielt, hauptsächlich der Ehrfurcht, die ihm gezollt wird; diese Ehrfurcht aber ist so gross, dass er im ganzen Lande für unantastbar gilt und dass seine Anwesenheit als ein gutes Omen betrachtet wird«, und fügt hinzu, dass der Storch als »heiliger Vogel der Türken« gilt, die zuweilen 4, 6, ja bis zu 12 Nestern auf demselben platten Hausdach haben, wogegen die Christen ihm das Bauen verwehren. Aehnliches hat sich in Griechenland gezeigt[2]). Werthvoll ist die Angabe des Aristoteles[3]) von dem »pelasgischen Argos« der Ilias: »In ganz Thessalien umher, erinnert man sich, wurden so viele Schlangen erzeugt, dass, wenn die Störche sie nicht vertilgt hätten, die Menschen hätten Platz machen müssen. Deshalb verehrt man auch die Störche, und das Gesetz verbietet, sie zu tödten. Und wenn sie Einer tödtet, wird er ergriffen wie ein Menschenmörder.«

Am merkwürdigsten aber erscheint mir für das Verhältniss von Storch und Schlange wegen der unmittelbaren Beziehung zu Trojas frühester Zeit die Sage[4]) von Antigone, Laomedon's schöner Tochter und Priamos' Schwester. »Sie brüstete sich wegen ihres langen Haares und achtete sich der Hera gleich, so dass diese, erzürnt, die Haare in Schlangen verwandelte. Von den Bissen gepeinigt, erregte die Arme das Mitleid der andern Götter; sie verwandelten sie in einen Storch, der die Schlangen frisst und noch jetzt das Frohlocken über seine Schönheit durch Klappern zu erkennen giebt. Die Vorzüge und liebenswerthen Eigenschaften der Antigone blieben dem Vogel erhalten, und er galt als die Verkörperung der Frömmigkeit, der Gatten- und Kinderliebe, der Dankbarkeit und Mässigkeit.« Was will der Symboliker mehr?

Ich citire dieses Verwandlungsmärchen nur als eine interessante Parallele zur Bedeutung des Storchbildes in Hissarlik und will auch auf eine andere Merkwürdigkeit nur hinweisen, um einen Uebergang von der troischen nach der „*pelasgischen*“ Kunst in Altitalien, wo der Sage nach Aeneas Albalonga gründen

[1]) War Homer je in der Troas? Er hat nach Schliemann die Störche mit Kranichen, die er allein erwähnt, verwechselt (Ilios, p. 132).

[2]) Brehm's Thierleben, Vögel, III, p. 507. Leipzig 1892.

[3]) Aristotelis liber de mirabilibus auscultationibus explicatus a Joanne Beckmann, Gottingae 1786, p. 52. Danach Plinius, Hist. nat. X.

[4]) Fehlt bei griechischen Autoren. Ovid, Verwandlungen, VI, 90 ff. Servius zu Vergil, Landbau, II, 520; Ersch und Gruber, Allg. Encycl. d. Wiss. u. Künste, Leipzig 1820, »Antigone«; Ripley und Dana, The new americ. cyclop., New York 1867, p. 120, »stork«.

Fig. 15. Visconti's Hausurne von Albalonga-Marino.

half, zu erhalten. Seltsamer Weise, vielleicht nur durch Volksetymologie, heisst πελαργός, der Storch, auch der »Pelasger«[1]. Dem »Urvolk der Pelasger« wird heute leider die Existenz abgesprochen. Aber man lasst doch noch einen alten griechischen Volksstamm dieses Namens gerade in Thessalien, dem den Störchen so wohlgesinnten Lande, gelten[2], und die sogenannte »pelasgische« Kunst der voretrurischen Bronzezeit würde, wie wir sehen werden, wenigstens auch auf die Bezeichnung πελαργική in einem Grade Anspruch haben, als ob ein uraltes Storchtotem zu Grunde läge. Von Latium bis zum Po finden wir werthvolle Analogien zu den troischen Verhaltnissen; zunachst wird uns an den italischen Hausurnen[3] zu dem Storch auch das Haus selbst mit dem Dach geliefert.

Trotz aller Stilisirung noch mit dem Naturalismus einer Genrescene erfullt ist die Ausschmückung des Daches der Visconti'schen Hausurne[4] von Albalonga Marino, vgl. Fig. 15. Allenthalben sitzen die jungen Vögel, den Schnabel aufsperrend und mit den Flügeln schlagend. Neben der M-formigen Giebelfigur unter dem Rauchloch links: der Storch bereits in der ornamentalen Auffassung des 卐-Musters, dessen obere Schenkel sich nach rechts, dessen untere sich nach links zu einer benachbarten 卐 fortsetzen könnten, und unter ihm ein Junges ihm zugewandt, während andere von beiden Seiten »herbeirutschen« und den Raum füllen, — rechts: das viereckige Nest, den stilisirten Brutvogel als Mittelkreuz und in den diesem und der Vierzahl der Jungen entsprechenden vier Feldern das noch etwas unregelmassig stilisirte Geflecht aufweisend. Visconti giebt auch eine besondere Abbildung des Daches aus der Vogelperspektive (Fig. 15 oben), wo beide Giebel zur Ansicht gelangen. Die Mitte ist quer durchsetzt von einem Flechtmuster. Es fällt uns schon jetzt auf, wie ausser der 卐 nach Art der beschriebenen der Vorderansicht hier eine grössere Anzahl seltsam verschnörkelter vorhanden sind, die zum Theil die offenen Schnabel der Jungen haben. Hinter dem Schlangenmuster lauft ein unsymmetrischer Maander.

Nicht weniger seltsam kommt die naturalistische Grundvorstellung noch auf dem Albaner Hausdach Tambroni's[5], Fig. 16, zum Ausdruck. Die ver-

[1] »Entweder durch auch sonst vorkommende Vertauschung des σ mit ρ, oder einer geschichtlichen Ansicht zu Liebe, als bezeichne schon das Wort ein gleich den Störchen als Zugvögeln von fernher gekommenes Volk, Lobeck, Phryn., p. 109 (nach Döderlein von πλάζω, die irrenden, schweifenden, heimathlosen, daher gleichbedeutend mit πελασγός).« Passow, Handwörterbuch, Leipzig 1831, p. 539.

[2] Ed. Meyer, Geschichte des Alterthums, II, p. 56, Stuttgart 1893.

[3] R. Virchow, Ueber die Zeitbestimmung der italischen und deutschen Hausurnen. Sitz.-Ber. der K. Preuss. Ak. d. Wiss. 7. Juni 1883. Ztschrft. f. Ethnol., XV, 1883, p. (320). Abbildg. d. Albaner Hüttenurne v. Marino, p. (324), Fig. 3. Ant. Taramelli, I cinerarii antichissimi in forma di capanna. Reale Acad. dei Lincei 18. Juni 1893.

[4] Aless. Visconti, Intorno alcuni vasi sepolcrali rinvenuti nelle vicinanze della antica Alba-Longa (1817). Dissert. dell' Accad. Rom. di Arch., Roma 1823, T. I, P. II. Abbildung ferner in Ztschrft. f. Ethnol., vgl. vorige Anmerkung, und in Archaeologia, Bd. 42, 1869, L. Pigorini and J. Lubbock, Notes on the Hut-Urns etc. of Marino.

[5] Gius. Tambroni, Intorno le urne cinerarii dissotterate nel pascolare di Castel Gandolfo. Dissert. dell' Accad. Rom. di Arch., T. I, P. II, p. 272, Roma 1823.

Fig. 16. Tambroni, Dach.

schnörkelten 卐 werden uns später beschäftigen. Die Jungen sind vereinzelt an den Giebeln mit offenen Schnäbeln und aufgerichteten Flügeln, dagegen in langer Reihe am Rande in N-Figuren dargestellt. Rechts oben entdecken wir die uns von den Naturvölkern vertraute Eidechse in vier Exemplaren. Sie giebt uns den Schlüssel zu den beiden Figuren auf der Thüre der Visconti'schen Hausurne, die man nicht etwa für Menschen halte; sie haben den Schwanz und, wie auf den troischen Beispielen von Hirsch und Schlange, neben dem linearen Körper die Tüpfelzeichnung des Thieres. Auch der Platz, den sie einnehmen, darf noch als naturalistisch gelten. »Ihre hervorragendste Fähigkeit«, sagt Brehm[1]) von der Lacerta muralis, »entwickelt sie beim Beklettern senk-

Fig. 17. Corneto-Tarquinia.

Fig. 18. Vetulonia.

rechter Wände«. Sie wird von Störchen gejagt. Auf Gefässen von Bologna (Arnoaldi Veli) erscheint sie später vielleicht als Reihenornament[2]).

[1]) Brehm's Thierleben, Kriechthiere und Lurche, Leipzig 1892, p. 153. »Anstatt aller gelehrten Tüftelei und mühsamer Vergleichung der Schuppen und Schilde genügt bei diesem Thiere eine bestimmte Antwort auf die einzige Frage: »Hast Du sie an einer senkrechten Wand gefangen?«

[2]) G. Gozzadini, Intorno agli Scavi archeol. fatti dal Sig. A. Arnoaldi Veli, Bologna 1871, Taf. II, Fig. 8, IV, 2. Auch als Paare einander zugekehrter Jungen aufzufassen.

Zahlreich sind auf dem Tambroni'schen Dach die in »Wellenlinien« auftretenden Schlangen. Eine Schlange mit geöffnetem Rachen kriecht unter dem Dachrande der Hausurne Ghirardini's[1]), die dem etrurischen Corneto-Tarquinia entstammt, Fig. 17, während sich dicht darüber auf dem Dache selbst neben der Giebelkonstruktion ein Gebilde befindet, das unvollständig und unklar ist. Schlangen und Schlangenornamente beleben die Falchi'sche[2]) Hausurne von Vetulonia in der Provinz Grosseto, Fig. 18, über, unter und neben der Nestfigur auf dem Dache. Auch sind die Umrahmungen der Wandquadrate ebenso wie die Einfassung der Thüre der Urne von Marino, Fig. 15, als Schlangenlinien und -Zickzacke analog den Wirteln Fig. 10 aufzufassen. Die Entwicklung der Ornamente ist der von Troja sehr ähnlich; die eine erklärt und bestätigt die andere.

Fig. 19. Gozzadini, Arnoaldi-Bologna.

Die freiere und mannigfaltigere Darstellung der Störche selbst, älter und jünger, wird an einer Auswahl aus den auf dem Arnoaldi'schen Gute bei Bologna gemachten Funden[3]), Fig. 19, ersichtlich: Gefäss-Stempeln, in denen sich die alten Storchbilder noch erhalten haben.

Wir können, wenn wir uns jetzt wieder zu den Wirteln wenden, zunächst nicht übersehen, dass man ihre Wölbung nicht nur als Zierfläche für die verschiedenen Thiermotive benutzt, sondern auch — ein wiederum bei den Naturvölkern ganz gewöhnliches Vorkommniss — die äussere Gestalt für das Lieblingsmotiv verwerthet hat. Wir finden neben Bilderwirteln mit Storch-, Dach-, Giebel- und Nestdarstellungen auch plastische Nestwirtel.

Fig. 20. »Leuchter des Priamos.«

Am besten freilich erhellt dieses Prinzip an dem von Virchow[4]) erörterten und scherzhafter Weise „*Leuchter des Priamos*" genannten, mit rohen Einritzungen

[1]) Ghirardini, Necropoli antichiss. di Corneto-Tarquinia, Not. d. Scavi, 1882.

[2]) Falchi, Vetulonia e la sua Necropoli antichissima, 1892. Bericht von Bartels, Ztschrft. f. Ethnol., XVII, 1885, p. (466).

[3]) G. Gozzadini (vgl. Anm. 3), p. 32.

[4]) Ztschrft. f. Ethnol., XI, 1879, p. (265) mit den fünf Abbildungen. Drei in Ilios p. 626, No. 1215—17. Die Mittelfigur in Fig. 20 ist im Verhältniss zu den übrigen vergrössert.

bedeckten würfelförmigen Thongeräth unbekannter Verwendung, das ein tiefes, glattwandiges Loch hat, Fig. 20. Ich erblicke darin ein ornamentales Storchnest: an den Wänden Schlangen und Reiser, auf dem Boden, dem Grunde des Loches entsprechend, der von Halmen und Federchen oder dergleichen um-

Fig. 21. Lengyel.

Fig. 22. Nestwirtel.

gebene, in der umzirkelten Nestmulde brütende Vogel, die Flügel nach innen gekrümmt. Zum Vergleich schalte ich ein ähnliches Stück von Lengyel[1]) ein, Fig. 21.

Fig. 23. Storchnest. (Anschütz.)

Ganze Wirtel als Nester aufgefasst, wo der Eingang des Wirtelkanals dem Kessel des Nestes entspricht, zeigt Fig. 22 in peripherer und in radialer Anordnung der ornamentalen Reiser, J. No. 2975 und 2762. Analog dem ersten

[1]) M. Wosinsky, Das prähistorische Schanzwerk von Lengyel, Budapest 1890, Heft II, Taf. 25, f. 189, Text p. 8. Maasse: 5,5 cm hoch, 4 cm br., Vertiefung 3 cm. »In seine 4 geglätteten Seiten sind parallele, sich im Winkel treffende Linien und unförmige Mäander in der ungeschicktesten und geschmacklosesten Weise gekratzt.«

der beiden Wirtel besteht die häufigste Wirtelverzierung in Winkeln oder meist Bogen, deren mehrere übereinander gelagert sind und Theile des Kreisumfangs abschneiden, vgl. Fig. 24 *a*, *b*, *c*. Diese Anordnung ist der natürlichen Lagerung im Storchnest entsprechend, vgl. die Mitte des Vordergrundes der Photographie, Fig. 23, oder auch die Abbildung in Brehm's Thierleben[1]).

Betrachten wir nun die in Fig. 24 *a—e* gemachte Zusammenstellung[2]). Wie der Leuchter des Priamos zeigt uns *b* den Storch in der Nestmulde, während die Reiser in ornamentalen Bogen angeordnet sind; in *a* fehlt die Mulde, in *c* befindet sie sich neben dem Storchbild. *c* erklärt uns ferner *d* und *e*: in *d*

a *b* *c* *d* *e*

Fig. 24. Storch- und Nestornamentik.

wechseln die beiden Motive in regelmässiger Vertheilung, in *e* erscheinen sie in stilisirter Verschmelzung. Durch den weissen Mittelpunkt scheint die Nestmulde mit ihrem Kessel charakterisirt zu sein; ihnen entspricht auf dem plastischen Nestwirtel der Eingang des Wirtelkanals und die ihn umgebende napfförmige Vertiefung, die von einem Kreis eingefasst ist, vgl. Fig. 22, 24 *c*, *e*.

Ciconia alba, schreibt mir Herr Paul Matschie, der mir mehrfach freundlichste Auskunft ertheilt hat, »hat 3—5 Eier, das fünfte wird gewöhnlich faul, 3 oder meistens 4 Junge sind Regel«. Diese 4 einzelnen Eier oder Junge, je durch einen Punkt markirt und mit dem Vogelkreuz vereinigt, ergeben die „*croix cantonnée*" ⁛, vgl. Fig. 9 *b*. In ornamentaler Wiederholung, durch einen Reiserbogen abgeschlossen, begegnen wir diesem Brutvogelkreuz auf dem Wirtel[3]) der Fig. 25. Deshalb darf auch in dem Nest der Hausurne, Fig. 15, das Kreuz als der stilisirte Brutvogel gelten; bei den altitalischen Ornamenten wird uns diese Viertheilung noch ausführlich beschäftigen. (Vgl. auch jetzt schon die spätgriechischen Muster über der Ueberschrift.)

Fig. 25. Brutvogelkreuze.

In diesem Ornament, wo es symbolische Geltung haben soll, ein Symbol der Fruchtbarkeit zu sehen, wie der Storch oder die 卐 das der Kinder- und Gattenliebe liefern mag, hat Einiges für sich. Unter den troischen Frauenvasen, wie ich in diesem Falle lieber als Gesichtsvasen sage — charakterisirt durch den dicken Bauch, dem die An-

[1]) Vögel, III, Leipzig 1892, p. 508. [2]) Ilios, 1864, 1987, 1874, 1990, 1862.

[3]) Berliner Sammlung, noch nicht katalogisirt.

regung wohl zu verdanken ist, starke Brüste mit Tragbändern und namentlich den aufgetriebenen Nabel[1]) der Schwangeren — sehen wir eine solche[2]) mit einer 卐 und eine andere[3]) mit dem Brutkreuz auf dem Nabel. Die »Mutter« gebe ich also Schliemann gern zu, freilich nicht die »des heiligen Feuers« in Verbindung mit dem Burnouf'schen Drehkreuz.

An einem flachen Deckelchen, Fig. 26, beobachten wir schematische Viertheilung eines Kreises mit einer 卐 in jedem Quadranten und ringsum eingeschnittene radiäre Striche.

Fig. 26. Troja. Fig. 27. Corneto. Fig. 28. Giebel-Konstruktion.

Ausser den Nestmotiven liefert der Storch naturgemäss auch Dach-, Giebel- oder Hausmotive. Die von Virchow[4]) bemerkte Uebereinstimmung zwischen dem Giebel-M der italischen Hausurnen, vgl. Fig. 27, ein Beispiel von Corneto[5]), und dem »mystischen M« der Wirtel findet ihre volle Bestätigung. In Fig. 28*a* und *b* erscheint diese Giebelkonstruktion (*a* J. No. 7883, *b* J. No. 2799, Il. 1946), in *a* neben dem Reisermotiv des Nestes, in *b* neben einem Gebilde, das als

Fig. 29. Störche, *b* mit einem Jungen, *c* mit Haus.

»Sonne« zu betrachten in diesem Zusammenhang mich ungerechtfertigt dünkt, das aber sehr wohl ein Nest neben dem Giebel sein kann, wie in Fig. 15. Eine Anzahl der »flammenden Altäre« Schliemann's (der sie auf den Kopf stellte)

[1]) Von Schliemann mit Pudendis verwechselt. Für die Fälschung p. 253 freilich zutreffend.
[2]) H. Schliemann, Troja, London 1884, p. 191, Fig. 101. [3]) Ilios, p. 581, Fig. 986.
[4]) Ztschrft. f. Ethnol., XV, 1883, p. (322). [5]) Not. d. Scavi 1881, Taf. V, Fig. 12.

sind entschieden Vierfüssler; so z. B. Il. 1885, wie der Penis beweist, oder die radiär gestellten Ziegenböcke Il. 1915, die sich in Il. 1913 auch noch eine Vervielfachung der Beine gefallen lassen mögen. Als zweifelhaftes Beispiel[1]) gelte noch Fig. 30. Viele aber, zumal in Verbindung mit Storchbildern, spreche ich gleich Fig. 29 *c*[1]), wo Querritzung ein Thier ausschliesst und auch eine Vergleichung mit der Viehhürde des Lehmann'schen Gewichtscylinders[2]), Fig. 31,

Fig. 30. Dach oder Thier?

Fig. 31. Babylon. Hürde.

angeregt sei, als Dächer oder Hütten an. — Wie in Fig. 29 *a* (J. Nr. 3262, Il. 1871) sehen wir in *c* zahlreiche Störche; *b* (J. No. 3261, Il. 1947) mit einem Storchjungen nach italischer Auffassung zeigt eine radiäre Streifung, die man als Rohrhalme von Dach oder Nest auslegen mag.

Die Storchmotive haben es in Troja zu einem eigentlichen Stil auf den Gefässen nicht gebracht: die dort eingeritzten Ornamente erheben sich nicht über den Schmuck der Wirtelwölbungen. Ganz anders in Italien. Nur treten dort die alten Störche und die Schlangen vor den Jungen zurück. In der Villanovaperiode wiegen die Jungenmotive bei Weitem vor, und auch die bekannte verschnörkelte 卐 geht auf sie zurück.

Fig. 32. Stilisirte Storchjunge der Villanovaperiode.

Fig. 32 gebe eine Entwicklung der beliebtesten Darstellungen der jungen Vögel. Die Striche für den Unterschnabel und den aufgerichteten Flügel können fehlen, können schief oder senkrecht angesetzt sein und können endlich an das Ende der Kopf- und Rumpflinie wandern. Durch Reihenbildung, vgl. *a* und *c*, entstehen laufende symmetrische und unsymmetrische Mäander. Sehr häufig

[1]) Berliner Sammlung; nicht katalogisirt.

[2]) Ztschrft. f. Ethnol., XXIII, 1891, p. (524), Fig. 8 b.

(wahrscheinlich wegen des Einritzens auf gewölbter Fläche) ist die Schrägstellung, vgl. *b*, und die Vereinigung zweier solcher Jungen.

Die einfachste Form, uns von dem Rand des Tambroni'schen Daches, Fig. 16, schon bekannt und ebenfalls in langer Reihe, findet man z. B. in Fig. 37 und 43, ferner Junge mit Flügel und offenem Schnabel nach rechts geneigt auf dem Deckel[1]) Fig. 33, oder nach links geneigt in Fig. 37 oberhalb des Henkels. Als laufender Mäander z. B. Gozzadini Arnoaldi Taf. IV, 7.

Fig. 33. Zwei Junge.

Von besonderem Interesse sind die Vereinigungen von Jungen zu Zweien oder Vieren in verschiedener Auffassung.

Durch die Vereinigung von zwei Jungen, wie in Fig. 32*c* an achter Stelle angegeben, kommt die Einheit des einfachen symmetrischen Mäanders zu Stande: diese Doppelbildung ist mit offenem Schnabel sofort, und zwar noch in einer Reihe

Fig. 34. Doppelbildungen.

Fig. 35. Arnoaldi.

Fig. 37. Jungenornamente.

Fig. 36. Jungenornamente.

Fig. 38. Arnoaldi.

von Einzelstücken, weshalb ich das Beispiel einschalte, auf dem Pectorale des cornetanischen Kriegers[2]), Fig. 34, zu erkennen. Dass dieses alte Motiv nicht vergessen wurde, beweist die Arnoaldi'sche Scherbe[3]), Fig. 35, mit zwei aus einem gemeinsamen Rumpf hervorwachsenden Storchköpfen. Ein Junges nach oben und eines nach unten gerichtet sehen wir an dem aus Latium stammenden Gefäss[4]) von Fig. 36, vgl. Fig. 32*b*, und das Spiegelbild auf dem Tambroni'schen Hausdach, Fig. 16. Diese Zwillingspaare werden weiter ausgearbeitet und rücken näher aneinander, ohne jedoch ein laufendes Muster zu bilden, auf der Vase von

[1]) Rev. archéol. 1874, Taf. VII, 1.

[2]) Monum. ined. X, Tafel Xb. Fig. 2. Bull. d. Instit. 1869, Dec., p. 257. Ann. d. Instit. 1874, p. 249.

[3]) Gozzadini, Taf. V, Fig. 19. [4]) Archaeologia, Bd. 42, p. 112.

Marino[1]), Fig. 37. Auch hier möge eine jungere, nicht ganz zutreffende und anscheinend andere Vögel darstellende Analogie von Gozzadini[2]) herangezogen werden, vgl. Fig. 38.

Eine interessante Kombination erscheint in den Quadraten des Ossuariums[3]) aus Benacci-Bologna, Fig. 39: oben das Jungenpaar vereinigt, darunter getheilt und die Stücke abwärts gerichtet. Der Rand des Deckels ist hübsch mit einem Band von 卐 in Nestquadraten eingefasst. Auch der »Boden« der Deckelschale scheint ein Muster zu enthalten.

Fig. 39. Nestquadrate.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit verdienen die Deckelschalen von Vetulonia[4]) und von Benacci[5]) (I. Periode nach Montelius) der Fig. 40 und 41. Der Deckel in Vetulonia trägt oben ein Ornament, das, obwohl das wichtigste, in der Abbildung leider unkenntlich ist; auf der Wölbung sehen wir links vier Junge innig gesellt und rechts ebensolche in einem viereckigem Nestrahmen. Ein leeres rundes Nest weist uns Fig. 41*b*.; den vier Plätzen der Jungen entsprechend ist es eingetheilt in vier, nach Art eines Geflechtes mit Winkeln ausgefüllte Felder. Halblinks darunter findet sich im runden Nest die wunderliche mit Hakenfortsätzen ausgestattete »Svastika«, die hier überall so charakteristisch

Fig. 40. Vier Junge.

a *b*

Fig. 41. Jungenkreuze, *a* im Nest, *b* auch leeres Nest.

auftritt und die wir jetzt nicht mehr für eine 卐 halten werden. Sie stellt ebenfalls nur eine Kombination der vier Jungen dar, die den Enden eines Kreuzes angesetzt

[1]) Ebendort. Taf. IX, Fig. 3, p. 108. [2]) Gozzadini, Taf. V, Fig. 13.

[3]) Brizio, Not. d. Scav. 1889, p. 312. Osc. Montelius, La civilisation primitive en Italie, I, Stockholm 1895, Taf. 75, Fig. 11.

[4]) Falchi, l. c. Taf. III, Fig. 2. [5]) Montelius, l. c. Taf. 75, Fig. 12a, 13.

erscheinen, wie Fig. 42 entwickelt. Man kann aber auch von dem Kreuz selbst absehen und die Figur entstehen lassen durch die nach Einbürgerung des Motivs selbstverständlich geübte Durchkreuzung zweier Jungenpaare, die zusammengesetzt sind, wie Fig. 32*c* am Schlusse angiebt. Sicher aber handelt es sich nicht um den alten Storch, sondern die Jungen. Das beweisen die »Jungenkreuze« mit geöffnetem Schnabel des Visconti'schen Daches, Fig. 15 (gemäss Fig. 42*c* und *d*) und auch ein Beispiel auf dem Tambroni'schen Dach. An dem bekannten, in München[1]) aufbewahrten Ossuarium ferner, Fig. 43, entspricht in

a *b* *c* *d* *e*

Fig. 42. Jungenkreuze im Nestquadrat.

Fig. 43. Nestquadrate m. Jungenkreuzen.

Fig. 44. Jungenkreuz.

Fig. 45. Brütende Störche.

dem rechten Nestquadrat die Hakenbildung oben links dem Schema *c*, die oben rechts dem Schema *a* und die beiden unteren dem Schema *d* der Fig. 42. In dem linken Nestquadrat nimmt das Jungenkreuz diagonale Stellung ein, was auch die Gestalt beeinflusst, vgl. Fig. 42*e*. Ich schliesse auch die Abbildung eines späten Gefässes von Este[2]) an, Fig. 44, wo die Hälfte eines mit kurzen Strahlen besetzten Nestrahmens eingeritzt zu sein scheint; auch die Schlangenlinien der Vase sind beachtenswerth. Erwähnen möchte ich als schönen Fall von Nestquadraten mit dem Jungenkreuz eine Urne von Chiusi[3]), wo der Nestrahmen mit zwei regelmässig gekreuzten Schlangenlinien gegittert ist, ähnlich wie in Fig. 45, einem Ossuarium von Poggio-Renzo[4]), und die prächtigen Beispiele der Nekropole von

[1]) L. Lindenschmit, Die Alterthümer unserer heidn. Vorzeit, Mainz 1858—1886, Bd. I, Heft X, Taf. 3.

[2]) Montelius, l. c. Taf. 53, Fig. 1. Prosdocimi, Not. d. Scav. 1882, pl. IV, Fig. 4, p. 20. Das Gefäss soll 3 »croix gammées« besitzen; Angaben über die Umrahmung fehlen.

[3]) Al. Bertrand, Archéologie celtique et gauloise, Paris 1889, p. 243, Fig. 66.

[4]) Ebendort, p. 234, Fig. 61. Revue archéol. 1874, Taf. VI, 1.

Narce[1]). Allein es ist unmöglich, an dieser Stelle mehr als eine Anzahl hervorragender Fälle zu erörtern. Fig. 45 möge uns noch einmal auch die echte 卐 und zwar das Muster des alten Brutstorches mit den nach innen umgekrümmten Haken, das aus den nach innen gekrümmten Flügeln des Brutvogels, vgl. den »Leuchter des Priamos«, Fig. 20, hervorgegangen ist, zur klaren Unterscheidung von dem Jungenkreuz mit den nach aussen umgekrümmten Haken vorführen.

Nicht unerwähnt darf bleiben, dass die Jungenkreuze der Form 42*d* sowohl unsymmetrisch, was aber häufig vorkommt, als symmetrisch zu Maandern vereinigt werden. Dagegen vermisse ich die durchkreuzten Maander der reinen 卐, obwohl wir die Stücke zu dieser griechischen Reihenbildung auf dem Visconti'schen Dach, Fig. 15, sehen.

Eine Schlussfolgerung, die sich auf die Gefassform bezieht, wird der Leser inzwischen selbst gezogen haben. Wie uns das Dach der Hausurne den Storch bestätigt, dürfen wir wiederum bei gewissen Gefässen von dem Storch aus auf ein Dach zurückschliessen. Der »Boden« einer Deckelschale! Die 卐 als »Bodenstempel«! Ein gutes Beispiel eines solchen Storchstempels gewahrt die Schale mit dem Töpfchen von der Feldmark Loitz[2]), auch mit Schlangenlinien verziert, vgl. Fig. 46. Freilich ist die Gestalt der Deckelschale — Wolbung und Boden in den beiden Ansichten stimmen ubrigens durchaus nicht uberein — in diesem Fall keineswegs günstig, der Boden ist zu gross. Was die Hausurne in vollendeter Nachahmung wurde, konnte auf rohere Art schon durch den Topf mit übergestülptem Deckelnapf wiedergegeben werden. So hat man auch die Deckelschalen der Ossuarien, ehe die Ornamentirung ihren Sinn und die Beschrankung auf die ihr gebührenden Stellen verlor, als Dacher aufgefasst; auch hier waren die Todten in einem »Hause« bestattet. Der Boden des Deckelnapfes, der so allgemein den Storchstempel tragt, wurde gedacht als das Storchnest oben auf dem Dach einer Rundhütte, deren Kuppe nun abgeplattet erschien. Vgl. Fig. 41*b*, 40, 39, 33. Es ist nicht so sehr die 卐, die den Leichenbrand begleitet, als das irdene Haus.

Fig. 46. Bodenstempel Loitz.

Jener Grundgedanke tritt auch in unserer engeren Prahistorie deutlich zu Tage und weit deutlicher als das Loitzer Beispiel zeigt. Es ist derselbe wie in unserer Sprachverwandtschaft von »Dach« und »Deckel«. Gerade die Gruppe der Gefässe mit den 卐-Stempeln bekundet zahlreich, auch in der ubrigen Ornamentirung, namentlich in der Nachahmung von Strohbelag und in den mit

[1]) Fel. Barnabei, Antichità del territorio falisco. Mon. ant. Vol. IV, Milano 1895, Taf. VII, 18 (19: echte Svastika neben Nestquadrat mit diagonalem Kreuz); p. 186, Fig. 72b, p. 270, Fig. 128.

[2]) Ztschrft. f. Ethnol. XV, 1883, p. (149).

Kämmchen hergestellten Geflechtmustern, unter denen eine Kategorie von dreieckigen Mustern auf ausgefüllte Schlangenzickzacks zurückgeht, deutlich die leitende Idee. Wenn ich unsere prähistorische Sammlung durchwandere, zuckt es mir in den Fingern, viele der Deckelnäpfe, die in dem praktischen Gebrauch allerdings ebensowohl als Standnäpfe dienten, umzuwenden, um der Ornamentirung zu ihrem Recht zu verhelfen. Selbstverständlich ist das nur eine Art der Auffassung gewesen, der, von den Thiervasen und Klappervögeln ganz abgesehen, die andere der Menschendarstellung mit dem Deckel als Hut oder Mütze parallel läuft. Giebt es doch vorzügliche Beispiele, wo die Dekorationsmotive von Mensch und Haus gemischt sind; beschreibt uns doch Undset[1]) eine cornetaner Knochenurne der Villanova-Art mit Gesicht und Pileushelm, die auf dem bauchigen Theil ein Nestquadrat trägt, und daneben ein anderes Villanova-Ossuarium (aus einem Grabe bei Vulci) mit Pileus-Deckel, der gar mit den Dachrippen der Hausurne ausgestattet ist.

So sind auch die Nestmuster von dem Dach der Hüttenurne auf die Wand, von dem Deckel auf das Ossuarium selbst und auf Gefässe von ganz anderem Typus gewandert, aber die auffallende Erscheinung, dass sich neben aller Reihenbildung die Quadrate individuell erhalten, ist durch die alte selbstständige Bedeutung einfach erklärt.

Ich wollte mich nach Möglichkeit auf die eingeritzten 卐-Muster beschränken, auf die bemalten Vasen weder des Dipylonstils noch gar der fortgeschritteneren griechischen Kunst kann ich nicht eingehen. Manche Erklärung scheint mir jetzt dort von selbst gegeben, wie z. B. für die über der Ueberschrift zusammengestellten Nestmotive geschmückter Mäander.

Was die trügerische Symbolik betrifft, so ist eine höhere Beziehung zwischen 卐 und Storch, wie etwa im Norden, wo er als der heilige Vogel des Thor galt, aus der griechischen Mythologie kaum zu erschliessen. Meiner Meinung nach wird sie auch durch den Gebrauch der 卐 selbst als »Zeichen« nicht gefordert — um so weniger, als dieses Zeichen der römischen Kulturwelt vorenthalten blieb und erst von dem aus dem Osten kommenden Christenthum eingeführt wurde. In mancher Hinsicht besteht eine Analogie zwischen dem Gebrauch des χαῖρε als Heil- und Segenswunsches und der 卐, die als seine Hieroglyphe gelten könnte. Für einen allgemeineren Symbolwerth, der schon recht willkürlich zu variiren wäre, etwa der Kinder- und Gattenliebe, der Dankbarkeit, der Freude und des Behagens, des Glückbringens und Schutzes gegen Blitz und schnellen Tod, der Langlebigkeit u. s. w. sind wirkliche und von frühester Zeit her im Volksglauben vorausgesetzte Tugenden des fröhlich klappernden, geheimnissvoll verschwindenden und zurückkehrenden, schlangentödtenden, rothbeinigen Adebars massenhaft verfügbar.

---

[1]) J. Undset. Ueber italische Gesichtsurnen, Ztschrft. f. Ethnol. XXII 1890, p. 115, Fig. 5; p. 116. Fig. 6.

Von hervorragendem Interesse für das 卐-Problem ist die geographische Verbreitung des Brutstorches. Nicht um die Zuggebiete der Ciconia alba kann es sich handeln, wenn es auf ihr nahes Verhaltniss zum Menschen ankommt. Ein Blick auf die Kartenskizze über ihr Brutgebiet, fur die ich Herrn P. Matschie Dank schulde, erklärt uns, warum der Aegypter, der Phöniker, der Babylonier, der Assyrer, der Perser keine 卐-Ornamentik erfand: in ihren Landen brutet der Storch nicht. »Arier« sind die Perser auch, also trifft die Formel von »dem arischen Symbol« nicht zu, allein die Sudgrenze des Brutstorches verlauft etwa dem 36° n. Br. entlang[1]). Die altesten Thonwaaren der Kupferbronzezeit von

Skizze für die Brutgebiete des Hausstorches.

Kypros zeigen auffallendste Uebereinstimmung mit denen von Hissarlik[2]), aber die 卐 fehlt, und auf Cypern, schreibt mir Herr Ohnefalsch-Richter, brütet der Storch nicht; die 卐 wurde dort importirt. Nordsyrien, theilt mir Herr v. Luschan mit, ist nur Zuggebiet des Storches, in Lykien dagegen und auf der kleinasiatischen Westküste sind die Moscheen mit zahlreichen Nestern besetzt, wie Photographien der Herren v. Luschan und Sarre beweisen. Die wichtigen Zeugnisse für Troja habe ich p. 257 angeführt.

Europa zeigt heute eine gewaltige Lücke: von der Grenze des linken Rhein- und rechten Donau-Ufers bis jenseits der Pyrenaen nach Spanien hinein, wo der Brutstorch wiederum häufig genannt werden muss. Vor allem, er brütet

[1]) Oestlich vom Kaspisee beginnt, mit gleicher Südgrenze, die Cic. asiatica.

[2]) M. Ohnefalsch-Richter, Bull. d. l. Soc. d'Anthrop. de Paris, XI, 1888, p. 669, la croix gammée et la croix cantonnée à Chypre. Dümmler, Mitth. d. K. d. I. in Athen, XI, 1886, p. 212.

nicht in Italien. Schon Plinius spricht nur von dem Zugvogel. Ich weiss nicht, ob die Zoologen über die Frage verschieden denken könnten; Herr Matschie ist der Ansicht, dass der Storch ebenso wie in Griechenland und Spanien früher auch in Italien gebrütet haben werde, dort aber als Brutvogel verdrängt worden sei, während die das Land als Zugvögel besuchenden Störche sich nach wie vor behauptet hätten.

Dürften wir nun, wenn der Storch wirklich niemals in Italien gebrütet hätte, auf Grund dieses Umstandes den Import des Villanovastils behaupten?

Wenn wir wüssten, dass der Storch niemals in Italien gebrütet hat, dann müsste der Villanovastil importirt sein. Hat er jedoch in alter Zeit dort gebrütet, könnte der Stil bei seinem bereits ganz ausklingenden Naturalismus, bei seinem schon sehr ornamentalen Charakter trotzdem importirt sein. Gewiss ist, meine ich, das Eine, dass die Urheber der altitalischen Keramik, wo sie auch einheimisch waren, die Auffassung von Topf und Deckel als Haus und Dach gekannt haben. Wahrscheinlich dünkt mich ferner, dass diese Auffassung in den Terramaren der Emilia vorhanden war; auch die Näpfe[1]), die Mortillet's besonderes Interesse erregt haben, mit der »croix cantonnée« auf dem »Boden« und mit »hängenden« konzentrischen Halbkreisen oder Halbovalen ringsum, sind wohl Dächer mit dem Storchnest und stehen in ihrer »vue renversée« — der Stellung, in der die Einritzungen gemacht sind — ornamental richtig.

Triskeles. Für das Urbild unseres prähistorischen ᔕ halte ich den Haushahn. Der Röntgen'sche Hahn neben der Ueberschrift zeigt, wie das Linienschema dem Körper entspricht; man zeichnet am besten ein stehendes S und setzt von der Mitte aus den Schwanz an, oder ein liegendes ∽ und fügt von der Mitte aus eine gleich gerichtete Beinlinie an. Der Kamm giebt den dem Schwanz gleich gerichteten Schwung[2]); Fig. 47 stammt von einer panathenäischen Vase[3]), Fig. 48 ist eine römische Nadel[4]).

Fig. 47. Fig. 48.

Sehr wichtig für die Gleichung ᔕ=Hahn ist die Geschichte und Mythologie des Thieres; ich selbst bin durch die liebevoll ausgeführte Studie Hehn's[5]), bei deren Lektüre mich die Aehnlichkeit mit der Herkunft und Charakteristik des ᔕ überraschte, überhaupt erst auf den Gedanken gekommen, dass das ᔕ eben einen Hahn darstellen könne. Der Ausgangspunkt für die Verbreitung des Haushahnes nach Europa ist Persien

---

[1]) Montelius, l. c. pl. 25, Fig. 13, Textbd. p. 155.

[2]) »Das Hühnervolk«, beschreibt Plinius (Hist. nat. X 21), »blickt allein unter den Vögeln häufig zum Himmel auf und trägt auch seinen sichelförmigen Schwanz aufgerichtet«.

[3]) Monum. dell' Institut. 1876. Bd. X, Tfl. XLVIII.

[4]) E. von Tröltsch, Tafel der »Alterthümer aus unserer Heimath«, Fig. 68. Ulmer Sammlung.

[5]) V. Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere, VI. Aufl. (Schrader-Engler), Berlin 1894, p. 314.

gewesen. In Kleinasien ist er älteralsin Griechenland, dessen Schriftsteller ihn mehrfach den persischen oder medischen Vogel nennen; die erste Erwähnung findet sich bei Theognis (ca. 540—470, Hehn, p. 317). Kämpfende Hähne erscheinen bereits im siebenten Jahrhundert auf den alten Elektronmünzen[1]) einer Küstenstadt des nördlichen Kleinasiens, wahrscheinlich von Dardanos am Hellespont, sodass die Ankunft des Thieres doch bis ins achte Jahrhundert zurückreichen sollte; es kann nicht erst mit den Eroberungszügen der Perser nach Kleinasien gelangt sein. In Sicilien begegnen wir dem Hahnenbild auf den Drachmen von Himera, die dem Anfang des sechsten Jahrhunderts zugeschrieben werden, vgl. die Abbildung[2]) neben der Ueberschrift. Ueber die Zeit der Einführung in Mitteleuropa und Skandinavien ist nichts bekannt; auf Grund interessanter sprachlicher Anhaltspunkte, deren keiner direkt nach Italien weist, nimmt Hehn (p. 324) einen Weg aus dem Südosten Europas an. Die wichtige Rolle des Hahnes ist, ausser etwa in seiner Fruchtbarkeit, begründet in seiner Kampflust und in seinem Verhältniss zur Sonne[3]) — von den Birmanen damit erklärt, dass er einstmals astronomische Bücher gefressen habe, und von Plinius mit den Worten gewürdigt: »sie kennen die Gestirne«. Nirgend hat er wohl eine ehrenvollere Stellung eingenommen als in Iran, dem Lande des Lichtkultus. In Hellas scheint die heroische Seite mehr gegolten zu haben; aber Ares, Hermes, der Vorsteher der Palaestra, und Athene theilen ihn mit Apollon, Asklepios und Helios[4]). Wir werden sehen, dass wir entsprechend ein ϟ solare und ein ϟ victrix unterscheiden könnten. Leider ist das ϟ bisher weder auf troischen Wirteln, obwohl es irrthümlich in der Literatur mehrfach behauptet wird, noch in gleichwerthig primitiven Einritzungen beobachtet. Mein Beweis kann daher nur ein kombinirter sein und beruht auf der gesetzmässigen Konstanz der Dreigliedrigkeit des Zeichens in Verbindung mit entsprechenden naturalistischen Analogien und der Zugehörigkeit zu Sonne und Kampf oder Sieg.

Ungünstiger Weise liefern Münzen das Hauptmaterial für das ϟ. Ich unterscheide: I. das einfache Hahnenschema oder das persisch-kilikische ϟ, II. das lykische Ringtriskeles, ein ϟ solare, III. das pamphylische, später sicilische Dreibein, ein ϟ victrix. Ich muss mich auf die wichtigsten Beweisstücke beschränken.

I. Das älteste Vorkommen des einfachen Hahnenschema wird auf persischen Silbersiglen mit dem Bilde des Grosskönigs beobachtet; um in Lykien cirkuliren

[1]) Barclay V. Head, Historia Numorum, Oxford 1887, p. 471. Numism. Chronicle, London 1875, Tfl. VIII, 8.

[2]) Head, Guide to the Coins of the Ancients. (Brit. Mus.) London 1881, Tfl. IX, 27. Euböisches Gewicht; chalkid. Kolonie von Zankle ca. 650 gegründet, Head, Hist. num., p. 125.

[3]) Vgl. auch »Der Hahn als Uhr« bei Ed. Hahn, Die Hausthiere und ihre Beziehungen zur Wirthschaft des Menschen, Lpz. 1896, p. 302, 305.

[4]) Pausanias, V. 7: »er soll dem Helios geheiligt sein und den Aufgang der Sonne verkünden«.

zu können, sind sie wahrscheinlich noch unter der Achaemenidenherrschaft mit dem 卐 als Contremarke gestempelt[1]) worden, vgl. Fig. 49[2]). Sofern also die Fellows'schen Abbildungen genau sind, hat man sich bei dieser Stempelung nicht des uns sonst bekannten lykischen 卐, sondern seiner älteren ornamentalen Form bedient, die sich auch für die kleinen Stempel besser eignete.

Fig. 49.

In Kilikien: auf Kupfermünzen[3]) der Toparchen von Olba, die Hohepriester an einem berühmten Zeustempel mit Sonnenkult waren, in sehr charakteristischer Ausprägung, aber erst vom Beginn unserer Zeitrechnung. Ferner auf

a *b* *c*

Fig. 50 Persepolitanische Münzen.

a *b* *c*

Fig. 51. Münzen der Helveter.

den persepolitanischen Silbermünzen[4]) mit Pehlewilegende, deren älteste man frühestens bis in das dritte Jahrhundert v. Chr. zurückreichen lassen darf; gleichzeitig findet sich der Hahn vor dem Feueraltar und die Hahnenmütze, vgl. Fig. 50. Endlich an ganz anderer Stelle, aber mit einem Hahnenzeichen wechselnd, auf den in der Schweiz gefundenen gallischen Nachahmungen der Goldstater Philipps von Makedonien (359—336), die von Head[5])

[1]) J. Brandis, Das Münz-, Maass- und Gewichtswesen in Vorderasien, Berlin 1866, p. 265.

[2]) Ch. Fellows, Coins of Ancient Lycia before the reign of Alexander. London 1855, Tfl. VIII, 1 (ebenso 2).

[3]) V. Langlois, Numismatique cilicienne. Rev. numism., Blois 1854, p. 5, Tfl. III 18, 19. Auch auf einer Felswand bei den Stadtruinen.

[4]) Mordtmann, Persepolit. Münzen. Ztschrift. f. Numism. Berl. 1876. *a* Tfl. I 9, *b* II 18, *c* II 25.

[5]) Hist. num., p. 8.

diesseits 200 v. Chr. datirt werden, vgl. Fig. 50 *a*—*c*[1]). Avers Apollonkopf. Nr. *c* mit dem Hahnenkopf sehr häufig. Auch kommt (Meyer II, 104) an Stelle von ᔓ und Hahnenkopf eine strahlende Sonne vor.

Auf das ᔓ der Brakteaten gehe ich nicht ein, da die im Norden verfertigten nur bis zum fünften Jahrhundert n. Chr. zurückreichen und die in fremdem Gold nicht vor dem vierten Jahrhundert erschienen sind[2]). Die dunkle Stelle im Saxo Grammaticus[3]), wo von einem »signum victrix« die Rede ist, beziehe ich auf das ᔓ (nicht die 卐) irgend eines Talismans, indem das Zeichen passend als eine Kralle oder Klaue bezeichnet wird.

II. Das lykische ᔓ Fig. 52 *a*, Fellows XIII 7, das Wappen des lykischen Städtebundes, ist durch den scharf abgesetzten Mittelring und die stumpfen gekrümmten Haken von allen ᔓ unterschieden. Es wird in der grossen Mehrzahl der Fälle umgeben von einem Kreis oder Viereck aus Perlen. Es giebt (auf jüngeren Münzen) auch Ringe mit zwei Haken und mit vier Haken, Fig. 52 *b*, Fellows, XIII 8. Diese Freiheit bedeutet ein spätes ornamentales Stadium. Die Haken sind für Enterhaken (ἁρπάγη) als Namenswappen des persischen Eroberers von Lykien angesehen worden. Haken sind es in der That. Auch ich deute sie als ein redendes Wappen, ein für die kleinasiatischen und europäischen Griechen redendes Wappen, während im Uebrigen für die Unterscheidung der Städte und Münzherren die weitere Ausstattung diente. »Haken« heisst im Griechischen κόραξ und λύκος. Wie ich in dem Reversstempel (Fig. 53) der alten, für die verschiedensten Werthe geltenden Münzen von Korinth (Head, Hist. num., p. 335, »circa 585 bis 500 v. Chr.«), vier Haken in 卐-Stellung, ein Namenswappen = KOP erblicken möchte, sehe ich in den drei oder vier λύκοι Lykiens ein ebensolches Namenswappen, Fig. 54, und

a *b*

Fig. 52. Lykien.

Fig. 53. KOP Fig. 54. ΛΥΚ

[1]) H. Meyer, Beschreibung der in der Schweiz aufgefund. gall. Münzen. Zürich 1863. Tfl. II, *a* Fig. 98 (Silber), *b* Fig. 100 und *c* Fig. 103 (Gold); p. 17, 18. Vgl. auch über die Münzen der Arverner Ch. Lenormant, Rev. numism. Paris I, 1856, Tfl. X, p. 325, 1858 II, Tfl. IV 2.

[2]) C. J. Thomsen, Atlas de l'archéol. du Nord. Kopenh. 1857. Tfl. VII 129. Schönstes Beispiel von gemeins. Vorkommen des Triskeles und der »croix cantonnée. Mém. d. l. Soc. Roy. d. Antiq. d. Nord. Kopenh. 1850—60, p. 291.

[3]) Saxonis Grammatici Hist. Dan., ed P. E. Müller u. J. M. Velschow. Havniae 1839. Lib. II, p. 106. »Adde oculum propius et nostras prospice *chelas* (= einer gespaltenen Thierklaue oder Vogelkralle, wie das Triskeles aussieht), Ante sacraturus victrici lumina signo . . .« »Wenn du mit dem scharfen Hinblicken auf dieses Seirstegn deine Augen geweiht hast, kannst du den Kriegsgott in Sicherheit schauen.«

habe kein Bedenken, die griechische Sprache für einen Verkehrszweck in Anspruch zu nehmen in einem Lande, das damals die griechische Schrift einführte, als dessen Eponymos ein Athener galt. Die Bewohner nannten sich selbst ja nicht »Lykier«, und ihnen bedeutete das Wappen ein einheimisches Zeichen, ob nun noch Symbol oder bereits Ornament, das etwa auf den Sonnenkult zurückging. Dies wird uns glücklicher Weise verrathen durch ein ornamentales Ueberlebsel, ein in vertieftem Perlviereck liegendes ☋ aus Hahnenköpfen, Fellows, IX 7, Fig. 55, das auf Münzen der nach Head (p. 572) zweitältesten Gruppe vor 480 v. Chr. (Stater, Tetrobol, Diobol) erscheint. Ferner: ein kleines Hahnen-☋ gleicher Art über einem Pferd, Fellows, X 8, und zwei kämpfende Hähne, Fellows, XIV 6, beide bei Head (p. 573, 572) um 450 oder früher bis 400 v. Chr.«[1]).

Fig. 55.

Warum aber durchgängig und im Anfang drei Haken, drei Hahnenköpfe? Warum der Ring? Wenn wir die alten griechischen 卐-Muster noch unverändert im fernen Asien antreffen, dürfen wir auch mit einigem Vertrauen von den lykischen Filzdecken v. Luschan's[2]), die sich durch ein in dunkeln Haaren aufgefilztes ☋ in »konstanter« Verbindung mit einem Ring rother und blauer Punkte um einen grösseren runden Fleck auszeichnen, vgl. Fig. 56, auf das alte Bundeswappen

a *b* *c*

Fig. 56. Ornamente von Hahn und Sonne auf lykischen Filzdecken.

zurückschliessen. Die Filztechnik erbt sich in den Familien fort, das Muster ist anderswo, ausgenommen im nahen Nordsyrien, unbekannt. Man sieht in Fig. 56 *a*, *b* und *c* sehr schön, wie es sich um rein ornamentale Verschiebungen handelt. In *a* steht die Sonne neben dem bereits durch den lykischen Ring der Münzen ausgezeichneten Hahnenmuster; in diesen Ring wandert bei *b* ein Sonnenfleck, bei *c* ein Sonnenfleck sammt dem Punktkranz hinein. Danach lässt sich der ursprüngliche Vorgang konstruiren, wie Fig. 57 *a*—*d* zeigt; *a*=*b*.

[1]) Es giebt auch ein Triskeles aus Schlangenköpfen, Fellows IX 2, XI 6, die auf den Abbildungen den Hahnenköpfen sehr ähnlich erscheinen.

[2]) Ztschrift. f. Ethnol. XVIII, 1866, p. (300).

Als man auf dem Münzenbild *c* das persische Hahnenschema, wie es die Contremarke der achaemenidischen Siglen führt, mit einem Perlkranz umgab, erhielt man eine Kombination mit dem zum Hahn gehörigen Sonnenbild, wenn man den Perlkranz als Punktkranz der Sonne auffasste und den Sonnenfleck in die Mitte setzte. So erklären sich Ring und Dreizahl.

a *b* *c* *d*

Fig. 57. Entstehung des lykischen Ring-Triskeles.

Das seltenere Vierhakenzeichen, Fig. 52 *b*, gilt nach den Schriftzeichen als späteres Produkt; man kann sie, wie die auch vorkommende Diskele, als lokale Variation nehmen. Wer sie aber als eine 卐 mit dem lykischen Ring ansehen will, kann sich auf das nahe Verhältniss[1]) von Lykien zur Troas stützen.

Nach der Eroberung Lykiens durch Alexander hatten nur seine Tetradrachmen (Head, p. 575 von ca. 330—190 v. Chr.) Kurs im Lande; die letzte hierher gehörige, in Kilikien gangbare Münze des Fellow'schen Buches, Tfl. XIX, zeigt uns noch einmal das lykische [Zeichen] unter dem Throne des Zeus Aetophoros (Head, Hist. num., p. 199, 200 Guide, Tfl. 27, Fig. 2).

Fig. 58.

Die Form des lykischen Ringtriskeles erscheint, Fig. 58, auf einem silbernen Regenbogenschüsselchen — als Unicum nach Metall und Typus innerhalb einer grossen Anzahl goldener — von Funden südlich der oberen Donau. Streber[2]) entscheidet sich für ein höheres Alter — jenseit 400 — als das der gallischen Münzen.

III. Das pamphylische, später sicilische Dreibein. Vgl. Fig. 59. In Sicilien taucht das so populär gewordene Gebilde erst 317 v. Chr. auf. Es kommt schon auf viel älteren Münzen vor. Unsicher ist die von Beulé[3]) den ältesten athenischen Münzen zugewiesene halbe Drachme, ein Unicum das Dreibein im vertieften Viereck eines aeginetischen Schildkrötenstaters, ca. 550—480 v. Chr., Head, p. 331. Nicht in Aegina, wo ein König von Argos um 700 v. Chr. die ersten griechischen Münzen schlagen liess, sondern in der argivischen Kolonie Aspendos in Pamphylien haben wir den Ursprung zu suchen. Denn hier finden wir uns in der unmittelbaren Nachbarschaft des persisch-kilikischen

[1]) E. Curtius, Griech. Geschichte, Berlin 1887, I, p. 17.

[2]) »Ueber die sogen. Regenbogenschüsselchen« I, Abh. d. Kgl. Bay. Ak. d. W., München 1860—63, IX, Tfl. VII 84, p. 665 ff.

[3]) E. Beulé, Les monnaies d'Athènes, Par. 1858, p. 19. Head (p. 109) zählt sie unter unsicheren Euboamünzen (vor 480) auf, sie könne auch lykischen Ursprungs sein, was jetzt abzulehnen ist.

und lykischen ♈ und hier erscheint auch das Dreibein auf einer ganzen Reihe[1]) von Münzen, beginnend nach Head (p. 581) um 500 v. Chr.; die Beine rennen allein oder um die Wette mit einem Löwen oder Eber oder gar einem fliegenden Adler. Die direkte Verwandtschaft kann wegen des fehlenden Rings nicht das lykische ♈, sondern nur das persisch-kilikische betreffen, wie auch die Geographie bedingt.

Auf Aspendosmünzen von ca. 400 v. Chr. ab erscheint ein Schleuderer, σφενδονήτης, nach Brandis' Erklärung[2]) als redendes Wappen. Der frühere Typus (Avers) ist ein schild- und speerbewaffneter Krieger; leider weist er uns die Innenseite des Schildes. Ich glaube jedoch die Art seines Schildzeichens zu kennen: es ist meiner Meinung nach anfangs ein Einbein und später ein Dreibein gewesen. Ein laufendes Bein, häufig mit einem Theil des Rumpfes, ist ein bekanntes griechisches Schildzeichen[3]) (auch das des schnellfüssigen Achilles), es ist das Symbol schneller Verfolgung. Dem Krieger von Aspendos, dem Argiver, empfahl es sich als Namenswappen, denn ἀργός[4]) ist »schnell«. Gedenken wir nun noch der Thatsache, dass auch der Hahn ein bekanntes Schildzeichen war, so haben wir Alles, was wir für eine natürliche Erklärung des Dreibeinzeichens brauchen. Das ♈, das persisch-kilikische Hahnenbild der Nachbarn, erhielt auf Schild und Münze in Aspendos sein argivisches Gegenstück in der figürlichen Umgestaltung — wofür es an zahlreichen Analogien der gleichen ornamentalen Methode anderswo nicht fehlt — zu einem Dreibein, indem das Wiederholungsmotiv eines ♈-Ornaments, wie in Lykien mit Hahnenkopf oder Schlange, hier mit dem gebeugten Bein gebildet wurde. Ohne das Vorbild hätte ebenso gut ein Vier- oder n-Bein geschaffen werden können, wie wir denn heute an einer medizinischen Handelsmarke die pietätlose Uebertrumpfung durch ein Hekkaidekaskeles erleben.

Es ist gleichgiltig, ob der Künstler von Aspendos den Ursprung des kilikischen Vorbildes aus einem Hahnenbild kannte oder nicht; mit der eigenartigen Anschaulichkeit, die dem Dreibein anhaftete, war ein neues Symbol geschaffen. Es gehörte zudem in dieselbe Kategorie; Schnellfüssigkeit und Kampflust bedeuten beide auf ihre Art den Sieg. So kann auch die rasche Verbreitung über die hellenische Welt nicht überraschend sein. Handelt es sich doch um die Zeit, in der die gymnischen Spiele als nationale Festspiele einen hohen Aufschwung nahmen und Freunde von fernher vereinigten. Schon vor Peisistratos ist den Wagenrennen der gymnische Wettkampf hinzugefügt und dadurch wahr-

---

[1]) Gul. Hunter, Nummorum veterum populorum et urbium descriptio, London 1782, Taf. VII; von 16 p. 46 verzeichneten Münzen hat nur eine keine »Trinacria«.

[2]) Der ich mich um so lieber anschliesse, als ich von selbst auf sie verfallen war.

[3]) C. W. Göttling, Ueber ein eigenthümliches Abzeichen der Kriegsschilde auf alten griech. Vasen, in Gesamm. Abhdlg., München 1863, Bd. II. Gerhard, Vasenbilder, Taf. 141, 167, 198, 231, 265. Gerhard, Trinksch. und Gefässe, Abt. II, Berlin 1850, Taf. 30, Fig. 12, p. 31.

[4]) So die schnellfüssigen Hunde bei Homer ἀργοί, πόδας ἀργοί, ἀργίποδες.

scheinlich die Feier der grossen Panathenaen begrundet worden. In diesem friedlichen Sinn lege ich ein Aspendosmunze aus, auf deren Revers der Hahn neben dem Dreibein steht (Hunter, Taf. VII, 16) und gestatte ich mir, sie zu vereinigen in Fig. 59 mit der Darstellung einer Amphora[1]) panathenaischer Form, wo »zwischen den ublichen vom Hahn als Symbol der Kampflust uberragten Säulen«[2]) die Herakles gegenuberstehende Pallas einen Schild mit dem Dreibein trägt.

Fig. 59. Hahn und Dreibein.

Wie mit Gelons Regierung nach dem Siege im olympischen Wagenrennen 488 v. Chr. Nike, erscheint mit der des Agathokles von Syrakus (317—289) das Dreibein auf sicilischen Munzen und ist nach Head[3]) »ein Symbol seiner Herrschaft uber ganz Sicilien«. Mit der fliegenden Nike[4]), die den Palmzweig oder Kranz trägt, wechselnd — ein Verhalten, ganz ahnlich dem der helvetischen Munzen — steht es uber der Quadriga der Tetradrachmen, es findet sich neben der eine Trophae errichtenden Nike auf einer Tetradrachme, die wahrscheinlich (Head, p. 159, Fig. 107) 310 v. Chr. nach dem Siege (= dem schnellen und glänzenden Siege) über die Karthager geprägt ist.

[1]) Die panathenäischen Vasen zu datiren: nicht vor die Perserkriege, nicht nach 473 (Zerstörung von Volci).

[2]) Ed. Gerhard, Auserles. griech. Vasenbilder etrusk. Fundorts, IV, Berlin 1858, Taf. 246 (Griech. Alltagsleben, Taf. 6) »Auszug zum Kriegsdienst«.

[3]) B. V. Head, On the chronolog. sequence of the coins of Syracuse. Numism. Chron. XIV, 1874, p. 43.

[4]) G. L. Castellus, Siciliae nummi veteres, Panormi 1781, Auct. I 1789, II 1791. Vgl. Taf. 73, Fig. 14, 16, 18 mit Fig. 1—4, 7—13. Taf. 74, Nike, Fig. 1, 2, 8, Sonne 3, 4, 5.

Zum besonderen Symbol für Sicilien aber, nehme ich an, ist das [Triskeles] als redendes Wappen geworden durch das griechische Wortspiel σκέλεα = Σικελία; auf römischen Münzen[1]) fügte man die Legende »Sicilia« hinzu. Die Leute brauchten nur die »Beine«, nicht die »drei Beine« zu sagen. War das Symbol einmal geläufig, so ergiebt sich auch von selbst die weitere ornamentale Kombination mit lokalen Emblemen, wie dem Gorgonenhaupt des kämpfenden Pallas, das schon 100 Jahre vor dem Dreibein vorkommt (Head, p. 158), den Aehren der Hauptgöttin der Insel, der Proserpina u. s. w.[2]).

Fig. 60. Jeseritz.

Fig. 61. Schlesien.

Fig. 62. Woischwitz.

Auch zweifle ich nicht, dass das Dreibein im allgemeinen Sinn, wie es mit dem Renngespann geschah, mit der Sonne in Beziehung gesetzt wurde[3]).

In der Praehistorie erscheinen [Triskeles] und Sonne vereinigt auf kleinen und zierlichen bemalten Gefässen Schlesiens[4]) und Posens[5]), die eine hohe Kunstfertigkeit beweisen. Leider trägt der Stil schon einen so ausgeprägt ornamentalen Charakter, dass wir von unmittelbarer Aufklärung weniger erhalten als auf den Münzen. Vergeblich habe ich die reiche Breslauer Sammlung nach einem

[1]) H. D. de Luynes, Études numismat., Paris 1835, p. 85. Denare des Proconsuls Allienus (Neptun mit dem Dreibein in der rechten Hand) und der Familie Cornelia.

[2]) Ein Dreibein auf einem numidischen Grabmal (aus Kef, ca. 100 v. Chr.) und auf einer keltiberischen Münze in Spanien (Müller Hagekors, p. 46, Fig. 46) sind bisher nur versprengte späte Beispiele, die für die Rückschlüsse auf Asien nicht ausreichen.

[3]) Im Bereich des Velocipedsports bin ich ihm noch nicht begegnet, obwohl es für ein bildliches All Heil prädestinirt scheint. Als Firmenzeichen dient es einer Solinger Schleifradfabrik.

[4]) M. Zimmer, Die bemalten Thongefässe Schlesiens, Breslau 1889.

[5]) R. Virchow, Ausgrabungen bei Zaborowo, Ztschrft f. Ethnol. VI, 1874, p. (217), Taf. XV.

naturalistischen Rückschlag durchsucht[1]). Braune oder schwarze 卐 sind mannigfach kombinirt mit einer fast ausnahmslos roth gemalten Scheibe, vgl. Fig. 60 und 61[2]), schwarzen grossen Dreiecken, die vielfach mit kleinen Dreiecken gefüllt sind und an der Spitze einander abgewandte Doppelhaken zeigen, Fig. 62[3]), und endlich Strich- oder Sparrenmustern. Das 卐 ist überall gleichartig; in einem einzigen Fall fand ich in der Mitte einen kleinen Ring. Auf graphitirten Gefässen erscheint dieselbe Scheibe schwarz mit Punktkranz und vertieft; niemals haben sie ein 卐. Die rothe Scheibe ist ausserordentlich verschieden aufgefasst: ein Fleck rund, oval, fast viereckig, aus konzentrischen rothen Kreisen zusammengesetzt, einen schwarzen Innenring enthaltend, mit eingezeichnetem Kreuz, mit und ohne Mittelpunkt, mit und ohne Umrandung, mit Punktkranz ringsum, mit 3 oder mehr, keineswegs immer radial gestellten Strichbüscheln und mit vollem Strahlenkranz. Sie ist mehrfach eher einem Nest ähnlich als einer Sonne, vgl. namentlich Fig. 63[4]), in welchem Fall wir neben dem 卐, wie ebenso in der bekannten Schale von Wohlau, auch einer 卐 begegnen. Die stets schwarzen, niemals rothen Punkte begleiten nicht nur die Scheibe, sondern auch Winkelornamente, den Hals der Schalen und roth bemalte Buckel.

Fig. 63. Gorszewice.

Da die rothe Scheibe mit vollem Strahlenkranz als naturalistisches Sonnenbild und das 卐 auch innerhalb dieser Sonne erscheint, hat Virchow[5]), im Anschluss an das griechisch-sicilische Dreibein, das Zeichen als »Sinnbild der rollenden Sonne oder der rollenden Zeit« erklärt. Gewiss soll jedoch nicht das lykische 卐 in Fig. 56c umgekehrt von einer Sonne erleuchtet sein. Man würde auch wünschen müssen, dass das 卐 in der Scheibe — als Darstellung der eigentlichen Idee — der häufigste Fall wäre und könnte das Vorkommen des 卐 neben der Sonne und das sehr häufige Vorkommen des 卐 ohne Sonne, in Verbindung allein mit Dreiecksystemen und anderen Gebilden, die nicht rollen, nur ornamentaler Zerlegung zu Gute rechnen. Da jedoch das 卐 in der Scheibe selten ist und gerade an den Gefässen von elegantester Ausführung auftritt, ist es einfacher und mehr berechtigt, umgekehrt das Einsetzen des 卐 in die Scheibe für eine ornamentale Kombination zu halten; ein Gefäss von Jeseritz ist von vier mit

[1]) Die Herren Geh.-Rath Grempler und Dr. Seger, denen ich für liebenswürdige Führung verpflichtet bin, verfügen über ein grosses, noch unveröffentlichtes Material, namentlich der Gräberfelder von Gross-Tschansch und Woischwitz, das auch noch unbekannte, leider nicht minder stark stilisirte Ornamente enthält. An einem Napf von Dyhernfurt wechseln 3 rothe Scheiben mit 3 keck gekreuzten »Pinselstrichen« von der Gestalt eines ╳.

[2]) Fig. 60, Zimmer, Taf. I 7, Fig. 61, Taf. VII 8.

[3]) Taf. X 2 einer von Herrn Dr. Seger vorbereiteten Publikation. Hals und Scheiben dunkelroth.

[4]) Zimmer, Taf. VII 9, Gräberfeld von Gorszewice bei Kazmierz, Kreis Samter, Posen.

[5]) Ztschr. f. Ethnol. VIII, 1876, p. (133), XVIII, 1886, p. (331).

der Spitze abwärts gerichteten grossen Dreiecken umgeben und zeigt acht ᔓ: in den vier Dreiecken je eins und in den vier Zwischräumen je eins, von letzteren zwei selbstständig und zwei im strahligen Sonnenbild, die miteinander wechseln.

Verwandte Gefässe finden sich in der Oberpfalz, vgl. die Scherben, Fig. 64 *a* und *b*, von Matzhausen aus dem Berliner Museum für Völkerkunde.

Leider vermag ich dieser Gesammtgruppe keine besonderen Anhaltpunkte abzugewinnen, dass das ᔓ neben und in der Sonne auf ein Hahnenbild zurückgeht. Sein selbstständiger Charakter schützt es vor der Auffassung, dass es nur eine Variante der 卐 sei.

Nur andeuten möchte ich vorderhand die noch nicht spruchreife Meinung, der zu Liebe ich die Abbildungen 62

Fig. 64. Matzhausen.

Fig. 65. Entsprechung von Hahn (nach links) und Triskeloid?

und 64b »verkehrt« gebe, dass die mit Doppelhaken versehenen grossen Dreiecke Umwandlungen früherer Dreieckornamente zu stilisirten Darstellungen von Hausgiebeln mit Windlattenkreuzen sind und auf die Auffassung entsprechender Gefässtypen als Dächer und Häuser zurückgehen, dass alsdann die Ausschmückung auch solcher Gefässe wie Fig. 62 mit diesen Mustern eine späte Uebertragung bedeutet.

Das gemeinsame Vorkommen von ᔓ und Sonne auf den bemalten Gefässen ist zuerst von Virchow[1]) mit einem gleichartigen Verhalten auf den Rasirmessern

[1]) Ztschr. f. Ethnol. VI, 1874, p. (220).

der jüngeren nordischen Bronzezeit[1]) in Beziehung gesetzt worden. So rein spiral-technisch das Zeichen hier erscheint, so glaube ich doch eine mögliche Entsprechung von Triskeloid und Hahn vorführen zu sollen, vgl. Fig. 65. Die ornamentalen Sonnen sind sehr schön. In dem Vogel, der bei dem oberen Messer an derselben Stelle wie auf dem unteren ein Triskeloid steht, kann ich jedenfalls einen nach rechts gerichteten Schwan kaum anerkennen; er hatte ein unnatürliches Hintertheil, auch wäre das schräge Hinterbein und die Gestalt der Beine unwahrscheinlich.

Runenalphabet. I. Die 卐 ist als das phönikische *taw* erklärt worden. Mag es nun aber an und für sich nichts Unwahrscheinliches haben, dass die ältesten Kreuzbuchstaben *taw* und (das von einem Kreis umschlossene) *teth* auf eine Vogel- oder Nesthieroglyphe zurückgehen, so wären doch solche Vermuthungen gegenwärtig noch ganz zwecklos. Nützlicher schien es mir angesichts der Rolle, die die 卐 in unserer engeren Prähistorie gespielt hat, die Runen auf ihr Vorkommen näher anzusehen. Viel ist hier offenbar nicht zu holen. Stephens[2]) erwähnt, dass auf zwei Brakteaten von Fünen (No. 51 von Bolbro, No. 52 von Vedby) das »Odinzeichen« vielleicht als Rune *g* gebraucht sei. Es ist auch bemerkenswerth, dass diese Rune, die auf das lateinische X zurückgeführt wird, im angelsächsischen Alphabet den Charakter des Vogelbildes ᚷ X ᛋ angenommen hat.

Ich muss gestehen, von meinem »ornamentalen« Standpunkt aus erscheint mir die von Kirchhoff[3]) gefundene und namentlich von Wimmer[4]) sorgfältig ausgebaute Erklärung, dass die Veränderung der lateinischen Buchstaben zur Gestalt der Runen durch die Technik des Einritzens in Holz bedingt war, so durchschlagend sie im Allgemeinen auch ist, für manche Einzelheit nicht erschöpfend. Nichts wäre verkehrter, als aufs Neue die selbstständige Entstehung der Runen aus einer germanischen Bilderschrift vertheidigen zu wollen. Indessen könnte, wie ich hier nur kurz anzudeuten vermag, ein Körnchen Wahrheit in dieser kühnen Hypothese dennoch enthalten und eine Art hieroglyphischer Thätigkeit, sei es schon bei der Einführung, sei es erst später bei der Ausbreitung und bei der Erweiterung der Runenschrift für den lokalen Lautbedarf, dergestalt vorgekommen sein, dass die linearen Zeichen in gewissem Grade schematische Fibelbilder wurden, die die Aufnahme der Schrift erleichterten. Ein Zeichen ist auf niederer Kulturstufe ein Bild und wird zunächst als solches gedeutet.

[1]) A. P. Madsen, Afbildninger af danske oldsager og mindesmaerker, Kopenh. 1872, Taf. 24, Fig. 15 (mit Vogel) gefunden in Honum, Skanderborg Amt, Fig. 16 (mit Triskeloid) von Mehlbeck in Holstein. Text p. 27.

[2]) G. Stephens, The old northern runic monuments, Kopenhagen 1866—1884, II, p. 550.

[3]) A. Kirchhoff, Das gothische Runenalphabet, Berlin 1854.

[4]) Ludv. F. A. Wimmer, Die Runenschrift. Uebersetzt von Dr. F. Holthausen, Berlin 1887. Vgl. die Zusammenstellung bei Ed. Sievers, Schriftkunde, in H. Paul's Grundriss d. german. Philologie, Strassburg 1891, p. 240.

Wimmer lässt (p. 115) die *g*-Rune ᚷ durch Zusammenrücken zweier lateinischer < = k entstehen. Er selbst möchte daneben aufrecht erhalten, dass das lateinische X mit seinem anderen Lautwerth das Muster für das Runenzeichen abgegeben haben könne. Nun, alsdann würde ich den Runenerfinder besser verstehen, wenn er anstatt ein vorhandenes ᚷ neu aus zwei < zusammenzusetzen, das lateinische X übernahm, wie es war, und sich nach seiner Gestalt für den neuen Lautwerth eine ideographische Berechtigung schuf, indem er es als das Schema eines Vogels und zwar eines mit dem erwünschten *g* anlautenden Vogels, z. B. einer Gans, darstellte.

Wie ganz anders wirkt auf mich als schwerfälligen Schüler das Zeichen ᚠ = *f* ein, wenn ich darin eine halbe Fichte erblicken darf, oder ᚦ = ϑ, wenn ich an dem Runenstab einen spitzen Dorn erkenne, und wie einfach würde die Umdrehung des lateinischen V und die Abänderung zu ᚢ erscheinen, ohne dass deshalb der technischen Erklärung Kirchhoff's und Wimmer's Abbruch geschähe, wenn der alte Germane in dieser Rune auch das Bild eines Auerochsenhorns (»Ur ist hartnäckig und oben gehörnt«[1]) erfasste. Ich will diese Beispiele nicht vermehren, da es mir nur auf eine Anregung ankommt und ich selbst einen vollgiltigen Beweis nur dort anerkennen möchte, wo es Berufeneren gelänge, die Uebereinstimmung solcher Runenfibelbilder mit den zum Theil doch noch recht unverständlichen und wohl auch früh veränderten Runenfibelnamen darzuthun. In dieser Urfibel findet denn auch vielleicht der Gockel eine Stelle, der in dem Hahnenbild der *k*-Rune ᚴ und ihren Varianten verführerisch spukt und für dessen Berechtigung die Uebereinstimmung mit nordischen Triskelesformen[2]) auf einzelnen Brakteaten zu prüfen wäre.

II. Das Räthsel des Fuþark, das in der jüngeren Runenforschung etwas stiefmütterlich behandelt wird, muss ich zum Schluss noch in einiger Breite besprechen, weil ich hier, die Zeichen ganz unphilologisch rein als Zeichen betrachtend, zu sonderbaren Schlüssen gelange. Ich lege sie vor, durch das Vertrauen gestärkt, dass sie jedenfalls nüchterner sind als die phantasievollen Erklärungen von Lauth[3]) und Faulmann[4]), die die Alphabete von 24 und 16 Runen den Tagesstunden entsprechen lassen. Ich erinnere an den Satz von Wimmer (p. 142), dass »wir hier gerade eine mit Bewusstsein vorgenommene Abweichung vom lateinischen Alphabet haben«, und hebe hervor, dass jene Schlüsse sich keineswegs auf die Entstehung der Runen, sondern allein auf die alphabetische Reihenfolge beziehen, indem ich sogar absichtlich den Ausgangspunkt bei dem jüngeren nordischen Alphabet mit 16 Zeichen nehme.

Jedoch muss als Basis festgehalten werden, dass dem älteren Alphabet von 24 und dem jüngeren von 16 Runen gemeinsam ist die Theilung in

---

[1]) W. C. Grimm, Ueber deutsche Runen, Göttingen 1821, p. 225.

[2]) Vgl. für die Rune Wimmer p. 80, 206, 207, für die Triskelesformen Atlas for Nordisk Oldkyndighed, Kopenhagen 1857, 7.

[3]) Fr. J. Lauth, Das germanische Runen-Fudark, München 1857.

[4]) C. Faulmann, Illustrirte Geschichte der Schrift, Wien 1880.

3 Reihen oder Geschlechter, indem sich dort 8 + 8 + 8 (Brakteat von Vadstena, Wimmer p. 77), hier 6 + 5 + 5 (p. 180) Runen folgen, und von 3 Reihen gemeinsam aus die Anfänge: Reihe I *f, u, ϑ,* II *h, n, i,* III *t, b.*

Das jüngere nordische Alphabet stellt sich bei Wimmer (p. 180), wie folgt dar:

I.	ᚠ	ᚢ	ᚦ	ᚬ (ᚯ)	ᚱ	ᚴ
	f	*u*	*ϑ*	*ą (o)*	*r*	*k*
II.	ᚼ	ᚾ	ᛁ	ᛅ	ᛋ	
	h	*n*	*i*	*a*	*s*	
III.	ᛏ	ᛒ	ᛚ	ᛘ	ᛦ	
	t	*b*	*l*	*m*	*r (y)*	

Dieses Zeichenmaterial ist unverkennbar mechanisch geordnet. In der Mitte steht der Scheidestrich ᛁ des *i*. Alle andern Runen in Reihe II zeichnen sich durch einen schrägen Mittelstrich aus, rechts und links von ihm entsprechen sich symmetrisch ᚾ und ᛅ, und die Reihe beginnt mit dem beider Eigenthümlichkeiten vereinigenden ᚼ. Symmetrische Bildungen sind ferner in Reihe III ᛏ (in späterer Form auch ᛐ)[1] und ᛚ, sowie ᛘ und ᛦ. In Reihe I endlich kann aus dem vorhandenen Material dem ᚠ kein Zeichen besser entsprechen als ᚬ, dem ᚢ keines besser als ᚱ und dem ᚦ ausser vielleicht ᛒ der Reihe III keines besser als ᚴ, so dass wir in Reihe I die Anordnung haben: a, b, c zu a′, b′, c′. So elegant ist die Zusammenstellung der sechs Paare von Gegenzeichen durchgeführt, so glatt geht die Rechnung auf, dass bei dem gegebenen lateinischen Ursprung hieraus allein erhellt, dass ein späteres Stadium vorliegt und das gemeingermanische Alphabet älter sein muss als das nordische.

Die augenfällige mechanische Anordnung eignet dem jüngeren Alphabet und muss zunächst auch für dieses erklärt werden. Versetzt man sich in die Lage des Erfinders und stellt sich 16 Runenzettel her, so ergiebt sich das Prinzip spielend. Um eine Reihenfolge zu schaffen, die sich der Anschauung und dem Gedächtniss einprägt, hat er die Gegenzeichen zwar zusammengebracht, damit eines das Bild des andern hervorrufe, sie aber dann wieder voneinander geschieden, damit der Schüler sie nicht verwechsle[2]. Was ich von den Fibelbildern vermuthe, ist hier gewiss: eine mnemotechnische Methode. Auch war es naheliegend — ich vernachlässige einmal den Umstand, dass hierin schon das gemeingermanische Alphabet vorangegangen sein muss — den Stoff auf mehrere Reihen zu vertheilen und, wie schon erwähnt, das *i* in die Mitte zu bringen. Gesetzt nunmehr, der weise Rhabdomant besass einen Schlüssel 1. für die Folge der Reihen untereinander und 2. für die Folge nur der

[1]) Wimmer, p. 208, 256, 294.

[2]) Der Versuch ist besonders lehrreich, wenn man auf den Runenzetteln die Stäbe auslässt und sich überzeugt, wie die Gefahr des Verwechselns gesteigert wird.

ersten Zeichen innerhalb jeder Reihe, so war sein Alphabet fertig. Für die erste Reihe z. B. bedurfte der Schüler nur eines Schlüssels, der *f*, *u*, ϑ lieferte: dann war die Fortsetzung mechanisch gegeben, weil er nur die entsprechenden Gegenzeichen folgen zu lassen brauchte und *f* das *o*, *u* das *r*, ϑ das *k* forderte. Das Räthsel heisst nicht mehr *fuϑork*, sondern *fuϑ*.

Nun aber der Schlüssel? Für die drei Reihen, sagte ich mir, werden drei Sätze dienen. Doch welche? Ich darf für diese Ueberlegung nicht vergessen, dass derselbe Schlüssel schon im Brakteaten von Vadstena, den man an das Ende des 6. Jahrhunderts verlegt, enthalten sein muss. Es scheint verwegen, ihn nur zu suchen. Allein als Ethnolog gedachte ich der Missionare, die Schrift und Bildung zu fremden Völkern trugen, die hierbei überall, wie Adelung in seiner Einleitung sagt, »die einzige Formel, welche man in so vielen Sprachen haben kann«, als Grundlage gebrauchten, schlug meinen Mithridates[1]) auf und fand dort sofort p. 331, Band II:

Dänisch-Sächsisch um 875.

Wie es König Alfred übersetzt haben soll, aus John Wilkins Essay towards a real Character, S. 7.

I. **F**äder **u**re, **th**u the earth on Heofenum,
II. Si thin **N**ama ge**h**algod;
III. **T**o **b**e cume thin Rice;
. . . . . Ac alyse us of **Y**fle.

Satz oder Reihe I bietet einwurfsfrei: *f*, *u*, ϑ.

Reihe II ist hier in der Wortstellung zufällig ungünstig, aber es sind die Anlaute der beiden wichtigsten Wörter dieses Satzes »**h**eilig sei dein **N**ame« *h* und *n*, deren man bedarf und die z. B. in englischen Vaterunsern vom 13. Jahrhundert ab (p. 335 ff.) »**H**alewid be thi **N**ame« in der erforderlichen Reihenfolge auftreten. Die Reihenfolge stimmt auch in der Vulgata (sanctificetur nomen tuum), im gothischen Vaterunser und in zahlreichen nordischen wie deutschen (niederdeutschen und oberdeutschen) Beispielen des Mithridates.

Für die Reihe III wird *t* nach Wunsch geliefert, während mir das *b* zweifelhaft erscheint. Denn *t* steht als *to* oder als *til* zur Verfügung. Dagegen ist an *becuman*, angelsächsisch = *venire*, *advenire*[2]), auszusetzen, dass die Vorsilbe und nicht, wie in *gehalgod*, die Stammsilbe den erforderlichen Laut enthält.

Die Schlusszeile des Vaterunsers von König Alfred, die mit dem Wort *yfle* endet, könnte nur für ⅄ = *y*, während die Hauptgeltung der Rune früher *-z* und später *-r* war, herangezogen werden und dies auch nur für etwa die Wikingerzeit, da das Wort für *Uebel* vorher mit *u* anlautete und der Umlaut *y* noch nicht vorhanden war.

Das jüngere Runenalphabet findet sich nach Wimmer (p. 193) zuerst auf Runensteinen ungefähr vom Jahre 1000! Ich glaube behaupten zu dürfen,

---

[1]) Adelung-Vater, Mithridates, Berlin 1806, Band II, 1809.

[2]) Grein, Sprachschatz der angelsächsischen Dichter, Bd. I, p. 81.

dass dieses nordische Fuþork durch die drei ersten Sätze eines dänisch-sächsischen Vaterunsers zu erklären ist. Eine möglichst günstig gedachte Version könnte liefern:

I. *f u* ϑ
II. *h n*
III. *t . . . . y.*

Reihe I erhielte die mechanische Ergänzung: *o, r, k,* Reihe II *a* und *i* als Mittelstrich, Reihe III vom *t* her das *l* und vom *y* her das *m.* Um das Ideal auf die Spitze zu treiben, würde man von dem einzigen *s*-Anlaut der drei ersten Sätze in *si (sei)* das der Reihe II allein noch fehlende fünfte Zeichen zu beziehen wünschen, kann seinen Platz aber auch mechanisch damit begründen, dass die *s*-Rune sich den Runen mit schrägem Mittelstrich der Reihe II anzuschliessen hat. Den einzigen noch leeren Platz nimmt *b* ein.

Mir fehlen alle Kenntnisse, um die Einzelheiten zu entscheiden. Für das alte gemeingermanische Runenalphabet, meine ich, könnte aber auch bewilligt werden: I *f, u,* ϑ. II *h, n* und III *t* sowie *i* für die Mitte. Damit wäre selbstverständlich die mechanische Reihenfolge von 24 Runen nicht festzulegen; das mnemotechnische Kunststück, von dem ich bei meinen Rückschlüssen allerdings ausgehen musste, ist in Wirklichkeit erst eine spätere Verfeinerung mit dem beschränkteren Material der 16 Runen. Indessen hat schon der Erfinder des gemeingermanischen Fuþark über die wesentlichen Fixpunkte mit dem Anfang des Vaterunser verfügt, nämlich 1. die Folge der drei Reihen und 2. die Folge der ersten Zeichen dieser Reihen festlegen können. Ob er das Verfahren gebrauchte — was ich für wahrscheinlich halte — und wie es der nordische Anordner bei seiner Vervollkommnung zweifellos that, mit dem bestimmten Zweck, dem Gedächtniss zu helfen, oder nur als frommer Christ anwandte, in dem Vertrauen, dass solch ein heiliges Mittel seiner Propaganda zum Segen gereiche, lasse ich gern dahingestellt. — Ein Zufall ist, sobald Reihe II mit *h, n* und Reihe III mit *t* zugestanden werden, da er die Häufung von mindestens sechs Zufällen in zufällig richtigem Nacheinander von drei Reihen bedeuten würde, auszuschliessen.

Eine Widerlegung durch die Chronologie sehe ich nirgend, vielleicht dagegen wird diese gefördert. Die ältesten gothischen Inschriften des Bukarester Ringes und der Speerspitze von Kowel schreibt man dem 4. Jahrhundert zu, die ältesten nordischen der dänischen Moorfunde dem 5. Jahrhundert; das erste ausdrückliche Zeugniss für den Gebrauch der Runenschrift bei den Germanen stammt von Venantius Fortunatus, der am Ende des 6. Jahrhunderts Bischof von Poitiers wurde (Wimmer, p. 68). Am wichtigsten ist die nach Munch's und Kirchhoff's Untersuchungen und Rückschlüssen aus der Wiener Handschrift Cod. Salisburg. (vom 9.—10. Jahrhundert) gewonnene Thatsache, dass die Gothen zu Ulfila's Zeit (310—381) ein Runenalphabet gehabt haben müssen, dessen Namen mit den altenglischen und nordischen übereinstimmen (Wimmer,

p. 71). Allein wo steht geschrieben, dass das Runenalphabet der Gothen, dem Ulfila einige Bestandtheile entnahm, um sie mit dem griechischen Alphabet zu einer neuen Bildung zu verschmelzen, wo steht geschrieben, frage ich, dass es bereits die Fuþark-Anordnung besass? In jener Salzburg-Wiener Handschrift[1]) stehen nebeneinander zwei gothische Alphabete: das eine, mehr kursiv mit der griechisch-gothischen Buchstabenordnung; das andere, den Buchstaben der Bibelhandschriften ähnlich, nach dem lateinischen Alphabet geordnet, und ebendiesem sind die alten Runennamen beigefügt, die Gothen und Nordvölkern so früh gemeinsam sind. Die erste Fuþark-Anordnung, die wir kennen, gehört dem 6. Jahrhundert an.

Ueberlegen wir. Wimmer nimmt an (p. 176), dass das Runenalphabet am Ende des 2. oder zu Anfang des 3. Jahrhunderts bei einem südlichen Germanenstamm »natürlich an einer einzigen Stelle und — können wir wohl getrost hinzufügen — von einem einzigen Manne« aus dem lateinischen Alphabet gebildet worden sei und sich dann allmählich zu den andern nahe verwandten Stämmen verbreitet habe. Hierbei handelt es sich um 3 Leistungen: 1. Schöpfung der Zeichen nach lateinischem Vorbild, 2. Schöpfung einheimischer Namen für die Zeichen, 3. völlige Umstellung in drei Reihen nach neuem Prinzip. Dies alles einem Manne zuzuschreiben, mag denkbar sein, aber Zweifel daran sind erlaubt. Und sobald der Eine aufgegeben wird, besteht kaum irgend ein Hinderniss, die Erfindung der Fuþarkstellung, die nach vorausgehender mehr vereinzelter Verwendung eine zielbewusste Einbürgerung der Schrift bedeuten würde, bis mindestens zur Periode des Ulfila, also mindestens zum Ende des 4. Jahrhundert hinauszuschieben. Mag denn etwa um die Zeit, als der gothische Bischof die Bibel übersetzte, ein anderer christlicher Kulturträger ein ähnliches Bemühen im Kleinen gezeigt und das Vaterunser benutzt haben, um die Verbreitung des Alphabets zu erleichtern oder auch zu weihen — ein Verfahren, das im Norden bei Erstarkung des Christenthums die schärfere mnemotechnische Ausprägung erhielt.

---

[1]) Abbildung: W. C. Grimm, Zur Literatur der Runen, in den Jahrbüchern der Literatur, Wien 1828, p. 5 und 6.

Dr. Friedrich S. Krauss.

Vidirlijić Ahmo's Brautfahrt.

Vidirlijić Ahmo's Brautfahrt.

Ein moslimisches Guslarenlied.

Von Dr. Friedrich S. Krauss.

Die Echtheit der ausserordentlichen Bedeutung Bastian's für die ethnographische Wissenschaft leuchtet nicht zum geringsten aus dem Umstande hervor, dass uns die Werke seiner älteren Zeitgenossen, die neben ihm Ethnographie trieben und schrieben, ohne sich an seine Grundsätze zu kehren und zu ihnen zu bekehren, entweder ganz entwerthet oder sehr minderwerthig erscheinen. Ich halte mich für einen Jünger Bastian's, wenngleich mir nie das Glück zu Theil geworden, ihn zu sehen oder zu hören oder ihm sonst persönlich näher zu stehen. Aus seinen Werken lernte ich, meine Sonderuntersuchungen in den Dienst der Gedankenstatistik zu stellen, Erscheinungen der geographischen Provinz, die ich mir zu Studien auserwählt, derart zu erheben, dass jeder Fachgenosse die Parallelen des Völkergedankens aus seinem Zweiggebiete ohne Weiteres beibringen und meine jeweiligen Darlegungen vervollständigen kann. »Es handelt sich zunächst um innere Zergliederungen der ethnischen Organismen, wie nach naturgesetzlich geschlossenen Typen innerhalb physikalischer Wirkungssphären in den Variationen des Menschengeschlechtes hervortretend (über die Oberfläche des Globus hin), um eine erste Unterlage für die Statistik zu gewinnen (unter Verwendung der komparativ-genetischen Methode der Induktion)« [1].

Es war bis vor Kurzem ein weit verbreiteter Glaube, dass Jemand, der eine in deutschen Landen wenig gekannte Sprache spricht und schreibt, darum schon ein Ethnograph ist. Nicht minder irriger Weise nahm man an, dass einer schon darum ein Ethnograph genannt werden müsse, weil er ein Buch und auf jeder Seite des Buches das Wort Ethnographie mehrmals niedergeschrieben. Diese irrthümlichen Voraussetzungen treffen auch bei den »Balkanhaiduken« [2], einem viel gerühmten Buche Georg Rosen's zu, der von Bastian's wissenschaftlich-literarischem Dasein keine Kenntniss nehmen mochte. Rosen's Arbeit ist eine veraltete Unterhaltungslektüre, meine ich, doch kein Werk, dem unsereiner den Beinamen »ethnographisch« heutigen Tags beizulegen bereit wäre.

[1]) Bastian, Die Welt in ihren Spiegelungen unter dem Wandel des Völkergedankens. Prolegomena zu einer Gedankenstatistik. Berlin 1887. S. 339.

[2]) Leipzig 1878, X, 336. 8°.

Das will ich zur Ehrung unseres Altmeisters des Näheren darthun und zugleich zu erklären versuchen, was man unter »Hajduken der Südslaven« ethnographisch zu verstehen habe.

Von S. 9—19 giebt Rosen einen Auszug aus einem Reisewerke zweier englischer Touristen (London 1869), deren Angaben über bulgarisches Räuberwesen der Gegenwart recht kurzweilig sind, die aber zur Ethnographie des Hajdukenthums nicht in Betracht kommen. Von S. 45—72 liefert er fragwürdige Verdeutschungen von neunzehn auf bulgarische Räuber bezüglichen Liedern vorwiegend lyrischen Charakters[1]). Dann folgt (S. 75—261) eine Uebersetzung der autobiographischen Geständnisse des bulgarischen Mordbrenners Panajot Hitov, der sich je nach Bedarf den Titel eines Hajduken-Vojvoden und Patrioten beizulegen pflegte. Das hierin gebotene Material ist thatsächlich unzureichend zu einer ernsten Abhandlung über die Hajduken im Allgemeinen und die Balkanhajduken insbesondere. Das kann einigermaassen zur Entlastung Rosen's dienen, doch keineswegs für die mit Wahrsagungen untermischten Exkursionen in der Einleitung und den »erläuternden und kritischen Bemerkungen« (S. 265—321), die sammt und sonders eine Kritik kaum vertragen.

Rosen's Bemerkung (S. 7), dass Hajduk weder eine türkische noch slavische noch rumänische Etymologie habe, sondern ein vom ungarischen Boden nach dem Balkan verpflanztes Fremdwort sei[2]), ist richtig. Nicht minder richtig ist vermuthlich seine Mittheilung über die haidones bei den Magyaren, aber die Schlussfolgerungen, die er hieraus für die südslavischen Hajduken schöpft, sind ebenso angemessen, als wenn uns Jemand zur Erklärung des Wortes Konvenienz im heutigen deutschen Sprachgebrauch mit einer sprachwissenschaftlichen Etymologie des Wortes und seiner Verwendung in Cicero's Schriften mit Einschluss der Briefe bescheiden würde.

Von der Wortbedeutung hier auszugehen, ist müssiges Thun. Die ethnographisch zu fassende Frage lautet so: Warum und wodurch hat sich das Fremdwort Hajduk bei den Südslaven eingebürgert? Antwort: Die Türken lernten im Ungarland den Ausdruck zur Bezeichnung der Volksmiliz und der Comitat-

---

[1]) Rosen sagt, dass sich seine Uebersetzungen genau an das Original anschliessen (S. 39). Gar so genau ist der Anschluss denn doch nicht. So z. B. würde die 17. Zeile des Liedes Nr. 225 in der Miladinov-Sammlung deutsch lauten: »sei doch nicht so begriffsstützig« (eine Mutter belehrt ihren Sohn, dass es für ihn unthunlich wäre, im Jahre der Theuerung zu heirathen), Rosen aber übersetzt die Zeile genau so: »mach dich nicht zu einem Räuber!« (S. 71). Die bulgarischen Originale verstossen nirgend gegen den bulgarischen Sprachgebrauch und die poetische Diction, Rosen dagegen misshandelt unsere Sprache, indem er deutsche Worte und Wendungen in das Prokrustesbett einer wohl der bulgarischen, jedoch nicht der deutschen Betonungsweise zusagenden Versform hineinzwängt, ohne zu merken, dass der bulgarische Vers gesungen wird, der deutsche für Leser bestimmt ist und dass es der schwersten Untreue dem Originale gegenüber gleichkommt, wenn man, um den trügerischen Schein einer Versform zu wahren, die Wesentlichkeit des Inhaltes, woran doch allein gelegen ist, preisgiebt.

[2]) Der Verfasser des südslav. akad. Wtb. s. v. meint, es sei wahrscheinlich ein magyarischer Stammname hajdú und habe ursprünglich einen nichtberittenen Krieger bezeichnet.

polizei kennen und übertrugen ihn einfach auf die ihnen ähnlich erscheinenden serbischen und bulgarischen Einrichtungen. Dem türkischen Berufssoldaten gegenüber war der Hajduk ein Krieger verwerflicher Gattung, und der Name konnte leicht zu einem Schimpfworte werden, jedoch bedeutete er selbst bis in die jüngste Zeit weder bei den Bulgaren noch bei den Serben christlicher Konfession schlankweg einen Banditen, wie Rosen annimmt.

Zu dieser Ehre gelangte frühzeitig das alte, echt slavische Wort razbojnik, das eigentlich einen Krieger, Kämpfer bezeichnet und vereinzelt in diesem klaren Sinne noch im Sprachgebrauche des Guslarenliedes vorkommt. Boj ist der Kampf, razboj das Gefecht, Scharmutzel und neben razbojište die Wahlstatt; dann findet sich razbojnik später auch fur Duellanten und schliesslich allgemein für einen Wegelagerer und Mordgesellen verwendet. Sowie sich nämlich in der serbischen und bulgarischen Volkssprache die Begriffe »Kaufmann« und »Erzgauner«, »Handel« und »durch Raub erworbene Beute« (čar, turk. kjar, negotium, commercium) decken, so konnte der schlichte Bauernverstand zwischen den Mannen des adeligen, privilegirten Burgherren, den Berufssoldnern einerseits und den Buschkleppern und Bravos der Walder andererseits den socialpolitischen Unterschied nicht herausfuhlen, und endlich fand der einfaltige Landmann, dass ihm ein Wort zur Benennung beider Kategorien seiner heimischen Feinde ausreichend genügen könne.

Dennoch geht der magyarische Geschichtsforscher Salamon zu weit in seiner Verallgemeinerung, indem er sagt: »Der christliche Soldat des XVII. Jahrhunderts war kaum etwas Besseres als der Janičar und der Spahi. Den Krieg wünschte er hauptsächlich darum, um Gelegenheit zu haben, auf fremdem Boden Beute zu machen und den Verdienst des armen Volkes aufzuzehren«[1]. Der moslimisch-slavische Grenzritter fuhrte keinen Krieg mit dem christlichen Bauernvolke des Nachbarlandes, sondern mit den christlichen Burgherren, die der Moslim von seinem Standpunkte aus als eine Geissel des Volkes betrachtete. Das Volk als solches sah nicht selten mit Schadenfreude zu, wie sich die Edelleute von hüben und drüben herumschlugen, ihm geschah ja dabei wenig Schlimmes. Mustafa von Kladuša eroberte die Burg Smiljanić Elias', schleppte dessen Mannschaft in die Knechtschaft mit, gab jedoch die Lehensbauern und die in Smiljanić's Verliessen schmachtenden Sklaven frei:

Halil Muju bratu besjegjaše:	Darauf Alile sprach zum Bruder Mujo.
— Brate Mujo lijepog ti zdravlja,	— O Bruder Mujo, sollst mir schön gesund sein,
što ti pusti magjarske jesire,	was liessest frei du das Magyarenfrohnvolk,
što ih Mujo sviju ne pobismo?!	was schlugen, Mujo, wir nicht alle nieder?!
— Aja Bogme dijete Halile,	— Bei Gott, Alile, Kind, das sei uns ferne,
tu mi nama ni junaštva nema.	da steckt kein Heldenthum für uns dahinter;
Sirotinja nije ništa kriva!	das arme Volk doch hat ja nichts verschuldet!

[1]) F. Salamon, Ungarn im Zeitalter der Türkenherrschaft, deutsch von G. Jurány, Leipzig 1887, S. 389.

Eben dieser Mujo mit seinen ihm verbündeten Grenzrittern war nichts anderes als ein Hajdukenführer, der vor den christlichen in Bosnien den Vortheil des kaiserlich otomanischen Privilegs voraus hatte, dagegen es verschmähen durfte, unter der so oft missbrauchten Fahne eines Volkserretters auf Raub auszugehen. Um einen triftigen Vorwand war er nie verlegen; einmal erschöpfte sich im Keller in den Weinfässern der Stoff, und es gebrach ihm an Geld, um einen neuen einzukaufen, das andere Mal hatte er vernommen, dass ein Burgherr im Christlichen mit reicher Beute heimgekehrt sei, ein drittes Mal z. B. folgte er einem Traumgesicht, und Ermahnungen des Traumes schenkt auch der Südslave gleich allen auf primitiver Kulturstufe befindlichen Menschen unumschränkten Glauben:

Jedno jutro poranio Mujo
u Udbini na bijeloj kuli:
— Ustan gori moj brate Alile!
Ti uzimaj do dva haberdara
pa izigji na mermer avliju,
haber podaj po turskoj krajini,
skupi meni jednu četu malu,
malu četu, šese četenika,
da idemo u četu junačku.
Ja sam noćas sanak boravio,
da ćemo mi u četi zadobit.

An einem Morgen Mujo früh erwachte
zu Udbina auf seiner weissen Warte:
— Erheb' dich rasch, o du Alil, mein Bruder!
Du nimm zu Handen zwei Alarmpistolen,
begieb hinab dich in den Marmorhof,
gieb Kunde durch das türkische Grenzgebiet.
Du sammle mir da eine kleine Rotte,
nur eine kleine Rotte, sechzig Mannen,
um einen Heldenzug zu unternehmen.
Ich hatte heute Nacht ein Traumgesicht,
dass uns Gewinn zu Theil wird auf dem Zuge.

Kuna Asanaga sammelt eine Rotte Mannen, um Burg *Knin* in Dalmatien zu überrumpeln und zu plündern. Er begründet seinen Leuten gegenüber das Vorhaben, rein wie ein klug berechnender Geschäftsmann den Gewinn einer überseeischen Reise abwägt:

— poći ćemo nis kotare ravne,
ići ćemo kotar porobiti;
na kotaru ljepa roblja kažu.
Pak mi ćemo roblje zarobiti
pak ćemo ih skupo prodavati.

— Wir werden in die Grenzbezirke ziehen,
Wir gehen aus zu plündern die Bezirke.
Im Grenzland soll es schöne Sklaven geben,
Und rauben wollen wir uns diese Sklaven
Und schauen, dass wir theuer sie verkaufen.

Rosen übersieht ganz und gar den Grund, warum sich der berufliche Meuchelmörder *Hitov* an den Titel eines Hajduken klammert. Hajduk ist zwar ein Schimpfwort im Munde des geängstigten Muselmans, war aber vorwiegend ein Ehrenname beim christlichen Hajduken, wie einst der Ausdruck *Geusen* in den Niederlanden bei den spanierfeindlichen adeligen Verschwörern.

Im gesammten südslavischen Gebiete Oesterreich-Ungarns, im Principe auch im Königreich Serbien sowie im autonomen Fürstenthum Bulgarien haben die Hajduken als eine Bauernmiliz ihre Existenzberechtigung seit der gesetzlich beseitigten Hörigkeit verloren. Zwar hat das Volk den Namen Hajduken auch für Räuber und Räuberbanden beibehalten; doch im Bewusstsein, dass solche Verbindungen aus gesellschaftlichen Auswürflingen sich zusammensetzen, nennt man sie *razbojnici* (Wegelagerer), oder *aramije* (der sich in der Wüste aufhält, arab.-türk. Wort), oder *pustaije* (slav. pust = wüst, öde; eine Uebersetzung

des vorgenannten Wortes), oder lupeži, lopovi, rsuzi (Lumpen, Diebe, schamlose Gesellen), bulgarisch nehranimajkovci (Mutter-erziehe-solche-Kinder nicht), oder hajmani[1]).

Aus diesen Kreisen rekrutirte in Chrowotien Baron Trenk im vorigen Jahrhundert seine Pandurenschaaren, deren Bekanntschaft er auch den Bewohnern eines grossen Theils Deutschlands vermittelte. Diese chrowotischen Pandurenrotten suchten mit Vorliebe adelige Damenstifte heim, um Ausschweifungen zu fröhnen. Hajduken hätten unter keiner Bedingung, selbst nicht im Feindesland der Türken, solche Schandthaten begangen. Rosen thut ebenso verwundert als entsetzt über »die erstaunliche Verbreitung des als (bulgarischen) Nationalsinn sich ausspielenden Gaunerthums« (S. 276) und macht hierfür wiederholt den in Russland erfundenen Panslavismus der St. Petersburger Wohlthätigkeits-Gesellschaft verantwortlich. Dies ist ebenso berechtigt, als wollte ein Bulgare für die Verbreitung der Antisemiterei in Salzburg und Steiermark den Gustav Adolf-Verein anklagen.

Die Hajduken untereinander nannten sich gar nicht Hajduken, sondern als ehrliche Krieger četenici. Ein Hajduk ruft den anderen druže (Genosse), oder brate (Bruder), der Hauptmann die Gefolgschaft družino (Genossenschaft), braćo (Brüder), oder junačka četo (Heldenrotte) an. Četa ist die Rotte, mit näherer Bestimmung č. krajišnika Rotte von Grenzleuten, hajdučka č. Hajdukenrotte, č. turska Türkenrotte, č. kaurska Christenrotte. Der einzelne Mann heisst četnik (hybride Wortform: četedžija), derselbe Ausdruck dient jedoch zuweilen ohne Beiwort zur Bezeichnung des Hauptmannes. Četnik entspricht am ehesten unserem deutschen Abenteuerer im ursprünglichen Wortsinne, zur Angabe eines Kämpen, der auf ritterliche Thaten ausgeht. Das Abenteuern heisst četovanje, u četu hoditi, u č. ići, četu četovati, č. četavati, po četi ići, četu dići u planinu. Dem Hauptmann kommt der Name četovogja, Rottenführer, četobaša, četni harambaša, starešina (Aldermann) und vor Allem vojvoda (Herzog) zu, häufig mit dem Beiwort četni oder pret četom vojvoda, der Anführer an der Spitze der Rotte.

Schon aus dieser Nomenklatur geht deutlich hervor, dass man unter Hajduken eine kriegerische Organisation zu begreifen hat, und man wäre von vornherein schon — selbst wenn für die Thatsache nicht die zahllosen Beweisstücke vorlägen — zur Vermuthung angeregt, dass sich die Hajdukenrotten in militärische Zucht und Ordnung fügten. Es liegt auf der Hand, dass Rosen den geschichtlichen Verlauf, die Entwicklungsformen einer socialen Organisation gar nicht einmal ahnt, wenn er (S. 4 und 8) behauptet, dass die Hajduken des 19. Jahrhunderts, d. h. die bulgarischen Senger und Brenner, die er aus Panajot Hitovs Bekenntnissen kennen gelernt, nicht um ein Haar anders waren als die

[1]) »Hajmani, nehranimajki, hora neblagodežni za kol i za vže« (»Räuber, Muttererziehnichtdiegesellen, ein Pack, das für den Pfahl und den Strick zu schlecht ist,«) nannte die Philippopeler Zeitschrift Plovdiv I, 13, 1886 in einem Leitartikel die bulgarischen Russophilen.

Hajduken des 17. Jahrhunderts. Zuletzt versteigt er sich gar zu der kulturhistorisch widersinnigen Aeusserung (S. 41): »Die alten Vojvoden dachten nicht an Politik, sowie sie auch keines schriftlichen Bandenstatuts oder eines Sekretärs für die auswärtige Korrespondenz bedurften.«

Witzelndes Geistreicheln ist wenig schön angebracht angesichts der allbekannten Thatsache, dass das Gewohnheitsrecht eine schriftliche Fixirung durchaus nicht bedingt. Wenn einer übrigens die Hajdukenvereinigung eine »Bande« schmäht, verstopft er sich von selbst die Quellen, aus denen ihm Erkenntniss zufliessen könnte. Es ist keine tiefsinnige Entdeckung, dass die alten Vojvoden keines (natürlich ständigen) Sekretärs für die auswärtige Korrespondenz bedurften, aber sie hatten bei ihrem Verkehre in einer nicht schreibeifrigen Zeit auch nur geringe Nöthigung dazu. Sind doch überhaupt die Herren, die mit dem Degen in der Hand die Richtigkeit ihrer Ansichten zu begründen pflegen, nicht leicht bereit, die Feder zu führen. Konnte übrigens ein Vojvoda selber nicht schreiben, verstand der Fähnrich diese Kunst, oder es fand sich bald ein Mönch oder Pope geneigt, den Brief nach dem Diktat aufzunehmen.

Rosen hatte offenbar auch keine deutliche Vorstellung, was denn eigentlich ein alter Vojvoda gewesen.

Zur Zeit ihrer ehemaligen Selbstständigkeit waren die südslavischen Staaten Bulgarien, Serbien, Bosnien und Chrowotien territorial in Gaue (župen) eingetheilt und social in bratstva (Phratrien) bezw. in plemena (Phylen), die aus vereinigten oder verbündeten Bratstven bestanden. Das bürgerliche Oberhaupt eines bratstvo oder pleme war der župan oder knez, das militärische der vojvoda (Heerführer, Herzog). Der vojvoda wurde unter den Aeltesten, den Vorstehern der bratstva durch Wahl bestellt. Er war der Befehlshaber der Miliz, die die betreffende territorialrechtliche Grossgenossenschaft im Kriegsfall zur Vertheidigung des Landes, und, wenn es angezeigt schien, zu einem Angriffskrieg zu den Truppen des Herrschers beistellte. Das eigentliche stehende Heer — sofern diese Wendung hier zulässig ist — repräsentirten die erblichen Vojvoden als Ritter mit ihren reisigen Mannen auf ihren Burgen in den Župen, die engere Gefolgschaft des Landesherrn[1]).

Mit einem numerisch ansehnlichen Heere, das nur zum kleinsten Theile aus Berufskriegern, aber zum grössten aus dem Kontingent der unter dem Befehl der Pleme-vojvoden stehenden Miliz bestand, wagte der Serbenfürst zu Leiten am 27. Juni 1389 dem sowohl durch Disciplin, Bewaffnung, Taktik und Führung als durch Ueberzahl überlegenen türkischen Heere eine offene Schlacht zu liefern. An dem Tage hatte die serbische Dynastie aufgehört zu herrschen. Ihre Erbschaft trat der Sultan an, der christliche Adel nahm entweder den Islam an, oder es kam an seine Stelle der türkische Spahi und Zaimbeg, oder

[1]) Ueber die Stellung und Bedeutung der Vojvoden in der vortürkisch-südslavischen Epoche lese man nach in meinem Buche »Sitte und Brauch der Südslaven«, Wien 1885, S. 24 ff.

es führten die wenigen trotzigen Heisssporne, denen eine Unterwerfung nicht behagte, als Vojvoden einen Guerillakrieg gegen den neuen Reichsgebieter. Das Volk, der Bauer jedoch hatte einen im Grunde genommen väterlicheren Herrscher gewonnen, mit dem man zufrieden sein konnte. Er beliess ihm ja alle althergebrachten gesellschaftlichen Einrichtungen, ohne deren Bestand ernstlich zu gefährden, nur seine berufenen und noch mehr seine unberufenen Stellvertreter maassten sich zuweilen zu viel an, bestrebt, das Volk zu bedrücken und zu knechten, um sich selber zu bereichern. Wo die staatliche Macht nicht ausreichte, das Volk zu schützen, griff das Volk zur Selbsthilfe, d. h. dort trat die Volksmiliz unter Befehl eines Vojvoden in Aktion und dämmte das Treiben der kleinen Tyrannen ein. So behauptete sich unter türkischer Herrschaft eine Art von nationaler Polizei mit einer Gerichtsbarkeit, die mit manchem Zuge an die Vehme auf rother Erde gemahnt. Die Vojvoden der montenegrischen plemena führten zu Gunsten ihrer Stamm- und Glaubensgenossen im Herzogthum von Zeit zu Zeit ausgesprochene Rachekriege mit den Duodezherrschern des Herzogthums. Dies war der Gang der Geschichte bis zur Mitte unseres Jahrhunderts. Darum ist die Bemerkung, die erst kurzlich ein Schriftsteller der Schwarzen Berge betreffs der einheimischen Hajduken machte, durchaus angemessen: »Das Abenteuern (četovanje) hat in Montenegro schon seit vierzig Jahren aufgehört; das war aber die echte Kriegsschule Montenegros, in der auch alle sonstigen Tugenden der Montenegrer ausreiften«[1]).

So mancher Vojvoda durfte sich als den Territorialherrn des engeren, schwer zugänglichen Gebietes erachten, in dem er hauste. Nur mit seiner Genehmigung durfte man sein »Land« durchschreiten, wer dagegen sich auflehnte, verfiel der Strafe. Ein Guslarenlied erzählt, dass Cejvanaga mit einer Schaar in den Herrschbereich des Hauptmanns Kostreš, in das Tihanja Gebirge eingedrungen. Den Wegweiser machte ihm Fähnrich Čulko. Cejvan busste das Wagniss mit seinem Leben. Čulko, der Fähnrich und Unterhauptmann berichtet weiter:

nas trideset ne šće pogubiti,	er mochte nicht uns andre dreissig tödten,
no udari svakom po biljegu;	doch schlug er jedem auf ein Mal zum Zeichen;
mene j onda uši osjekao	hat damals mir die Ohren abgehauen,
pa je mene Kostreš naručio,	und überdies hat eingeschärft mir Kostreš,
da ne hodim ni četu provodim,	ich soll nicht mehr auf Abenteuer ausgehn;
jer ako mu gjegod ruke dogjem,	denn, wenn ich wo in seine Hand geriethe,
da ć i mene ukinuti glavu.	um meinen Kopf würd' er auch mich verkürzen.

Auf Geheiss seines vorgesetzten Hauptmannes Zuko von Udbina übernimmt Čulko trotzdem wieder die Wegweisung für eine Schaar von dreihundert moslimischer Reisigen. Kostreš erspäht ihn, hält ihm den Treubruch vor:

zar si Čulko riječ pogazio?	Wie, Čulko, hast du denn dein Wort gebrochen?

[1]) Luča, književni list društva »Gorski vijenac«. Cetinje 1895, I, S. 532.

und schiesst ihn nieder. Die Uebrigen werden von den Hajduken lebendig eingefangen:

vezana mu Zuka dovedoše.	Gefesselt führte man ihm Zuko vor.
Njega pita Kostreš harambaša:	Der Rottenhauptmann Kostreš ihn befragt.
— Ta otkle si, mlada poturico,	— Von wannen bist du, junger Renegate?
ot koje si zemlje i krajine?	aus welchem Land und welchem Reichgebiete?
kako li te po imenu viču?	Wie ruft man dich bei deinem Eigennamen?
ko l je tebe na me opravio,	Wer hat dich gegen mich wohl ausgesendet,
da me mučiš, sa mojijem družtvom?	um abzumartern mich und mein Gefolge?
Zar ti malo ćara po krajinam,	Fandst du denn wenig in dem Flachland Beute,
no t donese gjavo u planinu?	dass dich ins Hochgebirg verführt der Satan?
Pa se hajduk na noge podiže	Der Hajduk drauf erhob sich auf die Beine
te Zukanu osiječe glavu;	und säbelte das Haupt von Zukan ab;
a poviknu redom na družinu	dann gab er weiter Weisung der Gefolgschaft
te po gori povješaše turke.	und liess die Türken hängen in dem Hochwald.

Eine noch bedeutendere souveräne Stellung behauptete der moslimische Hajduk Gol Alija. Er ist wahrscheinlich mit Sirotan Alija von Požega identisch. Nach den Beschreibungen des Guslarenliedes thronte er in den Karpathen, wo sie die Grenze zwischen türkischem und fürstlich siebenbürgischem Gebiet bildeten. Seine unzugängliche Behausung im Felsgestein war mit orientalisch fabelhafter Pracht ausgestattet. Er hielt die Moslimen und die Christen im Schach. Letztlich fanden es die edlen Herren vom türkischen Grenzgebiet für gerathen, beim Sultan für ihn ohne sein Vorwissen einen Generalpardon zu erwirken und ihm aus den Mitteln des Landes eine Burg zu erbauen, damit er einer der ihrigen werde.

Wo die alte Gliederung des Volkes in Bratstva gelockert war und ein Vojvoda durch den Volkswillen nicht bestellt werden konnte, warfen sich beherzte Männer selber im Einverständniss mit gesinnungsverwandten Kämpen als eine freiwillige Polizeibehörde und Miliz auf, um die tyrannischen Grossgrundbesitzer, die Edelleute zu züchtigen. Diese agrarische Bewegung war auch mit die Rechtsgrundlage, auf der der Bestand der meisten Hajdukenrotten beruhte, die auf die Beihilfe und Mitwirkung der unterdrückten sowohl christlichen als moslimischen Landbevölkerung in ihren Unternehmungen zählen konnten. »Ein einfacher, alter Hajduk« sagte einmal zu Panajot Hitov: »Wir sind von Gott gesandt, um die Armuth zu beschützen und die Uebelthäter zu züchtigen; deshalb aber auch müssen wir ehrsam sein, gerecht und treu. Die bulgarische Nation hat keinen Kaiser, keinen Hort, keinen Helfer, sie hat nur die Hoffnung auf Gott und auf unseren Heldenarm. Darum muss der Hajduk die eigene Ehre hochhalten, damit er die Wittwen und Schutzlosen behüten und trösten könne«[1]).

Darum feiert das Guslarenlied die alten Vojvoden und berichtet über deren Thaten zur Befreiung des Volkes aus der Macht der Peiniger. Zu einem

[1]) In Rosen's Uebersetzung, S. 108.

Vojvoden, einem Hajdukenhauptmann, erhebt das Volk unter anderen auch seinen Liebling, den Heldengreis Novak, der nicht etwa aus Eigennutz und Habsucht, sondern allein aus Liebe zum Volke mit den Volksbedruckern aufräumt. Ein kurzes Guslarenlied mag dies gleich hier erläutern[1]).

Am Wein erlabt sich Radivoj und Novak
im Hochwald unter einer grünen Tanne;
den Wein kredenzt der Knabe Tatomir
und Wache hält der Knabe Gruica.
Zum Bruder Radivoj Herr Novak spricht:
— O Radivoj, mein Bruder von Geburt,
dem Lande stellten ab wir alle Nöthen,
doch nicht bezwangen wir den Schwarzaraber,
der auf den Weg sich drängt vor Hochgezeiter
und ihnen raubt die reichgeschmückten Bräute,
zu seiner Lust sie hält für eine Woche
und sie darnach für baares Geld verschachert.
Weisst, Bruder, was wir thun jetzunder könnten!
Lass uns versammeln Hochgezeiterherrschaft
und unsern jungen Gruica verschleiern,
umgürten unterm Schleier ihm den Degen,
um auf dem Heldenweg dahinzuziehen
vorbei an dem Gehöft des Schwarzarabers;
vielleicht kann Grujo diese Hur' betrügen,
betrügen und die Hure niedermetzeln.
Damit war Radivoj ganz einverstanden.
Sie brachten Hochgezeiterherrschaft auf,
verschleierten den jungen Gruica,
den Degen hingen sie ihm unterm Schleier
und zogen fürbass auf dem Heldenwege
vorbei an dem Gehöft des Schwarzarabers.
Indess, daheim nicht weilte der Araber;
er labte in dem Kruge sich am Wein;
die Schwester, die ihm seinen Hof betreute,
die lief dahin zum Bruder in den Krug:
— O horch einmal, mein Bruder Schwarzaraber!
Seitdem du dir erbaut ein Burggehöfte
am Saum des Weges, den die Helden wandern,
zog noch kein schönerer Hochzeitszug vorbei,
noch führte man ein schöner Bräutchen mit,
als der da heute war vorbeigezogen
und mitgeführt das allerschönste Bräutchen!
Sobald der Schwarzaraber dies vernommen,
sprang hurtig er vom Boden auf die Beine,
vor Hast hinauf aufs ungesattelt Rösslein
und jagte nach den Herren Hochgezeitern.
Kaum holt' er ein die Herren Hochgezeiter,
fing unterm Bräutchen er den Zelter ein
und fuhr ihr in den Busen mit der Hand,
doch fand er keine Spur von Frauenbrüsten.
Darob verwundert sprach der Schwarzaraber:
O Mägdelein, wie wehe deiner Mutter,
dass sie dich gar so jung hat ausgegeben.
Dir fehlt ja jede Spur von Frauenbrüsten!
Zur Antwort drauf der Knabe Gruica:
— Die fremde Mutter hat mich ausgegeben.
Brächt unter sie ihr eigen Kind nicht besser!
Da rief ihm zu Herr Novak Debelić:
— Hau, Grujo, drein, die Hand dir soll verdorren!
Aufblitzte nun der Degen unterm Schleier
und vom Araber flog herab das Haupt.
Des Wegs die Hochgezeiter reiten weiter,
und heiter singt Herr Novak Debelić:
— Vernehmt, ihr jungen unbeweibten Kämpen!
Führt Frauen heim, von wannen euch's beliebt,
legt vor dem Schwarzaraber ab die Furcht;
denn heute kam ums Leben der Araber;
es that ihn niedermetzeln Novaks Grujo!

Es heisst häufig in Guslarenliedern:

gusta gora nije nikat sama	Der dicke Hochwald niemals ist alleine,
bez hajduka ja i bez mrka vuka	sei's ohn' Hajduken oder grauen Wolf,
ja bez kakve čete u turaka.	sei's sonder Abenteurerschaar von Türken.

Der moslimische Raubritter, der mit seinen Mannen auszieht, um Burgherren im christlichen Nachbarlande einen unerwünschten Besuch abzustatten, und der nimmersatte Vetter Isegrimm sind des christlichen Hajduken gewöhnlichste Begegnung, mit der er sich auseinanderzusetzen hat. Wer, angehaucht von des Gedankens Blässe, blieb fein daheim bei seiner guten Mutter auf trautem Polsterschemel in der Stube: solche wackere Behüter des heimischen Herdes nimmt kein Rottenhauptmann in die Schaar auf. Wie die Gesellen geartet sein müssen,

[1]) Der Text in der Sammlung von Karadžić, nar. pjesme III, 15.

mit denen ein Ritter oder ein Hajdukenhauptmann abenteuern mag, schildert uns oft genug das Guslarenlied:

sakupio trideset četnika:	Gesammelt hat er dreissig Mann Gefolgschaft:
u živu bi vatru uskočili,	hinein ins lodernd Feuer spräng' ein jeder,
za golu bi sablju uhvatili.	fing auf mit flacher Hand den nackten Säbel.

So sind z. B. Mustafa Hasenschartes Getreuen, auf die sich die Stelle auch bezieht, doch die jeweiligen christlichen Partner stehen ihnen in nichts nach:

četu kupi Mandušiću Vuče,	Wolf Mandušić versammelt eine Rotte,
vrsnu četu trijest četenika	von dreissig Mannen eine Musterrotte,
od zla oca a od gore majke,	von argem Vater und noch ärgerer Mutter,
beskućnika i bezobraznika,	die ohne Heimstatt sind und baar der Ehre,
koji more stići i uteći	gewandt im Fangen und auch im Entweichen,
i ranjena druga ponijeti	zu retten den Gefährten, so verwundet;
i pod ranom kladu preskočiti	den Klotz zu überspringen selbst verwundet,
od zla oca i od gvožgja oštra[1]).	vom schlimmen Vater und vom scharfen Eisen.

* * *

Der Hajdukenhäuptling und sein Gefolge[2]). Die montenegrischen Hajduken, sagt Wolf Vrčević[3]), wählen den tapfersten zum Harambaša. Mag einer Hauptmann auf was immer für Weise geworden sein und erweist er sich für ungeeignet, so beräth ihn die Gefolgschaft, der Machtstellung zu Gunsten eines Tüchtigeren zu entsagen. Niemals leistet er einer solchen Aufforderung Widerstand, vielmehr willigt er gleich ein und stellt sich als četnik in die Reihe, bereit, dem neuen Befehlshaber unterthan zu sein. — Guslarenlieder bekräftigen indessen Vrčević's Mittheilung nicht. Der Hauptmann verzichtet nicht auf seinen Rang, doch giebt er es den Dissidenten anheim, sich von ihm loszusagen und unter ihrem eigenen, neuen Hauptmann zu abenteuern. So z. B. schälte sich von Novaks Rotte sein Bruder Radivoj mit allen Gefährten los. Dem Alten blieb bloss sein Sohn Grujo getreu. Von Mujo Hasenscharte trennten sich einmal aus einer Kriegsschaar von 300 Kämpen Alil sein Bruder, Ćejvan der Greis, Osman der Fähnrich und Tale der Schalksnarr mit den auserlesensten Reisigen los. Nur Odobaša Suša von Posušje mit einer kleinen Anzahl von Neulingen blieben bei Mujo. Suša begründete seine Treue mit dem Sprichwort:

s junakom je bolje kukovati	Mit einem Helden wohler ist's zu trauern
neka s hrgjom pilav pirovati.	als mit dem Wicht beim Hochzeitsschmaus zu schmausen.

Verstand und Tüchtigkeit reichen allein nicht aus, um einen zum Rottenhauptmann zu befähigen, der Hauptmann muss auch Glück haben, nach der

---

[1]) Mittheilung des Herrn Th. Dragičević im Glas Hercegovca vom 30. I. 1886, Bd. III, Nr. 5. Mostar.

[2]) Die verwandten Institutionen bei den Völkern siehe bei A. H. Post: Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz, Oldenburg 1894, I, S. 387—417.

[3]) Bei V. Bogišić im Zbornik sadašnjih pravnih običaja u južnih slovena. Agram 1874, S. 614.

Meinung der Pfadgenossen. So berichtet z. B. ein Guslarenlied von einem Predrag, der seine Mutter verlassen und sich einer Hajdukenrotte zugesellt hatte:

ajdukova tri godine dana;
on je junak mudar i razuman
i srećan je svuda na mejdanu;
učini ga družba starešinom,
starešova tri godine dana.

drei Jahre lang er zog mit den Hajduken,
Er ist ein Held so klug und so verständig
und auf der Wahlstatt glücklich allerwegen;
zum Aldermann erhob ihn die Gefolgschaft,
drei Jahre lang er war das Oberhaupt.

Symbolisch nimmt von der Hauptmannswürde der Erwählte Besitz, indem er der Rottenfahne sich bemächtigt, sie dem Fähnrich übergiebt und die Hauptmannslanze (späterhin den Kommandostab) in den Boden einrammt. Anschaulich erläutert den Vorgang ein Guslarenlied aus der oberen Krajina. Mustafa Schmeerbauch, auch Hasenscharte zubenannt, war gefallen. Sein Schwager Veit Gluthkohle, nach altem Gewohnheitsrecht natürlicher Vormund seiner vaterlosen Schwesterkinder, ersuchte die Schwester, sie möge ihm den einzigen Sohn, seinen Neffen Omer überlassen, damit er ihn ins ritterliche Abenteuern einführe. Die Wittwe willigt sofort ein und sagt zu ihrem Sohne:

Idi djete u goricu s ujkom.
Ako budeš četni torbonoša,
dok se prva vatra zametnula
prvi svoju izgubio glavu!
Ako budeš četni arambaša,
srjetan bio kudgodjer hodio,
srjetno sine svud iznjeo glavu!

Zeuch, Sohn, ins Waldgebirge mit dem Oheim.
Und solltest du der Rotte Trossjung werden,
so mögst im ersten Feuer des Gefechtes
als allererster du dein Haupt verlieren;
doch solltest du der Rotte Hauptmann werden,
so sei beglückt auf allen deinen Pfaden
und glücklich überall dein Haupt errette!

Veit schliesst sich mit Omer der Rotte eines Hauptmanns Miho an, der über den Zuwachs gerade nicht entzückt thut. Omer besteht indessen als Kundschafter und als kühner Kämpe eine Heldenprobe. Er verschafft nämlich durch seine Schlauheit und Beherztheit ohne Blutvergiessen der Rotte eine köstliche Beute. Bei der Theilung will Miho den Neuling Omer um den ihm gebührenden Antheil prellen. Im Ringkampfe, der sich zwischen beiden entspinnt — einem regelrechten Gottesgerichte, als dessen Zuschauer die Genossen sich ruhig verhalten — kommt Miho ums Leben. Darnach entlässt Omer die Gefährten, damit sie ihre Antheile in Sicherheit heimschaffen und fordert sie auf, nach Ablauf von drei Wochen auf den Leiten (Kosovo) sich zur Wahl eines Rottenhauptmanns wieder einzufinden. Als sich die Mannen zur bestimmten Zeit eingestellt, sprach sie Omer an:

Oj družino, moja braćo draga!
Ko će biti četni arambaša
nek izagje na polje iz društva,
nek udari baškoplje u zemlju,
nek se znade, ko je arambaša!
Niko ne smje na polje izaći;
al govori nezimko Omere:
— Oj ujače Vide Žeravica,
hajd izagji na polje iz društva!
Ti ćeš biti četni arambaša
a ja ću ti barjake nositi!
Ond izigje Vide Žeravica
pak udaro u zemljicu koplje,
da se znade četni arambaša.

Genossen mein, o meine theuren Brüder!
Wer sich berufen fühlt zum Rottenhauptmann,
aus der Gefolgschaft tret' er ins Gefilde,
die Hauptmannslanze ramm er in die Erde,
damit man weiss, wer unser Hauptmann ist!
Es wagte keiner ins Gefild zu treten,
doch Omer sprach, das Schoosskind seiner Mutter:
— O lieber Oheim Veit in Gluth die Kohle!
Tritt du heraus aufs Feld aus der Gesellschaft!
Du sollst der Hauptmann unsrer Rotte sein,
ich aber werde dir die Banner tragen!
Nun trat heraus Herr Veit in Gluth die Kohle
und rammte fest die Lanze in die Erde,
damit man wisse, wer der Rottenhauptmann.

Bei den Rotten, die sich unabhängig von einem pleme oder bratstvo auf Einladung eines bekannten Kämpen gebildet, fiel zumeist die Führung dem Einberufer zu, doch musste, wie sich dies nach Rechtsbrauch von selbst verstand, jedesmal eine Wahl formell vollzogen werden, damit nach der Wahl der Hauptmann seinen Getreuen das Gelöbniss abnehme. Sogar, wenn sich eine Rotte bloss zu Raubzwecken zusammenfand, wich man hierin vom kriegerischen Brauch nicht ab. Anschaulich schildert ein Guslarenlied, worin Tomić Mihat als Mannschaftswerber auftritt, die übliche Entwicklung:

Kat se Miho društva dohvatio,	Als angeworben Miho ein Gefolge,
družini je svojoj besjedio:	da sprach er so zu seiner Pfadgefolgschaft:
— Ej družino, moja braćo draga,	— O Pfadgefolgen, meine theuren Brüder,
nerogjena kolik i rogjena!	zwar nur durch Wahl, doch lieb als wär't Ihr's leiblich!
Evo smo se braćo sastanuli,	Allda wir fanden Brüder uns zusammen,
sastanuli u gori zelenoj,	wir fanden uns im grünen Hochgebirge
četovati i hajdukovati.	zum Abenteuern und Hajdukenleben.
Dajte braćo da se poslušamo,	Nun, Brüder, lasst uns den Gehorsam regeln,
bes posluhe nije četovanja,	wo kein Gehorchen, dort kein Abenteuern,
četovanja nit hajdukovanja.	kein Abenteuern, kein Hajdukenleben.
Dajte braćo, da mi izberemo	Wir wollen, Brüder, einen nun erwählen,
jednog brata izmegju družine,	aus der Gesellschaft einen der Gebrüder,
koji će nas ljepo upravljati	der über uns die Oberleitung führen
i mi njega svi ljepo slušati,	und dem wir alle treu gehorchen werden,
ako sretnji mi mislimo biti!	wenn wir geneigt das Glück uns wissen wollen!
A kad društvo Mihu razumjelo,	Als die Gefolgschaft Miho's Wort begriffen,
svi jedinokupno provikoše:	da riefen alle, wie ein Mann, sie aus:
— Ti nek si nam Miho četovogja,	— Du selber, Miho, sei uns Rottenführer,
četovogja i naš harambaša.	der Rottenführer, unser Oberhaupt.
Rado ćemo svi tebe slušati,	Wir alle gerne dir gehorchen werden
naše glave za te izgubiti!	und unsre Häupter dir zu Lieb verlieren!
A kad Miho društvo razumio	Als Miho der Gefährten Wunsch verstanden,
tad družini svojoj besjedio:	da hielt an seine Schaar er solche Ansprach:
— Dajte braćo, da se poslušamo,	— Lasst, Brüder, uns einander Folge leisten,
da junačku sreću okušamo	um unser Glück der Helden zu versuchen!

Es traf sich auch, dass eine Hajdukenschaar zwei und drei Hauptleute zu gleicher Zeit hatte, wenn sich nämlich zwei oder drei Rotten aus bestimmten Gründen zu gemeinsamen Abenteuern vereinigten. Es heisst im Liede z. B.:

Jedna četa tri su harambaše,	Nur eine Rotte, doch drei Oberhäupter,
četa mala za trideset druga.	nur klein die Rotte, dreissig Mann Gefolge.

Indessen war bloss einer wirklicher Hauptmann, die andern zwei aber Titularhauptleute. Wie man aus einem zuvor mitgetheilten Bruchstück ersieht, kommt dem Hauptmann als Zeichen seiner Würde eine Lanze (baškopje) zu. In späteren Zeiten vertritt die Stelle der Lanze ein Befehlshaberstock, wahrscheinlich in Nachahmung abendländischen Vorbildes. Bei uns ist der Feldwaiblstock verschwunden, doch der Generalstab behauptet sich noch zum mindesten als Survival im Sprachgebrauche. Als oberster Gebieter erscheint der Rottenführer aufs Prächtigste aufgeputzt, so dass er schon durch sein Gewand und die

Kostbarkeit seiner Wehr vor den Uebrigen sich auszeichnet. Je grösser der Luxus, den ein Hauptmann entfaltet, desto höher steigt sein Ansehen. Hauptmann Paul Flichtdenschopf (Pletikosa Pavle) kleidet sich in Gold und Silber, seine Waffen sind wie besäet mit Edelgestein seltenster Grösse und von blendendem Glast. Bei seinem Anblicke überkommt den ehrlichsten Mann eine Anwandlung, ihn meuchlings zu tödten, um ihn zu berauben. Seinem Aufzuge widmet der moslimische Guslar eine ermüdend lange und eingehende Beschreibung. Tomić Mijat bestellt einmal bei einem Goldschmied zu Livno für die Gefolgschaft breite Kettenzierspangen zum Aufputz der Mäntel, damit seine Leute durch die gleichen Abzeichen kenntlich seien[1]), für sich selber, den Hauptmann, aber goldene. Er sagt:

svake toke da su pozlaćene;	jedwede Spangen sollen sein vergoldet,
moje toke od oke četiri	doch meine Spangen vier der Okas wiegen,
one da su ot suvoga zlata	die sollen nur aus lautrem Golde sein
iu njima tri kamena draga,	und auch besetzt mit drei Demantensteinen,
nek se znadu toke Mijatove.	damit man Mijats Spangen gleich erkenne.

Der Hauptmann konnte sich den grössten Aufwand vergönnen, weil er eben auch vor allen anderen über die Mittel hiezu verfügte, da ihm von der Beute jedesmal der schönste Antheil zufiel, obgleich im Princip gleiches Recht für alle Aktionäre, will sagen Akteure der obsiegenden Gesellschaft bestand. Jedenfalls, um einer Willkür und Uebervortheilung der Einzelnen vorzubeugen, hielten sich die četnici sowohl der moslimischen Grenzritter als der Hajdukenführer an das übliche Gewohnheitsrecht der türkischen Truppen. Aufschluss darüber geben uns Hammer und nach ihm Salamon[2]). Der Gefangenen — mochten sie Soldaten oder bürgerliche Individuen des Feindes sein — gab es zweierlei, von je fünfen verblieb einer dem Sultan — die türkische Regierung pflegte das Fünftel der Beute für sich zu behalten — die Uebrigen theilten die Soldaten unter sich und versteigerten sie, gewöhnlich noch im Lager an Sklavenhändler, die sie nach Konstantinopel und Kleinasien transportirten. — Die ungarischen Burghauptleute (Christen) nahmen zu jener Zeit ein Dritttheil der Kriegsbeute. Bei den Hajduken musste die durch einen Ueberfall oder einen Raubzug erwirthschaftete Beute behufs gerechter Vertheilung an einem Orte aufgestapelt werden.

Die Vornahme der Theilung musste in Gegenwart und unter Aufsicht des Hauptmanns sich vollziehen. Die Gebrüder Žagrović, moslimische Hajduken, die mit ihrer Rotte das venezisch-dalmatische Gebiet abzusuchen pflegten, vereinigten sich einmal mit Mustajbeg von der Lika und überfielen die Be-

---

[1]) Zu erwähnen wäre noch, dass die Hajduken gewöhnlich rothfarbene Opanken trugen. Daran erkannte man den Hajduken. Wenn einer im Bauernvolke sagte, er werde sich rothe Hajdukenopanken kaufen (ervene ajdučke opanke), so hiess dies, er sei entschlossen, sich dem Hajdukenstande zu widmen.

[2]) Ungarn im Zeitalter der Türkenherrschaft, Leipzig 1887. S. 102 und S. 98. Anmerkung.

satzung von Sibenik. Als die Moslimen nach Besiegung der Christen zur Kirche und dem Kloster vor der Burg zurückkamen:

tude našli oba Žagrovića,	dort trafen sie die beiden Zagrović,
gole sablje drže u šakama,	die nackten Säbel in den Fäusten haltend,
obadva su u krv ugreznula.	im Blute watend alle beide Helden.
Ko je došo prije ot turaka	Wer immer von den Türken früher eintraf,
hoće turci da obiju crkvu.	der wollte gleich die Kirchenthür' erbrechen;
Ne dadu im do dva Žagrovića:	doch wehrten ab die beiden Zagrović:
— Mi ne damo crkve obijati	— Wir lassen nicht die Kirchenthür' erbrechen
dok ne dogje lički Mustajbeže!	bevor nicht eintrifft Mustajbeg von Lika!

Der Vojvoda erhielt zwei bis dreimal soviel als jeder von seinen zwei Unteroffizieren, ausserdem hatte er die freie Wahl; dem Fähnrich fiel ein doppelter Antheil gegenüber jedem chargenlosen Rottenmann zu. Zum Ueberfluss pflegte die Rotte dem Hauptmann noch ein Ehrengeschenk aus der Beute (pridak = Draufgabe) zuzueignen. Mit einem Wort, der Hauptmann kam nicht zu kurz dabei heraus. Die Antheile der im Kampf gefallenen Genossen sandte man deren Müttern, Wittwen und Waisen zu, legte aber auch ein Uebriges gern darauf. Die verwaisten Hinterbliebenen erfreuten sich auch fernerhin des besonderen Schutzes der Rotte und wurden bei erfolgreichen Unternehmungen mit Gaben bedacht. Jeder Hajduk blieb unbestrittener Eigenthümer seines Antheils, und selbst der Hauptmann konnte und durfte ihm unter keiner Bedingung etwas davon wieder entziehen.

Die Disciplin in der Rotte ist durch das allgemeine Rechtssprichwort bestimmt:

u mlagjega pogovora njema!	der Untergebene darf nicht widersprechen!

Jeder četnik muss dem Hauptmann bedingunglos Folge leisten, soweit es sich um das Wohl und Wehe der Rotte im Grossen und Kleinen handelt, nur bei Kundschafter- und Botendiensten nicht. Dafür kann sich jeweilig einer freiwillig melden, um die zugesicherte hohe Prämie zu erwerben. Geringe Handleistungen dem Hauptmann zu erweisen, hält der četnik nicht unter seiner Würde, doch darf man ihm nicht zumuthen, weibliche Dienstverrichtungen zu besorgen, z. B. dem Hauptmanne die Beschuhung abzunehmen, sie zu putzen, die Füsse zu waschen, die Leibwäsche zu reinigen; denn Jeder ist sein eigener Diener (izmećar, sluga).

Dem Hajduken gilt das Haus, in dem er Brod und Salz genossen, für unantastbar, ebenso das Vermögen, der Viehstand und das Hausgesinde, sogar der Hausleute entfernteste Verwandtschaft, sagt ein Berichterstatter für den Zaraer Bezirk[1]). Die Guslarenlieder, in denen das Volk sich selber beschreibt, enthalten meines Wissens keine Bestätigung für die Richtigkeit dieser Heilighaltung der Hausfreundschaft. Es ist auch ein Unding, so etwas zu behaupten; denn der Chrowot stiehlt selbst bei seinem allerbesten Freunde, sowie ihm auch

[1]) Bei Bogišić im Sbornik pravnih običaja 1874, S. 611.

das Lügen mit lächelnder Miene von Kindesbeinen anerzogen wird. Begegnen Hajduken auf dem Wege einem armen oder hungrigen Wanderer, so geben sie ihm von ihrem Vorrath zu essen und zu trinken. Eine Ablehnung nehmen sie als ein Zeichen des Uebelwollens krumm auf.

Dem Hajduken ist sein ritterliches Ehrenwort (vjera) über Alles heilig. Na vjeru prevariti, bei gegebenem Ehrenworte täuschen, d. h. vjerom prelomiti, das Ehrenwort brechen, zieht unter den Genossen die Acht und Aberacht nach sich, auch wenn es ein Christ einem Moslim oder ein Moslim einem Christen gegeben.

Vergisst sich ein Hajduk so weit, ein Frauenzimmer anzugreifen, zu misshandeln oder gar zu entehren, ja selbst, wenn es in letzterem Falle auch nur beim Versuch geblieben, so tödtet ihn der Hauptmann auf der Stelle »wie einen Hund«, mag das Weibsbild welcher Konfession immer angehören. »Unter uns Bulgaren besteht der traditionelle Glaube«, sagt sogar der Massenmörder Panajot Hitov, »dass ein Hajduk, der ein Weib berührt habe, unfehlbar den Türken in die Hände fallen müsse«[1]. Das heisst nämlich, dass der Hajduk während seiner Campagne sich jeden intimen Umganges mit Frauen zu enthalten habe. Wenn hie und da muthige Weiber auf Hajduken losschlugen, durften die Angegriffenen nicht einmal Nothwehr üben. Auch unmündige Kinder erfreuen sich gleicher Schonung. Der Hajduk ist eben darum da, Frauen und Kinder zu beschützen, nicht aber sie zu bekriegen. Das wäre unmännlich, eines Helden unwürdig. Wer dagegen handelt, den suchen nächtlich als Rachegeister die Seelen der Ermordeten heim[2].

Einen Hochzeitszug und ein Liebespaar darf man nicht stören. Gerade unter Hajduken bestand zu Recht das Sprichwort: Bolje bi bilo crkvu razoriti neg djevojci sreću oblomiti (Es wäre räthlicher, eine Kirche zu zerstören, als einem Mädchen das Glück zu zerbrechen).

Der Hajduk muss den einzigen Sohn einer Mutter oder eines alten Vaters unter allen Umständen schonen und, wie mir mehrere bosnische Hajduken i. R. betheuerten, ebenso das Leben und Vermögen eines Juden ungefährdet lassen, denn einer Mutter und eines Juden Fluch geht unfehlbar in Erfüllung. Der Mörder lebt nicht das Jahr aus, oder sein Stamm muss verlöschen, so dass Niemand übrig bleibt, der dem Uebelthäter einmal ein Sterbelicht zur Seelenfeier aufstecken würde[3].

Der Auszug der Hajduken zu einer Unternehmung geschah immer im frühesten Morgengrauen, wenn die Umstände nicht gerade einen nächtlichen

[1]) In Rosen's Uebersetzung, S. 108.

[2]) Vgl. in meinem »Orlović, der Burggraf von Raab«, Freiburg i. Br. 1888, S. 107, das Gebahren des angeblich von Spukgestalten geängstigten Hajduken Gol Alija.

[3]) Zur Erläuterung dieses Volksglaubens erzählte ich eine mir gut beglaubigte [illegible] aus Slavonien (unter der Ueberschrift Srile Puffl) in der Weihnachtsnummer des Freien Blattes, Wien 1895, No. 194, S. 14.

Besuch mehr empfahlen [1]). Begegneten sie zufällig zuerst einem Frauenzimmer, gleichgiltig ob einem alten oder jungen, so kehrten sie unbedingt um, in der Ueberzeugung, dass sie an diesem Tage kein Glück haben könnten. Als besonders schlimmer Angang galt ein Weib mit einem Flachsrocken, dagegen als ein sehr günstiger ein Mann unter Waffen. Als bösen Angang deuteten sie in Uebereinstimmung mit dem üblichen Volksglauben einen Hasen, Fuchs, Raben und Kuckuck, als einen guten einen Wolf, eine Schlange, eine Taube oder sonst ein nicht schwarz gefiedertes Flugthier.

Bis in die Zeiten Ludwigs XIV. oder genauer Friedrichs des Grossen war es in Westeuropa nicht üblich, zu Winterzeiten Krieg zu führen. Die Truppen wurden für den Winter entweder verabschiedet oder in die Winterquartiere geführt. Auch die Hajduken hatten allezeit den gleichen Brauch. In Guslarenliedern werden die zwei Merktage der Hajdukencampagne oft erwähnt: Gjurgjev danak hajdučki sastanak, Mitrov danak hajdučki rastanak (Der Georgitag: Zusammenkunft der Hajduken, der Demetertag: der Hajduken Trennung. — 23. April, 26. Oktober nach altem Kalender).

Am Demetertag, wenn der Hauptmann seine Getreuen entlässt, theilt er ihnen seinen Winteraufenthalt mit (zimovnik, zimovište) und befiehlt, dass Jeder vor allen Genossen sein Winterstandquartier bekannt gebe, damit man nach seinem Verbleib nachforschen könne, falls er zu Georgi am verabredeten Sammelplatze (ročište) nicht erschiene. Sollte einen der Unterstandgeber (jatak, Hehler) an die Behörden verrathen (prosočiti) oder berauben und aus dem Weg schaffen, werden die überlebenden Genossen Blutrache üben. Die četnici sind nämlich untereinander und zumeist auch mit dem Hauptmann durch künstliche Verwandtschaft (Wahlbrüderschaft, Milchbrüderschaft, Wahlvaterschaft oder Gevatterschaft) solidarisch geworden und darum, wie sonst Blutangehörige, zur Blutrache verpflichtet.

Hauptmann Janko von Konjici spricht in einem Guslarenliede beim Abschied am Demetertage zu den Mannen:

Kada dogje lijep danak Gjurgjev	Sobald erscheint der schöne Tag Georgi
te se gora preogjene listom	und sich mit Laub das Hochgebirg' bekleidet,
a zemljica travom i cvijetom	mit Blüthen und mit Gras die traute Erde,
opet ovgje da se sastanemo;	zusammen lasst an diesem Tag uns kommen;
koj ne dogje ovgje na ročište,	doch den, der nicht am Tag erscheinen sollte,
da onoga složno potražimo.	vereinigt geh'n wir, um ihn aufzusuchen.
Nevjera se može dogoditi.	Es könnt' ein Fall von Untreu' sich ereignen.

Tomić Mijat überwinterte einmal mit der ganzen Rotte bei seinem biederen Wahlbruder, dem Kadi zu Jajce. Es erweckte den Unwillen der Moslimen, dass der vom türkischen Staate bestellte Richter den Herbergvater der Hajduken mache. Auf eine Anzeige hin kam eine militärische Abtheilung

[1]) Nach dem Sprichworte: Tko rano rani dvije sreće grabi (Wer zeitlich Morgens aufbricht, schöpft zwiefach Glück).

anmarschirt, um die Rotte beim Kadi auszuheben. Die erfuhr davon rechtzeitig und übersiedelte in das gemüthlichere Gebiet des Dogen nach Dalmatien. Der Kadi mit seiner Jungfer Tochter folgte ihnen gemächlich nach. Ein sehr schönes Guslarenlied (309 Zeilen) meiner Sammlung berichtet über dieses Ereigniss.

Mit der Auflösung eines Hajdukenverbandes erlischt die Würde des Hauptmanns und der übrigen Offiziere. Auch ist die Erblichkeit der Häuptlingsstellung sowohl unter den moslimischen Grenzrittern als den Hajdukenvojvoden ausgeschlossen.

Jede Rotte hatte ihre eigene geheime Sprachweise (poslovica) für den Verkehr in Anwesenheit fremder Personen[1]).

* * *

Die entscheidende Hauptrolle im nachfolgenden Belegstücke, dem Guslarenliede, zu unserer Abhandlung fällt Tomić Mijat (Mijo, Mihovile, Mihovio) zu, dem berühmtesten christlich-serbischen Hajdukenführer Bosniens und Dalmatiens, dessen auch die Prosaüberlieferung gedenkt. Er war wohl zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts zu Duvno (dem Delminium[2]) der Römer) geboren und von Haus aus einer von den wenigen freien christlichen Bauern auf eigener Kufe. Als solcher war er, wie die meisten seinesgleichen, ein steter Stein des Anstosses für die Grossgrundbesitzer, die ihn ungern für ebenbürtig halten möchten. Der Bedrängungen müde, brachte er sein Weib ins venezisch-dalmatische Küstengebiet in Sicherheit und warf sich zum Hajdukenvojvoden auf. Er erzählt selber in einem Guslarenliede die Gründe seines Berufswechsels dem Paša Seidi (Sahidija) auf dessen Frage, warum er sich dem Hajdukenleben zugewandt:

turski zulum doteščao raji:	Die Türkennoth zu viel die Rajah drückte:
Bog visoko a car je daleko,	hoch thront ein Gott und weit entfernt der Kaiser,
nitko nama pomoć ne imade!	zu unsrer Hilfe niemand rührt die Hand!
Ja imadoh ljepe podvornice	Ja, ich besass so schöne Ackergründe
i livadu Zelenu jabuku;	und eine Trift, wie einen grünen Apfel;
sve mi ote od Duvna kadija.	von Duvno raubte mir der Kadi alles.
Triput igjoh do turskoga suda,	Dreimal ich ging vor's türkische Gericht,
sve je meni uzaludu bilo.	doch eitel blieb mir alle die Bemühung.
Vlaška vjera ne prija turčina!	Dem Türken nicht behagt der Christenglaube!
Pa ja hodoh potražiti pravde	Drum zog ich aus, Gerechtigkeit zu suchen
u bogaze i tijesne klance,	in finstre Schluchten und in enge Klammen,
gjeno sude gorske kosovice[3]);	wo Recht die Schwerter der Gebirgler fällen;
pa sam turke sudit naučio!	so that ich lehren Türken Recht zu sprechen!

[1]) Vgl. meine Umfrage über geheime Sprachweisen »Am Urquell«, 1891—1895, mit 184 Proben aus aller Welt und (besonders für bulgar. Hajduken) Dr. Iv. D. Šišmanov's »Bělěžki za blgarskitě tajni ezici i poslovički govori«. Sofija 1895. S. A. aus dem XII. B. des Sbornik za nar. umotvorenija.

[2]) Vergl. meinen Orlović S. 8.

[3]) Kosovica oder kosovka ein nur in Guslarenliedern vereinzelt neben pala und paloš (Pallasch) vorkommender, wahrscheinlich altserbischer Ausdruck für Schwert, der sich noch in keinem Wtb. vorfindet. Die Form kosa (Sense) allgemein üblich. Die gewöhnlichen Ausdrücke für Schwert mač, ćorda, dimiškinja (Damaszener) sind türkische, sablja danickinja (Danziger Säbel), alamanka (Alemannin) deutsche Lehnwörter.

Nach einem anderen Guslarenliede gab den ersten Anstoss zur Flucht Mijat's vom heimischen Herde die Vergewaltigung der freien Bevölkerung durch den Haushofmeister des Begen Kopčić zu Duvno. Dem Majordomus des Begen stand durchaus nicht das Recht zu, den freien Bauern zu drohen und sie zur Leistung der Bittarbeit[1]), einer freiwilligen Aushilfe, zu zwingen. Vielleicht führte Mijat deshalb mit der Herrschaft Prozess. Er unterlag, und der Kadi konfiszirte nominell zu Gunsten des Fiskus Mijat's Gut:

Mobu kupi Kopčića ćehaja
sto kosaca, dvjesta kupioca
pak je njima tako govorio:
— Ko u jutru po sunašcu dogje,
udriću mu trista degeneka,
metnuću ga na dno u tamnicu;
puštati ga is tamnice ne ću
dok ne dogje Beg Muratbeg s vojske
a doć ne će za sedam godina!
Sva se moba teško poplašila
pak u jutru rano uranila;
al se Tomić Mijat odocnio
pak on junak po sunašcu ide,
o ramenu dugu pušku nosi
a u ruci kosu i brusalo.
Njemu veli Kopčića ćehaja:
— Znaš Mijate, što sam govorio,
vjera moja, učiniti hoću!
Udriću ti trista degeneka,
metnuću te na dno u tamnicu,
pustit ne ću dok Muratbeg dogje
a doć ne će za sedam godina!
Kat to začu Tomiću Mijate
baci kosu u zelenu travu
pak odmače u goru zelenu,
odmetnu se junak u hajduke.
Posjedio u gori zelenoj
dok je sabro nekoliko druga.

Des Kopčić Gutsverwalter sammelt Aushilf
einhundert Mäher und zweihundert Leser
und spricht sodann zu ihnen diese Worte:
— Wer morgen nach dem Sonnenaufgang kommt,
dem zähl' ich auf einhundert Ruthenstreiche,
den werf' ich in des Kerkers tiefste Tiefe
und werd' ihn aus dem Kerker nicht entlassen,
eh' nicht vom Heer Beg Muratbeg zurückkehrt,
doch kehrt der nicht zurück vor sieben Jahren!
Erschrocken war gewaltig all' die Aushilf
und stellte zeitlich ein sich früh am Morgen;
nur Tomić Mijat hatte sich verspätet.
Als hoch die Sonne stand, der Held erschien.
Die lange Flinte trägt er an der Schulter
und in der Hand die Sense mit dem Wetzstein.
Zu ihm des Kopčić Gutsverwalter spricht:
— Du Mijat wisse, das, was ich gesagt,
bei meinem Ehrenwort, werd' ich vollführen!
Dir zähl' ich auf dreihundert Ruthenstreiche,
dich werf' ich in des Kerkers tiefste Tiefe;
nicht lass' ich frei dich vor des Begen Rückkehr,
doch kehrt der nicht zurück vor sieben Jahren!
Sowie nun Tomić Mijat dies vernommen,
warf in das grüne Gras er hin die Sense,
entwich von dannen in den grünen Hochwald
und wandte zu als Held sich den Hajduken.
Er sass im grünen Hochwald eine Weile,
bis aufgebracht er einige Pfadgenossen.

In einem Guslarenliede heisst es, Mijat sei mit 42 Kämpen umhergezogen, im nachfolgenden tritt er gar mit ihrer 60 auf, was aber auch eine Uebertreibung sein kann; wahrscheinlich war deren Anzahl nur von der Schwierigkeit einer jeweiligen Unternehmung bedingt. Nach unserem Liede könnte einer schliessen, Mijat sei zur Zeit des Abenteuers als Blockhauswächter im Dienste der Republik gestanden, doch wäre diese Annahme unbegründet. In dem Gebirge war er der Gebieter und Herrscher, so lange als ihn die Republik daraus nicht verjagte oder die Türken ihm den Aufenthalt darin nicht verleideten. Griff ihn die Republik an, fand er Zuflucht im Türkischen, und verfolgten ihn die Türken, war er bald im Dalmatischen geborgen. Die treuesten Hehler hatte er im Dorfe Drašnice bei Makarska in Dalmatien, die ihn regelmässig mit Munition ver-

[1]) Vergl. mein Buch »Sitte und Brauch der Südslaven«, S. 151.

sahen. Noch in der Mitte dieses Jahrhunderts zeigte man rothe Leibchen, die Mijat seiner Zeit Freunden zum Geschenk gemacht; dies behauptete ein mir bekannter Herr, der aus jener Gegend stammt. Mijat war vorzüglich wegen seiner Uneigennützigkeit und Rechtschaffenheit sowohl bei den Christen als bei den Moslimen beliebt, da er strenge Mannszucht unter seinen Leuten hielt, Blutvergiessen scheute und stets bemüht war, die alte Ehre des Hajdukenthums nach Sitte und Brauch zu behaupten. Gewöhnlich hielt er sich im Vranic-Gebirge im Angesicht von Duvno auf, er hatte aber auch in der Romanija und im Herzogthum seine Stationen.

Mijat brandschatzte vorzugsweise die türkisch-ärarischen Steuerkassen und tyrannische Begen. Als z. B. Muratbeg Kopčić zu Duvno mit seinem gesammten Fähnlein ins Chrowotische auf einen Raubzug ausgezogen war, suchte Mijat dessen Burg heim und plünderte sie auf das Allergründlichste aus. Das war für den Beg eine Lehre, hübsch fein zu Hause zu bleiben und Raubzüge zu unterlassen. Auf welche kluge Art sich Mijat auch bei moslimischen Edelleuten Freundschaften und Herbergen für alle Fälle zu verschaffen gewusst, zeigt unser Lied. Die gegen ihn von den Regierungsbehörden ausgesandten Hatzen richteten natürlich nichts aus, da er unter dem Schutze der Bevölkerung stand. Bezeichnend ist das noch gegenwärtig übliche Sprichwort, das man gebraucht, um ungebührliche Gespräche über geheim zu haltende Dinge abzuweisen: tko te pita za Mihatove konake? (wer fragt dich um Mihat's Herbergen?) oder: ne pitam te za Mihatove konake (ich erkundige mich nicht bei dir um Mihat's Herbergen, d. h. ich mag von Dingen nichts wissen, die nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt sind).

Wie lange seine volksbeschützende Wirksamkeit gewährt, ist nicht leicht zu berechnen, spätestens vielleicht bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts. Sein Ende fand er anlässlich einer Haarschurgodschaft, die er beim Kinde seines verrätherischen Freundes Elias Runjević aus Bobovo im Dorfe Ravni Doljani übernommen[1]).

Ukro Zlatku Ahmo Vidirlijić.

Ot kako je postala krajina,
sva krajina i okolovina,
nije lješva odrasla turkinja
što je danas na ovu godinu
u Klobuku gradu bijelome
u sokola bega Risovića;
jer je Zlatka u kafazu rasla
od godine do šesnaes godina,
dok je cura tjelo odgojila
pa djevojka za udaje bila.

[1]) Das Guslarenlied davon in meiner »Haarschurgodschaft bei den Südslaven« im Intern. Archiv f. Ethnographie, Leiden 1894, B. 1894, S. 168—170. Dazu eine Variante von 565 Zeilen in der Sammlung von Jukić und Martić (Essegg 1858) und eine von 412 Zeilen im Narodni Koledar za prostu godinu 1866. Zara. S. 86 ff.

Pa izišla sada is kafaza
pa izišla na tančicu kulu
pa poda se šiltе udarila,
na tijelo metnula ‘oružje.
I ot sebe gospoja djevojka
a udrila kićeno haljine;
ne da u se Zlatka pogledati
pa nàm dala niz butum krajinu.
Ot svakle joj ima mušterija:
prosilo je četiri vezira
pa još osam turskih kapetana,
bajraktara ni hesaba nejma,
i dva bega ot Skoplja doljnega.
Prosio je Fildus kapetane
iz Lijevna is turskoga grada;
prosio je Ahmet Vidirliću
iz Glamoča is turskoga grada.
Kat se begu dodijalo bilo
pa gospoju sebi dovodio
pa joj tiho beže govorio:
— Čuješ mene moja šćeri draga!
veće njesi za odžaka moga;
da te uda tvoj babuka dragi.
Sto imadoh ječma i sijena,
sve svatovski konji po‘arčiše.
Još da hoćeš babu poslušati,
da te babo za Fildusa dade,
kog arslana u turaka nejma.
Ono mi je slika i prilika.
Ljepo će te babo opraviti,
spremiću ti varakli kočije
a za tobom ruho plemenito,
šćeri moja, trijes seisana
a sve ruha i bakrena suda;
spremiću ti četiri momkinje
nek ti nose skute i rukave!
Kad djevojka riječ rastavila
pa babinoj ruci poletjela,
babu ljubi u skut i u ruku,
svoga babu u bradu bijelu:
- Nemoj mene moj babuka dragi!
Ne ljubim te u bradu bijelu,
da me babo za Fildusa dadeš.
Ako Boga velikoga znadeš
ne daj me za Fildus kapetana.
Kat sam tebi za udaje babo,
podaj mene Ahmet Vidirliću,
koji no je u babe jedinak.
Ahmet mi je srcu omilio!
A to begu vrlo mučno bilo
pa joj sada sille udario,
išćera je is šikli ‘odaje.
Sam govori a sam odgovara:
— Beli ću te dati za Fildusa!
Pa načini knjigu šarovitu:
»Čuješ mene Fildus kapetane!
»triput si mi iskao Zlatiju,
»ti je isko, ja je dao njesam.
»A eto ti sada knjiga šarovita,
»poklonjam ti pristalu djevojku.
»Der povedi pet stotin svatova
»i trideset povedi komora
»i povedi četeres jengjija
»pak hajde mi k mojoj tankoj kuli!«
pa pot knjigu knjigonošu najde.
Pa kat spremi Ljevnu na krajinu
a na ruke Fildus kapetanu,
mlide beže, da niko ne vidje
al to vidje begova robinja
pa uletje Zlatki u ‘odaju:
— A Zlatijo prestala gospojo!
ludi ti se danas rastadosmo.
Tebe babo dade za Fildusa;
opravi mu list knjigu tanûnu,
da povede pet stotin svatova
i povede četeres jengjija
i tridese svojije komora.
Kad djevojka riječ rastavila
sama sobom o tlo udarila,
ona kuka kako kukavica:
— Hej moj babo, da od Boga nagješ,
jer me dade Fildus kapetanu?
Pa opeta cura govorila:
— Evo beli za Fildusa ne ću,

volim mlada u vodu skočiti.
Sve mislila na jedno smislila;
pa kat śjede na mehku šiltetu,
stade pisat knjigu šarovitu
desnom rukom na koljenu ljevom;
pa niz obraz noktim udarila,
iz obraza krvcu izmamila,
ne piše je crnim murećefom,
svojom krvi od obraza bila
a na ruke Ahmet Vidirliću:
»Vidirliću, moje srce živo!
»brže leti do Klobuka bila.
»mene babo dade za Fildusa
»a ja ne ću živa za Fildusa!
»Poklonjam ti lice prebijelo;
»brže leti, ako Boga znadeš!«
Kat šarenu knjigu namjestila,
priklopi je, pečat udarila
pa pot knjigu knjigonošu najde.
Pa rukama grlu poletila
i otkide četiri rušpije,
knjigonoši tiho govorila:
— Eto tebi knjiga šarovita!
brže leti do Glamoča bila,
podaj knjigu Ahmet Vidirliću;
ne daj drugom, ako Boga znadeš!
Knjigonoša knjigu prifatio
pa otskaka poljem zelenijem.

* * *

Kudgod išo, do Glamoča sišo
a do kule Ahmet Vidirlića.
Kad mu dogje kuli i 'avliji,
'avlija mu širom otvorena,
podaprta obadva kanata.
Ahmetaga bješe na avliji;
on izvuko kosata gjogata
pa timari konja na avliji.
On obljeće oko konja svoga.
Na njem ništa ot 'aljina nejma
pošlje gaće i tanka košulja
na pleći mu fermen ot kadife
a na glavi fesić finofesić;
ispot fesa perčin oturio,
sve ga perčin priko pasa tuče.
Brade nejma a brkova nejma,
lješvi momak ot svake djevojke.
Knjigonoša njemu govorio:
— Čuješ mene, turska serhatlijo,
je li ovo kula Vidirlije dede?
— Čuješ mene, turska knjigonoša,
ovo kula Vidirlije dede.
— Je l vam doma Ahmet Vidirliću?
— Ev Ahmeta di s tobom govori.
Knjigonoša mu ruci poletio,
u ruci mu knjigu ostavio.
Nu ti muke Ahmet Vidirliću!
tanke knjige učit ne umije,
babi knjige kazati ne smije.
Knjigonoši tiho govorio:
— Knjigonoša, ako Boga znadeš,
oklem mi je knjiga šarovita?
— Ta je knjiga ot Klobuka bila
od gospoje bega Risovića.
Kada Ahmet riječ rastavio
sve mu pusto tjelo zaigralo
a japri se u obrazu bilu.
— Što ću sada od života svoga?
Opet igjem babi u 'odaju;
ova knjiga nije za drugoga,
nek je vidi babo na 'odaji.
Boljeg dosta ja od babe nejmam!
Pa eto ga babi na 'odaju
pak on babi turski selam viknu
a babo mu selam prifatio
pa Ahmetu sinu govorio:
— Ahmetaga, moje djete drago,
što se japriš u obrazu bilu?
što t igraju us tjelo damari?
jesi li se s kijem omrazio?
Ahmet šuti, ništa ne govori
pa babinoj poletio ruci,
poljubi ga u skut i u ruku,

u ruci mu knjigu ostavio,
izmače se, stade podviv ruke.
Babo mu je tanku knjigu prefatio,
izmače se, śjede uz jastuka
paka na nos udari džozluke
a na knjizi pečat razgulio,
stade gledat knjigu šarovitu.
Kad je ljepo dedo pregledao
paka sinu tiho govorio:
— Ahmetaga, moje djete drago!
ova knjiga ot Klobuka bila
od Zlatije bega Risovića.
Babo j dade Fildus kapetanu
a Zlatija za Fildusa ne će,
doka tebe čuje u životu.
Poklonja ti lice plemenito,
da brže letiš do Klobuka bila,
da ti vodiš lijepu divojku.
Ja čuješ me, moje dite drago!
da ti hoćeš babu poslušati,
da se progješ na namu djevojke.
Di se biju uštugli veziri,
uštuglije i ićituglije
i biju se bezi alajbezi
pa i naši bistri kapetani
(bajraktara ni hesaba nejma,
nam je dala na četiri strane)
ondi nejgji moje djete drago!
Hoćeš ludo izgubiti glavu.
Nejma babo van tebe jednoga.
Da pogineš, moje djete drago!
ja, ti paneš gjegod u tavnicu
ti ćeš starog ostaviti babu,
svoga babu stara i nejaka.
Da bi kako curu izbavio! — —
Znaš Ahmete, moje djete drago!
da imade Prologa planina
na granici turskoj i kaurskoj,
ongji śjedi Mijat harambaša
sa svojije šezdese hajduka.
On čuva stražbu ot turaka.
Da bi tuda kako prolazio,
ima sine na brježinam bjelim,
ondi śjedi Vuče harambaša
i u njega šezdese pandura.
Oće tebe oni ufatiti,
odvešće te u zemlju magjarsku,
oćeš mi se osužnjiti sine.
Tvoga nama u turaka nejma.
Ja te mogu oženiti sine;
digod za te zaištem djevojku
svagdi mogu isprositi sinko.
Za to Ahmet haje i ne haje,
već on leće u svoju ‘odaju
premače se srgu i haljinam,
stad udarat na se gjuzel gjeisiju.
Najnaprjeda kopče i čakšire.
Više mu je zlata pot koljenom
neka bistre čohe viš koljena.
Pa obuče zelenu dolamu,
sva s ot suha zlata ukočila;
na njoj stoji tridese dugmeta,
svako dugme četiri dukata.
Pa navali toke kanatlije
pa s uteže pasom mukademom
od bedara do viti rebara
a na glavu fesić kapu malu.
Oko sebe sillah udario.
Kat se ljepo momak opravio,
i o sebe gospocko tijelo
a udari gjuzel gjeisiju;
ne da momak u se pogledati.
Pa na noge čizme i kalčine;
po srijedi pušku prehvatio
pa eto ga konju u podrume.
Kada sigje konju u podrume —
al mu babo konja uhapstio,
na gjogatu troje bukagije.
Nu ti jada Ahmet Vidirliću!
već sve mislio, na jednu smislio:
čizme skide, priteže opanke
pa otskaka poljem zelenijem.

* * *

Kudgogj igje, do Klobuka sigje.
U lijepa doba silazio
potl akšama po prije jacije
pod bijelu kulu Risovića.
Al se mloge vatre naložile,
ali došo Fildus kapetane;
vriska stoji 'ata i paripa,
udario zile i borije,
polajuju sjajni daulbazi,
udareni alajli čadori.
Ne more se blizu primaknuti,
veće ode poljem zelenijem
[Niki] knezu begovu čivčiji,
što mu pravi njegovim čivlucim.
Pa upade u šikli 'odaju,
tude śjedi u svojoj 'odaji
pa on njima božju pomoć viknu.
Oni njemu zdravljem prifatili:
— Zdravo bio Ahmet Vidirliću!
Najotragu ljuba Nikolina:
— Zdravo bio Ahmet Vidirliću!
Sto uradi, ako Boga znadeš
jere pušti Zlato Risovića,
da je ljubi Fildus kapetane
moj Ahmete, za života tvoga?!
Njojzi Ahmet tiho govorio:
— Zaher tako od Boga sugjeno!
Ona njemu opet govorila:
— Šta bi dao Ahmet Vidirliću,
da te noćas sastavim djevojkom?
— Šta ćeš iskat ljuba Nikolina?
— Moreš dati Ahmet Vidirliću
noćas meni stotinu dukata?
pa ću tebe š njome sastaviti.
Ne htje Ahmet druge pričekati
već ot sebe čemer oturio,
izbrojio stotinu dukata.
Kada ona opazi dukate
sasu sebi zlato u džepove
paka skoči na noge laguhne
uze njega za ruku bijelu,
uvede ga u svoju 'odaju.

Pe eto jih sahtijan sepetu
paka vadi gjuzel gjeisiju,
što no nose kićene djevojke
pa Ahmetu tiho govorila:
— Dere skidaj sa sebe haljine!
Vas se skida Ahmet Vidirliću;
obuče mu burundžu košulju
a na noge gaće čiftijane
pa pretišće dibom i kadifom.
A na glavu fesić kapu malu
prosu njemu turu ot perčina,
načini mu ćaće i solufe
i oplete sitno pletenice.
Kad ga ljepo napravila bila
ko no nose lijepe djevojke,
brade nejma a brkova nejma,
lješvi momak ot svake djevojke.
Pa na noge od zlata cerluke,
po cerluke sadefli nalûne
pa se pokri krpom burundžukom.
Pa otalen pošetaše mladi
i odoše poljem zelenijem.
Stade njega śjetovati mlada:
— Moj Ahmete, djete Vidirlića!
Kad dogjemo na ahare bile,
gje no śjedi Fildus kapetane
i kod njega beže Risoviću
pa okolo trijes kapetana,
ja ću unić k njima u 'odaju,
ti Ahmete za mnom uniigji,
presloni se uz bijela vrata
ja ću njima božju pomoć viknut,
oni će mi zdravljem prihvatiti -
— — — — — — — — —
— — — — — — —
— — najotragu beže Risoviću:
— Sto si došla ti moja kmetice?
kaku si tu curu dovodila?
— Vo mi došla sa sela rodica
a mi čuli za vaše veselje,
di će Zlatka sutra putovati
pa sam došla, da je malo vidim.

Išćem izun od vas na ‘odaji,
da ja igjem k njojzi u ‘odaji,
da je malo vidim na ‘odaji,
Sve bešjede grlom i avazom:
— Hajde budi ako hoćeš do sabaha!
U riječi u kojoj bijahu,
saleti se Ahmet Vidirliću,
bega ljubi u skut i u ruku.
Beg mu dade tridese rušpija.
Kat poljubi Fildus kapetana,
Fildus dade četeres i četiri.
Sve poljubi trides kapetana;
sve se obraz od obraza stidi,
dobro darovaše Ahmet Vidirlića.
Izidoše is šikli ‘odaje
pa odoše u žensku ‘odaju,
gje no j Zlatka plemenita.
Kad ugjoše u šikli ‘odaju,
Zlatka leži po meku dušeku,
po jastuku ruke razbačila
a nis šiltet noge otočila.
Sva se sjaje kako ledenica,
bijeli se kako gruda snjega
a dvori je četeres jengjija.
Kad upade tanehna latinka
paka njima božju pomoć viknu.
Sve gospoje zdravljem prihvatile,
najotragu Zlatka iz dušeka:
— Zdravo bila ti naša kmetice!
Kaku si ti curu nabavila?
mlogo nalik na ‘sevdaha moga,
na Ahmeta sina Vidirlijna.
— Vo mi došla sa sela rodica
pa mi čuli za tvoje veselje,
da ćeš sutra putovati mlada.
Ondar veli Zlatka iz dušeka:
— De djevojko šjedi ti kod mene
tari meni noge do koljena
i bijele do lakata ruke.
Jer se mlada cura ošjetila,
di je glavom Ahmet Vidirliću.
Śjede Ahmet kod dušeka svoga,
stad joj gladit noge do koljena
i bijele do lakata ruke
pa otišće ruku do damara.
Kad djevojka bila opazila
di je joj muška po tijelu hoda ruka,
od eška ju svu rosa popala.
Proteže se u mehku dušeku,
dvije žive mume udunula.
Dok momkinje mume užegoše
a on njojzi lice obljubio.
Onda tiho momam govorila:
— Čujete me moji izmećari!
hajte drage po svojim ‘odajam;
hoću spavat u svojoj ‘odaji.
Sutra meni valja putovati.
Kada dogjem do Lijevna bila
svome dragom Fildus kapetanu,
neka njesam ja drjemovna mlada;
jer se valja z dragim milovati.
Jengjibule jedva dočekaše
i odoše po svojim ‘odajam.
Ahmet š njome osta u ‘odaji.
Ona skoči na noge laguhne,
bjelijem ga rukam ogrlila:
— Gje s Ahmete, moj očinji vidu?
hoćemo li ‘tvom dvoru bijelu?
Ahmet njojzi tiho govorio:
— Rat stoga sam tebi dolazio.
Kat se pola noći prilomilo,
skočiše na noge laguhne.
Djevojka se takum učinila;
ispadoše iz bojali kule
pa eto jih dvoru Nikolinu.
Upadoše u šikli ‘odaju.
Ahmet skida žensko odijelo
pak obuče sve svoje haljine;
oko sebe sillah nakitio.
Kat se ljepo momak opravio,
knez Nikola ondar govorio:
— Stani malo Ahmet Vidirliću!
Ja ću jednu knjigu načiniti
na svog pobru Bjelobrka Vuka,

nek on tebe provede us planinu,
da te štogod rezil ne učini.
To Ahmetu vrlo milo bilo.
Stade pisat list knjigu tanuhnu;
ne piše je što je govorio.
već je piše kurvin kopiljane:
»Pobratime Bjelobrče Vuče!
»eto tebi list knjiga tanuhna,
»eto tamo Ahmet Vidirlića
»i on vodi Zlato Risovića.
»Dočekaj ga kot čardaka svoga,
»saveži mu naopako ruke,
»osvoji mu Zlato Risovića,
»vodi njega u vlaške kotare.
»I ja ću noćas prtljat u kotare,
»da oženim sina Marijana.
»Čestita ću tebe ostaviti!«
Marijanu sinu govorio:
— Evo tebi list knjiga tanuhna;
hajde gori do čardaka š njime!
I odoše zdravo i veselo.

* * *

Kudgogj išli, do čardaka sišli.
Ondaj veli djete Marijane:
— Sjette malo tudje u lužini
a ja igjem gori do čardaka.
I śjedoše tudin u lužini
a on ode drvenu čardaku,
pandurima božju pomoć viknu.
Bjelobrku ruci poletio,
u ruci mu knjigu ostavio.
Kad je gjida knjigu pročitao,
na pandure zohor učinio:
— Hajd ufatte Vidirlića Ahmu,
votte njega u vlaške kotare!
Obletiše Ahmet Vidirlića,
obletiše, živa uhvatiše,
bijele mu savezaše ruke.
Cika stoji pristale gospoje.
Ona kuka kako kukavica;
a previja kako lastavica;
ufatla se za skut od dolama
sporad š njime igje us planinu,
us planinu drumom čavlenikom.
Pred njim igje Bjelobrče Vuče
a za njime tridese pandura,
oni vode Ahmet Vidirlića.

* * *

Kat su bili us Prologu bilu,
us Prologu zelenu planinu,
cika stoji lijepe djevojke.
Oćuti jih Mijat harambaša.
Namah Mijat društvu govorio:
— Čujete l me, sivi sokolovi!
nu kopile Bjelobrka Vuka!
čundu ti je hinlu učinio
a svoju je dušu ogrješio,
razvalio sreću djevojačku.
Ev imade tri pune godine,
kako igje djete Vidirlijno,
ašikuje Zlatkom u Klobuku.
Vazda sam ja njega opazio,
nikad nisam rezil učinio.
Eno Ahmet nje je izbavio
a Bjelobrk žive ufatio.
Hoćmo Zlato kurtarisat zala.
Evo ne će, viru ti zadajem!
Nejma djido no njega jednoga
a babo mu plaho ostario
a da śjede, sam ustat ne more.
Kada čuju turci krajišnici,
hoće oni okajati Ahmu
a ni nama toplo biti ne će.
Već čujete l, moja braćo draga,
zapanite za homare tvrde,
svak gledajte po jednoga,
ja ću beli Bjelobrka Vuka!
To rekoše, na noge skočiše
pa zapadoše za homare tvrde
pa na puške njiha dočekaše.

Oboriše tridese pušaka.
Neki zgodi, neki i ne zgodi
a Vuk pade u drume široke
je ga dobro Mijat pogodio
baš u čelo, gje obrve veže.
Što ostade, oni pobjegoše.
Mijat pade Ahmet Vidirliću,
bijele mu odrješio ruke:
— Hajd Ahmete, eto ti djevojka!
Selam ćeš ti babi ponijeti.
Ondaj veli Ahmet Vidirliću:
— O Mijate sladak pobratime!
ti ćeš sa mnom iti do odžaka,
do mog babe dede Vidirlije.
Babo će te dobro darovati,
mi ćemo se slatko pobratiti
a ko da smo mi od jedne majke!
Namah Mijat na noge skočio
pa pred njima drumom čavlenikom
do bijele kule Vidirlića.
Kad dogjoše u mermer avliju
ondar veli Ahmet Vidirliću:
— Śjedi tude malo na avliji,
sladak pobro, na sofi zelenoj
a ja igjem babi na ʻodaju,
da mu kažem, što je i kako je.
Eto njiha dedi na ʻodaji
pa svom babi turski selam viče,
leti njemu skutu i koljenu,
ljubi njega u skut i u ruku,
svoga babu u bradu bijelu.
A on sinu tiho govorio:
— Jesi l sine, zdravo i veselo?
Sve mu Ahmet po istini kaže.
Kada dedo riječ rastavio
od zemljice na noge skočio:
— Trč, Ahmete, moje djete drago,
dovedi mi Mijat harambašu!
U Ahmeta pogovora nejma
pa eto ga na mermer avliju
pa Mijata za ruku uzeo:
— A Mijate, zove tebe babo!
Izvede ga na šikli ʻodaju.
Dedo skoči na noge laguhne,
na nogama njega dočekao
pa mu božju pomoć prihvatao.
U bjelo se lice poljubiše
pa śjedoše na mehku šiltetu
pa beśjedio ostarjeo djedo:
— Bre aferim, sladak pobratime!
Kat si moga sina kurtariso
znaćemo ti do života svoga.
Veće išći, šta god tebi drago:
al ćeš moju na ćenaru kulu
ali moju stotinu čifluka —
sve ću dati, viru ti zadajem,
halal tebi na obadva svita!
Ondaj veli Mijat harambaša:
— Ja tebi toga ništa ne ću,
već se hoću pobratiti sinom,
neka imam slatka pobratima.
Da me bude gjegod za nevolju,
nek se imam digod zakloniti!
Kat to čuo Vidirlija dedo
ot čekmedžije ključe prifatio,
odbroji mu hiljadu dukata;
pa poteže ridu pozlaćenu
pa u ridu pokupi dukate:
— Naj to tebi, Mijat harambaša,
popij kahvu, napij se rakije,
obeseli društvo kot čardaka.
Hoćeš biti jednu heftu dana!
— Ne mog dedo biti ni sahata!
Samo mi je ostanulo društvo.
Saće ozdol Fildus kapetane
sa svojije pet stotin svatova;
valja njega malo dočekati!
Oto reče i na noge skoči,
po srijedi pušku prifatio
pa odljeće poljem zelenijem
i dopade drvenu čardaku.
Istor malo śjede kot čardaka,
društvo djeli mekuhne dukate,
što je njima dedo opravio —

u ta doba Fildus kapetane.
Za njim igje pet stotin svatova
a za njim se vijaju bajraci,
iz okola lupa dablahana.
Saltani mu kako u vezira.
Pred njime se igraju jedeci
sve u srmi i u suhu zlatu.
  Ondar veli Fildus kapetane:
  — Kud je prošo Ahmet Vidirliću!
Kako su ga bili dočekali!
â ovgje je megjer kavga bila!
  Pred njeg izleti Mijat harambaša;
sve mu kaza, što je i kako je.
  Ondaj veli Fildus kapetane:
  — Bre aferim Mijat harambaša!
Kat si, veli, tako uradio,
da ti gjegod bude za nevolju
ja bi tebi život pričuvao,
za tvoj obraz potrošio rušpa,
potrošio tri hiljade rušpa,
(baci ruku za se u bisage,
dade njemu pet stotin dukata)
kat s učuvo sina Vidirlijna.
Nejma babo van njega jednoga.
Ostani mi dovali sadile!
  Osta Mijat kot čardaka svoga,
ode Fildus do Lijevna svoga
pa se drugom curom oženio.

Kapak.

Wie Achmo Vidirlijić Zlatka gestohlen.

  Seitdem das Grenzgebiet gegründet worden,
das ganze Grenzgebiet und die Umgebung,
erwachsen war kein holder Türkenfräulein
bis auf den heutigen Tag und dieses Jahr
als wie zu Klobuk in der weissen Wartburg
im Heim des Begen Risović des Falken;
dieweil gewachsen Zlatka war im Käfig
von einem Jahr bis voll zu sechzehn Jahren,
bis ihren Leib das Mägdlein grossgezogen
und reif das Fräulein zur Vermählung war.
Itzt war hervor vom Käfig sie gegangen,
hinaufgegangen auf die schlanke Wartburg;
sie schob sich unter eine Estrichmatte
und schmückte sich den Leib mit Prunkgeschmeide.
  Schon von Natur erkürt zum Edelfräulein,
zudem in blumigreich Gewand gekleidet;
geblendet senkt vor Zlatka sich dein Auge.
  Ihr Ruf erging durch's ganze Grenzgebiet,
von allwärts fanden sich Bewerber ein.
  Um sie bewarben vier Veziere sich,
zum Ueberfluss acht türkische Kapitäne,

der Bannerträger Zahl nicht aufzuzählen,
und auch zwei Begen gar von Unter-Ueskübl.
Es warb um sie der Landeshauptmann Fildus,
der Herr von Livno, von der türkischen Veste.
Es warb um sie auch Achmet Vidirlijić,
der war von Glamoč, von der türkischen Hochburg.
Als dies dem Beg zuletzt zu arg geworden,
beschied er vor sich hin das Edelfräulein,
und zu ihr sprach er so mit leisen Lauten:
— O hör' einmal mich, meine theuere Tochter
Du taugst nicht mehr für meine Feuerstelle.
Dein liebster Vater muss dich nun vermählen.
Was ich an Heu besessen und an Gerste
verzehrten allesammt der Freier Rosse.
O, möchtest du des Vaters Rath befolgen,
damit der Vater dich vergeb' an Fildus
den Löwen, unter Türken ohnegleichen.
Der steht mir zu Gesicht, mir ebenbürtig.
Ausstatten wird dich herrlich schön dein Vater:
in gold'ner Kutsche werd' ich dich entsenden
und nach dir senden edelvornehm Brautzeug,
o Tochter mein, mit dreissig Trossbewachern,
nur lauter Brautzeug und Geräth aus Kupfer.
Vier Odalisken lass' ich mit dir folgen,
die sollen dir die Schöss' und Aermel tragen.
Als dieser Worte Sinn begriff das Fräulein,
flog stürmisch zu des Vaters Hand sie zu
und küsst den Rockschooss und die Hand dem Vater
und ihres Vaters schneeigweissen Bart:
— O lass' mich nicht, mein herziglieb' Papachen!
nicht darum küss' ich dir den weissen Bart,
damit du, Vater, mich vergiebst an Fildus.
Sofern an einen grossen Gott du glaubst,
so lief're mich nicht aus an Hauptmann Fildus!
Wenn du mich reif zur Ehe, Vater, hältst,
so gieb mich aus an Achmet Vidirlijić,
der ist der einzige Sohn bei seinem Vater.
Für Achmet ist erglüht mein Herz in Liebe!
Dem Beg war die Eröffnung recht verdriesslich
und that ihr gleich versetzen eine Schelle.
Er trieb hinaus sie aus dem Prunkgemache
und sprach allein und gab allein sich Antwort:

— Fürwahr, vergeben werd' ich dich an Fildus!
Darauf er schrieb ein kraus geschmücktes Schreiben:
»O hör' einmal mich, Landeshauptmann Fildus!
»Dreimal bewarbst du dich bei mir um Zlatka,
»bewarbst dich zwar, doch ich sie dir versagte.
»Nun hast du da ein kraus geschmücktes Schreiben:
»ich schenke dir das wohlgestaltet Mädchen.
»Geh, führ' du mit fünfhundert Hochgezeiter
»und führe mit noch dreissig Kammerknechte
»und führe mit auch vierzig Anstandsfrauen
»und komme her zu meiner schlanken Wartburg!«
Zum Briefe fand er einen Briefbesteller.
Wie er den Brief nach Livno in das Grenzland
zu Handen abgesandt des Hauptmanns Fildus,
gesehen hätt' es Niemand, meint der Beg,
doch hatt' es wohl erspäht des Begen Sklavin;
die lief zu Zlatka in die Kemenate:
— O Zlatija, du holdes Edelfräulein,
wir Närrinnen sind heut geschieden worden!
Dein Vater hat an Fildus dich vergeben,
an ihn gesandt ein dünnes Schreibebrieflein,
er führe her fünfhundert Hochgezeiter
und führe her auch vierzig Anstandsfrauen
und auch noch dreissig seiner Kammerknechte!
Sobald der Worte Sinn begriff das Fräulein,
gab sie sich selber einen Wurf zu Boden.
Gleich einem Kuckuck hub sie an zu kucken:
— Ach Vater mein, das mag dir Gott entgelten!
Warum vergabst du mich an Hauptmann Fildus!
Dann fing von Neuem an die Maid zu sprechen:
— Fürwahr und bass, ich heure nicht den Fildus;
viel lieber spring' ich junges Blut ins Wasser!
Sie sann und sann und nahm den Sinn zusammen.
Und als sie auf der weichen Matte sass,
zu schreiben hub sie an ein scheckig Schreiben
mit rechter Hand auf ihrem linken Kniee
und grub sich in die Wangen ein die Nägel,
hervor das Blut sie aus den Wangen lockte.
Den Brief sie schreibt mit schwarzer Tinte nicht,
mit eignem Blut aus ihrem weissen Antlitz,
zu Handen wohl des Achmet Vidirlijić:
»O Vidirlić, du mein lebendig Herze!

»O fliege her zum weissen Klobuk eiligst!
»Mein Vater hat an Fildus mich vergeben,
»ich aber mag lebendig nicht zu Fildus.
»Ich schenke dir mein schneeigweisses Antlitz.
»Flieg' eiligst her, wenn du an einen Gott glaubst!«
Als sie verfasst das kraus geschmückte Schreiben,
bog sie's in Falten, schlug darauf das Siegel
und fand zum Schreiben einen Briefbesteller.
Zur Kehle flogen ihr hinan die Hände,
vier Rupien von der Schnur herab sie rissen,
und leise sprach sie zu dem Briefbesteller:
— Da nimm den kraus geschmückten Brief entgegen.
Flieg eiligst hin zur weissen Burg von Glamoč
und gieb das Schreiben Achmet Vidirlijić,
doch Niemand sonst, wenn du an einen Gott glaubst!
Der Briefbesteller übernahm das Schreiben
und sprang davon durch's grüne Blachgefilde.

* * *

Ein jeder Weg nach Glamoč hin ihn führte
gerad zur Hochwart Achmet Vidirlijić's.
Als er zur Hochwart und dem Hofe kam,
fand er den Hof in aller Breiten offen,
vom Thor die beiden Flügeln unterstützt,
und Achmetaga in dem Hof verweilte;
herausgeführt er hat den Mähnenschimmel
und that den Renner in dem Hoffried warten.
Er tummelt sich herum um seinen Renner.
Auf seinem Leib kein einzig Stück Gewand
bis auf die Gatjen und das dünne Hemde.
Aus Sammt ein Leibchen sitzt ihm um die Schultern
und auf dem Haupt ein Fezlein stutzermässig.
Der Zopf ihm baumelt unter'm Fez hernieder
und schlägt beständig um den Gürtel ihm.
Ihm fehlt der Kinnbart und ihm fehlt der Schnurrbart;
der Jüngling schöner ist denn jedes Fräulein.
Nunmehr ihn an der Briefbesteller sprach:
— O hör mich mal, du türkischer Edeljunker,
ist dies des greisen Vidirlija Hochburg?
— O hör mich mal, du türkischer Briefbesteller,
dies ist des greisen Vidirlija Hochburg.
— Weilt Achmet Vidirlijić euch zu Hause?

— Hier Achmet, der mit dir jetzunder spricht.
Der Briefbesteller flog ihm zu der Hand zu
und liess ihm in der Hand zurück das Schreiben.
Da schau die Qual für Achmet Vidirlijić,
weil er den feinen Brief nicht lesen kann;
auch wagt er's nicht, dem Vater ihn zu zeigen.
Drum sprach er leise so zum Briefbesteller:
— Briefträger, wenn an einen Gott du glaubst,
von wo ist dieses kraus geschmückte Schreiben?
— Der Brief ist von der weissen Burg von Klobuk,
vom Edelfräulein Risović des Begen.
Als Achmet dieser Kunde Wort vernommen,
durchfuhr ein Beben seinen ganzen Leib
und glühte roth sein weisses Angesicht.
— Was fang ich nun mit meinem Leben an?
Ich gehe doch zum Vater auf die Stube.
Dies Schreiben ist für Niemand sonst geeignet.
Der Vater mag es sehen auf der Stube.
Mehr Freund ist Niemand mir als wie mein Vater!
Schon steht er vor dem Vater auf der Stube
und bot dem Vater einen türkischen Gruss;
mit Gegengruss der Vater ihm erwiedert
und sprach hierauf zu Achmet, seinem Sohne:
— O Achmetaga, du mein liebstes Kind!
Was ist erglüht dein weisses Angesicht?
Was spielen dir am Leib die Adern farbig?
Bist du vielleicht mit wem in Streit gerathen?
Doch Achmet schwieg und sprach kein einzig Wort
und flog zu seines Vater Hand hinzu
und küsste seinen Schooss und seine Hand,
liess in der Hand das Schreiben ihm zurück,
zurück er trat und stand, gekreuzt die Hände.
Der Vater nahm vor sich das feine Schreiben,
bog sich zur Seite, setzte sich aufs Kissen
und schob das Augenglas sich auf die Nase,
dann schälte von dem Brief er ab das Siegel
und hub zu schauen an das krause Schreiben.
Nachdem der Greis es sorgsam durchgeschaut,
mit leisen Lauten sprach er so zum Sohne:
— O Achmetaga, du mein liebstes Kind!
Der Brief ist von der weissen Burg von Klobuk
von Zlatija des Begen Risović.

Ihr Vater gab sie aus an Hauptmann Fildus,
doch Zlatija verschmäht als Gatten Fildus,
so lang sie weiss, dass du am Leben weilst.
Sie will ihr adlig Angesicht dir schenken;
du sollst zum weissen Klobuk schnellstens eilen,
um heimzuführen dir das schöne Fräulein.
Ja, hör' einmal mich, o mein liebstes Kind!
Wenn du des Vaters Rath befolgen möchtest,
entsagtest du dem vielberühmten Fräulein,
um das sich balgen Üčtugli-Veziere,
die Üčtuglijen und Ikituglijen,
um das sich balgen Begen Alajbegen,
nicht minder unsre hehren Kapitäne,
der Bannerträger Zahl nicht aufzuzählen.
Es drang ihr Ruf hinaus in alle Welten.
Dort gehe du nicht hin, mein liebstes Kind!
Du würdest thöricht nur dein Haupt verlieren.
Nur dich, den einzigen Sohn, besitzt der Vater!
Und kämst du um, o du mein liebstes Kind,
oder verfielst du wo in ein Verliess,
so liessest du zurück den alten Vater,
wohl den gebrechlichen, betagten Vater!
Wenn du nur wie die Maid befreien könntest! — —
Ja, weisst du Achmet nicht, mein liebstes Kind,
dass es ein Prolog-Hochgebirge giebt
dort an der Türken- und der Christengrenze?!
Dort steht mit seinen sechzig Mann Hajduken
der Rottenhauptmann Mijat auf der Lauer;
er hält der Türken wegen Postenwache.
Und kämst du hier schon durch mit heiler Haut,
dann droht Gefahr noch auf den weissen Bergen;
dort ist gelagert Rottenhauptmann Wolf;
auch der hat sechzig Mann bei sich Panduren.
Die werden dich fürwahr gefangen nehmen
und dich ins Land entführen der Magyaren.
Du wirst, mein Sohn, zu einem Sklaven werden!
Kein Adel gleicht dem deinen unter Türken.
Ich kann, o Sohn, dich überall beweiben;
wo immer ich für dich ein Mädchen heische,
erwerben kann ich's allerwärts, o Söhnchen!
Drum scheert sich Achmet wenig oder gar nicht.
Er flog vielmehr davon in seine Stube

und rückte nah dem Rechen und den Kleidern;
begann sich anzulegen schöne Kleidung:
vorerst die Knopfgamaschen und die Hosen.
Mehr Gold ist unterm Knie ihm angebracht
als klarer Tuchstoff oberhalb des Knies.
    Dann zog er an den Leib den grünen Dolman,
der ganz versteift von lauterm Golde war;
auf ihm sind angefügt der Knöpfe dreissig,
ein jeder Knopf im Werth von vier Dukaten.
    Darüber warf er sich die Flügelspangen
und schnürte fest den köstlich feinen Gürtel
sich von der Hüfte bis zur Rippe biegsam;
doch auf das Haupt ein Käpplein nur, das Fezlein;
und rund herum belud er sich mit Wehren.
    Wie prächtig sich der Jüngling angekleidet!
Ist von Natur schon adlig fein sein Leib,
dazu mit herrlichem Gewand bekleidet;
geblendet senkt dein Blick sich vor dem Jüngling.
    Dann zog er an die Socken und die Stiefel,
ergriff die Flintenbüchse in der Mitten
und rannte zu dem Renner in die Keller.
    Als er zum Renner in die Keller kam
gefesselt hat der Vater ihm den Renner,
drei Ketten liegen an des Schimmels Füssen.
    Da schau die Qual, o Achmet Vidirlijić!
Er sann und sann und nahm den Sinn zusammen,
warf ab die Stiefel, zog sich an Opanken
und sprang davon durchs grüne Blachgefilde.

* * *

    Ein jeder Weg nach Klobuk hin ihn führte.
Zur schönsten Zeit hinab er stieg ins Thal
nach dem Akšám-, vor dem Jatsú-Gebet
zum Rain der weissen Wartburg Risović's.
    Da waren viele Feuer angezunden,
dieweil schon eingetroffen Hauptmann Fildus.
Gewieher schallt der Renner und der Zelter,
Trommeten schmettern hell und Kastagnetten,
dazwischen hallen schnelle Trommelwirbel.
Für die Gefolgschaft Zelte sind errichtet.
    Er kann sich unbemerkt nicht nah'n dem Lager,

drum ging er weiter um das grün Gefilde
zum Schulzen Klaus, des Begen Lehensbauern,
der bei dem Beg Verwalter ist der Lehen.
Er trat hinein zu ihm ins Tafelzimmer,
allwo in guter Stube sitzt der Schulze.
»Euch helfe Gott!« zum Gruss entbot er ihnen,
sie ihm zur Antwort trauten Gegengruss:
— Dir sei Gesundheit, Achmet Vidirlijić!
Zu allerletzt des Niklas Eheliebste:
— Dir sei Gesundheit, Achmet Vidirlijić!
Um Gottes Willen, was hast du gethan!
Warum begabst dich Zlatka Risović's,
dass ihrer Lieb sich freue Hauptmann Fildus,
mein Achmet, während deiner Lebenstage?!
Darauf ihr leise gab zur Antwort Achmet:
— Darum, weil so von Gott es war beschieden!
Und weiter sprach zu ihm des Schulzen Fraue:
— Was thätst du widmen, Achmet Vidirlijić,
brächt' ich heut Nacht dich mit der Maid zusammen?
— Was magst du heischen, Niklas' Eheliebste?
— Kannst du gewähren, Achmet Vidirlijić,
mir heut' zu Nacht einhundert Golddukaten,
so werd' ich dich mit ihr zusammenführen!
Abwarten mocht' ein weiter Wort nicht Achmet;
die Geldkatz schält herab er sich vom Leibe
und zählt ihr auf einhundert Stück Dukaten.
Nachdem sie überblickt die Golddukaten,
that sie das Gold sich schütten in die Taschen,
erhob sich hurtig auf die leichten Füsse,
an seiner weissen Hand sie ihn erfasste
und führte gleich ihn ein in ihre Stube.
Da steh'n sie auch schon vor der Saffian-Truhe.
Sie hob heraus die schöne Festgewandung,
welch' Art zu tragen schmucke Mädchen pflegen
und sprach mit leisen Lauten so zu Achmet:
— Ei leg' nun ab von dir die Leibgewandung!
Ganz sich entkleidet Achmet Vidirlijić.
Sie zog ihm an aus Seidencrêpe ein Hemde
und auf die Beine Sämischlederhöschen.
Aus Seiden und aus Sammt darüber Röckchen;
aufs Haupt ein Fezlein setzt sie ihm als Käppchen.
Zu Strähnen löst sie ihm den Haarzopf auf,

Dreht ein ihm krause Stirn- und Ohrenlöckchen
und flicht ihm kunstvoll fein die Zöpfchen ein.
Nachdem sie schön ihn also ausgestattet,
wie schmucke Mädchen sich zu kleiden pflegen —
ihm fehlt der Kinnbart und ihm fehlt der Schnurrbart,
der Jüngling schöner schien als jedes Mädchen.
Noch an die Füsse Goldpantöffelchen,
Holzschuhe drauf besetzt mit Perlmutter.
Vor's Antlitz nahm er einen Crêpeflorschleier.
Von hinnen gingen nun die jungen Leutchen
und schritten fürbass durch das grün Gefilde.
Die junge Frau anhub ihn zu berathen:
— O Achmet mein, des Vidirlijić Sprössling!
Sobald wir zu den weissen Bauten kommen,
allwo der Landeshauptmann Fildus sitzt
und ihm zur Seite Risović der Beg
und in der Runde dreissig Kapitäne,
zu ihnen werd' ich in das Zimmer treten,
du aber Achmet, folg' mir hinten nach,
bleib angelehnt du an der weissen Thüre.
Entbieten werd' ich ihnen Gott zum Gruss;
sie werden »Mit Gesundheit!« mir erwidern —
— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — Beg Risović als allerletzter frägt:
— Was kamst du her, du meine Lehensbäuerin?
was hast du da für Mädchen hergebracht?
— Vom Dorf ein Bäschen kam mir auf Besuch.
Nun hörten wir von eurem Freudenfeste,
dass Zlatka morgen auf die Wander zieht.
So kam ich denn auf einen Sprung hierher.
Von euch ich heisch' im Zimmer die Erlaubniss,
zu ihr zu gehen in die Kemenate,
um eine Weil' zu seh'n sie auf der Stube.
Zu ihr mit voller Stimme sprechen alle:
— Beliebt's, so geh' und bleibe bis zum Frühroth!
Indess sie im Gespräch begriffen waren,
nahm einen Anlauf Achmet Vidirlijić,
die Rockschöss' küsst' er und die Hand dem Beg.
Mit dreissig Rupien ihn der Beg beschenkte.
Als er die Hand dem Hauptmann Fildus küsste,
beschenkte Fildus ihn mit vierundvierzig.

Er küsste alle dreissig Kapitäne.
Es schämte sich der eine vor dem andern,
sie gaben reichlich Achmet Vidirlijić.
Hinaus sie gingen aus der goldnen Stube
und gingen in die Frauenkemenate,
allwo das Edelfräulein Zlatka weilte.
Als ein sie traten in das Goldgemach,
lag Zlatka ausgestreckt im weichen Pfühle,
die Hände über'm Kissen ausgebreitet,
die Füss' entlang dem Teppich ausgestreckt.
Ganz hell erglänzt sie, wie vom Eis ein Zapfen,
und schimmert weiss, gleichwie vom Schnee ein Ball.
Es warten ihrer vierzig Anstandsfrauen.
Itzt trat die schlanke Katholikin ein
und rief nun ihnen zu ein: ‚Helf' euch Gott!'
Die Frauen riefen alle: ‚Sollst gesund sein!'
Zu allerletzt auch Zlatka aus dem Pfühle:
— Du sollst gesund sein, unsre Lehensbäuerin!
Was hast du dir für Mädchen angeschafft?
Ist gar viel ähnlich meiner Liebessehnsucht,
dem Achmet mein, dem Sohn des Vidirlija.
— Vom Dorf mir kam dies Bäschen auf Besuch.
Nun wir von deinem Freudenfest vernahmen,
dass morgen, junges Blut, du wandern wirst.
Darnach entgegnet Zlatka aus dem Pfühle:
— Geh, Mädchen, setz du dich bei mir mal nieder
und reib mir meine Füsse bis zum Knie,
die weissen Hände bis zum Ellenbogen!
(dieweil die junge Maid errathen hatte,
es sei persönlich Achmet Vidirlijić).
Auf seinem Kissen lässt sich Achmet nieder
und reibt ihr ab die Füsse bis zum Knie,
die weissen Hände bis zum Ellenbogen
und lässt die Hand entgleiten bis zum Mäuslein.
Sobald das Fräulein wahrgenommen hatte,
dass eines Mannes Hand am Leib ihr krabbelt,
befiel sie ganz ein Thau vor Liebeswonne;
sie streckte sich im weichen Kissen aus
und beide Lichterflammen aus sie löschte.
Bis wied'rum Licht die Odalisken machten,
war auch schon Achmet Zlatka's froh geworden.

Dann sprach sie leise zu den Ehrenfrauen:
— Vernehmt einmal mich, meine Kammerfräulein!
Geht, Liebste, jetzt hinauf in eure Stuben;
ich möcht' in meiner Kemenate ruhen.
Am Morgen gilt's, sich auf die Reise machen.
Bis ich zur weissen Burg nach Livno komme
zu meinem liebsten Landeshauptmann Fildus,
traumhäuptig darf ich, junges Blut, nicht sein;
denn dann soll's Kosen mit dem Liebsten angeh'n!
Das kam recht sehr erwünscht den Anstandsfrauen,
und sie verloren sich auf ihre Stuben.
Bei ihr blieb Achmet auf der Kemenate.
Aufsprang sie hurtig auf die leichten Beine,
umhalste ihn mit ihren weissen Armen:
— Wo steckst du, Achmet, meiner Augen Licht!
Entfliehen wir zu deinem weissen Hofe?
Zur Antwort Achmet ihr mit leisen Lauten:
— Bin eben drum zu dir hierher gekommen.
Als sich der Nacht die Halbscheidt abgebröckelt,
aufsprangen sie auf ihre leichten Beine.
Das Fräulein ihr Gewand in Ordnung brachte;
sie gingen fort aus der bemalten Wartburg
und waren bald in Nikolaus' Gehöfte
und traten ein ins goldgetäfelt Zimmer.
Die Frauenkleidung legte Achmet ab
und zog sich wieder seine Kleidung an
und schmückte rund herum sich aus mit Waffen.
Nachdem der Jüngling schön sich ausgestattet,
ergriff das Wort der Schulze Nikolaus:
— Geduld ein wenig, Achmet Vidirlijić!
Erst will ich einen Schreibebrief verfassen
an meinen Herzensbruder Wolf im Weissbart.
Er soll dich durch das Hochgebirg geleiten
und nirgendwie ein Leides dir bereiten.
Gar äusserst angenehm dies Achmet war.
Der hub ein zartes Briefchen an zu schreiben,
doch schreibt er das, was er gesagt, mit nichten,
vielmehr es schreibt der Bankart einer Metze:
»O Wolf im Weissbart, mir durch Wahl verbrüdert!
»Empfange dieses zarte Schreibebriefchen.
»Dir kommt gezogen Achmet Vidirlijić
»und führt des Weges Zlatka Risović's.

»Auf Lauer ihn erwart bei deinem Blockhaus
»und bind ihm auf dem Rücken fest die Hände;
»behalt dir seine Zlatka Risović's,
»entführ ihn in der Italiener Sprengel.
»Dahin gedenk' auch ich heut Nacht zu trollen,
»um zu beweiben Marian den Sohn.
»Dich werd' ich glücklich machen für dein Leben!«
Zu Marian, dem Sohn, er sprach gewendet:
— Da nimm an dich dies zarte Schreibebriefchen
und geh, geleit hinauf ihn zu dem Blockhaus!
Sie zogen heiter ab und froher Dinge.

* * *

Ein jeder Weg hinan sie führt zum Blockhaus.
Dann sprach zu ihnen Marian, das Kind:
— Lasst hier ein wenig euch im Haine nieder,
indess ich mich hinaufbemüh' zum Blockhaus!
So liessen sie sich hier im Haine nieder,
er aber ging zum holzgefügten Blockhaus.
Zum Gruss ein ‚Helfgott!' rief er den Panduren
und nahm zur Hand des Weissbarts einen Anlauf,
beliess das Schreiben ihm in seiner Hand.
Sobald den Brief der Erzschelm durchgelesen,
ertheilt er rasche Weisung den Panduren:
— Geht hin, ergreifet Achmet Vidirlijić,
entführt ihn in der Italiener Sprengel!
Bald sie umringten Achmet Vidirlijić,
umringten ihn und fingen ihn lebendig
und fesselten ihm seine weissen Hände.
Gewinsel tönt des prächtigen Edelfräuleins,
sie kuckt vor Leid gleich einem Kuckuckvogel
und wimmert trillernd, gleich wie eine Schwalbe.
Sie hält sich fest am Zipfel seines Dolmans
und folgt ihm Schritt für Schritt ins Hochgebirge,
hinan den Saumpfad auf das Hochgebirge.
Einher vor ihnen schreitet Wolf im Weissbart
und hinter ihm an dreissig Mann Panduren.
Dahin sie führen Achmet Vidirlijić.

* * *

Als sie im weissen Prolog sich befanden,
entlang durch's grüne Prolog-Hochgebirge
erscholl das Wehgekreisch des holden Fräuleins,

Der Rottenhauptmann Mijat sie erspähte.
Sofort zur Rottgefolgschaft Mijat sprach:
— Vernehmt einmal mich, graue Edelfalken!
Ei schau den Bankart einer, Wolf im Weissbart,
was der verübt für seltnen Schurkenstreich,
wie seine Seel' er sündenvoll belädt,
indem er eines Mädchens Glück verwüstet!
Drei volle Jahre sind nun schon verflossen,
dass Vidirlija's Kind zum Fensterln geht
und Liebelei mit Zlatka pflegt zu Klobuk.
Wiewohl ich ihn ein jedes Mal gewahrte,
hab' ich nicht einmal ihm ein Leid bereitet.
Da hat nun Achmet dort sein Lieb befreit;
und beide fing lebendig ein der Weissbart!
Lasst uns erlösen aus den Uebeln Zlatka!
Du kriegst sie nicht, mein Ehrenwort zum Pfande!
Der Greis daheim hat nur den einzigen Jungen.
Der Vater Achmet's ist gar hochbetagt,
setzt er sich nieder, kann er selbst nicht aufsteh'n.
So wie's vom Grenzgebiet die Türken hören,
die werden Achmet's Loos zu sühnen wissen,
doch wird auch uns kein laues Lüftchen wehen!
Drum hört einmal mich, meine theueren Brüder!
fallt hinter harten Föhrenstämmen nieder,
ein Jeder nehme seinen Mann auf's Korn,
ich, traun, behalte vor mir Wolf im Weissbart!
Dies sprachen sie und sprangen auf die Beine
und fielen nieder hinter harten Föhren
und auf die Büchsen sie empfingen jene.
Sie luden los auf einmal dreissig Büchsen,
so mancher traf und mancher traf auch nicht,
doch Wolf, der sank, so breit der Weg, zu Boden;
denn Mijat hatte trefflich ihn getroffen,
just in die Stirne, wo die Brauen sich banden.
Wer übrig blieb, der fand sein Heil im Flüchten.
Vordrang zu Achmet Vidirlijić Mijat
und löste los ihm seine weissen Hände:
— Nun Achmet geh, da hast du jetzt dein Schätzchen!
Wirst deinem Vater meinen Gruss bestellen!
Alsdann entgegnet Achmet Vidirlijić:
— O Mijat, du mein süsser Herzensbruder!

du wirst mit mir zur Feuerstelle gehen
zum greisen Vidirlija, meinem Vater!
Der Vater wird dich weidlich reich bedenken,
und süss wir uns durch Wahl verbrüdern werden,
als ob wir Kinder einer Mutter wären!
Sofort sprang auf die Beine Mijat auf
und schritt voraus vor ihnen auf dem Saumpfad
dahin zur weissen Burg Vidirlijić's.
Als in den Marmorhof hinein sie kamen,
da sprach zu ihm jung Achmet Vidirlijić:
— Setz dich ein wenig hier im Hofe nieder
aufs grüne Sofa, theuerer Herzensbruder,
ich aber geh' zum Vater auf die Stube,
um ihm zu künden, was und wie's geschehen!
Schon vor dem Greis sie auf der Stube stehen.
Selâm! auf türkisch rief er zu dem Vater,
flog hin zu seinem Schooss und seinem Knie,
küsst ihm den Schooss und küsst ihn auf die Hand
und küsst den Vater auf den weissen Bart.
Er aber sprach zum Sohn mit leisen Lauten:
— Bist du gesund, mein Sohn, und frohgemuth?
Wahrheitgemäss erzählt im Achmet Alles.
Sobald der Greis der Rede Sinn begriffen,
vom Boden sprang er hurtig auf die Beine:
— Renn, Achmet, schnell, o du mein liebstes Kind,
mir führe her den Rottenhauptmann Mijat!
Bei Achmet giebt es keine Gegenrede,
und schon ist unten er im Marmorhofe,
und Mijat that er an der Hand ergreifen:
— O Mijat, dich beruft hinauf der Vater!
Hinauf er führt ihn in die gold'ne Stube.
Der Greis sprang hurtig auf die leichten Beine,
empfing ihn, aufrecht stehend auf den Füssen
und bot ihm auf sein »Helfgott!« Gegengruss.
Sie küssten sich ins weisse Angesicht
und liessen sich auf weicher Matte nieder.
Dann nahm das Wort der hochbetagte Greis:
— Traun wohlgethan, o süsser Herzensbruder!
Dieweil du meinen Sohn befreit aus Nöthen,
das bleibt uns eingedenk, so lang wir leben.
Nun aber heisch, was nur du magst begehren.

Magst etwan meine Wartburg an der Grenze
oder das Hundert meiner Bauerngüter?
Dir geb' ich Alles, auf mein Ehrenwort,
zum Segen dir auf allen beiden Welten!
Darauf entgegnet Rottenhauptmann Mijat:
— Gar kein Begehr nach alledem ich trage.
Mit deinem Sohn nur möcht' ich mich verbrüdern.
Er soll mir sein ein süsser Herzensbruder.
Gerath' ich irgend einmal in Bedrängniss,
dass irgendwo ich Schutz und Zuflucht fände.
Als dies vernahm der greise Vidirlija,
ergriff er gleich die Schlüssel zu der Schublad'
und zählt' ihm auf eintausend Golddukaten
und zog hervor ein goldgesticktes Tüchel
und band die Golddukaten in das Tüchel:
— Da hast du, nimm das, Rottenhauptmann Mijat,
schlürf einen Kaffee, trink dich satt an Raki,
erfreue bei dem Blockhaus die Gefolgschaft.
Du bleibst uns hier zu Gast für eine Woche!
— Verweilen, Greis, kann ich auch nicht ein Stündchen.
Allein ist mir verblieben mein Gefolge.
Jetzt wird von unten Hauptmann Fildus kommen
mit seinen wohl fünfhundert Hochgezeitern.
Da heisst es, ihn ein wenig zu empfangen!
Dies sprach er und erhob sich auf die Beine,
ergriff die Flintenbüchse in der Mitten,
entfloh von dannen durch das grün Gefilde
und traf bald ein beim holzgebauten Blockhaus.
Kaum sass er kurze Weile bei dem Blockhaus
— die Rottschaft theilte sich die weichen Füchse,
so da für sie der Alte zugemittelt —
als angezogen Hauptmann Fildus kam
und hinterdrein fünfhundert Hochgezeiter.
Es flattern hinten nach die Fahnentücher,
es hämmern rund umher die Trommelklöppel.
Sein Aufzug prächtig, wie bei einem Vezier.
Handpferde tummeln sich vor ihm einher
mit Silber ganz bedeckt und lauterm Golde.
Allda bemerkte Landeshauptmann Fildus:
— Wo zog vorbei, er, Achmet Vidirlijić!
Wie müssen die ihn hier empfangen haben!
Hier hat fürwahr ein Kampf sich abgespielt!

Entgegen lief ihm Rottenhauptmann Mijat;
er sagt' ihm Alles, was und wie's geschehen.
Darauf zu Antwort Landeshauptmann Fildus:
— Traun ausgezeichnet, Rottenhauptmann Mijat,
dass du so edel, (sagt er) hast gehandelt!
Geriethest irgendwie du selbst in Nöthen,
ich würde dir in Schutz dein Leben nehmen.
Für deine Ehre würd' ich opfern Rupien,
dreitausend Rupien gerne würd' ich opfern,
(nach rückwärts glitt die Hand ihm in den Quersack,
er gab ihm hin fünfhundert Golddukaten),
weil du den Sohn Vidirlija's errettet!
Der Vater hat nur ihn, den einzigen Sohn.
Verbleib denn mir gesegnet und in Frieden!
Bei seinem Blockhaus Mijat blieb zurücke,
nach seinem Livno kehrte Fildus heim
und nahm zur Frau ein ander Magedein.

Schluss.

Der Guslar.

Es war im Jahre 1183 der Hedžira, als den moslimischen Fischer Šestan zu Konjica an der Narenta seine einzige Bula mit einem Knaben beschenkte. Das Büblein erhielt den Namen Omer. Omers Grossvater war als Trossknecht aus Asien, ein echter Osmanli, mit einem herzögischen Begen nach Konjica gekommen und hatte sich da verheirathet. Sein Sohn Šestan, der Erbe seiner sämmtlichen Besitzthümer, nämlich einer windschiefen, an einer Berglehne angeklebten Hütte am rechten Flussufer ausserhalb Konjica, wurde ein Fischer. Er that so, wie die Anderen und nahm ein Weib, aber die Ehe blieb öde, bis endlich klein Omer mit seinem Geschrei die Hütte auszufüllen begann. Als Omer laufen konnte, nahm ihn Šestan der Vater gewöhnlich zum Fischfang mit. Im Frühjahre 1188 (noch immer der Hedžira) kam einmal Omer heulend und allein zur Mutter heim und erzählte ihr, Šestan der Vater sei vom Ufer in den Fluss hinuntergepurzelt und nicht wieder zum Vorschein gekommen. Die Wittwe zerkratzte sich mit den Fingernägeln die Wangen und den Busen, raufte sich das Haar aus, warf sich jammernd zu Boden und legte schliesslich die Kleider verkehrt an, doch der Fluss spie ihren Mann nicht wieder aus.

Im Sommer, als die Tage am längsten und in Omers Hütte die Bissen am schmälsten waren, sprach die Mutter weinend zum Söhnchen: »O mein

Sohn, meine Ernährung! So lange mein Mann, dein Vater, am Leben war, hatten wir genug zu essen. Jetzt ist das Glück uns entronnen und auf der kalten Feuerstätte lagert das Unglück. Ich bin krank und kann nicht auf Taglohn zu fremden Leuten. Du bist klein und schwach und unverständig, zu erwerben. Zu betteln erlaubt uns unsere Ehre nicht. Ich bin eines Türken Tochter und du ein echter Osmanli. Weisst du, meine Seele, ich werde Hanf spinnen und du wirst das Gespunst in den Han tragen und ausbieten an die Reisenden, die Rast halten. So werden wir uns ernähren und der Noth erwehren, bis du zu Jahren kommst!«

Omer nahm einen Knäuel Hanffaden in ein Säckchen und ging bekümmert zum Han an der Heerstrasse. Eben war eine Karawane Kaufleute des Weges von Sarajevo angelangt. Die Pferde mit den Waaren liessen sie unter Obhut der Wärter, selber aber setzten sie sich im Han nieder, um sich mit Nahrung zu stärken, mit Kaffee und Raki zu erlaben. Omer kauerte schüchtern in einem Winkel nieder und horchte den Gesprächen zu. Bald fand sich ein Guslar ein. Der stimmte ein Lied von alten Zeiten und Heldenthaten an, um dafür den klingenden Dank der Kaufleute zu verdienen.

Ein alter Kaufherr, Hadži Mujo aus Mostar, der schon viermal zur Kaba gepilgert war und daheim aus lauter Frömmigkeit im weissen Sterbegewande umherzugehen pflegte, war das Oberhaupt der Karawane. Er gewahrte klein Omer und reichte ihm ein Stück Hammelbraten. Der Knabe gefiel ihm. Als das Lied zu Ende war, fragte er ihn scherzend: »Hast du dir, Kind, das Lied nur gut gemerkt, damit du es einst weitersingen kannst?« — »Habe es, Effendi!« — »Na, so lass hören; wenn du es kannst, bekommst du einen Silberdenar!« Omer hub zu recitiren an, fliessend, ernst und angemessen. Alle verstummten, den Knaben bewundernd. Als er fertig war, belobten und beschenkten ihn Alle mit kleiner Münze. Der alte Aga beglückwünschte den Hadži zu dem gedächtnissstarken Söhnchen, doch Omer unterbrach das Lob: »Ich bin Omer, der Sohn Šestan's aus der oberen Mahala!« — »So?« bemerkte mit Vorwurf der Alte, »warum lässt dich denn dein Vater im Han herumlungern?« Darauf erzählte Omer seine Geschichte und wie er hergekommen, um den Hanfknäuel zu verkaufen.

Ein junger Kaufmann aus Nevesinje, Kuna Dachsbein, Sohn Selimagas des Zweinasigen, nahm ihm den Knäuel ab und rief aus: »Wir wollen der armen Wittwe Gespunst versteigern. Ich gebe zwei Denare, wer giebt mehr?« Jusufaga Schiefmaul bot fünf, Hasan der Schnuppezer sechs, Ibrahim der Leibschneider acht, und so steigerten die Kaufleute den Preis, bis endlich der alte Aga sagte: »So wahr ich Hadži Mujo und nicht Mikola der Kalksieder heisse, ich gebe fünf goldene Medžidijen. Es sei zum Seelenheil von Omers Grossvater, den ich als trefflichen Menschen gekannt!« Niemand bot mehr. »Aber, ihr schönen Agen vom Herzogthum, ihr dürft nicht sagen, Mujo der Greis habe euch das Gespunst weggeschnappt. Ihr sollt auch jedweder einen

Theil davon haben. Jeder Aršin kostet bei mit einen Silberdenar. Unter einer Medžidije verkaufe ich Niemandem auf einmal. Wer mir nichts abkauft, dessen Kinder mögen, wie Omer der Junge, in Hanen ihrer Mutter Gespunst feilbieten!«

Um das Gespunst entstand ein gross Geriss. In kürzester Frist hatte Mujo einunddreissig Medžidijen in Gold gelöst und er übergab sie mit seinen früheren fünf Stücken Omer: »Nimm das, Kind, und trage es zu deiner Mutter heim. Giebt Gott Gesundheit bis aufs Jahr und wir treffen uns wieder, wird dich der Aga noch reicher beschenken, aber schöne Lieder musst du ihm aufsagen können!«

Mit Esswaaren bepackt, dass er sie kaum erschleppen konnte, und einem Baarbetrage von 36 Medžidijen und 8 Silberdenaren eilte Omer heim. Kaum zeigte er der Mutter die Schätze, fing sie zu weheklagen an: »O wehe mir, mein einzig Kind ist ein Dieb geworden! Gleich musst du dies alles an den Fundort zurücktragen!« Von seinem Berichte glaubte sie ihm keine Silbe. Hastig hing sie sich den dichten Schleier vor und lief schnurstracks mit Omer zum Han hin. Sie kam gerade zurecht, wie die Karawane abzog und erfuhr, dass ihr Sohn nicht gelogen. Hadži Mujo schenkte ihr noch seinen Mantel und sagte: »Nimm das. Schneide dem Kinde ein Kleid zu!«

Von dem Tag an zählte man Omer zu den Stammgästen des Hans. Er lernte eifrig von Guslaren Lieder und gab bei Gelegenheit welche zum besten. Herangewachsen ergriff er ein Handwerk, das seinen Aufenthalt im Han rechtfertigte. Er wurde Opankenflicker für Reisende. Damit ernährte er sich, seine Mutter und späterhin Weib und Kinder.

Im Jahre 1263 der obgedachten heiligen Prophetenflucht oder, ganz genau, am 8. März im Jahre des Heils 1885 hockte der alte Knabe Omer Šestanović im Han mir gegenüber und erzählte mir seine Geschichte. Er und die übrigen Müssighocker rauchten meinen Tabak und erquickten sich für mein Geld mit Šerbe, einem kaffeebraunen, süsslichen und einfachen, aber nach meinem Geschmacke kräftigen Brechmittel. Trotz seinen 80 Jahren war der kleine Alte sehr regsam, hatte volles Haupthaar und einen langen, wohlgepflegten grauen Bart. Mit seinen hellblauen Aeuglein guckte er so heiter vergnügt darein, wie ein Bergmännchen im deutschen Märchenbuch. Er wunderte sich, dass ich noch ledig sei und bemerkte dann, er habe alle seine Kinder versorgt und kürzlich erst wieder, nach dem Ableben seiner zweiten Frau, ein Mädchen von zweiundzwanzig Jahren heimgeführt. Dazu sagte ich kurz: »Peke!« (schön). Er fasste dies als Ironie auf und fügte hinzu, er sei noch tüchtig in puncto puncti und brauche noch lange keinen Nebenmann. Darauf ich: »Vielleicht sie?« Ein dröhnendes Lachen aller, in das Omer gemüthlich mit einstimmte, war die Antwort auf meinen unüberlegten Einwurf. »Na, die Befürchtung ist überflüssig. Wenn es dazu kommt, mache ich es wie der alte Fildus Kapitän.« — »Wie hat er es denn gemacht?« — »Er nahm eine andere, als ihm Vidirlijić

Ahmo die Braut gestohlen«. Ich schwur beim Taschenveitel, mit dem der Schöpfer die himmlischen Fackeln geschnitzt, ich wusste von dieser Begebenheit kein Wort. Die Anwesenden versicherten, das wäre ein gutes Lied Omer's.

Kurzum, der Alte erklärte sich bereit, mir auch dieses Lied gleich vorzutragen. Als ich ihm früher meine Guslen gereicht, lehnte er sie ab, weil er seine Lieder stets ohne Guslen vorsage. Den Beweis, dass man auch ohne Guslenbegleitung schlechte Verse machen kann, erbrachte er genügend, aber er erwies sich zugleich als ein ausgezeichneter Recitator, der, abgesehen von dem bei Orientalen unvermeidlichen singenden Tonfall, mit gediegenem Verständniss und künstlerischem Pathos vorzutragen versteht. Seinesgleichen fand ich nur noch einen Sprecher-Guslaren, Namens Avdija Salijević, aber Omer war ihm doch überlegen. Das Lied ist wörtlich aufgenommen. Hinter prihvatili S. 313, Z. 7 v. u. liess er die Uebergangsverse ausfallen, die ein Guslar, zu den Guslen singend, den Zuhörern gewiss nicht geschenkt haben würde. Ihm, dem Redner, passte dagegen in die Lebhaftigkeit des Vortrages die schleppende Wiederholung des Epikers nicht hinein. Er half sich mit einer geschickten Bewegung der flach ausgestreckten linken Hand und durch ausdrucksvolles Mienenspiel über die Kluft hinüber. Zum Schluss las ich ihm meine Niederschrift vor. Sein kindliches Entzücken darüber, zumal als ich ihm versprach, ich werde sein Lied im weissen Wien verdeutschen und den Schriftgelehrten bekannt machen, wäre schwer zu beschreiben. Wir verbrüderten uns nachher und ich kaufte für seine Frau um einen Gulden ein Paar versilberte Ohrgehänge, denn er selbst mochte von mir als seinem Herzensbruder keine Entlohnung für die Lieder annehmen. Zu seiner Charakteristik will ich noch erwähnen, dass er mir, als ich gelegentlich beispielsweise eines Abenteuers des Prinzen Marko gedachte, dies verübelte, indem er mit der Hand eine wegwerfende Bewegung machte und dazu sagte: bila nekakva mehorina (das war so ein unförmiger Weinschlauch). Daran aber, dass die moslimischen Helden seiner Lieder im Suff den Prinzen vielleicht übertreffen, nahm er keinen Anstoss.

Die Liederüberschrift (der Titel) von Omer.

Die ausführlichen folkloristischen und philologischen Erläuterungen zu dem Guslarenliede, die ich verfasst, entfallen hier Raummangels wegen. Nur soviel muss ich bemerken, dass im Texte S. 309 l. Z. u. 310, Spalte 2, 4. Z. v. o.: udaj*e*; S. 310, Sp. 1, Z. 6 v. o: kićen*o*; S. 310, Sp. 2, Z. 29 v. o: pr*e*stala; S. 312, Sp. 2, Z. 13 v. o.: pr*e*mače; S. 313, Sp. 2, Z. 11 v. u.: un*ii*gji; S. 313, Sp. 2, Z. 10 v. u.: pr*e*sloni; S. 314, Sp. 1, Z. 1 v. o.: u 'odaj*i*; S. 314, Sp. 2, Z. 5 v. o.: di je joj; S. 315, Sp. 2, Z. 3 v. o.: spor*a*d; S. 315, Sp. 2, Z. 15 v. o.: ču*n*du; S. 316, Sp. 2, Z. 23 v. o.: čekmed*žije*; S. 316, Sp. 2, Z. 15 v. u.: obeseli und S. 317, Sp. 1, Z. 4 v. o.: *dabla*hana keine Druckfehler sind. — Auf S. 313, Sp. 1, Z. 13 v. o. ist [Niki] eine Einschaltung von mir.

Wien, am 20. Dezember 1895.

Alfred Götze.

Ueber neolithischen Handel.

Ueber neolithischen Handel.

Von **Alfred Götze.**

Während die ältesten Metalle, das Kupfer, die Bronze und das Gold, hinsichtlich ihrer Herkunft und Verbreitung über die verschiedenen europäischen Länder schon seit langem Gegenstand eifriger Untersuchungen sind, hat man den neolithischen Handel ziemlich vernachlässigt. Und doch wäre es gerade für die ersterwähnten Fragen von grossem Werth, zu wissen, in welchem Grade der Verbreitung der Metalle durch den neolithischen Handel schon vorgearbeitet war, zwischen welchen Gegenden bereits Handelsbeziehungen bestanden und welchen Umfang dieselben zu der Zeit hatten, als die Metalle anfingen, Allgemeingut der europäischen Völker zu werden.

Im Einzelnen hat man ja schon öfter auf diesen oder jenen steinzeitlichen Gegenstand oder Typus aufmerksam gemacht, der ausserhalb seiner Heimat angetroffen wurde und so auf Handelsbeziehungen hinwies, so z. B. Voss[1]), Virchow[2]), Montelius[2]), Olshausen[3]), Genthe[4]) und viele Andere. Indessen hat man noch nicht versucht, die Exportstücke einer bestimmten Kulturprovinz in grösserer Anzahl zusammenzustellen und so die Wege bezw. die Richtungen, in denen sich der Handel von einem Punkte aus erstreckte, zu ermitteln.

Im Folgenden sei hiermit der Anfang gemacht, und zwar sollen die Exportstücke aus der thüringischen und der nordischen Kulturprovinz der jüngeren Steinzeit aufgeführt werden. Diese beiden Provinzen sind gewählt worden, weil sie wohl am besten bekannt sind und weil sie je eine Anzahl gut charakterisirter Formen ausgebildet haben.

Ueber die hier angewendete Methode sei bemerkt: Die räumliche Verbreitung einer gewissen Form kann verschiedene Ursachen haben. 1. Sehr ähnliche Formen können überall unabhängig von einander entstehen, wenn die

[1]) Voss und Stimming, Vorgeschichtl. Alterthümer aus der Mark Brandenburg, S. 6 ff.

[2]) Corresp.-Blatt der Deutschen anthrop. Gesellsch. 1891. S. 99 ff.

[3]) Verh. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1891, S. 286 ff.

[4]) Ueber den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden, S. 90.

Entstehungsbedingungen gleiche oder ähnliche sind, wenn also etwa Material oder Zweck zu ähnlichen Formen hinleiten (primäre Formen). 2. Aehnliche Formen können sich in benachbarten Ländern durch Uebertragung der Mode in Folge von Einwanderungen, Kriegszügen oder friedlichem Verkehr bilden; hierbei werden aber leicht Modifikationen, hauptsächlich in der Technik, entstehen. 3. Vereinzelte Gegenstände können durch Zufall von ihrer Heimat verschleppt sein. 4. Schliesslich werden gleiche Gegenstände durch Handel verbreitet. Nur letztere kommen hier in Betracht. Um also einen Gegenstand als Beweisstück für Handelsbeziehungen benutzen zu können, sind folgende Anforderungen an ihn zu stellen: Er muss ausserhalb des gewöhnlichen Verbreitungsbezirkes der betreffenden Form gefunden sein; sein Stil darf dem der letzteren nicht nur ähnlich, sondern muss ihm völlig gleich sein; er darf keiner primären Form angehören; das Material muss auch im Heimathsbezirk zu gleichen Formen verarbeitet sein; er darf in der Gegend seines Fundortes nicht isolirt stehen, sondern es müssen noch mehr Importstücke, wenn auch von anderer Form, aus seinem heimischen Bezirk vorhanden sein. Eine exakte Unterscheidung der primären und der entwickelten Formen ist nun aber nicht durchführbar, man ist auf eine gewisse Abschätzung angewiesen, bei der man sich auf ein formengeübtes Auge verlassen muss. Um nun Fehler möglichst zu vermeiden, sind im Folgenden nur solche Typen berücksichtigt, deren Unterschied von den primären Formen durch besonders markante Eigenschaften evident ist.

Thüringische Handelswaaren.

Die thüringische Steinzeitkultur ist die bedeutendste der in Deutschland selbstständig entwickelten. Die süddeutsche und die norddeutsche können nämlich nicht als selbstständige Gebilde gelten; die erstere ist im Wesentlichen ein Ausläufer der Pfahlbautenkultur der Alpenländer, während die letztere sich eng an das skandinavische Gebiet anlehnt. Die übrigen Kulturprovinzen, wie die nordwestdeutsche oder die ostpreussische, stehen aber der thüringischen hinsichtlich der Menge der gefundenen Objekte und der produzirten Typen bei weitem nach. Die Bedeutung der thüringischen Steinzeitkultur äussert sich nun auch in der Expansionskraft ihres Handels, wie sie im Folgenden zur Darstellung kommen soll. Eine scharfe Abgrenzung der thüringischen Kulturprovinz ist natürlich nicht möglich, um so weniger, als die verschiedenen neolithischen Perioden auch eine etwas verschiedene Ausdehnung hatten. Als ungefähre Grenze kann nach N der Harz, nach W und S der Thüringer Wald, nach O die weisse Elster und nach NO die Saalemündung gelten. Die ausserhalb

dieses Gebietes gefundenen Gegenstände, die als Exportstucke gelten, sind im Folgenden nach Typen geordnet aufgezahlt und auf der Kartenskizze mit einem römischen Buchstaben, entsprechend der Bezeichnung des Typus im Text, eingezeichnet.

A. Facettirte Steinhämmer.

Das Hauptmerkmal ist Schliff in Facetten, welche sich mit Ausnahme der Hammerfläche und des der Schneide zunachst liegenden Theiles auf die ganze Oberfläche parallel zur Längsaxe erstrecken; charakteristisch ist ferner die seitliche Verbreiterung in der Gegend des Schaftioches, die auf beiden Seiten in einen mehr oder weniger scharfen Grat parallel zum Schaftloch auslauft. Man kann zwei Varietaten unterscheiden: die eine entspricht der eben gegebenen Beschreibung (vgl. z. B. Verh. der Berl. anthrop. Gesellsch., 1893, S. 141, Fig. 1), bei der andern kommen noch zwei Merkmale hinzu, die seitliche Verstarkung des mittleren Theiles, der Grat, tritt ziemlich weit hervor, und der Schneidetheil ist nach unten verbreitert (vgl. z. B. Dorow, Opferstatten und Grabhugel, I. Band, Taf. I, Fig. 5). Als Material sind harte Schieferarten, haufig Kieselschiefer, verwendet. Die facettirten Hammer gehören ausschliesslich der Kultur der Schnurkeramik, der altesten neolithischen Gruppe Thuringens, an, ihre Fundstellen ausserhalb ihrer Thüringer Heimath sind folgende:

Kurische Nehrung, Ostpreussen (Konigsberg, Slg. d. Phys. okon. Gesellsch.).

Gross-Ponnau, Kr. Wehlau, Rb. Königsberg (Berlin, Mus. f. Völkerk., II, 5753).

Pelleningken, Kr. Insterburg, Rb. Gumbinnen (ebenda, II, 5754).

Westpreussen, ohne nähere Angabe des Fundortes (ebenda, I b, 82).

Kallies, Kr. Dramburg, Rb. Köslin (Stettin, Mus. 1971; briefl. Mitth. des Hrn. Stubenrauch).

Wiek, Kr. Greifswald, Rb. Stralsund. Der Fundort ist dadurch etwas verdächtig, dass der Vorbesitzer aus Magdeburg stammt (Berlin, Mus. f. Volkerk., I c, 1165).

Schmarsow, Kr. Prenzlau, Rb. Potsdam. Exemplar mit ziemlich verwaschenen Facetten (ebenda, II, 9884).

Eberswalde, Kr. Oberbarnim, Rb. Potsdam. Schneidehälfte (ebenda, I f, 388).

Pernitz, Kr. Zauch-Belzig, Rb. Potsdam (Voss u. Stimming a. a. O. S. 3).

Golzow, ebenda. Schneidehälfte (Berlin, Mus. f. Völkerk., I f, 1848).

Burg, Kr. Kottbus, Rb. Frankfurt. Schneidehälfte (ebenda, I f, 53).

Halberstadt, Rb. Magdeburg (Halle, Prov.-Mus.).

Bartensleben, Kr. Neuhaldensleben, Rb. Magdeburg (Berlin, Mus. für Völkerk., II, 186).

Plodda, Kr. Bitterfeld, Rb. Merseburg (ebenda, I g, 675).

Roitzsch, ebenda (Halle, Prov.-Mus.).

Glesien, Kr. Delitzsch, Rb. Merseburg (Berlin, Mus. f. Völkerk., I g, 664).

Schilda, Kr. Torgau, Rb. Merseburg (ebenda, II, 9770).

Grossrheide, Kr. Schleswig. Aus Serpentin, mit einem roh behauenen Feuersteinkeil zusammen gefunden (Hamburg, Slg. vorgesch. Alterth., briefl. Mitth. des Hrn. Dr. Hagen).

Toppenstedt, Kr. Winsen, Rb. Lüneburg (Hannover, Prov.-Mus., 2288).

Predöhl, Kr. Dannenberg, Rb. Lüneburg (Berlin, Mus. f. Völkerk., I l, 48).

Uelzen, Kr. Uelzen, Rb. Lüneburg (Hannover, Prov.-Mus., 2279).

Gifhorn, Rb. Lüneburg (ebenda, 2532).

Frielingen, Kr. Neustadt, Rb. Hannover. An der Schneidehälfte nachträglich abgeschliffen (ebenda, 3085).

Stolzenau, Rb. Hannover. Ein zweites ringförmiges Bohrloch ist angefangen (ebenda, 2793).

Kellerberg, Kr. Meppen, Rb. Osnabrück (ebenda, 2910).

Göttingen, Rb. Hildesheim (ebenda, 1950).

Salzderhelden, Kr. Einbeck, Rb. Hildesheim (ebenda, 1946).

Wiesbaden. In einem Hügelgrabe zusammen mit Schnurkeramik gefunden (Dorow, Opferstätten u. Grabhügel, Band I, Taf. I, Fig. 5).

Alzenau, Unterfranken (Berlin, Mus. f. Völkerk., II c, 1669).

Weigoldshausen, ebenda (ebenda, II c, 1889).

Grossumstadt, Grossh. Hessen. Aus Grabhügeln mit Schnurkeramik (Naue, Prähist. Blätter, VII, No. 1).

Jugenheim, ebenda. Zusammen mit zwei Thongefässen unter einer Granitplatte, die auf vier Granitblöcken ruhte, gefunden. Das Material ist nach Prof. Dr. Chelius wahrscheinlich Serpentin mit Granat und wohl ausländisch (Quartalsblätter d. hist. Ver. f. das Grossh. Hessen, N. F., I. Band, S. 431).

Heppenheim, ebenda (ebenda).

Oberhessen, ebenda (Kassel, Mus. Frid.).

Seeland, Dänemark (Voss u. Stimming a. a. O., S. 6 ff.).

Die facettirten Hämmer kommen ferner noch in Böhmen und in Ungarn vor. Die böhmischen Exemplare treten noch in ziemlicher Menge auf, sie unterscheiden sich von den thüringischen durch eine im Allgemeinen schlechtere Ausführung, ihre Formen sind mehr verwaschen. Wenn man hierzu berücksichtigt, dass die Funde von Schnurkeramik sich in Böhmen immer mehr häufen und so die Annahme einer daselbst heimischen Kultur der Schnurkeramik in Anlehnung an die Thüringer Gruppe möglich erscheinen lassen, so wird man vielleicht auch die dortigen facettirten Hämmer als einheimische Produkte ansehen können. Aber auch in diesem Falle darf man Böhmen nicht als Exportland für diesen Artikel gelten lassen, denn gerade die schönen, exakt gearbeiteten Exemplare mit verbreitertem Schneidetheile, die hauptsächlich als Exportstücke in Betracht kommen, scheinen in Böhmen fast ganz zu fehlen. Bezüglich der ungarischen Funde ist es bei ihrer Spärlichkeit zur Zeit nicht möglich, zu einem

sicheren Urtheil zu gelangen. Die Formen scheinen noch mehr verwaschen und unbestimmt als bei den böhmischen zu sein, so dass man vielleicht einen direkten Zusammenhang mit den thüringischen nicht einmal anzunehmen braucht.

B. Flache Steinhacken.

Charakteristisch ist die Abplattung der einen Breitseite, während die andere flach gewölbt ist; hierdurch kommt es, dass die Schneide, von vorn gesehen, in einer etwas gebogenen Linie verläuft[1]). Diese Hacke gehört in Europa der Kultur der Bandkeramik an, ist also ausser in Thüringen auch in ganz Süddeutschland heimisch. Die nördlich des deutschen Mittelgebirges gefundenen Exemplare sind gemäss ihrer Verbreitung wohl sämmtlich als Thüringer Fabrikat anzusehen.

Pillkoppen, Kr. Fischhausen, Rb. Königsberg, auf der kurischen Nehrung (Berlin, Mus. f. Völkerk., I a, 163).

Bagemühl, Kr. Prenzlau, Rb. Potsdam. Depotfund, bestehend aus 2 Hacken, 1 schuhleistenförmigen Geräth, 1 Beil und 3 grossen Hämmern, wahrscheinlich alles Thüringer Fabrikat (Verh. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1888, S. 117).

Erkner, Kr. Niederbarnim, Rb. Potsdam (Berl. Mus. f. Völkerk., I f, 4220).

Glindow, Kr. Zauch-Belzig, Rb. Potsdam. Depotfund (Nachrichten über Deutsche Alterthumsfunde, 1892, S. 32).

Grabow, ebenda (Berl. Mus. f. Völkerk., I f, 539).

Komptendorf, Kr. Kottbus, Rb. Frankfurt (ebenda, II, 8571).

Köhlingen, Kr. Bleckede, Rb. Lüneburg (Hannover, Prov.-Mus. 7314).

Lüneburg, drei Stück (ebenda 2090, 7312, 7313).

C. Schuhleistenförmige Steingeräthe.

Mit den eben angeführten Hacken haben sie die Abplattung der einen Seite und die Krümmung der Schneide gemeinsam, gleichwie sie auch zum Inventar der Kultur der Bandkeramik gehören und so im Allgemeinen dieselbe Verbreitung wie die Hacken haben. Sie unterscheiden sich von diesen in dem Verhältniss von Höhe zu Breite, indem die erstere meist grösser als die letztere ist (abgebildet z. B. bei Lindenschmit, Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, Band II, Heft 8, Taf. I, Fig. 12). Man darf sie nicht verwechseln mit den ziemlich ähnlichen nordischen Steinmeisseln (s. unten Typus VIII), bei denen die Abplattung sich auf den der Schneide benachbarten Theil beschränkt, während der grösste Theil des Schaftkörpers einen rundlichen Querschnitt hat, auch ist bei diesen die Schneide meist hohl geschliffen (vgl. S. Müller, Ordning af Danmarks Oldsager, Stenalderen No. 23). Bei den thüringischen und süd-

[1]) Abgebildet und besprochen in meiner Abhandlung: Die Gefässformen und Ornamente der neolith. schnurverzierten Keramik, Jena 1891, S. 5, Fig. 1.

deutschen Geräthen dagegen erstreckt sich die Abplattung über die ganze Länge des Stückes. Sie sind theils in der Nähe des stumpfen Endes parallel zur Schneide durchbohrt, theils fehlt die Bohrung.

Hohenkirch, Kr. Strasburg, Rb. Marienwerder (Berlin, Mus. f. Völkerk., I b, 333).

Pasewalk, Kr. Ueckermünde, Rb. Stettin (Stettin, Mus., 2183; briefl. Mitth. des Hrn. Stubenrauch).

Fiddichow, Kr. Greifenhagen, Rb. Stettin (ebenda, 2491; dgl.).

Kehrberg, ebenda (ebenda, 3928; dgl.).

Sinzlow, ebenda. Schneidehälfte (ebenda, 1152; dgl.).

Schwanenbeck, Kr. Saatzig, Rb. Stettin (ebenda, 3149; dgl.).

Lendershagen, Kr. Franzburg, Rb. Stralsund (Stralsund, Mus.).

Mohrdorf, ebenda (ebenda).

Bagemühl, Kr. Prenzlau, Rb. Potsdam (zum Depotfund gehörig, s. oben unter B).

Schönwerder, ebenda. Zwei Stück (Berlin, Märk. Prov.-Mus., II, 9057—58).

Wilmersdorf, Kr. Angermünde, Rb. Potsdam. Am Stielloch abgebrochen, mit einer zweiten Durchbohrung (ebenda, II, 20641).

Freienwalde, Kr. Oberbarnim, Rb. Potsdam (Berlin, Mus. f. Völkerk., I f, 2390).

Charlottenburg, Rb. Potsdam (ebenda, I f, 481).

Baruth, Kr. Jüterbock-Luckenwalde, Rb. Potsdam (ebenda, II, 10018).

Golzow, Kr. Zauch-Belzig, Rb. Potsdam (ebenda, I f, 1846).

Sammenthin, Kr. Arnswalde, Rb. Frankfurt (ebenda, I f, 3829; Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde, 1893, S. 87, Fig. 2; in der Zeichnung des Querschnittes ist gerade das charakteristische Merkmal, die Abplattung der einen Seite, falsch dargestellt).

Eichwerder, Kr. Soldin, Rb. Frankfurt (Berlin, Märk. Prov.-Mus., II, 9620).

Burg, Kr. Kottbus, Rb. Frankfurt (Berlin, Mus. f. Völkerk., II, 10525).

Schmogrow, ebenda (ebenda, II, 3548).

Kanig, Kr. Guben, Rb. Frankfurt (Guben, Slg. des Hrn. Th. Wilke).

Gnichwitz, Kr. Breslau (Berlin, Mus. f. Völkerk., I e, 202). Die isolirte Lage dieses Stückes lässt die Möglichkeit offen, dass es aus dem benachbarten Böhmen und nicht aus Thüringen stammt.

Freirode, Kr. Delitzsch, Rb. Merseburg. Depotfund, bestehend aus einem schuhleistenförmigen Geräth, einem grossen Beil (Pflugschar?) und zwei anderen Steingeräthen, wahrscheinlich sämmtlich Thüringer Produkte (Berlin, Mus. f. Völkerk., I g, 668 und 669).

Neumünster, Kr. Kiel, Rb. Schleswig (ebenda, II, 9112).

Uelzen, Kr. Uelzen, Rb. Lüneburg. Zwei Stücke, das eine ist an der Durchbohrung abgebrochen, eine zweite Bohrung ist mit einem cylindrischen Bohrer begonnen (Hannover, Prov.-Mus., 2080 und 2240).

Osnabrück, Rb. Osnabrück (ebenda, 2919).

Hamm, Kr. Hamm, Rb. Arnsberg (Berlin, Mus. f. Völkerk., I k, 15).

Lapitz, Mecklenburg-Strelitz (Photograph. Album der prähist. Ausstellung Berlin 1880, Sekt. V, Taf. 1).

Småland, Schweden (Stockholm, Statens hist. Mus., A 66).

D. Thongefässe.

In Thüringen kann man während der jüngeren Steinzeit mindestens drei scharf getrennte keramische Gruppen unterscheiden: die Schnurkeramik, die Bandkeramik und den Bernburger Typus. Von einer Beschreibung kann hier Abstand genommen werden, da sie vom Verfasser bereits an anderer Stelle eingehend behandelt sind[1]). Hier sei nur soviel gesagt: die Schnurkeramik gehört der ältesten neolithischen Periode Thüringens an. Sie hat in Thüringen ein hoch entwickeltes Centrum mit gut ausgebildeten Formen und Ornamenten, die sich von den sonst in Europa vorkommenden Gefässen mit Schnurornament unterscheiden lassen. Die Bandkeramik und der Bernburger Typus folgen in Thüringen zeitlich auf die Schnurkeramik[2]). Die erstere ist in ganz Süddeutschland und mindestens in einem grossen Theile Oesterreich-Ungarns heimisch; nach S und SO sind als äusserste Stationen bisher Butmir in Bosnien und Tordos in Siebenbürgen bekannt, verwandte Ornamente kommen aber auch in Troja vor; die Nordgrenze bildet im Allgemeinen das deutsche Mittelgebirge, welches im Wesentlichen nur in Thüringen überschritten wird (etwa bis zur Saalemündung). Im Gegensatz zu dieser ungeheuern Ausdehnung der Bandkeramik ist der Bernburger Typus eine ziemlich beschränkte lokale Bildung in der Gegend der unteren Saale.

Alle drei Gruppen haben Thongefässe exportirt. Aus der Thüringer Schnurkeramik befinden sich im Stettiner Museum drei Becher von

Wulkow, Kr. Saatzig,

Dobberphul, Kr. Greifenhagen,

Duchow, Kr. Randow, alle drei im Rb. Stettin.

Die Bandkeramik ist in einem Skeletgrabe bei **Schöningsburg**, Kr. Pyritz, Rb. Stettin, vertreten (Balt. Stud., XXXV, S. 390. — Walter, Präh. Funde in

[1]) Götze, Die Gefässformen und Ornamente der neolith. schnurverz. Keramik. Jena 1891. — Verhandl. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1892, S. 184 ff.

[2]) Dieses zeitliche Verhältniss zwischen Schnur- und Bandkeramik habe ich in meiner oben citirten Arbeit bereits im Jahre 1891 ausführlich zu beweisen versucht — zunächst für Thüringen. Herr Konstantin Koenen (Gefässkunde der vorröm., röm. u. fränk. Zeit in den Rheinlanden, Bonn 1895) beliebt nun 4 Jahre später, ohne meine Arbeit mit einem Worte zu erwähnen, gerade die umgekehrte Reihenfolge für die Rheinlande aufzustellen, in denen gemäss ihrer Lage zu Thüringen aller Wahrscheinlichkeit nach dieselben Verhältnisse wie in letzterem Lande vorliegen. In korrekter Weise hätte Hr. Koenen entweder den Nachweis führen müssen, dass die rheinischen Verhältnisse von den thüringischen total verschieden waren, oder er hätte mich widerlegen müssen. Jedenfalls durfte aber ein logisch geführter Beweis für seine Aufstellung nicht fehlen, nachdem für einen analogen Fall der Beweis des Gegentheils versucht war.

Pommern, Gymn.-Progr. 1889, No. 123. — Briefl. Mitth. des Hrn. Stubenrauch). Dieser Fund, welcher aus zwei ornamentirten und einem glatten Thongefässe, einem Feuersteinmesser, einer Austerschale (im Stettiner Museum, No. 2067), ferner einem ornamentirten Gefäss, einem keilförmigen Steinbeil und zwei Feuersteinmessern (in Privatbesitz) besteht, hat insofern grosses Interesse, als die beiden erstgenannten Gefässe (das letztgenannte habe ich nicht gesehen) nach Thon, Technik und Ornament zweifellos zur Bandkeramik gehören, ihre Form aber in dieser Gruppe bisher unbekannt ist. Das Räthselhafte wird noch dadurch gesteigert, dass bei dem vollkommen isolirten Auftreten der Bandkeramik in ganz Norddeutschland gleich zwei (oder drei) Exemplare zusammen in einem Grabe gefunden sind. Letzteres liesse sich vielleicht durch die Annahme erklären, dass hier ein reisender Händler bestattet wurde.

Von Gefässen des Bernburger Typus sind folgende als Exportstücke anzusehen:

Stargard, Kr. Saatzig, Rb. Stettin. Grosses doppelkonisches Gefäss, in der Form ähnlich Verh. d. Berl. anthrop. Ges., 1892, S. 183. (Berlin, Mus. f. Völkerk., I, 2026; Walter, Präh. Funde in Pommern, No. 103).

Brandenburg a. H., Rb. Potsdam (Voss u. Stimming a. a. O., Taf. 72, Fig. 2).

Klein-Kreutz, Kr. Westhavelland, Rb. Potsdam (ebenda, Fig. 1).

Wennekath, Kr. Lüneburg. Eine beschädigte sogen. »Trommel« (Hannover, Prov.-Mus.).

Paderborn, Rb. Minden. Ein kleines Gefäss (Braunschweig, Herzogl. Mus., 1356).

Zalesel bei Aussig, Böhmen. Ein abgebrochener Gefässhenkel in Form eines grossen, sehr breiten Bandes, zusammen mit anderen Scherben an Ansiedelungsstellen gefunden (Dresden, Mus. im Zwinger).

Mit der Zeit wird man dazu kommen, noch mehr Gegenstände als Thüringer Exportstücke zu erkennen. So kann man jetzt schon die sogenannten Setzkeile dazu rechnen. Sie sind hier aber nicht berücksichtigt worden, weil ihre Form zu wenig ausgesprochen ist und sich so in vielen Fällen Zweifel an der Thüringer Herkunft ergeben.

In Betreff der in Dänemark vorkommenden länglichen Hänge-Schmuckstücke aus Kieselschiefer deutet Petersen an[1]) und Krause und Schötensack sprechen es aus[2]), dass sie vielleicht aus Deutschland bezw. dem unteren Elbethal eingeführt seien. Sie stützen sich hierbei auf das Fehlen des Rohmateriales in Dänemark und auf das Vorkommen ähnlicher aber einfacherer Formen in Hannover. Aber weder das Eine noch das Andere ist für einen Import aus Deutschland beweisend. Das Rohmaterial kann ebenso gut aus Irland, aus Schottland oder aus der Gegend von Christiania eingeführt sein, auch können impor-

[1]) Archiv für Anthropologie, XV, S. 133 ff.

[2]) Zeitschr. für Ethnologie, 1893, S. 127.

tirte und unbrauchbar gewordene Thüringer Beile aus Kieselschiefer verarbeitet worden sein. Gegen den deutschen Ursprung dieser Anhänger ist jedenfalls das Fehlen der gleichen Formen in Deutschland beweisend.

Nordische Handelswaaren.

Als Südgrenze des nordischen Steinzeitgebietes ist im Allgemeinen eine Linie angenommen, welche längs des Unterlaufes der Elbe und durch den nördlichen Theil des Regierungsbezirkes Potsdam bis nach Stettin geht. Die nordischen Exportstücke sind auf der Karte mit römischen Ziffern bezeichnet.

Was der nordischen Steinzeitkultur ihren eigenthümlichen Charakter verleiht, ist die ausgedehnte Verwendung des Feuersteins zu den verschiedenartigsten Geräthen. Dieselben wurden fabrikmässig hergestellt, wie die grossen Arbeitsplätze beweisen, welche ausser einer Unmenge von Splitterabfällen auch missglückte, halbfertige und vollendete Geräthe, sowie Nuclei, die bei der Verarbeitung übrig bleibenden Steinkerne, enthalten. Feuersteinwerkstätten hat man allerdings auch in solchen Gegenden gefunden, in denen das Rohmaterial in geringerer Menge und in kleineren Stücken vorkommt, so z. B. in der Provinz Brandenburg, im Braunschweigischen und in Thüringen. Aber dort hat man sich auf die Herstellung nur kleiner Geräthe, wie Messer, Pfeilspitzen, Schaber u. dgl. beschränkt. Das Material für grössere Geräthe war ja nicht vorhanden, und wenn auch hin und wieder grosse Stücke vorkamen, so genügten sie doch nicht, um bei ihrer Seltenheit die nöthige Handfertigkeit zur Herstellung etwa eines gemuschelten Dolches zu erlangen oder gar bestimmte Typen auszubilden. Dies war nur möglich in einer Gegend, wo Feuerstein reichlich vorhanden war, und zwar in grossen Stücken. Für Deutschland kommen in dieser Hinsicht nur die nordischen Kreidegebiete, vor allem Rügen, in Betracht.

I. Feuersteinbeile, Typus Müller No. 54 und 55[1].

Linum, Kr. Osthavelland, Rb. Potsdam (Berlin, Mus. f. Völkerk., If, 1316).
Nedlitz, ebenda (ebenda, II, 7411).
Drahnsdorf, Kr. Luckau, Rb. Frankfurt (ebenda, II, 10041).
Straupitz, Kr. Lübben, Rb. Frankfurt (ebenda, II, 11625).
Gosserstedt, Kr. Eckartsberga, Rb. Merseburg (Weimar, Slg. Tunder).
Vesta, Kr. Merseburg (Halle, Prov.-Mus.).
Wingst, Kr. Neuhaus, Rb. Stade. Depotfund von 7 Stücken, davon 4 geschliffen und 3 gemuschelt (Hannover, Prov.-Mus. 9726—32).

[1] Sophus Müller, Ordning af Danmarks Oldsager. Stenalderen. 1888.

Wellen, Kr. Lehe, Rb. Stade. Depotfund von 9 gemuschelten Stücken (ebenda, 2681—89).

Allendorf, Kr. Witzenhausen, Rb. Kassel (Kassel, Mus. Frid.).

II. Vierkantige Schmalmeissel aus Feuerstein, Typus Müller No. 126.

Brandenburg a. H., Rb. Potsdam (Berlin, Mus. f. Völkerk., If, 1854).

Zechow, Kr. Landsberg, Rb. Frankfurt. Zwei Stück in einem Grabe, vgl. unten X (ebenda, If, 2108—9).

Kalau, Kr. Kalau, Rb. Frankfurt. Grabfund (ebenda, II, 10001 und 10002).

III. Feuersteindolche mit vierkantigem Griff, Typus Müller No. 167—168.

Man hat Feuersteindolche zuweilen in Gesellschaft mit Bronzen gefunden, aber dann sind es weniger schön ausgeführte Exemplare, besonders der Griff ist meist sehr vernachlässigt und von wenig prononcirter, im Querschnitt rundlicher oder ovaler Form. Da es sich hier aber um neolithische Geräthe handeln soll, sind nur Dolche mit vierkantigem Griff berücksichtigt worden.

Rückersdorf, Kr. Luckau, Rb. Frankfurt (Verh. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1888, S. 284).

Gross-Gastrose, Kr. Guben, Rb. Frankfurt. Der von Jentsch gegebene ausführliche Fundbericht kann mich nicht zu der Annahme nöthigen, dass der Dolch einem lausitzer Brandgrabe angehöre (ebenda, S. 283).

Jauer, Kr. Jauer, Rb. Breslau. Griff eines Dolches (Berlin, Mus. f. Völkerk., II, 3706).

Fienerode, Kr. Jerichow II, Rb. Magdeburg (ebenda, Ig, 66).

Herzberg, Kr. Schweinitz, Rb. Merseburg (ebenda, II, 4689).

Holdenstedt, Kr. Uelzen, Rb. Lüneburg (Estorff, Heidn. Alterth. v. Uelzen, Taf. V, Fig. 24).

Schapen bei Braunschweig (Braunschw. Städt. Mus., A Ia, 698).

Bayreuth, Oberfranken (Berlin, Mus. f. Völkerk., II, 9850).

IV. Schwedische Spitzhämmer.

Unter den nordischen Steinbeilen aus anderem Material als Feuerstein fällt besonders eine ziemlich seltene und bisher noch wenig beachtete Form auf. Verfasser hat dieselbe bereits an anderer Stelle besprochen und abgebildet[1]). Das Bahnende ist ziemlich flach und breit, am Schaftloch tritt eine seitliche Verbreiterung ein, von welcher aus die Seitenkonturen sich zu einer abgestumpften Spitze verjüngen. Besonders charakteristisch ist das gänzliche Fehlen von scharfen Kanten, alles ist abgerundet, sogar der Uebergang vom Schaftloch zur Ober- und Unterfläche. Als Material ist fast ausschliesslich ein weicher grauer Thonschiefer verwendet. Hinsichtlich des a. a. O. erwähnten

[1]) Verh. d. Berl. anthropol. Gesellsch. 1892, S. 282 ff.

Beiles von Dumsewitz, von dem gesagt war, dass es vielleicht dem Typus angehöre, hat sich inzwischen herausgestellt, dass dies nicht der Fall ist. Dafür sind mehrere andere Exemplare aus Deutschland bekannt geworden. Die Heimath dieser eigenthümlichen Form sind die um den Wenersee gelegenen Landschaften.

Warberg bei Braunschweig (Braunschw. Städt. Mus., 950).

Berka a. I., Sachsen-Weimar (Berlin, Mus. f. Völkerk., II b, 585).

Querfurt, Rb. Merseburg[1]) (Slg. des Vogtland. Alterthumsforsch.-Ver. zu Hohenleuben).

Ziesar, Kr. Jerichow I, Rb. Magdeburg. Sehr grosses Exemplar aus Glimmerschiefer oder Gneis. Die Bohrung des Schaftloches ist mit einem Vollbohrer nur begonnen (Berlin, Märk. Prov.-Mus., II, 20008).

? Hochjeser, Kr. Sorau, Rb. Frankfurt. Aus der Abbildung ist die Zugehörigkeit zum Typus nicht mit voller Sicherheit zu erkennen; das Original habe ich nicht gesehen (Nied.-Laus. Mitth., III, Taf. II, Fig. 24).

V. Beilhämmer mit kugelig verstärktem Mitteltheil, Typus Müller No. 111.

Charakteristische Merkmale sind die kugelige Verstärkung der Umgebung des Schaftloches, die nach oben und unten ausspringende stumpfe Schneide und der Ansatz des im Querschnitt runden Hammertheiles in einem stumpfen Winkel. Die durchweg sauber und elegant gearbeiteten Stücke sind von massiger Grösse. Die Heimath dieses Typus steht nicht ganz fest. Voss[2]) verlegt sie nach Nordwest-Deutschland, S. Müller[3]) bezeichnet die Form als eine specifisch jütische. Ich möchte mich der letzteren Ansicht besonders aus dem Grunde zuneigen, weil sich in Dänemark ausser vielen gleichen Stücken eine ganze Reihe verwandter Formen finden, welche in Nordwest-Deutschland ziemlich fehlen. Demnach wären die hier vorkommenden Exemplare als Exportstücke aus dem Norden aufzufassen.

Bleckede, Kr. Bleckede, Rb. Lüneburg. Schneidehälfte eines grösseren Exemplares aus graugrünem Gestein, am Hals sind rechtwinklig zur Längsaxe vier Rillen eingeschliffen (Hannover, Prov. Mus., 7286).

Üffeln, Kr. Bersenbrück, Rb. Osnabrück (Berlin, Mus. f. Völkerk., I l, 79).

Lippefluss, Westfalen.

---

[1]) Auf der Erfurter Industrie-Ausstellung 1894 sah ich ein Exemplar dieses Typus ohne Angabe des Fundortes, nur mit der Notiz, dass es von dem oben genannten Verein ausgestellt sei. Auf eine Anfrage antwortete mir der Konservator des Vereins, Herr Burgemeister, dass hierbei zwei Steinbeile in Frage kämen, 1. eine Axt aus Grünstein, F.-O. Kuhberg bei Querfurt in einer Grabstätte, 2. eine Axt aus Thonschiefer, F.-O. Schottenberg zwischen Bucha und Memleben, Kr. Eckartsberga. Herr B. bezeichnete das erstere Stück als das wahrscheinlich von mir gemeinte, dagegen möchte ich das zweite Stück wegen seines Materials für das einschlägige halten. — Vielleicht handelt es sich aber auch um zwei Exemplare des besprochenen Typus.

[2]) Voss und Stimming a. a. O., S. 6 ff.

[3]) S. Müller, a. a. O., S. 14.

Vlotho, Kr. Herford, Rb. Minden. Schneidehälfte, schwarzes Gestein mit gelben Flecken (Braunschweig, Herzgl. Mus., 404).

Frankenburg, Kr. Rinteln, Rb. Kassel. Schwarzes Gestein mit gelben Flecken (ebenda, 680).

Ehrang, Kr. Trier, Rb. Trier (Berlin, Mus. f. Völkerk., II, 4284).

Waren, Mecklenb.-Schwerin (Voss und Stimming a. a. O., S. 6 ff).

Kreiensen, Kr. Gandersheim, Braunschweig. Schneidehälfte aus schwarz und weiss gesprenkeltem Granit (Braunschweig, Herzgl. Mus., 570).

Bodethal (Berlin, Mus. f. Völkerk., II, 1995).

Gross-Obringen, Sachsen-Weimar. Schneidetheil aus Diabas (ebenda).

VI. Steinhämmer mit Kamm, Typus Müller No. 97.

Am Bahnende springt ein Kamm in Form einer halbrunden Scheibe weit vor. Das Schaftloch ist nicht rund gebohrt, sondern gepickt, und zwar in länglicher Form.

Priegnitz, Rb. Potsdam (Berlin, Mus. f. Völkerkunde, I f, 465).

Moabit (Berlin), Rb. Potsdam (ebenda, I f, 1117).

Golssen, Kr. Luckau, Rb. Frankfurt (ebenda, II, 10034).

VII. Steinhämmer von verschiedenen Formen.

Wusterhausen, Kr. Ruppin, Rb. Potsdam. Beilhammer, ähnlich S. Müller 117 (Berlin, Mus. f. Völkerk., I f, 2915).

Fehrbellin, Kr. Osthavelland, Rb. Potsdam. Beilhammer, die Schneide springt nach Art der Amazonenäxte scharf vor, das Hammerende ist als breite plankonvexe Scheibe gestaltet (ein Gypsabguss ebenda, VII a, 49).

Schönow, Kr. Teltow, Rb. Potsdam. Doppelaxt ähnlich Müller 76 (Voss u. Stimming a. a. O.).

Lübben, Rb. Frankfurt. Beilhammer wie Müller 98. Zusammen mit einem roh behauenen Beil mit mandelförmigem Querschnitt, einem sehr langen und einem kürzeren Spahn aus Feuerstein gefunden (Berlin, Mus. f. Völkerk., II, 5691—94).

Wallstave, Kr. Salzwedel, Rb. Magdeburg. Doppelaxt ähnlich Müller 76 (Zeitschr. f. Ethn., Berlin 1893, Taf. XI, No. 99—104).

Reesen, Kr. Jerichow II, Rb. Magdeburg. Beilhammer ähnlich Mestorf, Vorgesch. Alterth. aus Schlesw.-Holst. No. 94 (Berlin, Mus. f. Völkerk., II, 3787).

Buxtehude, Kr. Jork, Rb. Stade. Zwei schön ornamentirte Amazonenäxte, wie Mestorf a. a. O. 101 (Hannover, Prov.-Mus. 2607 und 2610).

Uelzen, Rb. Merseburg. Doppelaxt ähnlich Müller 94 (Berlin, Mus. f. Völkerk., II, 9145).

Beienrode, Kr. Gifhorn, Rb. Lüneburg. Doppelaxt ähnlich Müller 77 (Braunschweig, Herzogl. Mus. 422).

Estorf, Kr. Nienburg, Rb. Hannover. Beilhammer ähnlich Mestorf 91 (Braunschweig, Städt. Mus. 200).

Minden, Rb. Minden. Doppelaxt ähnlich Müller 80 (Berlin, Mus. f. Völkerk., II, 6742).

Harzburg, Kr. Wolfenbüttel, Braunschweig. Beilhammer ähnlich Müller 86 (Braunschw., Herzogl. Mus. 510).

Blankenhayn, Sachsen-Weimar. Hintere Hälfte eines Hammers wie Müller 108 (Weimar, Slg. v. Franke).

VIII. Quergeschäftete Steinbeile, Typus Müller No. 23.

Der im Grossen und Ganzen walzenförmige Körper läuft nach dem Bahnende in eine stumpfe Spitze aus, die Schneide ist durch einen nur an einer Seite befindlichen ebenen oder konkaven Anschliff hergestellt. Diese Form mit rundem Querschnitt des Bahnendes ist eine specifisch nordische. Wenn S. Müller (a. a. O. unter No. 23) von ihnen sagt, dass sie in West- und Südeuropa gewöhnlich seien, so verwechselt er sie wohl mit den oben unter C besprochenen schuhleistenförmigen Geräthen. Der Unterschied ist aber nicht nur ein äusserlich formaler, vielmehr liegt er in der Befestigungsweise, indem der nordische Typus nicht anders als nach Art der einfachen Steinbeile durch ein Loch im Schaft gesteckt werden konnte, während die thüringischen bezw. südeuropäischen Stücke jedenfalls auf einer Schiene auflagen, eine Befestigungsweise, wie man sie an den samoanischen Steinhacken sehen kann.

Ostpreussen (Prussia-Mus.).

Hardisleben, Sachsen-Weimar (Weimar, Slg. Tunder).

IX. Gestielte ringförmige Anhänger.

Es sind kleine Zierrathe aus Knochen, ähnlich Müller No. 250. In Dänemark scheinen sie sehr selten zu sein, wenigstens kennt Müller nur ein Stück, er sagt, dass sie im Auslande vorkämen, und scheint damit Schweden zu meinen, wo mehrere gleiche und verwandte Formen gefunden sind. Sehr ähnlich sind auch mehrere von Klebs[1]) abgebildete Exemplare aus Ostpreussen; ein solches führt auch Naue[2]) an, welches aus einem Grabe der ältesten Bronzezeit in Bayern stammt. Dass dagegen die schwedischen Stücke der jüngeren Steinzeit angehören, ist durch Grabfunde belegt.

Uthleben, Kr. Sangerhausen, Rb. Merseburg. Anhänger mit rundem Schaft aus einem Hügelgrabe ohne Kiste zusammen mit Schnurkeramik gefunden[3]).

---

[1]) Klebs, Der Bernsteinschmuck der Steinzeit, Taf. VIII, Fig. 8, 9, 10, 12.

[2]) Corresp.-Blatt der Deutschen anthrop. Gesellsch., 1889, S. 128.

[3]) Ztschr. d. Harzvereins VI, S. 486. — Götze a. a. O. S. 24 No. 57.

X. Bernsteinfunde.

Bezüglich der Herkunft der älteren Bernsteinfunde sei auf die überzeugenden Ausführungen Olshausens verwiesen[1]).

Mildenberg, Kr. Templin, Rb. Potsdam. Zwei rohe Stücke von einer Feuersteinwerkstätte, vielleicht handelt es sich aber um natürliches Vorkommen (Berlin, Mus. f. Völkerk., I f, 2849).

Zechow, Kr. Landsberg, Rb. Frankfurt. Eine Perle aus einem Grabfund (Berlin, Mus. f. Völkerk., II, 2107—10).

Nietleben, Saalkreis, Rb. Merseburg. Ein doppelhammerförmiges Gehänge, ein rhombisches Gehänge und einige Fragmente aus einem Kistengrab mit Gefässen vom Bernburger Typus (Kruse, Deutsche Alterthümer, II, Heft 2—3, S. 102 ff., Taf. 4, Fig. 19 und 20).

Lützen, Kr. Merseburg. Eine rundliche Perle aus einem Grabe mit Schnurkeramik (Verhandl. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1881, S. 186).

Gretesch, Kr. Osnabrück. Eine flache Perle aus einem Steingrabe (Tewes, Unsere Vorzeit, S. 31, Fig. 31).

Westerschulte, Kr. Beckum, Rb. Münster (Verh. d. naturhist. Ver. der preuss. Rheinlande und Westfalens, 27. Sitzungsber., S. 39).

Bernburg, Anhalt. Ein kleines Idol zusammen mit Bandkeramik gefunden (Verh. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1884, S. 398).

[1]) Verhandl. d. Berl. anthrop. Gesellsch. 1890, S. 270 ff., und 1891, S. 286 ff.

Vippach-Edelhausen, Sachsen-Weimar. Eine rundliche Perle zusammen mit Schnurkeramik gefunden (Götze a. a. O., S. 23, No. 53).

Maurach, Ueberlinger See, Baden. Eine abgeplattete kugelige Perle (Keller, 6. Pfahlbaubericht, S. 282).

Sutz, Bielersee, Schweiz. Eine Perle (ebenda 7, S. 27; 9, 69).

Obermeilen, Zürichsee, Schweiz. Eine scheibenförmige Perle (Keller a. a. O. 1, Taf. 3, Fig. 36; 9, 49).

Schluss.

Eine Zusammenstellung der aufgeführten Fundorte in geographischer Anordnung zeigt ziemlich deutlich die Richtungen, in denen sich der Handel hauptsächlich bewegte. Aus derselben (vgl. die Karte S. 352) ergiebt sich, dass die eine Hauptrichtung des thüringischen Handels sich nach Nordosten quer durch den Regierungsbezirk Potsdam nach der Odermündung, wo die Funde sich ziemlich verdichten, und weiter nach West- und Ostpreussen bewegte. Von diesem Hauptstamm zweigte sich rechts eine Strasse nach der Niederlausitz und eine andere weiterhin von der Odermündung links nach der Gegend von Stralsund ab. Eine zweite Hauptrichtung ging nach Norden quer durch die Lüneburger Heide bis in die Gegend von Hamburg und weiter bis Schleswig. Auf einer dritten gelangten die facettirten Hämmer nach dem Unterlauf des Main und bis nahe an die Neckarmündung.

Der nordische Handel bewegte sich ebenfalls in drei Hauptströmen nach Süden. Der eine ging in etwas östlicher Richtung nach der Niederlausitz und weiter bis nach Jauer (Schlesien); der andere in ziemlich gerader Linie durch die Kreise Jerichow und die Saale aufwärts nach Thüringen und bis Bayreuth; der dritte endlich versorgte Hannover und Westfalen.

Auf welchem Wege die Thüringer Stücke nach Skandinavien und der nordische Bernstein nach dem Bodensee und der Schweiz gelangten, ist bei dem Fehlen von verbindenden Etappen vorläufig nicht zu erkennen.

Ernst Kuhn.

Die Sprache der Singpho oder Ka-khyen.

Die Sprache der Singpho oder Ka-khyen.

Von **Ernst Kuhn.**

Unsere Kenntniss der vielfach zersplitterten Aboriginer-Sprachen des bengalisch-hinterindischen Grenzgebietes krankt an der Ueberfülle eines nicht immer zuverlässigen Materials, welches durch seine wechselnden Formen die Sicherheit der Uebersicht nicht wenig beeinträchtigt. Ich suche an einem Beispiel zu zeigen, wie sehr das von den englischen Behörden in Shillong und Rangoon so erfreulich geförderte Erscheinen gründlicher Grammatiken geeignet ist, Ordnung zu schaffen und die überwuchernde Mannigfaltigkeit der Quellen auf wenige Typen zurückzuführen. Für die Sprache des grossen Stammes der Singpho oder Kakhyen, deren Wohnsitze von den Grenzen Assam's bis nach Yünnan herein reichen, sind mir folgende Arbeiten bekannt geworden[1]):

N. Brown. Comparison of Indo-Chinese Languages: JASB VI (1837), 1023—1038, worin auf p. 1033 ein kurzes Vokabular des Singpho und Jilī mitgetheilt ist. Dasselbe ist zum Theil wiederholt bei W. Robinson. A Descriptive Account of Asam (Calcutta 1841) p. 339.[2])

M. Bronson. A Spelling Book and Vocabulary in English, Asamese, Singpho, and Naga. Jaipur 1839 (mir nur aus Cushing's Citat bekannt) und desselben Phrases in English and Singpho. ebd. 29 pp. kl. 8. Auf Bronson beruhen die Angaben Hodgson's in seiner Abhandlung On the Aborigines of the Eastern Frontier: JASB XVIII (1849), 967—975, neu abgedruckt in seinen Miscellaneous Essays relating to Indian Subjects (London 1880) II, 19—26 und mehr oder weniger vollständig wiederholt in Max Müller's Letter on the Classification of the Turanian Languages p. 254 f. des S.-A., in W. W. Hunter's

---

[1]) JASB bedeutet Journal of the Asiatic Society of Bengal, JIA Journal of the Indian Archipelago and Eastern Asia, JRAS Journal of the Royal Asiatic Society.

[2]) Das Jilī wird von Brown richtig als ein Dialekt des Singpho bezeichnet. Wie schon Logan hervorgehoben hat, bestand ein sehr wesentlicher Unterschied beider im Gebrauch der Präfixe; auch scheint das Jilī auslautende Konsonanten mehrfach treuer bewahrt zu haben. Leider war der Stamm schon damals nahezu ausgestorben.

Comparative Dictionary of the Languages of India and High Asia (London 1868) und in E. T. DALTON'S Descriptive Ethnology of Bengal (Calcutta 1872) p. 71 f.

W. ROBINSON. Notes on the Languages spoken by the Various Tribes inhabiting the Valley of Asam and its Mountain Confines: JASB XVIII (1849), 183—237, 310—349 mit eingehenderen Mittheilungen über das Singpho auf p. 318—323 und in dem Comparative Vocabulary auf p. 342—349. Auch Robinson beruft sich auf Bronson's Unterstützung; seine eigene Darstellung bildet wieder die Hauptgrundlage für J. R. LOGAN'S vergleichende Behandlung der Singpho im JIA N. S. II (1858), 100—114, wie namentlich aus der Identität der Sätze Logan p. 108 und Robinson p. 323 deutlich zu ersehen ist.

P. A. BIGANDET. A Comparative Vocabulary of Shan, Ka-kying and Pa-laong: JIA N. S. II (1858), 221—229. Daran schliesst sich auf p. 230—232 Logan's Nachweis, dass dieses Ka-kying mit dem kurz vorher von ihm behandelten Singpho im Wesentlichen identisch ist. — Robinson, Brown und Bigandet sind die Quellen für Singpho, Jilī und Kakhyen in R. G. LATHAM'S Elements of Comparative Philology (London 1862) p. 34 f.

J. ANDERSON. A Report on the Expedition to Western Yunan viâ Bhamô. Calcutta 1871. 3, XII, 458 pp. 8 (mit Tafeln und Karten) enthält auf p. 400—409 ein Vocabulary. Upwards of two hundred words in five languages — mit Kakhyen als erster Rubrik. Ein möglicher Weise vermehrter Abdruck dieses Vokabulars befindet sich in Anderson's nicht zugänglichem Buche Mandalay to Momien; or, an Account of the British Exploring Expeditions to Western China in 1868 and 1875. London 1876, p. 464—473.

Die Rubrik Singpho in G. CAMPBELL'S Specimens of the Languages of India (Calcutta 1874) p. 221—235 bezieht sich offenbar auf den Dialekt Robinson's und Needham's, scheint jedoch mehrfach recht fehlerhaft zu sein.

J. N. CUSHING. Grammatical Sketch of the Kakhyen Language: JRAS N. S. XII (1880), 395—416.

Kakhyen Spelling Book. Rangoon 1883. 42 pp. kl. 4. Im Dialekt Cushing's und Hertz's und im Original-Alphabet; auf der letzten Seite die Zahlen.

24 pp. 8, ohne Titel, enthaltend von Major C. R. MACGREGOR Outline Singpho Grammar p. 1—6 und Vocabulary (English, Singpho and Khámpti) p. 7—24.

J. F. NEEDHAM. Outline Grammar on the Singpho Language, as spoken by the Singphos, Dowanniyas, and others residing in the neighbourhood of Sadiya, with illustrative sentences, phrase-book, and vocabulary. Shillong 1889. III, 119 pp. 8.

H. F. HERTZ. Handbook of the Kachin or Chingpaw Language, containing the grammatical principles and peculiarities of the language, colloquial exercises, and a vocabulary. Rangoon 1895. III, II, 48 pp. 8.

Schon diese Uebersicht ergiebt, dass wir von dem unter den Namen Brown, Bronson und Campbell verzeichneten Material von vornherein absehen und für die Beurtheilung der Sprache uns im Wesentlichen auf die anderen Quellen beschränken können. Eine weitere Reduktion ermöglicht uns die nachfolgende Tabelle der Zahlen von 1—10 bei den verschiedenen Berichterstattern[1].

	Needham	*Robinson*	*Macgregor*	*Bigandet*	*Anderson*	*Cushing*	*Hertz*
1	*ai*	*aima*	*aima*	*ngè*	*langai*	*lngai*	*lăngai*
2	*nkhong*	*nkhong*	*unkong*	*onkong*	*lakong*	*lkhang*	*lakhang*
3	*masūm*	*masūm*	*masham*	*mesong*	*masōm*	*msūm*	*masum*
4	*malī*	*meli*	*mèli, mili*	*meli*	*mali*	*mli*	*mali*
5	*manga*	*manga*	*manga*	*menga*	*mangah*	*mngah*	*manga*
6	*khrū*	*krū*	*kū*	*kau*	*krū*	*kru*	*khru*
7	*sinit*	*sinit*	*sinit*	*senit*	*sanet*	*sanit*	*sanit*
8	*masat*	*matsat*	*machat*	*matsat*	*matsat*	*msat*	*masat*
9	*chakhū*	*tsekhu*	*chiku*	*tiekho*	*tsikū*	*jakhū*	*chaku*
10	*sī, tsī, shī*	*si*	*shi*	*shi*	*shi*	*shi*	*shi*

Aus dieser Tabelle folgt nämlich unmittelbar, dass wir durch Needham, Robinson, Macgregor einerseits, Anderson, Cushing, Hertz andererseits je einen Haupttypus der Singpho Sprache vertreten finden, wie denn schon Cushing seinen Dialekt als den der östlichen Kakhyen dem westlichen Dialekte Robinson's gegenübergestellt und die hauptsächlichsten Unterschiede beider genauer angegeben hat. Der Dialekt Bigandet's erweist sich durch sein *ngē* für 1, *shilengē* für 11, *kunlengē* für 21, *onkong* für 2 als einen Uebergangsdialekt, was durch andere Einzelheiten des Vokabulars, welche sich theils an die westliche, theils an die östliche Form näher anschliessen, seine Bestätigung findet; immerhin ist der Dialekt nicht genau genug aufgezeichnet, um uns einen wirklichen Nutzen gewähren zu können. Innerhalb der beiden Haupttypen aber stimmen die

[1]) *ch, sh* haben den englischen Lautwert; *a* ist nach Hertz »an almost suppressed vowel sound.« Im Uebrigen habe ich die Schreibung der Quellen thunlichst normalisirt, indem ich statt des Accents überall den Längenstrich, für *ee oo* : *ī ū*, für Bigandet's *è ou* : *eu*, für Anderson's *oa* : *ō*, für Cushing's *au* und Hertz's *aw* : *ă*, endlich für Robinson's *c* seiner eigenen Angabe gemäss *ts*, für das *c* in Macgregor's *chicu* : *k* geschrieben habe; den Accent in Anderson's *langai* habe ich getilgt. Ueber einige weitere Eigenthümlichkeiten in Cushing's Schreibung und das Kakhyen Spelling Book s. nachher.

einzelnen Repräsentanten so nahe zusammen[2]), dass man im Grossen und Ganzen sich mit den trefflichen Arbeiten von Needham und Hertz für das gesammte Singpho genügen lassen kann. Nur zwei Punkte bedürfen noch weiterer Untersuchung, einmal die Verschiedenheit der Tonaccente, die Cushing wohl richtiger beurtheilt als Needham, und das Verhältniss der Transskriptionen von Cushing und Hertz zu dem Original-Alphabete der östlichen Kakhyen. Hier scheinen nämlich lautliche Unterschiede, welche dem westlichen Dialekt fehlen, zu entschiedenem Ausdruck zu kommen. Ich meine in erster Linie den Unterschied des aspirirten *kh* und der entsprechenden Spirans, welche Hertz durch sein oben reproduzirtes *kh*, Cushing in den Zahlwörtern für 2 und 9 durch cursives *ch* statt des oben gebrauchten *kh* bezeichnet, ferner gegenüber dem einfachen *s* das aspirirte *s* Cushing's, welches in den Zahlwörtern für 3 und 7 in seiner Originalschreibung durch *hs* ausgedrückt wird, endlich die Lautnuancen, welche Hertz vor Needham voraus hat; diese Unterschiede scheinen wenigstens zum grössten Theil durch das Kakhyen Spelling Book bestätigt zu werden. Nach diesen Seiten hin muss also eine Erweiterung unserer Kenntnisse als dringend wünschenswerth bezeichnet werden.

---

[2]) *ai-ma* ist, wie bereits Cushing bemerkt hat, Zusammensetzung zweier Synonyma.

A. Weber.

Ein indischer Zauberspruch.

Ein indischer Zauberspruch.

Von **A. Weber.**

Indien ist, wie das Land der Märchen und Wunder, so auch das der Magie und Zauberei, der Zaubersprüche und Zauberformeln. Je dunkler und räthselhafter eine solche Formel, je unverständlicher ihr Abra Kadabra, um so heiliger, um so wirksamer ist sie. Und doch haben alle diese Räthsel ursprünglich einen guten, oder doch wenigstens ein gewisses Quantum von Sinn, und es reizt daher, diesem Ursprunge nachzugehen und ihn aufzufinden.

Am Schlusse eines gegen giftige Schlangen und ihr Gift gerichteten sûkta (Atharvas. V, 13), findet sich folgender Spruch (V. 10):

tâbuvaṃ na tâbuvaṃ; naghe't tvam asi tâbuvam;
tâbuvenâ 'si tâbuvam.
(tâbuvam, nicht tâbuvam; nicht fürwahr, du bist tâbuvam;
durch tâbuvam bist du tâbuvam.)

Hiermit ist zunächst garnichts zu machen, da das Wort tâbuvam völlig unklar ist. Der Spruch scheint an ein Mittel, welches als ein singuläres Neutrum markirt ist, gerichtet zu sein, das man gegen das Schlangengift in Anwendung bringt, und scheint dessen Kraft, durch die Wiederholung desselben Wortes, nachdrücklich zu betonen. Die im zweiten pada gebrauchten beiden Partikeln, gha und it treten für eine gewisse Alterthümlichkeit des Spruches ein, da sie beide zu den alten Partikeln der indischen Sprache gehören. (Die Partikeln sind ja für die Altersstufen einer bestimmten Sprachform von ganz besonderer Beweiskraft.) Und zwar findet sich die Verbindung von gha mit na in der Atharvas. nur noch in den wohl volksthümlichen beiden Namen des Kushṭha (Costus speciosus): naghamâra und nagharisha, sowie in den zur Erklärung derselben dienenden Sprüchen (Ath. 19, 39, 2—4) vor.

Da nun gha nach na in der Ṛik S. nur so gebraucht wird, »dass dem verneinenden Satze ein paralleler bejahender folgt, der also durch: »sondern vielmehr« — angeknüpft werden konnte« (Grassmann), so ist der zweite pâda

zu übersetzen: nicht so (na gha it), sondern vielmehr du bist tâbuvam. Und der ganze Vers ist demnach etwa so zu konstruiren.

(Bist du) tâbuvam? (oder) nicht tâbuvam? nicht so (sondern) du bist tâbuvam, (und zwar) bist du es, weil du es bist.

Was aber ist denn nun tâbuvam! Allem Anschein nach giebt uns hierfür der nächstfolgende Vers (11) die Erklärung resp. Uebersetzung. Derselbe lautet nämlich ganz wie Vers 10, nur ist das Wort tâbuva darin stets durch tastuva ersetzt und dieses Wort ist somit offenbar bestimmt, für jenes einzutreten.

Das Wort tâbuvam war also schon früher unklar geworden, und man empfand das Bedürfniss, ihm eine châyâ beizugeben, eine Marginal-Glosse so zu sagen, die dann allmählich auch ihrerseits direkte Aufnahme in den Text fand.

Die Frage steht also nunmehr so: — was bedeutet tastuva?

Das Nächstliegende dafür ist, es auf die $\sqrt{\text{stu}}$, loben, preisen, zurückzuführen. Doch will dieselbe theils keine hier gerade passende Bedeutung ergeben, theils möchte man von einer Wurzel mit originalem u in der Reduplikationssilbe auch u, also die Form tushṭuva erwarten.

Die Form tastuva scheint vielmehr einer Wurzel anzugehören, in welcher das u nicht ursprünglich, nicht solidarisch festsitzt, die somit in der Reduplikationssilbe auch wohl ein a haben konnte[1]). Dies wäre dann also die Wurzel stâ, »stehen«, die sich mit allen drei Vokalen a, i und u vorfindet. Freilich aber, in der Regel zeigt dieselbe ein aspirirtes t[2]), also: stha, sthira (stheyas) sthûra[3]), resp. sthûla. Indessen es giebt doch davon immerhin auch einige Formen ohne diese Aspiration, so z. B. stâman Standort, gerade hier im Liede V. 5, sowie Wurzel sti, styai, endlich auch stu, stukâ, stupa, stûpa, die mit ihren Bedeutungen: Zopf, Haarschopf und: Tope, Thurm sämmtlich auf den Begriff des Stehens, Stillstehens, Festseins zurückgehen; endlich noch in der aus stâ (sthâ) weiter gebildeten Wurzel stambh. Und diese Wurzel gerade ist es, die uns hier speciell heranzuziehen scheint, da sie bei der Zauberei zur Anwendung zu kommen pflegt, sich zudem auch in der Nebenform stubh, anusthṭubh, trishṭubh, stobah vorfindet und deren kausative Bedeutung »to stop« hier vortrefflich passt; tastuvam wäre das »Stillstehen-machende«, den Einfluss des Giftes Bannende. Es bedingt dies dann freilich, dass man zur Zeit der Abfassung des V. 11 sich noch der Bedeutung der Wurzel stu »stehen, still, feststehen« in der

---

1) Freilich haben wir im Ṛik sasûva von einer $\sqrt{}$ mit originalem û, und auch das Sanskrit selbst hat noch babhûva von $\sqrt{\text{bhû}}$ ebenfalls mit originalem û.

2) Die Aspiration des t gehört in dieser Wurzel speciell dem Sanskrit an; doch ist bemerkenswerth, dass sie sich im Zend zwar auch in der Regel in unaspirirter Form zeigt, daneben aber sich doch eine Form findet, in der sich ein aspirirter Vorschlag vor dem t resp. st zeigt, vorausgesetzt nämlich, dass die Form Khsṭâ so zu erklären ist (vgl. fstâna, Skr. stana).

3) sthûra, fest, dick scheint in der Bedeutung: Stier, taurus, ταυρος Zd. çtaora auch im Veda vorzukommen, in dem abgeleiteten Adjectivum: sthûrin nämlich »einspänniger, nur mit einem Stier, Ochsen (balivarda) bespannter Wagen«.

kausativen Nuance stubh, to stop, voll bewusst war und die in V. 10 vorliegende prâkritische Bildung tàthuva richtig als auf sie zurückgehend erkannte.

Ich vermuthe nämlich, dass man damals in V. 10 nicht wie jetzt tâbuvam, sondern vielmehr tathuvam las, und dass tâstuvam (in V. 11) eben nur eine sanskritische Rückübersetzung dieses tathuva ist, welches seinerseits eine prâkritische Form für tâsthuva repräsentirt (die Mittelstufe ist tatthuva).

In den älteren Formen der Devanagari Schrift nämlich, wie sie noch jetzt in den Handschriften der heiligen Texte der Jaina üblich ist, sieht tha genau wie ba (oder cha) aus (wie z. B. in chaumattha), in der dritten Zeile des ersten Facsimile, das zu meiner Abhandlung über die Bhagavati der Jaina gehört, und bârata. - Die Konsonanten cha, ba, tha, sind darin in der That schwer zu scheiden.

Wenn diese meine Vermuthung richtig ist, lautet der Vers somit ursprünglich:

tàthuvam, natàthuvam u. s. w. und bedeutet: bannend? oder nicht bannend? nein fürwahr du bist bannend, durch Bannen (deine bannende Kraft) bist du bannend.

So gelesen und erklärt, giebt der Spruch einen guten Sinn. Aber allerdings, die hierfür nöthigen Voraussetzungen sind mannigfacher Art.

1. Die als die ursprüngliche Lesart angenommene Form tàthuva (aus tàtthuva für tasthuva von √stu = stha) wäre als eine volksthümliche Reduplikation aus vedischer Zeit aufzufassen; (zu dem Ersatz der Doppelkonsonanz durch vokalische Länge cf. die Bildungen dûnaça und dudabha). Die Wurzel stu läge darin in der kausalen Bedeutung der Wurzel stubh vor, Reduplikationsform könnte etwa durch Anlehnung an die vedische Formel jagatas tasthushaç ca vermittelt sein. Dass der Spruch aus altvedischer Zeit stammt, wird durch gha id bezeugt.

2. Die in V. 11 vorliegende chàyà gehört einer Zeit an, in welcher zwar das Verständniss des tàthuva noch vorlag, aber doch schon so schwierig war, dass die Beigabe chàyà als nöthig erschien. Zur Zeit der Bṛhatsarvânukramanikâ gehörte V. 11 bereits zu dem Textbestande[1]).

3. Die jetzige Lesart tàbuva gehört in eine Zeit, in welcher das Verständniss sowohl von tàthuva als von tàstuva verloren war, in welcher die Saṃhitâ überhaupt nicht mehr mündlich, sondern schriftlich überliefert wurde, und in

---

[1]) Denn das Lied wird darin als elfversig bezeichnet. — Dies Werk wird durch die darin herrschende metrische Nomenclatur zwar in die Zeit nach dem Ṛkprâtiçâkhya u. Nidânasûtra Piṅgala (chandas) gehörig markirt, hat aber auch manches Alterthümliche. Die betreffende Stelle (Ms. Or. Fol. 621 d, Bl. 203 b) lautet: ekâdaçarcaṃ jâgataṃ Takshaka (gaksh⁰ ms.)-devatyaṃ, Garutmân, anena visham evâ 'staut.

Auch werden V. 10, 11 direkt ihres abweichenden Metrums wegen, aufgeführt, tâbuvam iti dve nicṛid-gâyatryau.

Takshaka — wohl unsere Dachse, Eidechse, eigentlich hurtig, flink, cf. in Vers 8 pra taṅkaṃ dadrushînâm, siehe Verz. Berl. Sansk. Handschr. II, 1302 n — wird übrigens in dem Liede gar nicht erwähnt, während doch sonst verschiedene Schlangennamen darin genannt werden.

welcher die Zeichen für b und th einander so glichen, dass eine Verwechselung beider eintrat. Pada-Text und Saṃhitâ-Text unterlagen beide der gleichen Verderbniss.

Und zwar giebt es hier vielleicht einen terminus ad quem.

Wenn wir nämlich auf die vielen Sanskritwörter hinblicken, welche in das Malayisch-Polynesische, in das Javanische (Kavi) eingedrungen sind, wenn sich das Wort vaikuṇṭha in der Bedeutung Himmelswelt sogar bei den nordamerikanischen Indianern vorzufinden scheint, so liegt es nahe, das polynesisch-australische Wort tabû[1]), sacred, forbidden, welches in dem modernen englischen slang sogar zu einem Zeitwort: to taboo[2]) geworden ist, geradezu mit diesen der Atharvasaṃhitâ angehörigen tâbuvam, bannend, in Bezug zu bringen. — Nach meinen Bemerkungen über R. Friederich's Angabe über die Balinesische Literatur (s. Ind. Studien II, 136 fg., Acad. Vorl. ind. Lit. G. 205, 212) sind die Kavi-Uebersetzungen aus dem Sanskrit in die Zeit der Blüthe der Kâvya-Literatur zu setzen, also etwa in das fünfte, sechste Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Und in diese Zeit, resp. von ihr ab, wären dann wohl auch solche Weiterwanderungen sanskritischer Wörter nach Südost hin zu setzen.

Es ist dies ja freilich ein Blick ins Weite. Aber bei Zauberei und Zaubersprüchen ist nichts unmöglich, das wandert weit.

Jedenfalls wäre es ein wunderbares Spiel des Zufalls, wenn ein englisches slang-Wort sich schliesslich nur als auf einer irrthümlichen, durch Verlesung entstandenen Lesart eines Spruches in der Atharvas. beruhend, herausstellen sollte.

---

[1]) Zu der Bedeutung des Wortes tabu »sacred« bei den Südseeinsulanern, s. Gustav Oppert, Classification of Languages p. 53; nach Ellis Polynesian Researches IV, 335. Bei den Maori findet sich das Wort übrigens in der Form »tapu«, also mit Tenuis, s. Edward Tregear, Maori-Polynesian Dictionary.

[2]) cf. Noah Webster, American-english Dictionary 1869.

A. Voss.

Der grosse Silberkessel von Gundestrup in Jütland, ein mithräisches Denkmal im Norden.

Der grosse Silberkessel von Gundestrup in Jütland, ein mithräisches Denkmal im Norden.

Von **A. Voss.**

Im Mai des Jahres 1891 wurde beim Torfstechen in einem Moor bei dem Dorfe Gundestrup bei Aars im Amte Aalborg einer der merkwürdigsten Funde, welche in letzter Zeit im Norden entdeckt wurden, zu Tage gefördert. Derselbe ist mit genauer Angabe aller Fundumstände und mit sehr schönen, mustergiltigen Abbildungen von Herrn Direktor Dr. Sophus Müller im zweiten Hefte der Nordiske Fortidsminder, udgivne af det Kgl. Nordiske Oldskriftselskab im Jahre 1892 publizirt worden. Ausserdem hat ihn Herr Professor Japetus Steenstrup in den Mémoires de l'Académie Royale des Sciences et des Lettres de Danemark, Copenhague (Vidensk. Selsk. Skr. 6. Raekke, historisk og filosofisk Afd. III, 4, 1895) in einer umfangreichen, mit vielen Abbildungen illustrirten Abhandlung einer sehr ausführlichen Untersuchung unterzogen. Wenn ich es nun hier unternehme, den Fund gleichfalls etwas eingehender zu erörtern, so geschieht es aus dem Grunde, die Ergebnisse meiner Betrachtungen hinsichtlich dieses Fundes, welche von denen der beiden obengenannten Forscher erheblich abweichen, der wissenschaftlichen Welt zur Kenntniss zu bringen, und ich halte mich hierzu für um so mehr berechtigt, als auch meine beiden Vorgänger zu weit auseinander gehenden Resultaten gelangt sind. Es würde zu weit führen und den mir zur Verfügung stehenden Raum erheblich überschreiten, wenn ich bei der Darlegung meiner Ansichten über die Bedeutung, Zeitstellung und den Ursprung dieses Fundes näher auf die Fülle von Einzelheiten eingehen wollte, welche jene Herren zur Unterstützung ihrer Meinungen beigebracht haben. Ich will deshalb nicht mit ihnen polemisiren, ihre Ansichten nicht bekämpfen oder zu widerlegen versuchen, sondern nur, indem ich dem reichen Schatz ihrer Kenntnisse und Erfahrungen, ihrem rastlosen Fleiss und allen anderen seltenen Eigenschaften, welche diese so hervorragenden Forscher auszeichnen, volle Würdigung zu theil werden lasse, meine eigenen Anschauungen in möglichster Kürze darlegen.

Bei der Beschreibung des Fundes folge ich den von Herrn Sophus Müller seiner Publikation beigegebenen Abbildungen, welche an Genauigkeit kaum übertroffen werden können und ein ausgezeichnetes Bild von diesem so bedeutenden Denkmal bis in alle Einzelheiten hinein gewähren. Bei einem Besuche des Kopenhagener Museums hatte ich vor einigen Jahren Gelegenheit, das Gefäss zu sehen und mich davon an Ort und Stelle zu überzeugen. Die hier beigefügten Abbildungen sind Kopien der gleichfalls sehr guten Zeichnungen aus Herrn Steenstrups Abhandlung, für deren Benutzung ich Letzterem zu besonderem Dank verpflichtet bin.

Fig. 1.

Der Fund bestand, als er zu Tage gefördert wurde, aus 5 oblongen Platten von 40—43 cm Länge, 7 kürzeren fast quadratischen Platten von 24,5—26 cm Länge der unteren Seiten, einer kreisrunden Platte von etwa 25 cm Durchmesser und einem runden kesselähnlichen Gefäss von etwa 69 cm oberem Durchmesser, 216 cm Umfang an der Oberkante und 21 cm Tiefe, in welchem die Platten lagen. Sämmtliche Stücke waren aus einem sehr reinen Silber gefertigt. Es ist Herrn Sophus Müller's grosses Verdienst, in sehr scharfsinniger und unzweifelhaft richtiger Weise festgestellt zu haben, dass die viereckigen Platten ursprünglich auf dem Rande des Kessels befestigt waren und zwar so, dass die 5 längeren die innere Seite, die 7 kürzeren, durch Niete und Randleisten mit ihnen verbunden, die äussere Seite des Randes bildeten und die runde Platte innen auf dem Boden des Gefässes befestigt war. Durch diese Randerhöhung erhielt das

Gefäss (Fig. 1) eine Gesammthöhe von etwa 45 cm bei einem Durchmesser von 69 cm und 216 cm Umfang. Es hat seinesgleichen demnach nur in den grossen Bronzekesseln, welche häufiger im Norden, vereinzelt auch in Deutschland gefunden sind. Ich verweise auf die Abbildungen bei Sophus Müller a. a. O. S. 36 Fig. 1, S. 38 Fig. 2, S. 41 Fig. 3, S. 59 Fig. 12; sowie Undset, Das erste Auftreten des Eisens in Europa, 1882, S. 370, Fig. 130 und S. 375, Fig. 132, 133. Die beiden letzten Abbildungen, sowie jene in Sophus Muller's Publikation S. 59, Fig. 12 befindlichen, geben eine Ansicht von dem bei Rynkeby in der Nahe von Odense auf Fünen gefundenen Exemplare, welches mit dem Silberkessel von Gundestrup dadurch eine besondere Aehnlichkeit hat, dass sein Rand ebenfalls durch aufgesetzte Streifen erhöht ist, welche mit getriebenen Thier- und Menschendarstellungen verziert sind. Sammtliche Platten unseres Silberfundes

VI.

Fig. 2.

sind nämlich mit figürlichen Darstellungen geschmuckt, welche, nach Sophus Müller, in der Weise hergestellt sind, dass die Figuren zunachst in ihren hauptsächlichsten Formen von innen heraus getrieben und dann von aussen her zur Darstellung der feineren Einzelheiten uberarbeitet wurden. Diese merkwurdigen, höchst fremdartigen Darstellungen sind es, welche dem Funde seine ganz besondere Wichtigkeit verleihen und welche uns von nun an beschaftigen werden, und zwar in der von Sophus Müller gewählten Reihenfolge.

Platte I, Fig. 2 (Soph. Müller a. a. O. Taf. VI.). Es ist eine der längeren Platten mit sehr reicher figürlicher Darstellung. Nahe dem linken Schmalrande sieht man eine fast die ganze Höhe der Platte einnehmende menschliche Figur, bekleidet mit einer feingestreiften, dem Kopfe eng anliegenden Kappe, von welcher hinten ein bis zur Schulter reichender, schmaler, gedrehter Zipfel oder Schopf herabhängt, ähnlich gewissen altagyptischen Kopfbedeckungen, mit einer eng anliegenden, schmalgestreiften, langarmligen, bis etwa zum Nabel reichenden

Jacke, dicht anschliessenden, ebenfalls feingestreiften, kurzen, nicht ganz bis zum Knie reichenden Beinkleidern und niedrigen, auf dem Fussrücken zusammengeschnürten Bundschuhen. Das Gesicht ist unbärtig; der Hals, bis tief zu den Schultern, ebenso die Knie und Unterschenkel sind nackt. In den erhobenen beiden Armen hält diese Figur eine bis auf den an der Kopfbedeckung fehlenden Schopf ganz gleich gekleidete, etwa nur halb so grosse Figur an dem einen Knie und um die Mitte des Leibes gefasst, den Kopf und den einzigen dargestellten Arm nach abwärts gerichtet, anscheinend in der Absicht, letztere in einen Apparat, in welchem wir wohl ein hohes grosses Gefäss vermuthen dürfen, mit dem Oberkörper zu stecken. Zu dieser Gruppe gehört wahrscheinlich auch ein in Sprungstellung befindlicher Hund, welcher am Halse lang behaart ist und eine auf dem Rücken bis zur Schwanzspitze verlaufende, hochgerichtete Mähne zeigt. Er ist in Silhouettenmanier dargestellt, von den Extremitäten sieht man nur ein Vorder- und ein Hinterbein.

Der übrige Theil der Fläche ist bis auf einen kleinen Theil durch eine schmale horizontale Mittelleiste, welcher durch abwechselnd gestellte, nach beiden Seiten hin gerichtete in Blättern oder Blüthen endigende Zweige das Ansehen einer Pflanze gegeben ist, in ein oberes und ein unteres Feld getheilt. Auf dem oberen Felde sieht man vier nach rechts gerichtete Reiter, welche sammt ihren Pferden gleichfalls in Silhouettenmanier dargestellt sind, so dass man immer nur einen Arm und ein Bein des Reiters und von dem Pferde ein Ohr, einen Vorderfuss und einen Hinterfuss sieht. Sämmtliche Reiter tragen Helme mit Helmzierden, aber ohne Wangenschutz. Der erste hat als Helmzier einen stehenden Vogel, der zweite einen stehenden Eber, der dritte zwei fühlerähnliche, in der Mitte winklig gebogene, in kuglige Endigungen auslaufende Hörner, der vierte einen halbkreisförmigen, von vorn nach hinten verlaufenden Helmbusch. Der erste und dritte führen eine horizontal unter dem Arm gehaltene Lanze. Alle sind bekleidet mit einem eng anschliessenden Leibchen, anscheinend aus demselben schmalgestreiften Stoff, den auch die erstbeschriebenen beiden Figuren tragen. Hals und Nacken sind bloss, vielleicht auch die Beine. An den Füssen tragen sie ebenfalls Bundschuhe, aber mit kräftigen Sporen an den Fersen.

Die Pferde sind schlankhalsig und schmalköpfig, mit etwas nach hinten gelegten Ohren, ihre Leiber sind ebenfalls schlank, die starken Schweife bei dem ersten und dritten gestutzt, bei dem zweiten und vierten lang, fast bis auf den Boden herabreichend. Das Kopfzeug besteht aus einem Zaum mit Backen- und Stirnriemen und kurzen, straff angezogenen Zügeln, welche die Reiter in den horizontal ausgestreckten Händen halten. Das Sattelzeug ist sehr reich ausgestattet. Von dem vorderen Rande der Sättel sieht man horizontale, mit grossen Rosetten verzierte Brustriemen ausgehen, von den hinteren Sattelrändern lange Schwanzriemen, welche unter dem Schweif des Pferdes durchgeführt und in der Gegend der Hinterbacke des Pferdes mit einer grossen Rosette und einem von letzterer herabhängenden Schmuckriemen geschmückt sind.

Auf dem unteren Felde der Platte ist ein Zug von Fussgängern dargestellt, welche nach links schreiten und von denen die ersten sechs in der rechten Hand einen über mannshohen Speer halten und am linken Arm einen schmalen, langovalen Schild mit geradlinig abgestutzten Enden und einem, wie es scheint, mit etwa 12 Nägeln befestigten Schildbuckel in schräg nach vorn und unten geneigter Richtung tragen. Sie sind in gleicher Weise gekleidet, wie jene kleine Figur, welche mit dem Kopf nach unten über dem Gefäss gehalten wird.

Hinter ihnen folgt ein Mann mit gleicher Kleidung, aber mit einem, durch kleine Kreise verzierten, Gürtel um den Leib. Auf dem Kopf trägt er einen Helm mit einem stehenden Eber als Helmzier, gleich dem oben beschriebenen zweiten Reiter, in seiner Rechten führt er eine kürzere über die rechte Schulter gelegte Waffe, vermuthlich ein Schwert. Der linke Arm ist nicht dargestellt. Dann folgen drei in ganz gleicher Weise gekleidete, ebenfalls einarmig dargestellte Männer, aber nur mit eng anliegenden Kappen auf den Häuptern, gleich den ersten sechs Fussgängern. Sie blasen auf S-förmig gebogenen Hörnern von mehr als Mannslänge, indem sie dieselben mit der einen nur dargestellten Hand in senkrecht nach oben gewendeter Richtung an den Mund angesetzt halten. Die Hörner scheinen, den 3 oder 4 Querreifen nach zu urtheilen, aus etwa 4 oder 5 aneinander befestigten Stücken zu bestehen und ähneln dem römischen Lituus bis auf die nach vorn gebogene Endigung, welche mit einem hund- oder wolfähnlichen Thierkopf mit weit geöffnetem Rachen als Schalltrichter abschliesst. Ueber diesen Hörnern, gleichsam vor dem Zuge der Reiter in der Luft schwebend, sieht man eine mehrfach sich krümmende Schlange mit einer vielleicht Hörner andeutenden Anschwellung an der hinteren Partie des Kopfes.

Der auf dieser Platte dargestellte Vorgang scheint mir folgender zu sein. Ein durch seine besondere Kopftracht ausgezeichneter, durch fast doppelte Körpergrösse hervorragender Mann, also wahrscheinlich ein Priester, opfert einen Menschen, ein Kind seines Landes, zu Gunsten eines zu unternehmenden Kriegszuges, auf welchem eine Schlange als Führerin dient. Dem Opfer sind vermuthlich die Halsadern durchschnitten, und das Gefäss dient dazu, das Blut aufzufangen. Diese Art von Menschenopfern ist nicht ohne bereits bekannte Beispiele, denn in ähnlicher Weise opferten die Skythen den hundertsten ihrer Kriegsgefangenen ihrem Kriegs- und Schwertgotte (Herodot IV, 62). Durch den Blutgeruch angelockt, springt der Hund nach dem Gefäss empor. Voran reiten die durch Wappenthiere auf ihren Helmen ausgezeichneten Heerführer oder Angehörige einer höheren Kaste. Ihnen folgt das mit Speer und Schild bewaffnete Fussvolk, sowie ein durch ein Wappenthier auf dem Helm ausgezeichneter, nur mit einem Schwerte bewaffneter Befehlshaber zu Fuss und die Kriegsmusikantenschaar.

Hätte man hier nun einen Dankesfestzug nach vollbrachtem Kriege, einen Triumphzug, darstellen wollen, so würde man wohl Gefangene sehen und statt

des eingeborenen Landeskindes würde ein gefangener Feind geopfert worden sein. Letzterer würde dann wahrscheinlich an einer andersartigen Tracht erkennbar sein.

Wenn wir auf den künstlerischen Werth der Darstellungen näher eingehen, so finden wir zunächst in der Anordnung der Figuren, in der Zeichnung und Ausführung derselben eine kindlich naive Auffassung und Darstellungsweise. Das zeigt die Zeichnung in Silhouettenmanier, wobei es dem Künstler nicht darauf ankommt, den Befehlshaber der Fusstruppen, sowie die Hornbläser mit nur einem Arm zu zeichnen, während zur Andeutung des Ausschreitens beide Beine dargestellt sind. Die Raumausnutzung ist zwar ganz unkünstlerisch, aber mit einer gewissen Sicherheit nach einem wohl bedachten Plane geschehen, der

Fig. 3.

wohl auf mancherlei ältere Tradition zurück geht, ebenso wie die technische Ausführung, welche eine handwerksmässig eingeübte Sicherheit verräth. In gleicher Weise sehen wir dies auch bei den übrigen Platten; verhältnissmässig grosse technische Sicherheit neben mangelhafter künstlerischer Durchbildung und kindlich naiver Auffassung mit Benutzung anderweit gesehener Vorbilder.

Es ist sehr bemerkenswerth, dass alle feineren Einzelheiten, welche ein künstlerisch durchgebildeter Ciseleur durch Graviren mit dem Grabstichel herstellt, bei den Darstellungen auf den vorliegenden Platten mittelst Hammer und Punze wiedergegeben sind. Namentlich zeigt sich dies bei der Darstellung des behaarten Thierkörpers, wo das glatte Haar gewöhnlich durch feine parallele Strichlagen, welche mit einem schmalen Meissel eingeschlagen sind, angedeutet ist. Dies Verfahren ist im Allgemeinen charakteristisch für die durch barbarische Einflüsse in Verfall gerathene Kunstübung der Völkerwanderungszeit und die späterer Zeiten. Der Unterschied dieser Kunstübungen macht sich in seinen

Anfängen bei den verschiedenen Stücken des Hildesheimer Silberfundes bereits bemerkbar, einerseits an den mit höchster Sorgfalt abgerundeten, geglätteten und fein gravirten Darstellungen auf den älteren Stücken, zum Beispiel an dem Löwenfell auf dem kleinen Becher mit sechs Masken und dem grossen becherförmigen Gefäss (H. Holzer, »Der Hildesheimer antike Silberfund«, Hildesheim 1870, Taf. X, Fig. 2, 3 und Taf. IV, Fig. 2) und andererseits an den Thieren mit schematischer Darstellung der Behaarung auf dem der späteren Zeit angehörigen grossen Gefäss (Holzer, a. a. O., Taf. XII, Fig. 6).

Platte II, Fig. 3 (Soph. Müller a. a. O. Taf. VII.). Auf dieser Platte ist derselbe Vorwurf dreimal in fast ganz gleicher Weise dargestellt. In der Mitte der Platte stehen, in gleichen Abständen nacheinander über die ganze Länge vertheilt, drei in Silhouettenmanier dargestellte, nach rechts blickende Stiere mit kurzen, kräftigen, ziemlich stark gekrümmten Hörnern, kurzen Mähnenkämmen und langen Schweifen, deren unteres Ende Weizenähren ähnlich gebildet ist. Die Ohren sind nicht dargestellt. Vor jedem Stier, etwas tiefer als dieser, steht eine männliche Figur, den rechten Arm halb, den linken bis zur Kopfhöhe erhoben, im Begriffe, das in der linken Hand gehaltene Schwert dem Stier in die Brust zu stossen. Alle Männer sind baarhäuptig, unbärtig und haben langes, starkes, nach hinten bis in den Nacken hinunter fallendes Haar. Der erste und dritte sind nur mit kurzen, schmalgestreiften Beinkleidern nach Art von Badehosen bekleidet, der mittlere trägt ein Gewand, welches ganz ähnlich dem der Reiter und des als Opfer dargebrachten Menschen auf Platte I sich eng an den Körper tricotartig anschliesst und aus einem kurzärmligen Leibchen besteht, mit welchem die sehr kurzen, Badehosen ähnlichen Beinkleider unmittelbar zusammenhängen.

Unter den Füssen eines jeden Stieres ist ein nach links laufender, dreizehiger, spitzohriger Hund mit langem Schweif in vollem Lauf in Silhouettenmanier dargestellt. Die Behaarung des Hundes ist gleich wie jene der Stiere in der oben geschilderten Weise durch feine parallele Strichlagen angedeutet.

Diesen Hunden entsprechend ist oberhalb eines jeden Stieres ein ebenfalls nach links laufendes dreizehiges, spitzohriges und langschwanziges Thier mit starken Reisszähnen dargestellt, welches den Habitus eines grösseren Raubthieres hat. Das Fell derselben ist gefleckt, wie durch die verschiedenen Reihen kleiner Streifen, deren Zwischenräume durch Reihen kleiner Punkte ausgefüllt sind, angedeutet werden soll. Streifen und Punkte sind mit Punzen eingeschlagen, erstere wahrscheinlich mit halbkreisförmigen, deren Anwendung wir bei den Kreisverzierungen der Völkerwanderungszeit sehr häufig finden.

Die Zwischenräume zwischen den Menschen und Thieren sind mit schiefherzförmigen Blättern wohl kaum mit Sicherheit bestimmbarer Pflanzen ausgefüllt.

Der hier dargestellte Vorgang soll offenbar eine wohlvorbereitete Tödtung eines Stieres durch einen Schwertstoss bedeuten. Sollte hier eine Jagdscene vorgestellt werden, so würden die Stiere wohl laufend dargestellt worden sein,

gleich den Hunden und den Raubthieren, Hyänen oder Leoparden.. Die dreimalige Wiederholung derselben Scene beruht vielleicht nur darauf, dass der Künstler den Raum, welcher für die einmalige Darstellung zu gross war, genügend ausfüllen musste. Möglicher Weise sollte auch durch die Wiederholung die Wichtigkeit des Aktes angedeutet werden und möchten wir schliessen dürfen, dass diese an sich sehr ungewöhnliche Art, einen Stier zu tödten, eine ceremonielle war und dass hier ein Opferstier dargestellt werden soll. Das Blätterwerk soll nur die mit Pflanzenwuchs bedeckte Erdoberfläche andeuten, ebenso wie auf Platte I die Blätter oder vielleicht Blüthen an dem geraden Schafte der verkleinerten Platte, welche vermuthlich verkümmerte Darstellungen von Lotosblumen sind.

Auf die Bedeutung der gleichfalls dargestellten Hunde und Raubthiere werde ich später zurückkommen.

VIII.

Fig. 4.

Platte III., Fig. 4 (Soph. Müller a. a. O. Taf. VIII.). Das Mittelstück dieser Platte bildet eine unten ganz geradlinig horizontal abgeschnittene weibliche Büste, welche plump und ohne Beachtung der natürlichen Grössenverhältnisse ausgeführt ist. Die hier dargestellte Figur hat ein wenig anmuthiges Gesicht, starke Augenbrauen, kurze sehr gerade Nase, kleinen Mund und ein ungemein grosses und breites Kinn. Auf dem Kopfe trägt sie eine eng anliegende Kappe, von deren unterem Rande quer über die Stirn eine Binde geschlungen ist, dessen beide Enden nach vorn auf die Brust herabhängen. Den Hals umgiebt ein in zwei starke runde Knäufe auslaufender kräftiger Ring. Die Schultern sind sehr breit und hoch, die Arme liegen auf der Brust zusammen; die Hände, an denen nur je drei Finger in gekrümmter Haltung gezeichnet sind, sind mit der Hohlhand nach oben gerichtet, die Brüste sind durch kleine Erhöhungen angedeutet, oben sehr hoch, die eine etwas tiefer als die andere.

Auf beiden Seiten der Büste sieht man zunächst nur einen erhaben gezeichneten Zweig mit drei schiefherzförmigen Blättern und nebenher ein mit dem Kopfe der Büste zugewandtes, elephantenähnliches Thier. Offenbar hat der Künstler beabsichtigt, Elephanten darzustellen, aber es ist zu bezweifeln, ob er jemals einen lebenden Elephanten gesehen hat. Zunächst fallen an dem hier dargestellten Thiere die sehr grossen Augen auf, sowie die sehr hoch sitzenden kurzen Ohren, welche das Aussehen haben, als seien sie gestutzt, die grossen Zähne sind ziemlich naturgetreu dargestellt, der dünne, sehr glatt gezeichnete Rüssel hängt gekrümmt nach unten und hat Aehnlichkeit mit der lang heraushängenden Zunge eines stark erhitzten Hundes. Der Kopf ist durch dreifache Parallellinien sehr scharf vom Halse abgesetzt, seine Behaarung ist durch feine Strichlagen angedeutet, während der ganze übrige Körper, dessen borstige Behaarung dadurch wohl wiedergegeben werden soll, ähnlich wie bei den drei Raubthieren auf Platte II mit kleinen Kreisen und Punkten bedeckt ist. Der sehr lange und kräftige Schweif, in einem breiten Büschel endigend, ist dagegen wieder durch Strichlagen ausgezeichnet. Die Vorderbeine, wie es scheint länger als die Hinterbeine, sind gekrümmt, die beiden Hinterbeine stehen dicht zusammen, statt vieler Hufe ist nur ein Huf, ähnlich dem Hufe eines Pferdes, gezeichnet.

Unterhalb der beiden belaubten Zweige, dicht neben dem spitz auslaufenden unteren Rande der Büste, sehen wir auf jeder Seite eine kreisförmige Figur mit einer eingezeichneten sternförmigen Figur, ähnlich altassyrischen Sterndarstellungen.

Unmittelbar unterhalb des unteren Büstenrandes, welcher, gleich dem horizontalen Pflanzenstamm auf Platte I, das Feld in eine obere und eine untere Hälfte theilt, schreitet ein Thier von raubthierähnlichem Aussehen mit aufgesperrtem Rachen, auf den Rücken gelegtem langen Schweif und weit gespreizten Beinen nach der rechten Seite. Der Körper ist mit Strichlagen bedeckt, an den vier Füssen sind nur je drei Zehen gezeichnet. Es ist hier vielleicht an einen Wolf oder an eine Hyäne gedacht. Zu beiden Seiten dieses Raubthieres, den Kopf letzterem zugewandt, befinden sich zwei geflügelte, vierfüssige Thiere mit eigenthümlich gebildeten Vogelkrallen, S-förmig nach oben gekrümmtem Schweif und Vogelkopf in Sprungstellung. Ihr ganzer Körper ist mit feinen Strichlagen bedeckt.

Was soll nun diese in der oben beschriebenen Büste verkörperte weibliche Figur sammt den sie umgebenden Attributen bedeuten? Es sind zwei Annahmen möglich. Entweder ist hier an eine Erdgöttin gedacht, als Repräsentantin alles dessen, was auf der Oberfläche der Erde gedeiht und was in ihrem Schoosse im Verborgenen lebt. Darauf deuten die Blattzweige als Repräsentanten der Pflanzenwelt und die Elephanten als die grössten Vertreter der Landthiere, als das vom Tageslicht in seinem Gedeihen Abhängige, ebenso die unterhalb des durch den unteren Büstenrand gebildeten, horizontalen Scheidestriches befindlichen fabelhaften Greifen und das wolf- und hyänenähnliche Raubthier

als Nachtthier und Höhlenbewohner. Die beiden Kreise mit eingeschriebener Sternfigur würden dann vielleicht die Sonne und den Mond vorstellen sollen.

Oder mit dieser weiblichen Figur ist die Sonne selbst gemeint, in der Weise, dass der durch den Büstenrand gebildete Scheidestrich die Pflanzenwelt und die Tagesthiere von den Nachtthieren trennt und dass dann die beiden Sternfiguren vielleicht den Abendstern und den Morgenstern, welche als getrennte Gestirne gedacht sind, vorstellen sollen.

IX.

Fig. 5.

Platte IV, Fig. 5 (S. Müller a. a. O. Taf. IX.). Ein sehr figurenreiches Relief schmückt diese Platte. Die Hauptgestalt ist ein gleich den Musikern auf der ersten Platte gekleideter Mann, welcher auf dem mit Pflanzenwuchs bedeckten Erdreich mit gekrümmten Beinen sitzt. Auf dem Kopfe trägt er ein Achtender Hirschgeweih, in der erhobenen Rechten hält er einen grossen gewundenen, in zwei dicke Knöpfe endigenden Ring, wie er einen ähnlichen ebenfalls um den Hals trägt. In der gleichfalls erhobenen Linken hält er eine sehr lange Schlange mit eigenthümlich geformtem, anscheinend gehörntem Kopf. Zu seiner Rechten steht ein Neunender Hirsch und dicht über demselben ein langhalsiges Thier mit hohen rinderähnlichen Hörnern, mit Brust- und Halsmähne und langem, kuhschwanzähnlichem Schweif. Die Körper beider nach rechts blickenden Thiere sind mit feinen Strichlagen bedeckt, der Hirsch ist mit allen vier Beinen, das andere, antilopenähnliche Thier nach Silhouettenmanier dargestellt.

Auf der linken Seite jenes Mannes, in der Höhe seines Gesichtes, sehen wir ein ihn anblickendes, nach links gewendetes Thier, welches einen eberähnlichen Kopf, aber einen langen, gerade herabhängenden Schweif und an jedem Fusse, wie es scheint, vier Zehen hat. Hauer sind nicht angedeutet, aber sehr eigenthümlich erscheint die runde, fast rüsselähnliche Schnauze und der kleine zurückstehende Unterkiefer. Der Rücken des Thieres, auf welchem eine durch

feine Strichlagen angedeutete Mähne bis zum Schwanze ausläuft, ist mit kleinen Kreispunkten bedeckt, wodurch vielleicht Borstenbehaarung angedeutet werden soll. Der übrige Theil der Behaarung ist durch Strichlagen wiedergegeben.

Unter diesem Thiere sehen wir in Silhouettenmanier einen nach rechts gewendeten Löwen mit sehr langem, über den Körper nach vorn hängendem Schweif, mit je vier Zehen an den beiden nur dargestellten Füssen, mit weit geöffnetem Rachen und hervorgestreckter Zunge, in Sprungstellung. Er hat eine grosse Mähne, die einzelnen Zotten derselben sind durch kräftige Umrisslinien angedeutet und die Strähnen der Zotten durch feinere Parallellinien und koncentrische Bogenlinien, welchen sich die Konturen der einzelnen Zotten anpassen. Dadurch erhält das Ganze ein mehr oder weniger geflechtartiges oder mosaikähnliches Aussehen.

Vor dem Löwen, ebenfalls nach rechts hin gewendet, sehen wir einen Mann in ganz ähnlicher Tracht wie das Opfer auf Platte I, aber mit Schuhen an den Füssen, auf einem delphinähnlichen Thier mit Bauchflosse und starken Bartfäden reiten. Der Körper des letzteren ist mit feinen Punktstrichen bedeckt, die Flossen und Bartfäden sind fein schraffirt. Wasser ist nicht angedeutet, vielmehr sind auch hier die leeren Zwischenräume zwischen den einzelnen Figuren mit Blätterwerk ausgefüllt.

In gleicher Höhe wiederholt sich dann die nach rechts gewendete Figur eines antilopenähnlichen Thieres, ganz ähnlich dem in der linken oberen Ecke befindlichen.

Den Raum unterhalb des Delphinreiters und der Antilopen nehmen zwei gegeneinander anspringende Löwen ein. Sie sind in ganz gleicher Weise, wie der oben beschriebene Löwe dargestellt, nur haben sie als Vervollständigung der Halsmähne noch einen sägeartig gezackten Mähnenkamm, an den Füssen aber nur drei Zehen. Die Endbüschel der Schweife sind sehr sorgfältig ährenartig gestrichelt.

Es lag sehr nahe bei der Deutung dieser Platte in der männlichen Figur mit dem Hirschgeweih, wie Sophus Müller dies gethan hat, den gallischen Gott Cernunnos zu sehen. Indess glaube ich, dass, wie ich später ausführen werde, von einer so bestimmten Deutung abzusehen sein wird und dass wir in der dargestellten Figur den Beherrscher der gesammten Thierwelt, der Land- und Meeresthiere, erblicken. Hirsch und Eber, oder Wolf, je nachdem man sich entscheidet, sehen wir in botmässiger Haltung gezähmt neben ihm, der Delphin, der Repräsentant der Thiere des Meeres, lässt sich als Reitthier benutzen, und die Löwen spielen friedlich miteinander. Die Schlange in seiner Linken verharrt in ruhiger Haltung, ebenso wie die sonst so flüchtigen Antilopen, und als das Symbol seiner Macht haben wir vielleicht den Zauberring in seiner Rechten anzusehen.

Platte V, Fig. 6 (Soph. Müller a. a. O. Taf. X.). Die letzte der grossen Platten hat als Mittelstück wiederum eine Büste mit horizontal geradlinig ab-

geschnittenem unteren Rande. Diesmal ist in derselben eine männliche Figur dargestellt mit eigenthümlicher Haartracht, grossem Barte, sehr kurzen, senkrecht emporgehobenen Armen und kräftigen Fäusten. Das Haupthaar ist, wie es scheint, in mehrere Locken zusammengedreht, welche von beiden Seiten hornartig zurück über die Stirn gelegt sind. Möglicher Weise sind es aber nicht Locken, sondern Verzierungen auf einer dem Kopfe eng anliegenden Kappe. Die Augenbrauenpartie ist sehr stark entwickelt, die Augen selbst sind verhältnissmässig etwas klein und mongolischen Typen ähnlich etwas schief gestellt. Der Schnurrbart ist schmal und lang, der volle Kinnbart besteht aus dicht aneinander gereihten, herabhängenden, gedrehten dicken Strähnen, durch welche wahrscheinlich Locken angedeutet werden sollen.

X.

Fig. 6.

Die rechte Hand greift in ein etwa sechzehnspeichiges Rad, das zur Hälfte von dem Arme der Büste verdeckt ist und das an dem Aussenrande der Felgen mit radiär eingefügten Handhaben versehen ist, gleich dem Steuerrade eines Schiffes und der Grubenwinde der Bergleute. Es ist nur eine solche Handhabe angedeutet. Sie wird von der linken Hand einer menschlichen Figur umfasst, welche zur linken neben dem Rade kniet und bemüht ist, letzteres mittelst dieser Handhabe zu bewegen und zu diesem Zwecke auch mit der rechten Hand eine Felge und eine Speiche des Rades an einer Stelle dicht über der Handhabe umfasst hat. Diese menschliche Figur ist unbärtig, mit blossem Halse, halbnackten Armen und Beinen dargestellt. Sie trägt eine helmartige, bis tief in den Nacken reichende Kopfbedeckung mit zwei in Kugeln endigenden Hörnern, ähnlich einem Helmzierat, und einer stark geschwungenen, kräftigen aber etwas schmalen Krämpe. Den Körper bedeckt ein kurzärmeliges, schmalgestreiftes, eng anliegendes Gewand, welches nur bis zur Mitte der Oberschenkel reicht und wie es die Reiter auf Platte I tragen.

Dicht unter dem unteren Büstenrande und in gleicher Höhe zur Rechten und Linken ziehen sich in horizontaler Richtung einige lose kurze Zweige mit schiefherzförmigen Blättern hin. Oberhalb derselben, nach rechts schreitend, sind zwei Raubthiere, in der Figur ähnlich jenen auf Platte III (Taf. VIII) unterhalb der weiblichen Büste, dargestellt, die Behaarung weicht jedoch etwas ab, insofern als dieselbe bei dem Thiere auf Platte III ganz durch Strichlagen wiedergegeben ist, während sie hier am Bauche, an Kopf und Hals durch schmale Streifen angedeutet worden ist, die abwechselnd mit Strichlagen ausgefüllt und leer gelassen sind, wodurch die Streifung der betreffenden Körperpartien in sehr wirksamer Weise hervorgehoben ist. Der Rücken, die Vorder- und Hinterbeine sind dagegen mit kleinen Streifen und Punkten bedeckt, ähnlich wie bei den Raubthieren auf Platte II und den Elephanten auf Platte III. Beide Thiere schreiten in gleicher Weise mit ihren, nur mit je drei Zehen ausgerüsteten Beinen kräftig aus und scheinen, nach dem geöffneten Rachen zu schliessen, brüllend gedacht zu sein.

Unterhalb dieser beiden Raubthiere und der Büste sehen wir dann noch drei Greifen, ganz ähnlich den beiden auf Platte III, in kräftigen Sprüngen nach links eilen. Ein kleiner Unterschied zeigt sich bei diesen nur darin, dass den dreizehigen Füssen, die bei jenen gezeichnete Afterzehe oder Afterklaue fehlt. Zwischen dem ersten und zweiten Greifen, unterhalb der Unterschenkel des neben dem Rade knienden Mannes, sehen wir eine Schlange, welche, den eigenthümlich geformten, langnasigen und gehörnten, widderähnlichen Kopf nach oben gerichtet, daliegt.

Es wird wohl keinem Zweifel unterliegen, wenn wir in dem in der Büste dargestellten männlichen Wesen den Gott der Unterwelt, ähnlich dem Pluto, erblicken. Die Grenze zwischen Ober- und Unterwelt wird durch die Blattzweige angedeutet. Auf der Oberwelt sehen wir die Raubthiere, als Repräsentanten der Dunkelheit und des Grauens aber unterhalb der Büste die in der Erde verborgenen Thiere, Schlangen und Greifen, sich bewegen. Gleich Pluto ist diese Gottheit Herr über die Schätze der Erde, was er dadurch beweist, dass er in das Rad der Winde des neben ihm knienden Bergmanns mit kräftiger Faust eingreift. Nach A. v. Heyden's fachmännischer Erklärung einer auf einer Hallstätter bronzenen Schwertscheide dargestellten ganz ähnlichen Scene (s. Verhandl. der Berl. Anthrop. Ges. 1890, S. 50) haben wir dort wie hier unzweifelhaft Bergleute am Haspel vor uns, wie auch Dr. Much (Kunsthist. Atlas I. Abth., Taf. LXX und LXXI) früher vermuthete und welche Scene auch Müller (a. a. O., S. 51, Anm. 2) wegen der Aehnlichkeit der Darstellung anführt. Die helmähnliche Kopfbedeckung des Bergmanns dient letzterem zum wirksamen Schutze in den unterirdischen Gängen des Bergwerks gegen herabfallendes Gestein, Tropfwasser u. s. w.

Mit dieser Platte ist die Reihe der grossen Platten abgeschlossen, und es folgen nun die kleineren Platten.

XI/1.

Fig. 7.

Platte VI, Fig. 7 (Müller a. a. O. Taf. XI, Fig. 1). Die erste der kleinen Platten zeigt eine unten mit dem geraden Rande der Platte horizontal abgeschnittene männliche Büste mit erhobenen beiden Armen. Der Kopf ist anscheinend mit einer glatt anliegenden Kappe bedeckt, deren unterer Rand mit einem Volutenornament verziert ist. Die Augen sind gross, von innen heraus hohl getrieben, an der Stelle der Regenbogenhaut und der Pupille ist eine runde Oeffnung herausgeschnitten, welche, wie wir aus weiter unten anzuführenden Analogien schliessen dürfen, wahrscheinlich mit einem blauen Glasfluss ausgefüllt war. Die Nase ist gerade und etwas platt, unten breit, der Schnurrbart schmal und lang, erst bei den Nasenwinkeln beginnend, der Kinnbart besteht aus gerade herabhängenden, schräg schraffirten kurzen Strähnen, welche das Aussehen von Rollen und Wickeln haben. Unterhalb des Kinnes hängen zwei starke gedrehte Schnüre, an den Enden Spiralen bildend, herab. In den Händen hält die Büste zwei kleine menschliche Figuren, ganz ähnlich gekleidet wie das Opfer auf Platte I, an ihren äusseren Armen gefasst. Sie sind mit dem Gesichte der Büste zugewendet und heben mit ihren inneren Armen je ein kleines Thier von der unverkennbaren Gestalt von Schweinen, allerdings mit ziemlich langen, geraden Schwänzen, gegen die Büste hoch empor. Unterhalb dieser Figur sieht man auf den Schultern der Büste zwei nach aussen gewendete Thiere, ebenfalls in sehr kleinem Maassstabe. In dem einen auf der rechten Schulter erkennen wir wiederum ein wolfähnliches Raubthier, in Silhouettenmanier dargestellt, und in dem andern auf der rechten Schulter ein geflügeltes Thier mit einem pferdeähnlichen Kopf, grossen Ohren und, wie es scheint, mit Hufen an den drei nur dargestellten Beinen.

Die hier dargestellte Scene ist, wie leicht ersichtlich, folgende: Die Büste des sehr strenge darein blickenden Mannes stellt einen Gott oder Dämon dar, dessen Attribute, die beiden auf den Schultern stehenden Thiere, ein Raubthier

und ein Flügelpferd sind, und dem von den beiden in den Händen gehaltenen menschlichen Figuren je ein Eber geopfert wird. Das Raubthier deutet vielleicht auf die Erde, das Flügelpferd auf die Luft oder den Wind, und wir sehen in dem Dämon vielleicht den Gott des über die Erde dahinbrausenden Sturmes, eine Art Typhon vor uns. Vielleicht liegt auch in dem wellenstabähnlichen Ornament, welches den unteren Rand seiner Kopfbedeckung ziert, eine Andeutung, welche sich auf die wirbelnde Bewegung des Windes bezieht.

XI/2.

Fig. 8.

Platte VII, Fig. 8 (Müller a. a. O. Taf. XI, Fig. 2) zeigt uns eine männliche Büste in ganz ähnlicher Haltung. Das Gesicht ist im Vergleich zu dem der vorigen Büste sehr wohl gebildet und macht einen jugendlich glatten und freundlichen Eindruck. Während das der vorigen Büste kurz, breit und eckig war, zeichnet sich dieses durch ein schön gerundetes und längliches Oval aus. In gleicher Weise sind auch alle Theile desselben sorgfältiger und zierlicher behandelt. Der Saum der Kopfbedeckung macht den Eindruck sorgsam gepflegter Lockenhaare, ein kurzer lockiger Backenbart umrahmt die Wangen, ein stark wellenförmig geschwungener Schnurrbart, der merkwürdiger Weise auch hier unter der Nase fehlt und gleichsam von den Rändern der Unterlippe aus entspringt, schliesst den mit dem Backenbart einen zusammenhängenden Vollbart bildenden Kinnbart nach oben ab. Die Locken des Kinnbartes sind etwas steif geradlinig gehalten und abwechselnd schräg schraffirt, also gewunden oder längsgesträhnt. Letztere haben scheinbar auch auf die Brust und den Hals herabreichende, an den unteren Enden sich spiralig umbiegende Verlängerungen. Sie haben ihr Seitenstück in den beiden schnurartig gedrehten Anhängen der vorigen Büste, mit dem Unterschiede, dass letztere gedreht sind und auch keine unmittelbaren Fortsetzungen einzelner Bartlocken zu bilden scheinen. Die Augen sind wie bei

der vorigen Büste hohl getrieben; die Pupillen und Regenbogenhäute sind ausgeschnitten und durch röthlich-blauen Glasfluss ersetzt, welcher aber nur noch in dem linken Auge vorhanden ist. In den Händen hält die Büste, an den Hinterläufen gefasst, zwei mit den Köpfen bis auf die Schultern herabhängende Hirsche mit kräftigen Geweihen, von denen aber nur die Augensprossen und drei Seitensprossen zu sehen sind. Es sind also mindestens vier- bis fünfjährige Thiere. Sie sind in Silhouettenmanier wiedergegeben, die Behaarung des Hinterkörpers und der Vorderbeine durch parallele Strichlagen, die des Kopfes, Halses und Bauches dagegen durch abwechselnd gestrichelte und ungestrichelte Streifen, wie bei den Raubthieren auf Platte V.

Der Hintergrund unmittelbar hinter der Büste ist fein punktirt und längs des Innenrandes der Arme mit schiefherzförmigen Blättern belegt.

Diese Büste zeigt uns vermuthlich den Gott der männlichen Jugendschöne. Er ist ein irdischer Gott, wie durch die Blätter und den den Erdboden vorstellenden punktirten Hintergrund angedeutet werden soll. Die ihm als Attribute beigegebenen männlichen Hirsche, im kräftigsten Alter stehend, die Repräsentanten der Brunst, sollen vielleicht auf die dem Gotte eigene jugendfrische Zeugungskraft Bezug haben.

Fig. 9.

Platte VIII, Fig. 9 (Müller a. a. O. Taf. XII, Fig. 1). Eine männliche Büste gleich der vorigen, mit emporgehobenen Armen, in denen aber nichts gehalten wird. Es ist hier ein schöner junger Mann dargestellt, mit einem diademartigen Saum um die eng anliegende Kopfbedeckung und mit kräftigen, stark geschwungenen Augenbrauen, welche in der Mitte über dem Rücken der verhältnissmässig langen geraden Nase sich vereinigen. Ein wohlgepflegter Vollbart umgiebt das glatte ovale Gesicht, der wellenförmig geschwungene, lange und schmale Schnurrbart beginnt hier unter der Nasenscheidewand. Die Augen sind wieder mit

kreisrunden Ausschnitten versehen, in dem einen scheint die Glasflussergänzung für die Regenbogenhaut und Pupille noch vorhanden zu sein. Den Hals schmückt ein mit Zickzackornament verzierter, in zwei Knaufe endigender, starker ungedrehter Ring.

Auf der rechten Schulter der Büste sieht man eine unbärtige männliche Figur, nur mit kurzen, bis zum Knie reichenden, schmalgestreiften Beinkleidern und anscheinend auch mit Bundschuhen bekleidet. Sie ist kräftig gebaut und hält die halb erhobenen Arme vor sich, anscheinend um etwas aufzufangen oder zu ergreifen.

Auf der linken Schulter sieht man einen Reiter, der möglicher Weise behelmt gedacht ist, auf einem muthigen Pferde im Galopp an dem Arm hinaufsprengen. Der Reiter hat das kurze, schmalgestreifte, enge Gewand an, wie die Reiter auf Platte I; das Pferd ist ebenfalls gestreift. Oberhalb des Reiters sieht man eine unbärtige Figur mit langem Haar, in der eng anliegenden, kurzen Gewandung wie die Reiter, mit erhobenen Armen eine Sprungbewegung ausführen.

Dies ist der Gott der Körperkraft und der Leibesübungen. Die Figur auf der rechten Schulter, offenbar ein Athlet, steht zu einem Kriegskampf oder einem anderen Wettkampf gerüstet da, der Reiter auf der linken Schulter repräsentirt die Reitkunst und die springende Figur die Tanzkunst.

XII/2

Fig. 10.

Platte IX, Fig. 10 (Müller a. a. O. Taf. XII, Fig. 2). Die auf dieser Platte dargestellte männliche Büste weicht in der Ausführung wesentlich ab von der vorigen. Ihre Haltung ist dieselbe. In jeder Hand hält sie ein eigenthümliches Thierwesen, welches an die Seerosse und Meerdrachen griechischer und römischer Künstler erinnert. Das Vordertheil gleicht dem eines Pferdes mit starker, kammartiger Mähne, der geflügelte Leib, der grosse Abmagerung zeigt und dessen Rippen einzeln durch starke Erhöhungen hervorgehoben sind, zeigt eine nach oben ge-

krümmte Fortsetzung, welche den ebenfalls in eine Krümmung endigenden Flügeln ähnlich ist und vielleicht ein zweites Flügelpaar oder aber auch einen kurzen, kräftigen Schweif vorstellen soll. Die eigentliche Körperendigung bildet ein sehr langer, in einer schleifenartigen Windung übereinander gelegter Schweif. Das Thier erinnert in Folge der Hervorhebung der Rippen und der kammähnlichen Mähne an getrocknete Seepferdchen. Der Hals dieser drachenähnlichen Ungeheuer, als welche sie wohl gedacht sind, ist mit Punkten und kleinen Kreisen bedeckt, Flügel und Schulterblatt zeigen schraffirte Streifen, und der Schweif ist in seinem Ansatz fischgrätenartig, an seinem Ende einfach schräg schraffirt.

Der Kopf der Büste ist mit einer eng anliegenden Kappe bedeckt, deren Saum aussieht, als sei er mit schräg stehenden, dicht aneinander gereihten Rollen bedeckt. Das Gesicht ist verhältnissmässig sehr schmal, in den grossen, weit geöffneten Augen scheinen die Regenbogenhaut und die Pupillen durch Glasfluss ersetzt worden zu sein. Die Nase ist gerade, der Mund klein mit auffällig schmalen Lippen, an dem Kinn ist durch drei übereinander liegende Reihen ornamental gehaltener, schräg schraffirter Spiralen ein schwacher Bart angedeutet, den Hals umgiebt ein in zwei starke Knäufe endigender verzierter Halsring.

Sehr merkwürdig ist die auf der Brust der Büste dargestellte Gruppe, bestehend aus einem Unthier, dessen langer längsgerippter und gestreifter Körper bogenförmig sich über die Brust erstreckt und rechts und links in einem wolfähnlichen Vorderleib endigt. Unter letzterem liegt eine menschliche Figur, ähnlich dem Opfer auf Platte I gekleidet, welche, wie es scheint, hilferufend die Hände emporstreckt.

Die Büste kennzeichnet sich als die Darstellung eines bösen Dämons, dessen Attribute fabelhafte drachenähnliche Ungeheuer und menschenverschlingende Wölfe sind; das Gesicht hat etwas Geisterhaftes, der schmale zusammengekniffene Mund, der schwach angedeutete kümmerliche Bart, welcher sich nicht zu jenen starken und kräftigen, rollenartigen Locken entwickelt hat, wie bei den andern Büsten, verstärken diesen Eindruck. Es ist der Dämon des Hungers, der Abzehrung und der Krankheiten, welche wie Ungeheuer und Unthiere die Menschen anfallen und zu Grunde richten.

Platte X, Fig. 11 (Müller a. a. O. Tafel XIII). Im Gegensatz zu der vorigen sehen wir hier eine weibliche Büste, welche ein dem Menschen- und Thiergeschlecht freundliches Wesen darstellt. Sie ist im Ganzen ähnlich jener auf Platte III, hat aber nur den rechten Arm erhoben, in dessen Hand sie ein kleines Vögelchen hält. Den linken Arm hat sie über die Brust gelegt und hält auf ihm liegend eine menschliche Figur, ähnlich gekleidet wie das Opfer auf Platte I. Auf ihrer rechten Brusthälfte ruht, mit den Füssen nach oben gerichtet, ein hundähnliches Thier. Der Kopf ist mit einer glatt anliegenden Kappe bedeckt, deren unterer Rand ähnlich wie bei der Büste auf Platte III mit einer zu beiden Seiten des Kopfes herabhängenden schmalgestreiften

Binde umwickelt ist. Eine zur rechten Seite des Kopfes stehende kleine weibliche Figur in langem schmalgestreiften Gewande, mit einem Gürtel um den Leib dicht oberhalb der Hüften, ist beschäftigt, das fast bis auf die Schulter frei herunterhängende Ende der um den unteren Rand der eng anliegenden Kappe gelegten Binde mit Hilfe ihrer beiden etwas emporgehobenen Hände zu ordnen. Diese kleinere Figur, welche offenbar eine Dienerin vorstellen soll, trägt eine ähnliche Kopfbedeckung mit schmalen, schräg schraffirten Streifen und einem als breites Band bis auf die Schulter herabhängenden Anhängsel, welches wahrscheinlich auch das eine Ende der um die Kappe gelegten Binde sein soll. Dicht über ihrem Kopfe schwebt ein nach rechts blickender Vogel (Adler oder Taube) mit ausgebreiteten Flügeln und mit nur einem Fuss, welcher

XIII 1.

Fig. 11.

mit drei sehr langen Zehen, zwei Vorder- und einer Hinterzehe, versehen ist und als unmittelbare Fortsetzung des Unterleibes an Stelle des Schwanzes dargestellt ist. In gleicher Höhe ist auf der andern Seite der Büste an der entsprechenden Stelle als Gegenstück ein anderer, ganz gleich gebildeter, aber nach links blickender Vogel dargestellt. Der obere Rand der Flügel ist mit einem kräftigen, schräg schattirten Rande eingefasst, welcher Aehnlichkeit hat mit einer stark drellirten Schnur; das Gefieder des Halses ist durch feine, nach rechts und links gerichtete Schrägstriche, welche einem Grätenmuster ähnlich sehen, angedeutet, das Gefieder des Rumpfes und inneren Flügelrandes durch die deutlicher ausgeführten, verhältnissmässig grossen Einzelfedern. Ebenso sind die Schwanzfedern, auf jeder Seite nur 7, in sehr regelmässiger, gleicher Breite gezeichnet und nur durch feine Schräglinien schraffirt.

Der Kopf der Büste ist hoch und schmal, wie schon erwähnt, mit einer eng anliegenden, mit langer Binde umwickelten Kappe bedeckt, die Augen sind

etwas klein, Pupille und Regenbogenhaut wieder ausgeschnitten, die Nase gerade und ziemlich lang, der Mund klein, die Lippen schmal, dass Kinn sehr lang und kräftig. Der Gesammteindruck des Gesichtes ist kein unangenehmer. Den Hals umgiebt ein kräftiger, in zwei kugelige Knäufe endigender Halsring. Die Brüste sind durch zwei kleine runde Erhöhungen sehr nahe dem oberen Schulterrande in unverkennbarer Weise angedeutet.

Die rechte Schulter hat nach aussen eine bankähnliche Verlängerung, auf welcher eine mit einem langen schmalgestreiften Gewande bekleidete kleine weibliche Figur sitzt. Letztere hat ziemlich die gleiche Grösse mit jener, welche auf der andern Seite der Büste steht und die Binde ordnet. Sie trägt eine ähnliche Kopfbedeckung wie die grosse Büste und um den Hals einen starken, gleichfalls in zwei kugelige Knäufe endigenden Reif. Der rechte Arm ist nach unten gerichtet, gleichsam als sollte die Hand sich auf den Sitz stützen, der linke Oberarm liegt dem Körper an, der Vorderarm horizontal über die »Herzgrube« fort. Die Brüste sind durch kleine Erhöhungen durch das Gewand hindurch erkennbar, ebenso die beiden vom Sitz herabhängenden Unterschenkel. Das Gesicht ist klein und unbedeutend, aber zierlicher als das im Profil dargestellte der anderen kleinen Figur.

Ueber dem Kopf dieser sitzenden Figur und unterhalb des Adlers ist ein dreizehiges, mit dem Kopf nach oben gerichtetes Raubthier in Sprungstellung, aber mit unter den Bauch gelegtem Schweif in Silhouettenmanier dargestellt. Die Zotten der Behaarung des Halses, des Schulterblattes und des Oberschenkels sind durch fein schraffirte blattähnliche Figuren angedeutet. Der Schweif ist fischgrätenähnlich schraffirt, ebenso der Rand des Rückens bis zur Nackenmähne. Dem Anschein nach soll hier wohl eine Löwin dargestellt sein.

Es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, dass wir in dieser Büste eine Göttin der Schönheit und der Liebe verkörpert sehen. Eine Dienerin ist beschäftigt, sie zu schmücken, eine andere sitzt, ihres Winkes gewärtig, in ihrer Nähe. In ihrer erhobenen Rechten hält sie ein Vögelchen, wahrscheinlich einen kleineren Singvogel, und ihr Haupt umschweben andere Vögel, vielleicht Tauben, alle wohlbekannte Sinnbilder der Liebe. Das zu ihrer Rechten dargestellte Raubthier soll wahrscheinlich andeuten, dass selbst die wilden Bestien ihrem Einflusse nicht unzugänglich sind; das an ihrer rechten Brust ruhende Thier, sowie der Mensch, welchen sie im Arme hält, deuten darauf hin, dass sie Menschen und Thiere mit gleicher Liebe umfasst.

Platte XI, Fig. 12 (Soph. Müller a. a. O. Taf. XIII, Fig. 2). Eine weibliche Büste mit ähnlicher Kopftracht wie die vorige und mit einem gleichen Halsring. Die leeren Hände hält sie leicht gekrümmt horizontal auf der Brust. Die Brüste sind nur schwach angedeutet, der Hintergrund ist fein gravirt, um die Schultern sind Zweige mit den bekannten schiefherzförmigen Blättern gelegt.

Zu beiden Seiten des Kopfes sind zwei kleinere Büsten, links eine männliche und rechts eine, wahrscheinlich als weiblich gedachte, mit senkrecht zum

XIII/2

Fig. 12.

Himmel erhobenen Armen dargestellt. Die männliche Büste hat einige Aehnlichkeit mit dem Gotte der Unterwelt auf Platte IV. Der Schmuck des unteren Kappenrandes soll vielleicht ebenso zwei flügel- oder hörnerartige Verzierungen darstellen, wie es ähnlich bei der grossen Büste auf Platte V der Fall ist. Der untere Rand der Kappe ist durch eine schmale, stark vertiefte Horizontallinie angedeutet; die Augen sind klein, weit voneinander abstehend, die etwas beschädigte Nase kurz, das Gesicht rund, zu beiden Seiten von einem Backenbart eingerahmt, dessen Locken auf der linken Seite etwas vollständiger ausgebildet sind, der Mund ist etwas geöffnet, die breiten Lippenränder treten ziemlich stark hervor und sind mit feinen Schräglinien schraffirt, wodurch sie einen eigenthümlich starren Ausdruck erhalten, der Schnurrbart fehlt unterhalb der Nase und beginnt auf beiden Seiten erst an den Mundwinkeln. Er erstreckt sich weit nach rückwärts und trennt auf jeder Seite den Kinnbart vom Backenbart, dessen Locken nur aus acht drellirten Strähnen, gleich den beiden Schnurrbarthälften und dem Backenbart, besteht.

Die kleinere Büste zur Rechten der grossen ist wahrscheinlich als weiblich anzusehen, obgleich die Brüste nicht angedeutet sind und an der schmalgerippten, unten durch einen längsgestreiften Bund abgeschlossenen Kappe die beiden zur Seite herabhängenden Bänder fehlen. Das Gesicht ist glatt, rundlich voll und hat einen weiblichen Ausdruck. Den Hals schmückt ein kräftiger, in zwei Kugeln endigender, längsgerippter Ring.

Hier sehen wir nach den Andeutungen des Hintergrundes, Erde und Laub, wiederum eine Göttin, vielleicht die Erdgöttin selbst vor uns, jedenfalls ein Wesen, welches der weiblichen Göttin auf Platte III sehr ähnlich und wahrscheinlich nahe verwandt ist. Ein Unterschied zwischen beiden besteht in der Bildung des Mundes. Bei dieser letzten Büste ist der Mund sehr klein, Ober- und Unterlippe bilden eine kleine, von einer feinen Furche umzogene rundliche

Erhebung, die Lippen sind fest geschlossen, die Mittelfurche der Oberlippe durch ein rundes, ziemlich tiefes Grübchen angedeutet, dem ein solches an gleicher Stelle der Unterlippe entspricht. Das Gesicht dieser Büste hat in Folge dessen einen etwas ängstlichen Ausdruck gegenüber dem auf Platte III.

Die beiden kleineren Büsten scheinen Sterngottheiten zu sein, also vielleicht Sonne und Mond oder, allgemeiner gesprochen, ein Taggestirn, das freundliche weibliche Wesen, und ein Nachtgestirn, das düstere männliche Wesen. Wir würden, um dies näher bestimmen zu können, zu erforschen suchen müssen, in welchen europäischen Sprachen die Sonne weiblich und der Mond männlich benannt wird.

XIV,1.

Fig. 13.

Platte XII, Fig. 13 (Soph. Müller a. a. O. Taf. XIV, Fig. 1). Eine grosse weibliche Büste, ähnlich der vorigen, nur ist der Mund realistisch normal gebildet. Ein sehr starker, schräg gefurchter Halsring mit zwei kräftigen, kugelförmigen Endigungen umgiebt den Hals, die sehr klein angedeuteten Brüste sitzen sehr hoch oben nahe dem Schulterrande, die Arme sind auf der Brust gekreuzt. Der Ausdruck des Gesichts ist ein freundlich fröhlicher. Der Hintergrund ist wie bei der vorigen Platte fein punktirt, oberhalb der Schultern und an beiden Seiten des Kopfes mit je einem Laubzweige bedeckt. Auf der linken Seite der Büste sehen wir oberhalb der Schulter dieselbe tanzende Figur wie auf Platte VIII auf derselben Stelle wie bei der männlichen Büste. Auf der rechten Seite der vorliegenden Büste sehen wir eine der tanzenden Figur ganz ähnliche, wie es scheint, im Ringkampf mit einem löwenähnlichen Raubthier, welches mit dem weit geöffneten Rachen die Brust des Mannes zu fassen sucht und die Krallen der beiden Hinterfüsse in seine Ober- und Unterschenkel schlägt. Kopf, Vorder- und Hinterbeine des Löwen sind abwechselnd mit glatten und schraffirten

Streifen bedeckt, die Behaarung des übrigen Körpers ist durch runde Grübchen wiedergegeben, deren Zwischenräume mit feinen Punkten ausgefüllt sind.

Wir haben hier offenbar das weibliche Gegenstück zu dem Gott der Leibesübungen auf Platte VIII (Soph. Müller a. a. O. Taf. XII, Fig. 1) vor uns. Hier steht auf der rechten Schulter ein Löwenbändiger, dort ein Ringkämpfer, hier wie dort auf der linken Schulter die gleiche springende oder tanzende Figur und bei beiden Büsten sehen wir denselben heiteren Gesichtsausdruck. Es wird hier also eine Göttin der Leibesübungen gemeint sein.

XIV

Fig. 14.

Platte XIII, Fig. 14 (Soph. Müller a. a. O., Taf. XIV, Fig. 2). Diese letzte Platte ist kreisrund. Sie war wahrscheinlich auf der Innenseite des Kesselbodens angebracht. Das Mittelstück der Darstellungen auf dieser Platte bildet ein in eigenthümlicher Weise gelagerter Stier. Die beiden Hörner, welche ehedem wahrscheinlich frei in den Raum hineinragten, sind abgebrochen. Das rechte Vorderbein, welches viel zu lang und anatomisch ganz unrichtig gezeichnet ist, liegt flach auf dem Erdboden in einem Bogen um den Kopf und das im oberen Mittelfussgelenk (Handgelenk) gebogene andere Vorderbein. Die buschigen Haare an der Rückseite des Mittelfusses sind durch eine schmale, schräg gefurchte Leiste wiedergegeben. Die Vorderseite der Hufe sieht nach oben, aber in gleicher Richtung mit der Hinterseite des Mittelfusses. Der Kopf des Stieres ist kurz, die Augenlider sind durch parallele Wülste stark hervorgehoben, die breite Schnauze ist durch eine kräftige, bogenförmige Querfurche in deutlicher Weise abgegrenzt. Die Hinterbeine liegen beide in gleicher Weise im Fussgelenk gebogen nebeneinander unter den Leib gezogen; vor dem rechten Hinterschenkel, an der unteren Seite des verhältnissmässig sehr schlanken Leibes liegt der lang ausgezogene, kräftige Hodensack. Der dünne, in seiner ganzen Länge gleich

starke Schweif beginnt etwas hoch an dem Rücken und liegt dem Hinterende des linken Hinterbeines ziemlich dicht an. Er ist verhältnissmässig sehr lang, sein Endbusch ist breit und kräftig und einer Weizenähre ähnlich gebildet. Die Behaarung ist an dem rechten Vorderbein in der unteren Partie gar nicht, in der oberen durch Punktirung und in der Schultergegend durch schraffirte Streifen dargestellt und in ähnlicher Weise auch am linken Vorderbein. Die Hals- und Genickmähne besteht aus blattähnlichen, schraffirten Figuren; auf der Stirne ist ein kreisrunder, gedrehter Haarwirbel angedeutet, von welchem aus eine Art gerader Leiste sich bis zur Querfurche der Nase erstreckt. Die schon erwähnten Augenlider treten in Folge der kräftigen Schraffirung der Wülste stark hervor, der Rumpf und die Oberschenkel sind mit schraffirten Schmalstreifen bedeckt, die unteren Beinpartien ganz wie bei den Vorderbeinen behandelt.

Oberhalb des Rückens des Stieres, gleichsam in der Luft schwebend, sieht man eine ganz ähnliche Figur wie die springende auf Platte XII (Soph. Müller a. a. O. Taf. XIV, Fig. 1), nur ist die Brust entblösst und sind die Brustwarzen deutlich sichtbar. In der Linken schwingt diese Figur eine schwertähnliche Waffe, an ihren Fersen trägt sie Sporen mit etwas nach oben gebogenem Dorn. Vor ihr auf dem Widerrist des Stieres sieht man einen springenden Hund mit geöffnetem Maul, spitzen, hochstehenden Ohren und aufgerichtetem, stark gekrümmtem Schwanz; die Behaarung des letzteren ist durch schraffirte Schmalstreifen dargestellt.

Unterhalb der vier Hufe des Stieres liegt platt auf dem Bauche ein löwenähnliches Unthier mit dickem Kopf, kräftigen Beinen, breiten, vielzehigen Tatzen und langem geraden Schweif. Die Körperbehaarung desselben ist in sehr eigenthümlicher Weise durch schraffirte, fast geradlinige Figuren wiedergegeben, die Beine sind glatt, ebenso der den Rücken entlang verlaufende gerade Streifen. Einige Querrinnen oberhalb der Tatzen deuten die Fussgelenke an. Rechts, etwas oberhalb dieses Raubthieres und unterhalb des linken Hinterfusses des Stieres liegt noch ein ganz zusammengekrümmtes Thier, anscheinend ein lebloser Hund. Die Zeichnung ist nur sehr schwach angedeutet gegenüber den anderen kräftiger gezeichneten Figuren und ist in einzelnen Theilen unverständlich. So ist namentlich die Partie der Schultergegend und der Vorderbeine gar nicht klar zu erkennen. Der Hinterleib ist mit schmalen schraffirten Streifen bedeckt, auf dem übrigen Körper sind Zotten angedeutet.

Der Hintergrund, hier der Erdboden, auf welchem der Stier ruht, ist stellenweise am Rande mit Blätterranken, sonst aber reichlich mit Blätterwerk bedeckt. Einzelne Partien, so z. B. in der Nähe des Stierschweifes und zwischen den Hufen des linken Vorder- und rechten Hinterbeines, sind mit Streifen von schmalen bogenförmigen Querlinien ausgefüllt.

Diese Platte ist die wichtigste, denn sie giebt gewissermaassen den Schlüssel zu der Erklärung der andern Platten und gewährt uns dadurch Anhalt zur Bestimmung der Herkunft und Entstehungszeit des Fundes.

Wir sehen nun in der dargestellten Scene die Opferung eines liegenden Stieres durch einen mit einem Schwert bewaffneten Mann, gleich wie auf den Mithrasdarstellungen Mithras den Stier mit einem Schwertstiche tödtet. Der Stier selbst ist sehr scharf und eigenthümlich charakterisirt durch den unter dem Unterleib weit hervorragenden Hodensack und durch den breiten, ährenförmig gestalteten Endbüschel seines Schweifes. Auch deutet der Wirbel auf seiner Stirn auf etwas Ungewöhnliches. Allerdings fehlt der Skorpion, welcher in den Hodensack des Stieres zwicken sollte, das Symbol des herbstlichen Absterbens der Natur. Ich glaube aber, dass der anscheinend leblose, unter den Hinterbeinen des Stieres liegende Hund einen Ersatz für den Skorpion bieten soll, da dem Künstler die Gestalt des Skorpions und vielleicht auch die Bedeutung desselben an dieser Stelle nicht bekannt war. Wir sehen ferner den anspringenden Hund, welcher in der Regel auf den Mithraen vertreten zu sein pflegt, wie in dem unterhalb des Stieres platt auf dem Bauche liegenden Raubthiere den ebenfalls zu den Mithraen gehörigen Löwen. Es ist selbstverständlich ersichtlich, dass der Künstler nicht den Mithras-Dienst kannte, wie ihn die zahlreichen in Mitteleuropa gefundenen Denkmäler zeigen, dass ihm Einzelnes, wie der Skorpion, fremd war und er ein anderes Thier an dessen Stelle setzte, aber dass er jedenfalls mit den zum Mithras-Dienst gehörigen Dingen äusserlich vertraut war.

In gleicher Weise erklärt sich auch der Vorgang auf der zweiten Platte, wo wir ein Mithrasopfer in dreifacher Wiederholung vor uns sehen: in der Mitte den Opferstier mit ährenförmig gebildetem Schwanzbüschel, vor ihm den Opferer (Mithras), welcher mit der Schwertspitze nach der Stelle zielt, wo die grossen Halsgefässe liegen und wo auf anderen Mithraen Mithras den Dolch oder das Stumpfschwert eingebohrt hat. Es fehlt nicht der anspringende Hund, welcher zu den Füssen des Opferers dargestellt ist, auch nicht das Raubthier, dieses Mal aber in einer weniger löwen- als pantherähnlichen Form. Ob diese dreifache Wiederholung eine besondere Bedeutung hat, sei es auch nur, um die Wichtigkeit des dargestellten Aktes besonders hervorzuheben, oder ob sie nur geschah, um den Raum der Platte zu füllen, sei dahingestellt.

Wir sehen auf anderen Platten den Unterschied des Lichtes und der Finsterniss besonders hervorgehoben, so auf Platte III, wo wir auf der Erdoberfläche Thiere des Tages und Lichtes und unter ihnen Höhlenbewohner und Raubthiere, Thiere der Finsterniss und der Nacht sehen. Ebenso sehen wir auf Platte IV (Taf. IX) den Gott mit dem Hirschgeweih als Herrn der Thierwelt, als einen Gott des Lebens in der Natur und im Gegensatz zu ihm auf Platte V (Tafel X) den Gott der Unterwelt als Beherrscher des Reiches der Finsterniss. Mit dem Gegensatze zwischen Licht und Finsterniss ist auch der Begriff des Guten und des Bösen vereinigt und namentlich bei den Darstellungen auf den kleinen Platten zum Ausdruck gebracht. So sehen wir auf Platte VI (Taf. XI, 1) einen bösen Gott, wie wir annehmen, einen Dämon des Sturmes, und auf der-

selben Tafel Abb. 7 (Platte VII) eine gütige Gottheit, den freundlich und jugendlich dreinschauenden Gott männlicher Jugendschöne und Zeugungskraft, auf Platte VIII (Taf. XII, 1) den gleichfalls in anmuthigerer Form dargestellten Gott fröhlicher und frischer Körperübungen und auf Platte IX (Taf. XII, 2) einen Dämon zehrender Krankheit und tödtlicher Vernichtung, auf Platte X (Taf. XIII) die Göttin weiblicher Schönheit und Liebe und auf Platte XI (Taf. XIII, 2) die ernst dreinblickende Erdgöttin, neben welcher durch die kleineren Büsten von Sterngottheiten der Unterschied zwischen Tag und Nacht, Gut und Böse dargestellt ist.

Es ist gewiss auch nicht ohne besondere Absicht geschehen, dass für die Hauptdarstellung mithräischer Art das runde Bodenstück gewählt ist, welches in der Tiefe des Kessels gewissermaassen den Hintergrund einer Mithrasgrotte bildet.

Nach Obigem werden wir annehmen dürfen, dass das Gefäss ursprünglich ein Opfergefäss war, welches einer mithräischen Sekte gehörte und dazu diente, das Blut des Opferstieres, oder, da bei dieser Sekte auch Menschenopfer gebräuchlich waren, des Menschenopfers aufzufangen.

Suchen wir nun festzustellen, von wem, wo und wann das Gefäss gefertigt wurde und betrachten wir zunächst die Stilisirung der Darstellungen. Letztere sind, abgesehen von einigen kleinen Einzelheiten, so gleichmässig ausgeführt, dass man sie einem Künstler, jedenfalls aber einer ganz gleichmässig geschulten Anzahl von Künstlern zuschreiben kann. Allenfalls kann man mit einiger Berechtigung behaupten, dass die Bodenplatte von einem Künstler mit schwererer Hand und gröberem Schlage ausgeführt sei. Indess dies ist nebensächlich gegenüber der Einheitlichkeit des Stils, in dem die Stücke ausgeführt sind. Letzterer zeigt aber verschiedene Elemente, denen er entsprungen ist, oder die er in sich aufgenommen hat. Vieles in diesen Reliefs erinnert an altassyrische Darstellungen, allerdings in abgeschwächter Form und veränderter Auffassung. So ist z. B. die Aehnlichkeit der drei Stiere auf der zweiten Platte (Taf. VII) mit den geflügelten Stieren auf dem verzierten Kleidersaum einer geflügelten Figur zu Nimrud (s. Layard, Ausgrabungen zu Niniveh, Leipzig 1852, Fig. 32b), wenn man von der viel grösseren Kunstfertigkeit des alten Künstlers absieht, nicht zu verkennen. Es ist dieselbe kurze, gedrungene Rinderrasse mit kurzem, sehr kräftigem und stark gekrümmtem Horn, welche der alte Künstler in lebhafter Bewegung und schwungvoller Weise dargestellt hat, während unser Künstler sie nur in steifer, silhouettenartiger Zeichnung in ihren Hauptzügen zu charakterisiren vermochte. Diesen Maassstab wird man sich bei der Vergleichung beider Arten von Darstellungen immer gegenwärtig halten müssen.

Einige andere Aehnlichkeiten mit altassyrischen Darstellungen bieten die Büsten. Zunächst erinnern die flügel- oder hörnerartigen Verzierungen an der Kappe der Büste auf Platte V (Tafel X), sowie der kleinen Nebenbüste auf Platte XI (Tafel XIII Fig. 2) an die sehr häufigen ähnlichen Verzierungen von

Kopfbedeckungen verschiedenartiger menschenhauptiger Wesen (s. Layard a. a. O. Fig. V, Fig. III, XIII, Fig. 2, 27a und 27b). Besonders merkwürdig ist die Aehnlichkeit in der Behandlung des Barthaares bei beiden Arten von Darstellungen. Auf der altassyrischen sehen wir den Backenbart in Form von spiraligen Locken behandelt (s. Layard a. a. O. Fig. V, III, VI, Fig. 27a), den Kinnbart dagegen in stufenartig abgesetzten, rollenartig gedrehten Strähnen namentlich deutlich bei Layard a. a. O. Fig. 27a; der Schnurrbart ist unterhalb der Nase oft nur sehr schwach angedeutet, so dass die Oberlippe fast ganz frei zu sein scheint und die beiden Endlocken des Schnurrbartes beginnen erst in der Nähe der Mundwinkel. Auf den Abbildungen von Layard ist dies wegen des kleinen Maassstabes weniger ersichtlich, als beispielsweise auf den schönen Tafeln des Werkes von Botta und Flandin, Monument de Ninivé, Paris 1849, das ich hier nicht specieller citire, weil es weniger zugänglich ist als Layard's Beschreibung. Auf den Reliefs von Gundestrup finden wir dies alles wieder, so die rollenartigen Strähnen oder Locken bei den Büsten auf Platte V, VI, VII, VIII. Bei der Büste auf Platte VII sehen wir auch den Kinnbart in zweierlei ungleich langen Bartsträhnen nachgebildet, worin vielleicht eine Nachahmung des stufenartig abgesetzten Bartes der altassyrischen Figuren zu erblicken ist. Den spirallockigen Bart sehen wir auf Platte IX (Taf. XII). Auch die eigenthümliche Behandlung des Schnurrbarts findet sich wieder, allerdings mit Abweichung von der altassyrischen, aber doch insofern ähnlich, als die Oberlippe ganz frei gelassen worden ist und die Endlocken erst an den Mundwinkeln beginnen (s. Platte 6, 7 und Taf. XI und XIII).

Eigenthümlich wellenförmig geschwungen ist der Schnurrbart bei der Büste auf Platte VIII (Taf. XII); diese Behandlung erinnert auch zugleich an spätere Darstellungen, z. B. an den löwenjagenden Sassanidenfürsten, welchen Hampel in seinem verdienstvollen Werke über den Fund von Nagy St. Miklos (A Nagy-Szent-Miklósi Kincs, Budapest 1884, deutsche Ausgabe, Budapest 1885 bei Friedr. Kilian), Fig. 47 wiedergegeben hat. Gleiche Darstellungen von wellenförmig geschwungenen Schnurrbärten, sowohl wellenförmig geschwungener als auch an den Nasenflügeln oder Mundwinkeln beginnender Formen finden wir überhaupt mehrfach auf Medaillons von Sassanidenfürsten (s. Lajard, Recherches sur le culte de Mithra, Paris 1847 (und 1867) Taf. LXV und LXVI), ebenso, allerdings in stark gräcisirter Form an den Reliefköpfen auf der Silberschale von Osztropataka (s. Arneth, Antike Gold- und Silbermonumente, und Hampel, Fund von St. Miklos, Randillustrationen zu Kapitel IV und V), wo ein Kopf mit phrygischer Mütze und Rollenlocken und ein anderer mit spiralgelocktem Haar und Bart dargestellt ist. Auch die Köpfe mit hobelspanähnlichen Locken und Bärten, wie sie bei Kertsch gefunden sind und von denen Lindenschmit ein vorzügliches Exemplar aus der Sammlung Milani publizirt hat, hängen wohl mit dieser Stilrichtung zusammen.

Die Form der Büsten selbst geht auch bis auf altassyrische Darstellungen zurück, insofern als wir auf letzteren bei der Wiedergabe von Thronsesseln häufig auf den einzelnen Quersprossen der Stuhlfüsse Figuren sehen, welche mit

aufgerichteten Armen die obere Quersprosse stützen, so z. B. bei Layard a. a. O. Fig. 37a. Diese stützenden Figuren haben sich noch in sehr späten Skulpturen erhalten, so z. B. begegnen wir ihnen in den untersten Figuren auf dem Sockel der Swantewitsäule von Hussiatyn in Galizien (s. Weigel, Bildwerke aus altslavischer Zeit, Braunschweig 1892, Fig. 17).

Ein anderes altorientalisches Motiv, das auch in der griechischen Welt in vielen Varianten weite Verbreitung gefunden hat, ist das des Löwenkämpfers auf Platte XII (Taf. XIV). Wir finden es auf altassyrischen Skulpturen sehr häufig (s. Botta et Flandin a. a. O.). Layard hat eine Darstellung aus späterer Zeit und in gräcisirtem Stil abgebildet (a. a. O. Fig. 28) von einem lykischen Monument. Eine weitere sehr merkwürdige Parallele finden wir in Transkaukasien in der Gegend von Schuscha, Gouvernement Elisabethpol, wo Herr Oberlehrer Rösler in einem Kurgan bronzene Gürtelbleche mit sehr fein gravirten Zeichnungen fand. Herr Geh. Rath Virchow hat dieselben beschrieben und abgebildet in seiner Abhandlung: Ueber die kulturgeschichtliche Stellung des Kaukasus, unter besonderer Berücksichtigung der ornamentirten Bronzegürtel aus transkaukasischen Gräbern (Abhandlung. der Königl. Preuss. Akad. d. Wissensch., Berlin 1895, bei Georg Reimer). Auf Taf. IV sehen wir daselbst auf dem Bruchstück No. XVII aus einem Kurgan in Chodschali bei Schuscha einen Mann, welcher in der hocherhobenen Rechten eine säbelartige Waffe schwingt, mit einem mit scharfen Krallen bewehrten, mannshohen, langschwänzigen Thiere kämpfen. Leider fehlt der Kopf des Thieres, der löwenähnliche Körper des letzteren lässt aber annehmen, dass es ein Löwe oder Greif sein sollte. Diese Gruppe, welche zu den Löwenkämpfern in engster verwandtschaftlicher Beziehung steht, bildet das Anfangs- und Endstück der Verzierungen des Gürtels. Der Kämpfer selbst ist dadurch noch von besonderem Interesse, dass er eine eng an dem Körper anliegende Kleidung trägt, bestehend in einem quergestreiften, westenartigen Gewande, einem sehr breiten Leibgürtel und engen, bis zum Knie reichenden, schmalgestreiften Beinkleidern, punktirten Wadenstrümpfen und Schuhen mit hochstehenden Schnäbeln, wodurch er in seiner Gewandung eine gewisse Aehnlichkeit mit den männlichen Figuren des Kessels von Gundestrup erhält. Es liessen sich vielleicht noch einige weitere Aehnlichkeiten zwischen den Darstellungen auf diesen Gürtelblechen und denen auf dem Silberkessel anführen, namentlich in Bezug auf die Hirsche auf Gürtelblech I, Tafel 1 und auf Platte IV und VII, in Bezug auf die eigenthümliche Behandlung der Behaarung der Thiere, insbesondere die Darstellung der Mähnen durch ein System von koncentrischen, feinen Bogenlinien u. A. Für unseren Zweck indess genügt es, dies nachgewiesen zu haben. Wir hätten hiermit den Kreis kunstverwandtschaftlicher Beziehungen, von dem alten Assyrien ausgehend, bis nach Lycien einerseits und Transkaukasien andererseits erweitert.

Würde man unter den Thaten des Herkules die Erwürgung des Nemeischen Löwen hier noch berücksichtigen wollen, so würde man auch noch den Ver-

breitungskreis des griechischen Mythos hier anschliessen können. In die griechische Welt gelangen wir auch, wenn wir auf den Delphinreiter, Platte IV (Taf. IX), sowie auf die seepferdähnlichen Ungeheuer auf Platte VIII (Taf. XII) hinweisen. Sie gehören dem Anschauungskreise von Bewohnern von Meeresküsten an und unter diesen wohl besonders dem der griechischen Anwohner des Mittelmeeres. Griechisch und kleinasiatisch zugleich sind auch die beiden gegen einander anspringenden Löwen auf Platte IV (Taf. IX), sowie das geflugelte Ross auf Platte VI (Taf. XI). Auch die Laubblätter und Ranken gehören, sogar in sehr weiter Erstreckung über die römische Welt zur Kaiserzeit, diesem Kreise von Kunstformen an.

An die Nordküste des Schwarzen Meeres verweisen uns die Greifen auf Platte III und V (Tafel VIII und X). Das Konigliche Museum fur Volkerkunde besitzt nämlich durch die Güte des Herrn Geh. Rath Grempler eine reich verzierte silberne Schnalle aus Kertsch (Katalog No. III d, 206), deren Abschluss durch einen Thierkopf gebildet wird, welcher den Greifenkopfen auf den Platten von Gundestrup völlig gleicht, und eine ganz ahnliche, reich mit Granaten verzierte Schnalle mit einem ähnlichen Kopfe ebendaher (Katalog No. III d, 205).

Hiermit würden diejenigen Elemente in den Darstellungen aufgezahlt sein, welche dem Künstler als feststehende Typen dienten und welche er schablonenmässig wiederholte, so oft er einen, wenn auch nur in ganz ausserlicher Weise mit ihnen in Beziehung zu bringenden Gedanken in der ihm eigenthumlichen Ausdrucksweise ausfuhren wollte, unbekummert um die Idee, welche dem ursprünglichen, von ihm in seiner Kunstweise wiedergegebenen Original zu Grunde lag. So sind diese typischen Figuren gewissermaassen Bilder von hieroglyphischem Charakter.

Wir finden diese Verwendung schablonenmassiger Typen haufiger im Gebrauch in der spatrömischen Zeit zur Zeit der Volkerwanderung, wo man mit Hilfe von Matrizen gewisse Gruppen und Figuren als Verzierung auf Metallgegenständen anbrachte, sei es durch Abdrucken der Matrize oder durch Abformen derselben mittels Hammerung. Sehr charakteristisch hierfur sind die Silberplatten des zweiten Fundes in Osztropataka in Ungarn (s. Hampel, der Fund von St. Miklos, deutsche Ausgabe 1885, S. 250, Taf. III), wo eine eigenthümliche Sphinxfigur, sowie eine weibliche Buste und ein Gryllos regellos in verschiedenen Stellungen zur Belebung der Flache abgestanzt sind. Wie es scheint, machten diese Stanzirungen gewissen Kunstlern zu einer gewissen Zeit ein so grosses Vergnugen, dass sie, vielleicht in Nachahmung der mit Figurenstickereien verzierten Gewänder und Decken altassyrischer und persischer Menschen- und Thierfiguren, die Oberflache grösserer getriebener Figuren noch mit gestanzten kleineren bedeckten. Ein sehr bekanntes Beispiel hierfur ist die goldene Hirschfigur aus dem Grabe des Kul Oba bei Kertsch, welche wohl dem Beginn der Völkerwanderungszeit und nicht altskytischer Zeit angehören dürfte (s. Antiquités du Bosphore Cimmérien [1854] rééditées par S. Reinach,

Paris 1892, Taf. XXVI, Fig. 1). Ueberhaupt sind die Funde von der Krim und Südrussland reich an gestanzten, über einem Modell getriebenen Zierstücken; auch in Germanien hatte die Kunst, grössere Thierfiguren mit kleineren zu bedecken, in der Völkerwanderungszeit Eingang gefunden, wie es die Figur des Kaninchens oder Hasen, auf welchem kleinere Hasen und ein Hasenkopf dargestellt sind, zeigen. Das Stück wurde in Kleinwintersheim, Rheinhessen, gefunden und ist bei Lindenschmit abgebildet (Alterth. uns. heidn. Vorz., Bd. II, Heft VII, Taf. 4, Fig. 19).

Vielleicht wäre auch noch als typische Schablone das zweiköpfige Unthier auf Platte IX (Taf. XII) zu erwähnen, welches zwei darniederliegende Menschen zu verschlingen sucht. Wir begegnen nämlich derartigen zweiköpfigen Thieren, welche eigentlich nur aus zwei Thieren zu einem einzigen verschmolzene Doppelthiere sind, auch an anderen Stellen, jedoch in sehr verschiedener und von der vorliegenden abweichender Form, so dass sie eigentlich nicht mit vollem Recht als typisch bezeichnet werden können. Die ähnlichste Darstellung dieser Art ist die auf dem einen goldenen Horne von Gallehuus bei Tondern (s. P. E. Müller, Antiquarische Untersuchung der unweit Tondern gefundenen goldenen Hörner, Kopenhagen 1806, Taf. 1), wo wir auf der mittleren Zone des grösseren Hornes ein gleiches doppelköpfiges Thier, aber mit viel kürzerem Leib sehen, die starke Dehnung des Leibes auf der Silberplatte in Gundestrup ist offenbar nur der künstlerischen Komposition zu Liebe gezeichnet worden, wenn man nicht vielleicht auch an ein schlangenartiges Ungeheuer dabei dachte. Allenfalls könnte man auch noch die bei Aspelin, Antiquités du Nord Finno-Ougrien, Helsingfors bei Edlund, Fig. 559 und 677 abgebildeten bronzenen Figuren aus Sibirien (Gouvern. Perm?) und Gouvern. Perm hier anführen. Die Darstellungsweise ist jedoch sehr verschieden von den beiden nordischen Figuren, so dass man nur eine gewisse Formenähnlichkeit konstatiren kann. Ebenso die Doppelfigur eines Ziegenbocks oder Steinbocks auf der einen und einer Ziege als Steinbocksweibchen auf der anderen Seite, gefunden bei Eppach in Bayern (s. Lindenschmit, Alterth. uns. heidn. Vorzeit, Bd. II, Heft VII, Taf. 4, Fig. 12).

Wir haben also bei unseren stilistischen Betrachtungen feststellen können, dass in den Darstellungen auf den Silberplatten entschieden orientalische Elemente, Anklänge an altassyrische und sassanidische Darstellungen, andererseits griechische und pontische Elemente vorhanden sind, wodurch unsere Annahme, dass es sich um ein mithräisches Monument handelt, eine nicht unwesentliche Stütze findet. Untersuchen wir nunmehr die Einzelheiten der Darstellungen, in wie weit wir in denselben Anhaltspunkte für eine nähere Bestimmung der Entstehungszeit und des Ursprungsalters des Fundes gewahren.

Das Auffälligste ist zunächst die Tracht der männlichen Figuren, welche von allen sonst uns überlieferten erheblich abweicht. Es lassen sich sehr wenige Analogien für dieselbe anführen. Eine solche sehen wir auf einem Gefässe des Goldfundes von Nagy St. Miklos (s. Hampel a. a. O., Fig. 3), wo ein Reiter

einen gefangenen Feind beim Haupthaar gepackt hat und ihn neben dem Pferde mit sich führt, dieser Gefangene trägt eine eng anschliessende Jacke mit Aermeln, bis zu den Knien reichende eng anschliessende Beinkleider und um den Leib einen Gürtel. Der Stoff der Kleider ist karrirt und jedes Viereck in der Mitte mit einem Punkt oder kleinem Kreise versehen. Vielleicht kann man auch noch die beiden Reiter auf dem centaurenähnlichen, halbmenschlichen Rosse und dem geflügelten Löwen mit Menschenantlitz (Hampel a. a. O., Fig. 12 und 13) auf einem gehenkelten Gefässe von St. Miklos hier anführen, wenngleich bei diesen die Aehnlichkeit geringer ist. Ferner bildet Soph. Müller (a. a. O. S. 47, Fig. 6) einen goldenen Hängebrakteaten ab, auf welchem ein Mann mit geschwungenem Schwerte in ähnlicher Tracht, aber mit einer ganz anderen Art von Kopfbedeckung dargestellt ist; ferner ist hier noch ein Fund anzuführen, nämlich das in der Gegend von Roermond gefundene Silbermedaillon mit der Darstellung eines baarhäuptigen, knienden Mannes, welcher mit seinen Armen einen Löwen würgt, von B. Stark abgebildet und beschrieben in den Bonner Jahrbüchern 1876, Heft LVIII, Taf. IV. (S. d. Abb. Fig. 15.)

Fig. 15.

Die Gewandung dieses Mannes ist, ähnlich wie bei den Figuren von Gundestrup, schmalgestreift. Der Stierkopf auf dem unteren Theile der Platte deutet wohl auch auf Beziehungen ihrer Darstellungen zum Mithraskult hin, wie das durch das Mithraum in Schwarzerden, Kr. Simmern, Rheinpreussen, (s. Lajard a. a. O., Taf. LXXXV), s. Abbild. Fig. 16, wo auch dergl. Stierköpfe als Symbol des Mondes und Basen für die Genien verwendet sind, wahrscheinlich gemacht wird, namentlich, wenn man den auf dem oberen Theile dargestellten Widder als Symbol der Sonne betrachtet.

Beide Funde, der von St. Miklos sowohl wie der von Roermond, sind unter sich sehr verschieden im Stil und weichen in dieser Hinsicht auch von den vor-

liegenden Darstellungen erheblich ab, indess ist bei allen dreien die Beimischung orientalischer Elemente gemeinsam. Letztere erblicken wir bei der Roermonder Schale zunächst in dem dargestellten Actus eines Löwenkämpfers, sodann in der eigenthümlichen Behandlung der Tatzen des Löwen, welche mit der altassyrischen grosse Uebereinstimmung zeigt. Endlich ist hier noch eine viereckige Silberplatte zu erwähnen, welche bei Czora in Siebenbürgen gefunden wurde und in Wien aufbewahrt wird. Sie stellt in sehr roher Gravirung einen Mann und eine Frau, umgeben von zahlreichen Schlangen, in ähnlicher Tracht dar (s. Arneth: Antike Gold- und Silber-Monumente, Taf. XII).

Fig. 16.

Sehr auffällig ist es, dass sämmtliche vier Reiter und sogar der Stiertödter auf Platte XIII (Taf. XIV) Sporen tragen. Die Reiter auf Platte I (Taf. VI) haben Sporen mit geradem, kräftigem Dorn, wie die gewöhnlichen römischen Sporen, wie sie bei uns in den östlichen Provinzen und im Norden gefunden werden (s. Montelius, Antiquités Suédoises, Stockholm 1873—75, Fig. 296, sowie Müller, Ordning af Danmarks Oldsager, Kopenhagen u. Leipzig, Brockhaus' Sortiment, II Jernalderen, Fig. 438 und 440, und Olshausen, Beitrag zur Geschichte des Reitersporns, Verhandl. d. Berl. anthropol. Ges. 1890, S. 184, Fig. 4 und Fig. 13). Der Stiertödter auf Platte 13 hat etwas abweichende Sporen, insofern als der Dorn etwas nach aufwärts gebogen ist, ähnlich dem von Herrn O. Olshausen (a. a. O. S. 224 Fig. 21) abgebildeten Exemplar von Stradonitz in Böhmen, welches wohl nicht in die La-Tène-Zeit, wie Tischler annimmt, sondern in die römische Kaiserzeit zu setzen sein dürfte. Die Helme der Reiter sind mit mancherlei

Zierden versehen, wie Vögel, Eber, Hörner, Halbmond, eine Sitte, welche in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten beliebt war. Wir finden nun, dass auch Sassanidenfürsten und -Fürstinnen thierähnlichen Kopfschmuck trugen, ausser Vogelköpfen z. B. auch Pferde-, Stier- und Eberköpfe, wie uns das gleichfalls die sassanidischen Münzen und Medaillons zeigen (s. Lajard a. a. O., Taf. LXV, Fig. 9 und 12, Behram II. mit Gemahlin und Ormuzd III., Taf. LXVI, Fig. 4, 5 und 6, Behram II. und Ormuzd II.).

Die Pferdeausrüstung ist gleichfalls die in der römischen Kaiserzeit gebräuchliche. Wir finden sie auf den Grabsteinen römischer Reiter (s. Lindenschmit, Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, Bd. I, Heft III, Taf. 7, Fig. 1 und 2, Fundort Worms), aber auch auf sassanidischen Darstellungen. Auch hat der obenerwähnte Reiter auf dem Goldgefässe von Nagy St. Miklos (Hampel, a. a. O., Fig. 3) dieselbe Pferdeausrüstung. Sie dürfte wohl orientalischen Ursprungs und von den Römern übernommen sein (vergl. B. Stark, Drei Metallmedaillons rheinischen Fundortes, Bonner Jahrbücher, Heft LVIII, S. 25).

Speere und Schwerter bieten nichts Bemerkenswerthes. Eigenthümliche Formen haben dagegen die Trompeten mit den thierrachenähnlichen Schalltrichtern. Letztere erinnern an die dacischen Kriegsinsignien auf der Trajanssäule und die ähnlichen gallischen auf den Trophäen in Pergamon. Sie scheinen die Vorbilder oder auch barbarisirten Nachbildungen des römischen lituus zu sein, wie sich eine solchem ähnliche Trompete auf der Silberschaale von Osztropataka neben dem Kopfe mit spiralgelocktem Bart und Haar dargestellt findet (s. Hampel, Goldfund von St. Miklos, Randleiste zu Kapitel IV).

Die Schlange, bei den Römern der Genius loci, welcher den Ort vor Missgeschick bewahrt, fehlt auf Mithräen fast nie. Hier sehen wir die Schlangen meist mit eigenthümlich geformten Köpfen dargestellt, auf Platte V mit Widderhörnern. Es scheint zur Ausstattung symbolischer Schlangenbilder gehört zu haben, ihre Köpfe mit Zuthaten zu versehen, denn man wird nicht annehmen können, dass man dabei immer an die hauptsächlich in Egypten vorkommenden gehörnten Schlangen (Cerastes Aegyptiacus) dachte. So bildet Rich, Dictionnaire des Antiquités Romaines et Grecques, Paris 1873, S. 209, zwei Schlangen ab mit flügelähnlichen Ansätzen auf den Köpfen nach Originalen, welche sich in den Thermen des Titus zu Rom befinden und den Zweck haben, die Verunreinigung des Ortes zu verbieten. Ein bronzenes Schlangenbild mit blattartigem Kopfanhang wurde auch mit dem grossen Thorsberger Moorfund zusammen zu Tage gefördert (s. J. Mestorf, Vorgesch. Alterthümer aus Schleswig-Holstein, Hamburg, 1885, Fig. 557 und Engelhardt, Thorsbjerg Mosefund, Kopenhagen 1863, Taf. V, Fig. 2). Auch auf einem bei Deva in Siebenbürgen gefundenen Helm liegt als Helmzier eine geringelte Schlange mit einer eigenthümlichen Kopfbildung. Ebenso sehen wir bei Aspelin (a. a. O., Fig. 605) die Fütterung einer Schlange, welche einen zipfelartigen Ansatz auf dem Kopfe hat. Wir finden aber auch auf Mithräen Darstellungen von Schlangen mit

flügelförmigen und zackigen Anhängen am Kopfe. Lajard bildet solche ab von Stix—Neusiedl, Steiermark (Original in Wien), Taf. LXXVII, Fig. 1, von Mauls in Tirol (Original in Wien), Taf. XCIII und XCIV, von Capri (Original in Neapel), aus Siebenbürgen (Original in Karlsburg), Taf. XCVI, Fig. 2, aus Slaveni in der Walachei, Taf. XCVII, Fig. 4 und aus den Ruinen von Apulum (Süditalien), Taf. XCVIII, Fig. 1. Dass die auf den Silberplatten dargestellten Schlangen widderförmige Ansätze am Kopfe haben, mag wohl auf einer besonderen lokalen Vorstellung des Widderkopfes als Symbol beruhen, vielleicht von Egypten her auf gewisse kleinasiatische Kulte übertragen, wie Seidl (Ueber den Dolichenus-Cult, Sitzungsberichte der hist.-phil. Klasse der Wiener Akademie 1854, S. 19) dies auf mehrfache Gründe gestützt, annimmt, und namentlich die in Phrygien altherkömmlichen Kriobolien hervorhebt. Wir sehen den Widderkopf ausser in den von Seidl angeführten und wiedergegebenen Darstellungen auch auf dem schon erwähnten Hirsch von Kul Oba auf der obere Endsprosse des Geweihes, sowie auf den Flossen des grossen goldenen Fisches von Vettersfelde (Furtwängler, der Goldfund von Vettersfelde, Berlin 1883, S. 16 auf Taf. I), Funde, welche räumlich und zeitlich dem Ursprunge des Silberkessels in Gundestrup nicht allzu entfernt stehen dürften.

Auch die Darstellung eines Flügelrosses (Pegasus?) findet sich auf Mithräen, so z. B. auf einem bei Torremesa (jetzt Villa Torlonia), vermuthlich in der Nähe von Rom gefundenen Exemplar, von welchem Lajard Taf. LXXXII eine Abbildung giebt, dessen Besitzer jetzt aber nicht mehr zu ermitteln ist. Das Flügelross ist neben der Büste des Sonnengottes, auf letztere zuschreitend, dargestellt.

Der anspringende Hund, welcher das Blut des Opfers zu lecken bemüht ist, fehlt auf den grösseren Mithräen fast nie, auch hier auf der ersten Platte ist er zu dem geopferten Menschen emporgerichtet. Weniger ersichtlich ist dies auf der runden Bodenplatte, wo nur seine Haltung im Ansprunge das für ihn charakteristische Gepräge zeigt.

Ebenso häufig ist das grosse Gefäss vertreten, welches zum Auffangen des Opferblutes dient. Gewöhnlich ist es ein bauchiges, vasenförmiges Gefäss mit hohem Fuss, breitem Rande und zwei Henkeln. Hier ist es allerdings henkellos und verhältnissmässig schmal und hoch, wohl um es dem Raume anzupassen. Wie Herodot erzählt, bedienten sich auch die Skythen eines Gefässes bei der früher erwähnten Opferung von Kriegsgefangenen, um das Blut aufzufangen und das Schwertidol ihres Kriegsgottes damit zu begiessen (Herodot IV, 62).

Menschenopfer scheinen an manchen Orten auch dem Mithraskultus nicht fremd gewesen zu sein, wie die Darstellungen der verschiedenen Martern, denen die Neuaufzunehmenden sich unterziehen mussten, auf dem Rande einiger Mithräen vermuthen lassen. So sehen wir bei Lajard (a. a. O., Taf. XCVII, Fig. 1) auf einem bei Slaveni in der Walachei gefundenen Mithräum einen Mann mit gezücktem Dolch vor einem nackten, knienden Mann mit verbundenen Augen stehen, dem Anschein nach im Begriff, letzteren zu tödten. S. Fig. 17.

Für eine blosse Bedrohung und Aengstigung ist der Charakter der Scene zu ernst, denn der Kniende ist völlig wehrlos und der vor ihm Stehende holt viel zu kräftig aus, um letzterem nicht einen kräftigen Dolchstoss zu versetzen.

Aehnliche Darstellungen, leider in sehr undeutlicher Erhaltung, finden sich auch noch auf einem anderen Mithräum von demselben Fundort (Lajard a. a. O., Taf. XCIX, Fig. 3), sowie auf einem solchen unbekannten Fundortes, bei Lajard a. a. O. Platte CIV, Fig 3, abgebildet. Ebenso scheint auf einem Mithräum von Apulum in Süd-Italien (s. Lajard a a. O., Taf. XCVIII) eine solche Scene dargestellt zu sein.

Fig. 17.

Indem wir nun die Platten weiter der Reihe nach auf etwa bestimmbare Einzelheiten durchmustern, gelangen wir an Platte II vorüber, welche in dieser Beziehung nichts Sicheres bietet, zu Platte III, auf welcher uns die Kopftracht der weiblichen Büste interessirt. Aehnliche Trachten finden wir nämlich auf spät römischen Mosaikperlen, wie eine im Königl. Museum für Völkerkunde auf bewahrt wird, in der Gegend von Stolp in Hinterpommern gefunden (Kat. No. I, C. 1726). Eine andere Perle dieser Art ist bei Andernach gefunden und im Besitz des Gastwirths Cabelle daselbst. Sie gehören zu demselben Typus, den Sophus Müller abbildet (Ordning af Danmarks Oldsager, II, Jernalderen, Fig. 217). Auch ist hier vielleicht der weibliche Kopf auf einer Münze Polemon's II., Königs von Bosporus und Pontus (38 p. Chr.), zu erwähnen, Polemon's Gemahlin Agrippina darstellend, welcher mit einer ähnlichen glatt anliegenden Kopf bedeckung und fliegenden Bändern versehen ist (Reinach, Antiquités du Bosphore Cimmérien, Paris 1892, Taf. LXXXV, Fig. 22).

Die Büste ist ausserdem gleich vielen der folgenden ausgezeichnet durch einen kräftigen, vorn in zwei dicke Knaufe endigenden Halsring. Einen ähnlichen Halsring sehen wir an dem Halse des Attys oder Lunus auf dem Boden der bekannten Schale des Hildesheimer Silberfundes (s. Holtzer's Beschreibung des Fundes nebst Tafeln).

Am bekanntesten sind die Halsringe der Gallier, insbesondere die gewundenen. Sophus Müller bildet in seiner Abhandlung über den Silberkessel S. 18 und 19 mehrere Funde ab, wo wir ähnliche Halsringe wie die von Gundestrup an dem Halse der Figuren sehen; die eine ist eine bronzene Maske aus dem Museum zu St. Germain (No. 27456) mit spiralig gelocktem Haar, ausgeschnittenen Augenöffnungen, langen Ohrbommeln und einem den hier behandelten sehr ähnlichen Halsringe. Diese Maske dürfte nach Maassgabe der Form der Ohrbommeln wohl bereits der Völkerwanderungszeit sehr nahe stehen, da derartige Ohrgehänge erst ziemlich spät auftreten. Letzterem sehr ähnliche Exemplare finden wir in dem alemannischen Todtenfelde bei Schleitheim, Kanton Schaffhausen (s. die Beschreibung desselben von Martin Wanner, Schaffhausen 1867, Taf. V, Fig. 17.) Wanner setzt dasselbe in die Zeit vom 4. bis Ende des 7. Jahrhunderts nach Chr.

Ein anderes Beispiel von Halsringen, welches Sophus Müller a. a. O. anführt, bietet der auch oben bereits seiner Form und Konstruktion wegen erwähnte, als Parallele zu dem Silberfunde höchst wichtige Bronzekessel von Rynkeby auf Fünen (s. Undset, Jernalderens Begyndelse, Kristiania 1881, Fig. 132 und 133), auf dessen Rand zwischen zwei Stieren ein menschlicher Kopf mit langem, in der Mitte gescheiteltem, unten gelocktem Haar in Hochrelief als Verzierung angebracht ist. Die Augenöffnungen sind bei dem menschlichen Kopf sowohl, wie bei den Stierköpfen ausgeschnitten. Der grosse Halsring, welcher den unteren Abschluss des menschlichen Hauptes bildet, ist sehr breit und kräftig profilirt, sodass er stark in die Augen fällt. Ein anderes Bronzeblech, welches vielleicht auf der Innenseite des Randes befestigt war (Fig. 133), ist gleichfalls mit Reliefs geschmückt, und zwar mit einem bogenförmig geschweiften Triquetrum, welches in einen kreisförmigen Perlstabring eingeschrieben ist und zu dessen Linken die Figur eines Ebers und rechts die eines Wolfes (?) mit geöffnetem Rachen steht. Ueber dem Kopfe des letzteren und unterhalb seines Bauches sieht man zwischen nur ornamental angedeuteten Pflanzen eigenthümliche konische Gebilde, welche auf römischen Darstellungen, u. A. auf dem Helm von Ribchester, (s. Lindenschmit, Die Alterth. unserer heidn. Vorzeit, Bd. III, Heft VII, Taf. IV) mehrfach vorkommen. Die Thierfiguren haben im Stil Aehnlichkeit mit dem auf Platte IV dargestellten Wolf, dessen Kopf etwas eberähnliches hat, ebenso mit dem auf dem Schildbuckel von Herpaly in Ungarn (s. Hampel, Goldfund von St. Miklos, Fig. 103).

Auch haben die drei Stierbilder auf den Fussgelenken ähnliche Querbänder, wie das Unthier (Löwe?) auf der runden Platte (XIII) in Gundestrup und wie einige Thiere auf der Platte von Roermonde. Alles dies würde darauf hindeuten, dass der Kessel der römischen Kaiserzeit angehört, was auch durch die in anderen Kesseln römischer Zeit gefundenen Gegenstände seine Bestätigung finden würde, nicht minder durch die Parallelen zu der eigenthümlichen Haarfrisur des menschlichen Hauptes, zu welcher ein sehr treffendes Analogon die

Frisuren der Pagen des Kaisers Theodosius auf dem bekannten, in der Real Academia de la Historia in Madrid aufbewahrten Silberschilde des Theodosius (Delgado, Memoria historico-critica sobre el gran disco de Theodosio, Madrid 1849) bilden. Gleiche Haarfrisuren finden wir auch dargestellt auf einer goldplattirten silbernen Zierplatte aus dem frankischen Graberfelde von Dietersheim in Rheinhessen (s. Lindenschmit a. a. O., Bd. III, Heft XI, Taf. V, Fig. 4), und ähnlich auch auf einem Gürtelgehänge aus Bayern, gleichfalls aus frankischer Zeit (s. Lindenschmit a. a. O., Bd. I, Heft XII, Taf. VII, Fig. 7), sowie auch auf dem Siegel des Childerich mit dem Kopf des letzteren, nur mit dem Unterschiede, dass die Locken Childerich's noch mit Bandern umwickelt sind (s. Lindenschmit, Handbuch d. deutschen Alterthumskunde, Fig. 201). Der Kessel von Rynkeby würde demnach wohl schon der spateren romischen Zeit angehoren, wenn auch dagegen geltend gemacht werden kann, dass aus römischen Funden Halsringe der Art, wie einer an dem Bronzekessel dargestellt ist, bisher hier nicht bekannt geworden sind. Darauf ist aber zu erwiedern, dass die Halsringe von Gundestrup sowohl, wie der von Rynkeby auch nicht genau den La Tène-Halsringen entsprechen, dass wir aber aus spatrömischer und der Volkerwanderungszeit zahlreiche und kostbare goldene Halsringe kennen. Besonders zu erwähnen sind auch die in Ostpreussen gefundenen Halsringe mit hohlen, konischen Endknäufen (s. Undset, Jernalderen, XVI, 9). Fur den Gott mit dem Hirschgeweih kann man vielleicht ausser an den Cernunnos auch an eine Nachahmung einer Actaeonstatue denken. Andererseits aber liegt es auch nahe, wenn man seine Haltung mit dem Ringe in der erhobenen Rechten berücksichtigt, die bekannten sassanidischen Darstellungen von Sassaniden-Fürsten, welche zum Zeichen des Abschlusses eines Bundes anderen Personen Ringe überreichen, zum Vergleiche heranzuziehen (s. S. Muller, om Ringen eller Diademet som et Symbol paa Kongevardigheden i Persien, navnlig paa de Sassanidiske Monumenter, in Oversigt over det Kongel. Danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger, Kjobenhavn 1867). Grosse Aehnlichkeit in der Haltung zeigt die Darstellung einer Sassanidenkonigin auf einem Saulenkapitäl, welches aus einem Palaste Chosroes' II. (591—628) stammt (Fig. 18).

Fig. 18.

aus Müller's oben angeführter Abhandlung. Auch können ähnliche Darstellungen, wie die der Sieges- oder Friedensgöttinnen auf den dem Dolichenos geweihten Erztafeln in Wiesbaden und Budapest (s. Seidl, a. a. O., Taf. III), als etwaige Vorbilder angeführt werden.

Für den Reiter auf dem »Delphin« liegen zahlreiche Vorbilder vor; so findet sich auch auf dem Bronzegefäss von Häven in Meklenburg (s. Lisch, Römergräber in Meklenburg, Schwerin 1870, Taf. I, Fig. 1, 1 a und 1 b) die Darstellung eines auf einem Delphin reitenden Eroten; die sonderbaren Mundanhängsel des Delphins finden eine Analogie in den Delphindarstellungen auf der runden Platte von Thorsberg (s. Mestorf a. a. O., Fig. 67 und Engelhardt, Taf. VI, Fig. 1.) Der Hirsch ist nach Herrn Steenstrup's Meinung der in den Kaukasusländern vorkommende Cervus Dybowski, als welchen auch Herr Virchow die auf den transkaukasischen Gürtelblechen dargestellte Hirschart bestimmt hat. Der gleichen Art gehören auch die anderen auf den Silberplatten dargestellten Hirsche an.

Die Randverzierung auf der Kopfbedeckung der männlichen Büste auf Platte VIII dürfte vielleicht an die lorbeerbekränzten Köpfe auf den römischen Kaisermünzen und Medaillen erinnern.

Auf der runden Platte XIII ist auch die Darstellung des Hundes insofern bemerkenswerth, als ganz ähnliche sich in spätrömischer Zeit finden. Ebenso verdient der auf der Stirn des Stiers gezeichnete Haarwirbel besondere Beachtung wegen seiner Uebereinstimmung mit der Triskele auf der Innenplatte des Bronzekessels von Rynkeby und namentlich auch mit den Ornamenten auf altorientalischen Gegenständen, so z. B. auf einem zu Said (Sidon) gefundenen Sarkophag, wo auch ein Stierkopf mit einem solchen Wirbel angebracht ist (s. Renan, Mission de Phénicie, Paris 1864, Atlas Pl. 45, Fig. 1) und auf Architekturstücken (s. Comte de Vogüé, Architecture civile et religieuse, Tome I, Paris 1865, 75).

Das schiefherzförmige Blätterwerk, welches sich auf vielen Platten und namentlich auch auf dieser Platte findet, sehen wir in sehr korrekter Zeichnung in den verschiedenen Lagen und Verkürzungen, sowie in regelmässig herzförmiger Gestalt auf dem bekannten emaillirten Bronzegefäss des Pyrmonter Fundes (s. Lindenschmit, Alterth. uns. heidn. Vorz., Bd. III, Heft XI, Taf. III u. Hampel, Goldf. v. St. Miklos, Fig. 65 u. 66). Es würde zu weit führen, das Vorkommen desselben hier ausführlicher zu behandeln. Auch auf der Wiesbadener Dolichenustafel sehen wir dies Zeichen auf der Stirn des Stieres.

Damit würden wir an das Ende unserer Betrachtungen über die Darstellungen auf den Platten angelangt sein, die sich noch wesentlich erweitern und im Einzelnen näher ausführen liessen, wofür sich vielleicht noch einmal eine andere Gelegenheit bietet. Wir werden uns hier mit den gegebenen Andeutungen begnügen müssen und wollen daraus in Kürze die Schlüsse ziehen, welche sie uns an die Hand geben.

Wir fanden hinsichtlich des Ursprungs unserer Platten zahlreiche Andeutungen orientalischen Einflusses, der stellenweise sogar einen so scharf ausgeprägten Charakter zeigt, dass man vermuthen muss, der oder die Verfertiger der Platten hätten die alten assyrischen Denkmaler mit eigenen Augen gesehen und seien vielleicht in der Nachbarschaft derselben heimisch. Andererseits aber fanden wir sehr hervorragende Elemente griechischer Kunstubung in ihnen vertreten, so dass wir zu der Annahme berechtigt sind, dass diese Mischung griechischer und orientalischer Motive nur in einem barbarisirten oder barbarischen Grenzlande zwischen griechischer und orientalischer Kultur ihren Ursprung haben könne. Wir werden damit auf jene Region verwiesen, aus welcher wir schon manche andere Funde besitzen, namlich auf die Umgebung des Schwarzen Meeres. Zu denken ware dabei namentlich an Pontus oder Phrygien. Unterstützt wird diese Annahme durch andere orientalische Funde, welche sicher bis weit hinein in den Westen und Norden Europas gelangt sind. Zu erwähnen ist vor Allem der bekannte Fund von Wolfsheim in Rheinhessen, welcher im Museum zu Wiesbaden aufbewahrt wird (s. Cohausen, Fuhrer durch das Alterthums-Museum, Wiesbaden 1888, S. 118, No. 128; Nass. Annalen XI, 11, XII, 217). Das wichtigste Stuck dieses Fundes ist eine mit Granaten inkrustirte, viereckige Platte mit kleeblattförmigen Anhangen. Auf der Ruckseite der viereckigen Platte ist in Pehlevi-Schrift der Name Artakhschater (Artaxerxes) eingravirt. Herr von Cohausen hielt dies Stuck fur ein „Pectorale“; de Linas (Orfévrerie, Bd. I., Fig. 1, 1a und 2) hat das Stuck nach seiner Idee, die mir richtig zu sein scheint, in einer Zeichnung erganzt und halt es fur einen Gürtelschmuck. Es wäre fraglich, ob die Inschrift auf Artaxerxes I. (223 bis 240) oder (380 bis 384) Bezug hat, da Artaxerxes III. (629) wohl kaum in Betracht kommen durfte; de Linas entscheidet sich allerdings nicht ganz bestimmt für Artaxerxes I., immerhin wurde der Schmuck mit Sicherheit dem 3. oder 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zuzuschreiben sein.

Nach von Cohausen's Vermuthung soll der Fund in Wolfsheim, zu dem noch ein goldener Armring in frankischer Form, eine goldene Fibel mit umgeschlagenem Fuss (nicht La Tènefibel, wie von Cohausen schreibt), und ein hohler Halsring gehört, der entgegen der Annahme von Cohausens, auch wohl nicht etruskisch, sondern der Völkerwanderungszeit angehorig sein durfte, aus dem Besitze des in der Gegend von Mainz im Jahre 235 ermordeten Kaisers Severus stammen, was wegen des mitgefundenen frankischen Goldarmringes wohl zu bezweifeln ist. Er dürfte aus letzterem Grunde auch wohl eher dem 4. als dem 3. Jahrhundert angehören und auf dem Wege des gewohnlichen Verkehrs nach dem Rhein gelangt sein, ebenso wie die Silberplatte von Roermond. Vielleicht sind auch die beiden Bronzemedaillons, welche B. Stark zugleich mit jener Silberplatte abbildet und beschreibt, mit dem mithraischen Kult in Beziehung zu bringen, da auf dem einen, bei Schwarzenacker bei Zweibrücken zugleich mit einer kleinen Bronzestatue des Jupiter, einem Reiher

und einem Pfauen aus Erzblech gefundenen, über dem phrygisch gekleideten Jüngling, welcher gleich Ganymed von einem Adler gepackt und erhoben wird, zur Rechten und Linken zwei Köpfe dargestellt sind, in gleicher Weise wie auf verschiedenen grösseren Mithräen die Sonne und der Mond. Schon B. Stark führt als Analogon die Darstellungen ähnlicher Vorgänge auf den Goldgefässen von St. Miklos an, welche Analogie nach meiner Meinung in hohem Grade zutreffend ist, denn die Darstellung auf der Bronzeplatte ist nicht rein griechischen Charakters, sondern mit asiatisch-barbarischen Elementen gemischt, ebenso wie auf den Goldgefässen die adlerähnlichen Vögel mit Greifenköpfen nicht nur männliche, sondern darunter auch ein weibliches Wesen durch die Luft entführen.

Auch die Darstellung auf dem zweiten Bronzemedaillon bin ich geneigt für mithräischer Natur zu halten, denn wer sollte dieser Jüngling in phrygischer Tracht, den man durch ein grosses, einer Triumphpforte ähnliches Blumengewinde ehrt, anders sein als Mithras? Durch dieses thorbogenförmige Blumengewinde ist der Eingang der Grotte angedeutet, die beiden Knabenfiguren sind die auf den Mithräen gewöhnlich dargestellten Genien, statt der Fackeln halten sie das Blumengewinde, und sehr bezeichnend sind die neben ihnen stehenden Körbe mit Früchten, da Früchte auf Mithräen sehr häufig in Verbindung mit Mithras, dem Gotte der Befruchtung und des Gedeihens der Frucht, dargestellt sind. Man muss bei diesen Betrachtungen sich wohl vor Augen halten, dass der Mithras-Dienst, wenn auch unter Domitian und später namentlich unter Trajan und Commodus weit verbreitet, doch immer das Wesen eines Geheimkultus, einer besonderen Sekte an sich behielt und die Mithras-Darstellungen deswegen so mannigfache Abweichungen von einander zeigen, zum Theil offenbar aus dem Grunde, die Bedeutung der Darstellungen, welche dem Eingeweihten völlig klar war, dem nicht Eingeweihten zu verschleiern.

Es würde hier vielleicht auch noch die bei Thonon in der Nähe von Genf gefundene Bronzeplatte, welche sich jetzt in Paris befindet, anzuführen sein. Auf derselben ist der Löwe, welcher im Begriff steht, einen Opferstier zu verschlingen, sowie ein Eber, Pferd und Tiger in sehr roher, aber recht charakteristischer Weise, dargestellt (s. de Linas a. a. O., Pl. Antiquités XI). Ebenso die im Grabe Childerich's gefundene Zierplatte in Form eines Stierkopfes mit einem Wirbel auf der Stirn, gleich jenem auf dem Sarkophage von Said (Lindenschmit, Handb. d. Deusch. Alterthumskunde, S. 70, Fig. 1). Sassanidencharakter zeigt auch die Figur eines Lanzenreiters auf einer durchbrochenen Zierplatte von Klinberg bei Riedhof bei Zürich (Lindenschmit, Alterthüm. uns. heidn. Vorzeit, Bd. I, Heft X, Taf. 7, Fig. 2).

Eine Reihe anderer orientalischer Gegenstände, vermuthlich indischen Ursprungs sind kleine kugelförmige Dosen mit Charniergelenk, ganz ähnlich den heute noch in Indien gebräuchlichen Kalkdosen zum Betelkauen. Lindenschmit bildet eine solche in den »Alterthümern unserer heidn. Vorzeit«, Bd. II,

Heft XII, Taf. 6, Fig. 3, ab und schreibt dazu: »Kapsel (bulla) von dünnem Erzblech, zwei hohle, durch ein Scharnier verbundene Halbkugeln, durch Bänder mit eingeschlagenen Strichverzierungen ornamentirt. Sie soll eine knochenähnliche Substanz enthalten haben, die nicht aufbewahrt werden konnte. Eine andere einfachere Kapsel dieser Art, aus demselben Gräberfelde, enthält noch einen silbernen Ohrring, offenbar eines Kindes. Obwohl auf mehreren Friedhöfen dieser Zeit solche Kapseln, jedoch meist mit völlig zerstörtem Inhalt, zu Tage gekommen sind, gehören dieselben immerhin zu den selteneren Fundstücken, der sogenannten Reihengräber.« Das Stück wird im Museum zu Mainz aufbewahrt.

Auf demselben Gräberfelde von Sprendlingen wurde auch (s. Lindenschmit a. a. O., Bd. II, Heft XII, Taf. 6, Fig. 1. u. 2) eine runde, mit Steinen besetzte und mit Filigran verzierte Fibel gefunden, deren Rückseite von einer mit getriebenen Figuren verzierten Platte gebildet wird. Auf letzterer ist eine männliche Figur zwischen zwei phantastischen Thieren dargestellt, wie dergleichen Darstellungen uns im Orient häufiger begegnen.

Wenn nun auch diese Funde aus dem Gräberfelde von Sprendlingen schon einer späteren Zeit angehören, als jenes »Pectorale«, so zeugen sie doch von einer längeren Dauer dieser Verkehrsbeziehungen und können als Beweis dafür dienen, dass dieselben im Laufe der Zeit sich eher weiter ausgedehnt als eingeschränkt haben, was auch dadurch bestätigt wird, dass Gregor von Tours eine persische Goldarbeit im Besitze der Königin Theodolinde erwähnt (de Linas a. a. O. Bd. II, S. 325), nämlich eine kostbare Kassette für ein Evangeliarium (theca Persica, jetzt in Monza). Wie de Linas weiter ausführt, nannten die Griechen diese Arbeiten »Hunnisch«, die Lateiner »Persisch«.

Es sei hier nur noch auf einige der zahlreichen Funde hingewiesen, welche den mannigfachen Verkehr mit dem Orient bezeugen. Vor Allem ist hier dann noch der Goldfund von Vettersfelde zu erwähnen, von welchem einerseits der grosse Fisch als ein altorientalisches Symbol und die Dolchscheide von sassanidischer Form seine gemischt griechisch-orientalische Herkunft, andererseits die handwerksmässig nachlässige und schablonenmässige Nachahmung älterer Motive seine Entstehung zur Zeit des Verfalls der Kunst durch barbarische Einflüsse etwa im 4. Jahrhundert nach Chr. bezeugen. Ferner wurde hier schon mehrfach citirt der Goldfund von St. Miklos, für welchen wegen der orientalischen Motive seiner Darstellungen und der barbarisirten griechischen Inschriften und auf Grund der Uebereinstimmung eines Theils seiner Ornamente mit den Funden von Kunagota, Szent Endre, Pusztatoti und Reszovacz, mit welchen Münzen von Justinus (518—527), Justinianus (527—563) und Focas (Phokas) (602—610), Constantinus IV. (668—669) gefunden wurden, gleichfalls griechisch-orientalischer Ursprung anzunehmen ist und welcher in die zweite Hälfte des 6. oder Anfangs des 7. Jahrhunderts, also etwa um 600 zu setzen ist, wie Hampel's neues, gleichfalls sehr verdienstvolles und interessantes Werk uns veranschaulicht

(Hampel, Régibb Középkor [IV—X század] Emlékei Magyarhonban, Budapest 1894, Die Funde der Völkerwanderungszeit in Ungarn, deutsche Ausgabe im Erscheinen begriffen, mit 200 Tafeln u. 48 Textabbildungen).

Zu diesen orientalisch gemischten Funden sind auch einige nordische zu rechnen, wie der Fund von Brangstrup auf Fünen mit Münzen von Trajanus Decius (249—251) bis zu Constantinus II. (337—351), welcher von Herbst in die Zeit von 350—400 gesetzt wird und in welchem namentlich die beiden Zierplatten (Fig. 1 u. 2) mit Thierdarstellungen orientalischen Charakter zeigen. Die beiden, sich gegenüberstehenden, aus einem Gefäss trinkenden Löwen sehen wir in runder Arbeit ganz ähnlich auf der Krystallkugel aus dem Funde von Szilagy-Somlyo (s. Hampel a. a. O., Taf. XIV und Mémoires de la société royale des Antiquaires du Nord, Kopenhagen 1866, S. 281 ff. und Tafel, sowie Herbst, Aarböger 1867, S. 327 ff.). Ferner der Fund von Aarslev auf Fünen (Antiqvarisk Tidskrift 1843, S. 210, Engelhardt, Nydam-Fund, S. 55 No. 20, Worsaae, Nordiske Oldsager, Fig. 379, 303, 386—87 und 393. Bei diesem Funde ist der an einem Thierkopf hängende Doppeladler orientalischen Charakters zu vergleichen mit der ähnlichen Darstellung von Boghas-Koi (Pteria) in Klein-Asien. Von besonderem Interesse ist die Krystallkugel mit der Aufschrift ABΛAΘANAABA. Möglicher Weise ist sie gnostischen Ursprungs.

Dies leitet uns über zu den Funden mit griechischen Aufschriften, welche mehrfach im Norden gefunden sind. Das hervorragendste Stück ist die schöne blaue Glasschaale von Varpelev auf Seeland mit silberner Einfassung, auf deren Rand das Wort ευτυχως zu lesen ist (s. Hampel, Fund von St. Miklos, Fig. 52d, und Engelhardt, L'ancien âge de fer en Sélande, Kopenhague 1880), sowie die Glasbecher mit der Aufschrift ΠΙΕΖΗCAICKAΛΩC (Müller, Ordning af Danmarks Oldsager, II. Jernalderen, Fig. 332, und C. Neergaard, Aarböger for Nordisk Oldkyndighed, Kjöbenhavn 1892, S. 308 ff, Fig. 46), welche bei Vorning, Amt Viborg, Jütland, gefunden wurden. Ein in der Form ganz ähnliches Glas wurde auch in Norwegen gefunden. Sehr bemerkenswerth ist auch eine grosse Glasperle, weiss mit schwarzem Bande, in welche Lotosblumen eingelegt sind, welche bei Koban im Kaukasus gefunden und durch gütige Vermittelung des Herrn Geh. Rath Dr. Grempler in Breslau vom Königl. Museum für Völkerkunde erworben wurde. Eine ganz gleiche Perle ist nämlich auf dem der römischen Kaiserzeit angehörigen Gräberfelde auf dem Neustädter Felde bei Elbing gefunden worden. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, dass die oben erwähnten Gläser, ebenso wie diese Perle nicht italischen oder rheinischen Ursprungs sind, sondern dort entstanden sind, wohin die Inschriften zeigen, auf griechischem Kulturgebiete.

Den Inschriftenfunden würden sich die zahlreichen Funde oströmischer und byzantinischer Münzen im westlichen und nördlichen Europa anreihen. Es würde den Rahmen dieser Arbeit weit überschreiten, wenn auf dieselben hier näher eingegangen werden sollte. Es soll deshalb hier nur auf sie hingewiesen,

dabei aber doch die Wichtigkeit hervorgehoben werden, welche ein genaues, bis auf die neueste Zeit fortgeführtes Verzeichniss dieser Funde, wie dies Hauberg neuerdings von den römischen Gold- und Silbermedaillons von vor der Mitte des 6. Jahrhunderts in den Aarsböger f. nordisk Oldk. og. Hist. 1894 gegeben hat, für die Alterthumsforschung haben würde.

Hieran reiht sich noch eine Klasse von Funden, welche zu den Münzen in engster Beziehung stehen. Es handelt sich dabei um die wappenartige Darstellung eines Vorganges, darin bestehend, dass ein Vogel in seinen Fängen einen Fisch gepackt hält; diese Darstellung kommt auf den Münzen verschiedener am Gestade des Schwarzen Meeres gelegener Städte vor. So wurde in den an schönen und werthvollen Funden reichen Gräbern von Haven ein Knopf von vergoldetem Silber mit einer derartigen Darstellung gefunden, und schon Lisch sagt in seiner Beschreibung von diesen Gräbern (Römergräber in Mecklenburg, Schwerin 1870, S. 29, 22, Taf. I, Fig. 5.): „Diese Darstellung weiset auf südostliche Gegenden, auf die Länder des Pontus Euxinus (Schwarzes Meer) hin, auf Mösien", und citirt Wibergs Aufzählung der pontisch-baltischen Handelsstrassen (C. F. Wiberg, Der Einfluss der klassischen Völker auf den Norden durch den Handelsverkehr, aus dem Schwedischen von J. Mestorf, Hamburg 1867, S. 92).

Eine grössere Platte mit dieser Darstellung wurde in Ungarn gefunden bei Szeged Öthalom (s. Hampel a. a. O., Taf. LXX). Allerdings gehört dieser Fund schon einer späteren Zeit an als die Funde von Haven; er dürfte aber ziemlich gleichalterig sein mit einer in der Themse gefundenen Silberplatte mit ähnlicher Darstellung, welche sich im British Museum zu London befindet.

Der wichtigste, wegen obiger Darstellung hierher gehörige Fund ist das eine goldene Horn von Gallehuus bei Tondern in Schleswig, das allerdings von dem hundert Jahre später gefundenen, wegen der auf demselben angebrachten Zeichnung eines zweiköpfigen Doppelungeheuers oben bereits erwähnten, Exemplare kaum zu trennen sein dürfte. Bei der Beschreibung dieser bekannten Stücke erwähnt P. E. Müller (Antiquar. Untersuchung der unweit Tondern gefundenen goldenen Hörner, Kopenhagen 1806, S. 87, Taf. 2) auch das Vorkommen der Darstellung eines auf einem Fisch stehenden Vogels auf diesem Horn und giebt dabei an, dass ausser auf den Münzen von Sinope, Istris und Olbia, auch Agrigent auf Sicilien einen Adler auf einem Fische auf seinen Münzen habe. Es ist dies aber doch nur ein vereinzeltes Vorkommen gegenüber den Städten aus der Gegend des Schwarzen Meeres, bei denen wir wohl die eigentliche Heimath dieses Wappens zu suchen haben werden, und es dürften demnach auch wohl die goldenen Hörner diesen Gegenden entstammen.

Sehr merkwürdig ist die Sage, welche Müller in Bezug auf die Auffindung der goldenen Hörner anführt und welche in der Gegend von Gallehuus, dem Fundorte der Hörner, erzählt wurde, dass nämlich 100 Jahre, nachdem das erste goldene Horn gefunden worden, an derselben Stelle ein zweites entdeckt werden sollte. Hernach solle man daselbst noch eine goldene abgottische Tafel und

endlich einen Streithammer, genannt „Holgers, des Dänen, Hammer", finden, worauf Dänemark das blühendste Königreich in Europa werden würde. Es würde dies vielleicht als Beispiel einer alten, bis auf unsere Zeit reichenden Tradition anzuführen sein, wie auch Herr Dr. Olshausen nach mündlicher Mittheilung bei seinen Ausgrabungen auf der Insel Amrum ein ähnliches getroffen hat und wie solche aus der Lausitz (s. Verh d. Berl. anthrop. Ges. 1878, Bd. X, S. 55) und anderweitig bekannt sind. Es müsste demnach, wenn die Tradition sich vollständig bewahrheiten sollte, auch die abgöttische Tafel, also vielleicht ein ähnliches Stück wie die Tafeln von Gundestrup, gefunden werden.

Es würden nun schliesslich noch einige, wahrscheinlich durch römische Legionssoldaten verschleppte syrische Alterthümer zu erwähnen sein, nämlich die Votivtafeln des Jupiter Dolichenus, von denen eine ganz erhaltene bronzene, sowie Bruchstücke einer zweiten 1842 bei Heddernheim und die dritte 1815 bei Kömlöd in Ungarn gefunden wurde. Erstere werden im Museum zu Wiesbaden, letztere im Nationalmuseum zu Budapest aufbewahrt. Die syrische Provinz Kommagene, in welcher Dolichene lag, war der Aushebungsbezirk der 1. Flavischen Cohorte, welche auch am Rhein stand und wahrscheinlich den heimathlichen Kultus dahin mitgebracht und dort erweitert hat (s. von Cohausen, Führer durch das Alterthums-Museum von Wiesbaden, Wiesbaden 1886, S. 110 ff.).

Auch sind noch die höchst merkwürdigen Votivhände hier anzuführen, von denen man bereits vor mehr als zwei Jahrzehnten 14 kannte. Sie sind zum Theil mit eigenthümlichen Götterbüsten und Thieren bedeckt. Insbesondere bemerkenswerth ist die bei Avenches, dem alten im Jahre 264 p. Chr. von den Alemannen verwüsteten Aventicum Helvetiorum gefundene, mit einer Darstellung des Dionysos und Zeus Sabazios (s. Dr. H. Meyer, Mittheil. der Antiquar. Gesellschaft in Zürich, Bd. XI, 3, p. 36 ff. und Bursian, ebenda, Bd. XVI, Taf. XVIII, Fig. 1 und 2). Letztere dürfte wohl ebenfalls syrischen Ursprungs und durch römische Legionssoldaten dorthin nach Aventicum gelangt sein.

Ich breche hiermit die Reihe dieser Aufzählungen ab, welche noch keineswegs erschöpfend sind und nur die Beziehungen Ostroms und des Orients zu Nord- und West-Europa aus den bisher bekannten Alterthumsfunden andeutungsweise darthun sollen, da es an Raum fehlt, diese Beziehungen bis in alle Einzelheiten zu verfolgen. Viel einschlägiges Material findet man ausser bei de Linas, bei Hampel a. a. O. und Grempler, Der Fund von Sackrau I—III, Berlin 1887 und 1888 u. A. Wir haben aber aus dem bereits Angeführten entnehmen können, dass die uns noch erhaltenen Gegenstände muthmaasslich entweder durch Militärpersonen oder auf dem Wege des Handelsverkehrs nach dem Westen gelangten. Für den Norden werden wir annehmen müssen, sind sie gleichfalls auf dem Wege des Handelsverkehrs, vielleicht im Austausch gegen Bernstein und andere Produkte des Nordens, dorthin gekommen. Träger dieses Verkehrs waren wahrscheinlich die Gothen, welche, in gleicher Weise wie früher

die Gallier, mit ihren nach Kleinasien hinübergewanderten Stammesgenossen sehr enge Beziehungen unterhielten und mit ihren Stammesverwandten im Norden in dauernder Verbindung standen. Wann der Import kleinasiatischer und pontischer Gegenstände nach dem Norden begonnen hat, ist zur Zeit noch nicht mit Sicherheit zu sagen, jedenfalls aber ist er wohl, nach der Häufigkeit der Münzfunde zu schliessen, im 2. und 3. Jahrhundert besonders lebhaft gewesen, um dann etwas nachzulassen und unter Constantin d. Gr. wieder für einige Zeit zuzunehmen und besonders wieder das fünfte Jahrhundert hindurch sehr lebhaft zu werden. Ich verweise auf die oben erwähnte ausgezeichnete Arbeit von Hauberg und die älteren Arbeiten von Wiberg, Montelius und Hildebrand. Wir würden nun wohl annehmen müssen, dass zu der Zeit, wo die asiatischen Kulte ihren Weg nach dem Westen nahmen, hauptsächlich im zweiten und dritten Jahrhundert, also etwa zu derselben Zeit, wo auch der lebhafteste Verkehr nach dem Norden stattfand, der grosse Silberkessel nach dem Norden gelangt ist. Dem verwahrlosten Stil nach zu schliessen, ebenso wegen der vielfachen Beziehungen, welche die oben angeführten Funde orientalischen Charakters zu den Alterthümern der Völkerwanderungszeit zeigen, mag dies wohl erst im Anfange des vierten Jahrhunderts geschehen sein, was auch damit übereinstimmen würde, dass in den Darstellungen nicht mehr der Mithraskult als Kult des Hauptgottes Mithras, sondern mehr als ein Dämonenkult, ein Pandaemonium erscheint, wo neben dem Mithras eine Reihe anderer wichtigerer und unwichtigerer Gottheiten, bei denen aber immer noch der in der persischen Religion besonders scharf ausgeprägte Gegensatz zwischen Gut und Böse, Licht und Finsterniss deutlich erkennbar ist, auftreten. Eine spätere Zeit lässt sich wohl nicht annehmen, wegen der Ausbreitung des Christenthums. Künftige Funde werden hoffentlich bald mehr Licht hierüber verbreiten.

Ich will diese Arbeit nicht schliessen, ohne Herrn Direktor Dr. Sophus Müller und Professor Dr. Japetus Steenstrup meinen verbindlichsten Dank ausgesprochen zu haben für die freundliche Erlaubniss, ihre Abbildungen zu der vorliegenden Arbeit benutzen zu dürfen.

Erwin P. Dieseldorff.

Wer waren die Tolteken?

Wer waren die Tolteken?

Von **Erwin P. Dieseldorff.**

Vor Kurzem habe ich darauf aufmerksam gemacht (Verhandlungen der Berliner Gesellschaft fur Anthropologie 27, 1896 S. (776), dass auf den Darstellungen, welche von den verschiedenen Stammen der Mayarasse herruhren, vier Gotter vorkommen, mit dem Körper eines Menschen, Vogels, einer Schlange und eines Kindes, und dass sie denselben Kopf tragen, woraus ich schloss, dass alle vier zu einer Göttererscheinung gehören.

Da es sich ergab, dass das Gesicht, welches Allen gemeinsam ist, aus dem Bilde der Vereinigung »Quetzal und Schlange« entstanden ist, glaubte ich schliessen zu dürfen, dass der Gott, welcher auf diese vierfache Art dargestellt wird, derjenige ist, welchen die echten Mayas »Cuculcan«, die Quichees »Cucumatz« und die Nahuas »Quetzalcoatl« nannten, welche Namen »Quetzal und Schlange« bedeuten.

Da dieser Gott haufiger als irgend ein anderer auf den Denkmalern der Mayavölker dargestellt ist, ist es wahrscheinlich, dass er der Hauptgott dieser Rasse war.

Die Nahuas, welche Quetzalcoatl hauptsachlich in Cholula verehrten, raumten ihm nicht die hochste Stellung ein, denn diese gebuhrte ihrem Nationalcharakter gemäss dem Kriegsgott »Huitzilopochtli«.

Dagegen soll Quetzalcoatl Hauptgott jenes Volkes gewesen sein, von welchem die Nahuas ihre Kultur erhielten und welches sie »Tolteken« nannten.

Es liegt daher die Vermuthung nahe, dass die Tolteken ein Mayastamm gewesen sind.

Hierzu kommt noch, dass das Mayageschlecht sich weit ausgedehnt hatte und auf der Höhe der Kultur stand, als die Nahuas in Anahuac einruckten, und dass gerade der Sturz des Mayavolkes und ihre Vertreibung aus den begehrenswerthesten Wohnorten durch das Anwachsen der Macht der kriegerischen Nahuatl-Völker herbeigeführt wurde.

Das bislang bekannte Material ist jedoch nicht ausreichend für die Anstellung von vergleichenden Betrachtungen. Ich glaube, dass unser Hauptziel darauf gerichtet sein sollte, neues, geordnetes Material zu beschaffen, jedoch von Diskussionen abzusehen, welche doch zu keinem Resultat führen können.

Es wird bei dem Bericht des Blutbades von Cholúla erwähnt, dass die auf den Quetzalcoatl heiligen Teocalli Geflüchteten in der höchsten Noth die Tempelwände eingerissen hätten, weil sie erwarteten, dass gemäss der heiligen Ueberlieferung beim Aufreissen der Tempelwände eine ungeheure Wasserfluth herausquellen würde, durch welche sie die heranstürmenden Feinde dem Untergang zu weihen hofften.

Bekanntlich zeichnet sich der Hügel von Cholúla durch seine Grösse aus, für welche noch keine befriedigende Erklärung gefunden ist.

Die Mayavölker hatten die Sitte, bei Ablauf gewisser Zeiträume die Hausgeräthe und Thonidole, welche ihnen bislang gedient hatten, zu zerstören. Hierdurch kam ich auf den Gedanken, dass möglicherweise auch die Steinidole und Tempelhäuser ausser Dienst gesetzt wurden. Auf diese Weise würde der Umfang des Tempelhügels von Cholúla erklärlich werden, denn man hätte die ausser Dienst gesetzten Tempel ausfüllen und von der Basis an eine neue Schicht aufhäufen müssen, auf welcher die neuen Tempel gebaut wurden.

Diese Vermuthung erhielt gewissen Halt durch die Beobachtung des Herrn A. P. Maudslay zu Copán, dass einige Räume vor dem Verfall der Heiligthümer absichtlich geschlossen waren; auch sieht man an der Flussseite in beträchtlicher Tiefe unter dem Niveau der Plaza verschiedene cementirte Schichten. Ferner hat der genannte Forscher im Durchschnitt eines Hügels zu Chichenitza fünf Mauern, eine unter der andern gesehen, und ähnliches in Copán bemerkt. Bei Untersuchung des Fundamentes eines Monolithen zu Copán fand ich einen gut erhaltenen Altar mit Darstellungen und Hieroglyphen und ein zerbrochenes Steinidol als gewöhnliche Bausteine verwendet.

Es wäre daher sehr wünschenswerth, dass die mit der Untersuchung der Tempelruinen beschäftigten Institute und Regierungen durch einen Tunnel unter der Spitze der Tempel festzustellen suchen, was die Hügel enthalten.

Falls meine Vermuthung zutrifft, würden sich im Innern des Hügels von Cholúla die Tempel jenes Volkes befinden, von welchen die Nahuas die Grundzüge ihrer Kultur erlernt haben und man würde aus jenen Resten bestimmen können, zu welchem Volke die Tolteken gehört haben.

Cobán, 1. Januar 1896.

Eduard Seler.

Die Ruinen auf dem Quie-ngola.

Die Ruinen auf dem Quie-ngola.

Von **Eduard Seler.**

Mit Tafel XV und XVI.

Etwa eine Legua oberhalb Tehuantepec steigen über der Ebene zwei wesentlich aus Kalkgebirg bestehende Ketten empor, zwischen denen der Fluss von Tehuantepec hervorströmt, mit seinem breiten, sandigen Bett den Zwischenraum zwischen ihnen nahezu vollständig füllend. Die Kette auf dem linken Ufer steht mit den hohen Bergen am Laoyaga in Verbindung und zieht in nordwestlicher Richtung in fast ungebrochener Linie bis nach Lachiguiri, wo sie sich mit den Gebirgen der Mixe verknüpft. Die Berge auf dem rechten Ufer finden an dem breiten Bett des bei Jalapa einmündenden Flusses von Tequisistlan sehr bald ihre Grenze. Sie zerfallen in zwei grössere Massen, von denen das vordere, Tehuantepec zugekehrte Gebirge als Quie-ngola, »der grosse Stein«, bezeichnet wird (Taf. XV., Fig. 1). Der Besuch der Ruinen auf dem Quie-ngola ist mir, wie ich hier erwähnen möchte, durch die Munificenz Sr. Exc. des Herzogs von Loubat ermöglicht worden.

Dass sich auf dem Quie-ngola Ruinen befinden, ist seit alter Zeit bekannt. Der P. Burgoa, der im siebzehnten Jahrhundert schrieb, und dessen Werk die Hauptquelle für die alten Gebiete der Zapoteken und Mixteken ist, erzählt, dass der König Cocijo-eza vier Jahre lang auf diesem Berge die Belagerung der Mexikaner ausgehalten habe, und schliesslich durch die blutigen Ueberfälle, die er von ihm aus ins Werk zu setzen wusste, die Mexikaner zum Abzug und zum Friedensschluss bewogen habe. Die späteren Generationen und die Leute von heute haben diese Erzählung auf Treu und Glauben angenommen und nur den einen Zug hinzugefügt, dass die Zapoteken, als sie vor den Mexikanern auf diesen Berg flüchteten, all' ihre Schätze mit hinaufgenommen und dort vergraben haben. Und dieser Glaube ist die Veranlassung geworden, dass überall auf dem Berge und in den Ruinen in der sinnlosesten Weise gegraben worden ist und grosse Theile der Baulichkeiten dadurch muthwillig zerstört worden sind.

Die Haupterhebung des Berges bildet einen langgestreckten Kamm, der an einzelnen Stellen mit Kiefern bestanden ist. Die eigentliche Spitze habe ich nicht besucht. Es soll sich dort eine geebnete Fläche von 40 varas im Geviert und in ihrer Mitte eine Steineinfassung (»corral de piedra«) von 6 varas Seitenlänge und in der Mitte dieser wiederum eine würfelförmige Aufmauerung

Fig. 1.

A. Mündung der Zugangsschlucht. B. Bastionen und Eingangsmauer. P¹. Ost-Pyramide. P². West-Pyramide. T. Ballspielplatz. M. Palast und Mirador. C. Hof mit der Cipactli-Säule.

von 1 vara Höhe und ½ vara Breite befinden. Hinter dieser Aufmauerung, und zwar auf der Westseite derselben, soll im Jahre 1883 ein Fremder — nach der Beschreibung muss es ein gewisser Parker gewesen sein — der mit ein Paar Dutzend Buben vierzehn Tage lang den Berg nach Schätzen durchwühlte, einen grossen leeren Topf, anscheinend denen gleich, die in der Mistequilla und an anderen Orten des Tehuantepec-Gebiets zur Bestattung verwendet wurden,

und hinter ihm einen Steinkopf von natürlicher Grösse und guter Arbeit gefunden haben. Als »cabeza del rey« wurde er mir von den Leuten bezeichnet, die bei der Aufgrabung zugegen waren. Ich habe aber nicht ermitteln können, wo dieses Stück hingekommen ist.

Die eigentlichen Ruinen befinden sich nicht auf der Spitze des Berges, sondern tief unten, eingekeilt zwischen dem Hauptabhang des Berges und einem steil aufragenden Grat, der durch eine tiefe Schlucht von andern noch weiter vorn gelegenen, mauerartig zur Flussebene abfallenden Graten getrennt ist. Den einzigen Zugang zu der Stelle bildet die im Norden (bei A, Fig. 1) in das Flussthal einmündende Schlucht. In halber Höhe befinden sich hier aus dem Kalkstein des Berges aufgeschichtete Bastionen und Vertheidigungsmauern. Weiter oben folgen, hier und da zerstreut und, wie der ganze Berg, heute ganz und gar mit dichtem Wald überwachsen, aus gleichem Material aufgebaute Hausmauern. An dem oberen Ende aber ist die ganze Schlucht mit übereinander geschichteten Steinen bis über Manneshöhe aufgefüllt. Es ist auf diese Weise zwischen den Hängen zur Rechten und zur Linken eine ebene Fläche von 120 Schritt Länge und 70 Schritt Breite geschaffen worden, die an ihrem vorderen (der Nordseite zugekehrten) Kopf ein Risalit von 10 Schritt im Geviert aufweist, während an den andern drei Seiten mehr oder minder ausgedehnte Baulichkeiten sich befinden.

An der Ostseite dieses Platzes zieht sich bis zu seinem hinteren Ende ein 60 Schritt breiter, 40 Schritt langer, tiefer gelegener Hof (vgl. Fig. 2), dessen 2 m breite, aus dem Kalkstein des Berges aufgeschichtete Umfassungsmauer sich 60 cm über die Fläche des Platzes, 1,50 m über den Boden des Hofes erhebt. Auf der Unterseite (A) führen vier breite Stufen von dem Platz auf die Höhe der Umfassungsmauer und acht andere von ihr auf den Boden des Hofes hinab. Andere schmälere Stufen führen in der Mitte der Nord- und der Südseite auf den Boden hinab. In der Mitte des umwallten Raumes befindet sich eine 0,90 m hohe quadratische, aus Steinen aufgeführte Plattform (B), zu der an allen vier Seiten Stufen hinaufführen. Der östlichen Umfassungsmauer ist eine etwa 7,50 m über den Boden des Hofes aufragende, in drei Stufen von 3,15 m, 1,70 m und 1,20 m ansteigende Pyramide (P) aufgesetzt. Nun führt eine 9 m breite, aus 34 hohen und schmalen Stufen bestehende, an der Nord- und Südseite je eine schmälere Treppe auf die Höhe. Die obere Plattform misst 22 m zu 17 m. Die Pyramide ist, wie die Umfassungsmauer des Hofes und wie die niedrige Plattform in der Mitte des Hofes, aus dem plattenförmig geschichteten Kalkstein des Berges aufgeführt. Ihre Wände sind, wie die des Hofes und der Plattform B, mit Stuck bekleidet, der roth bemalt war, und der, wie auf der Gipfelfläche der Pyramide deutlich zu erkennen ist, zu wiederholten Malen erneuert wurde. Eine Besonderheit bilden an den Wänden zapfenartig vorspringende Steine, die, in schrägen Linien ansteigend, wie Trittsteine zur Erkletterung der Pyramide aussehen. Auf der hinteren Hälfte der Gipfelfläche

befindet sich das eigentliche Heiligthum, ein aus Flussschotter aufgeschütteter länglicher Hügel (M), der anscheinend in zwei Stufen anstieg, und dessen ganze Oberfläche mit Stuck übergossen war. Unmittelbar hinter der Pyramide steigen Felsklippen steil in die Höhe. An der Südseite des Hofes dagegen schliessen andere Baulichkeiten an. Nahe der Südwestecke sind auf der Umfassungsmauer die unteren Mauerreste eines Hauses und daran eine über den Boden des Hofes etwas erhöhte Terrasse zu erkennen. Eine Art Hofraum mit Gebäuderesten befindet sich auch an der Südostecke des Hofes, zu dem von der Um-

Fig. 2.

fassungsmauer Stufen hinabführen. An der Nordseite stehen mit dem Hofe noch die Wälle C und D in Verbindung. Der erstere, an der Nordostecke gelegen, ist 25 cm höher als die Umfassungsmauer. Er stösst mit seinem Ende an den Berg. Der andere (D) an der Nordwestecke liegt 1 m tiefer als die Umfassungsmauer und 40 cm tiefer als der anstossende Platz. In ihm ist 1 m tief unter der Oberfläche eine mit grossen Steinen zugedeckte, etwa 1,10 m hohe und innen mit Stuck ausgekleidete Krypta (K) aufgedeckt worden. Sie besteht aus einem 9 m langen, 1,80 m breiten Vorraum, an dessen Westseite eine mit einer Steinplatte verschlossene, 73 cm breite niedrige Oeffnung in einen kreuzförmigen Raum führt, in dem bei der Aufdeckung zwei Schädel und einige Röhrenknochen gefunden wurden.

Einfacher ist das Gebäude auf der Westseite des Platzes (Fig. 3). Es ist eine einfache Pyramide, die, wie die auf der Ostseite im Hintergrunde des Hofes gelegene, in drei Stufen aufsteigt, und deren obere Plattform genau die gleiche Höhe wie die der Ostpyramide hat. Auch die Höhe der einzelnen Pyramidenstufen ist ungefähr die gleiche wie die der Ostpyramide. Die obere Plattform misst 25 zu 18 m. Eine breite Freitreppe von 32 etwa 20 oder 25 cm hohen Stufen führt zu ihr hinauf. Die Seiten der Pyramide sind in derselben Weise aufgebaut und mit Stuck bekleidet wie die der Ostpyramide, und auch an ihnen springen, in schrägen Linien aufsteigend, Steine, gleich Trittsteinen, vor.

S. N.

Fig. 3.

Aber die Freitreppe ist breiter und von Treppenwangen eingefasst, die unten nach Art von Strebepfeilern weit ausladen und oben mit einer Art Bekranzung, einem vertieften, mit Steinplatten ausgelegten und von Steinplatten umsäumten Bande versehen sind. Wie bei der Ostpyramide führen von zwei Seiten schmale Treppen steil in die Höhe. Auf der hinteren Hälfte der Gipfelfläche steht ein Haus, das 15 m breit und 7,10 m tief ist. Es ist in zwei schmale Kammern getheilt und barg augenscheinlich ehemals das Idol der Gottheit, oder stellte ihr Sakrarium dar. Die Wände dieses Hauses sind aus einer besonderen Art Adobe oder Kunststeinen aufgemauert, die, wie mir gesagt wird, auch an andern alten Plätzen im Distrikte von Tehuantepec vorkommen. Diese Steine sind aus Kalkmasse, die mit Kies und Gesteinstückchen vermengt wurde, hergestellt. Bei ihrer Aufmauerung wird Lehm als Mörtel verwendet.

Besonderes Interesse beansprucht das an der Südseite des Platzes belegene dritte Gebäude (Fig. 4). Es ist ohne Zweifel ein tlachtli, ein für das Spiel mit dem Kautschukball bestimmtes Gebäude. Es ist ein 52 Schritt langer, 32 Schritt breiter Hof, dessen Umwallung in üblicher Weise aus dem Kalkstein des Berges aufgeschichtet und etwa vier bis fünf Schritt breit ist. An der Nordseite, von dem Platze aus, führen Stufen auf die Höhe dieser Umfassungsmauer, und Stufen führen von ihr in das tiefer gelegene Innere des Hofes

Fig. 4.

hinab. Der Ost- und Westmauer sind längliche, etwa 26 Schritt lange, 8 Schritt breite Pyramiden (A) aufgesetzt. Von der Umfassungsmauer führen an jedem Ende schmale Treppen zu den Gipfelflächen. Nach aussen springen diese Pyramiden etwas vor. Nach innen gehn von ihr schräge Flächen (C) in gleich mässiger Steigung bis auf den Boden des Hofes hinab. Sie sind mit glattem Stuck belegt, und an ihrer Nord- und Südseite springen kleine Platten in das Innere des Hofes vor. So erhalten die übrig bleibenden oberen vertieften Theile des Hofes den wohlbekannten Umriss, der in den Städtehieroglyphen der Tributliste zur Bezeichnung der Silbe tlach, »Ballspiel«, dient. An den erweiterten Enden dieses Raumes waren die Spieler aufgestellt.

Was nun die besondere Bestimmung der drei Gebäude Fig. 2, 3, 4 angeht, so war das im Osten gelegene (Fig. 2) ohne Zweifel wohl einer Gottheit

des Himmels geweiht. Das beweist die Gestalt des Sakrariums auf der Gipfelfläche der Pyramide, das einen einfachen, in Reihen ansteigenden, aus Erde aufgeschütteten Hügel darstellt. Und das beweist auch die von allen vier Seiten (von allen vier Himmelsrichtungen) zu ersteigende kleine Plattform B in der Mitte des Hofes, die vielleicht ein quauhxicalli, ein Bild der Sonne oder ein temalacatl trug. Die im Westen des Platzes gelegene Pyramide können wir mit grosser Bestimmtheit als einer Gottheit der Erde geweiht annehmen. Die Erde ist das dunkle Haus, in das die Sonne eingeht, wenn sie im Westen unter den Horizont hinabsinkt. Darum ist das auf der Höhe der Pyramide belegene Sakrarium hier wie ein Haus gestaltet. Das Ballspiel an der Südseite des Platzes (Fig. 4) muss dem Sonnengotte gewidmet gewesen sein. Der über den weiten Plan fliegende Kautschukball wurde mit der rollenden Sonnenkugel verglichen. Das Spiel mit dem Ball hatte daher immer etwas von einer religiösen Ceremonie und wurde, von ihrem Standpunkte aus gewiss mit Recht, von den Mönchen später verboten. Der Umstand aber, dass diese drei grössten und hauptsächlichsten Gebäude sich gerade am obern Ende der Zugangsstrasse befinden, beweist, dass die eigentliche und ursprüngliche Bestimmung dieser Stätte die eines Heiligthums war.

An dem hinteren südlichen Ende der Aufschüttung, die den oberen Platz lieferte, um den die drei beschriebenen Hauptgebäude gelagert sind, geht zwischen der südwestlichen Ecke des zu der Ostpyramide gehörigen Hofes und der Ostseite des Ballspielplatzes eine etwa 12 Schritt breite Treppe in 11 Stufen zu dem natürlichen Thalboden hinab. Hier hat in alter Zeit ein Weg weiter bis zu dem südöstlichen, steil über der äusseren Schlucht aufragenden Ende des felsigen Grates geführt, der die Ruinenstätte von ihrer Ostseite begrenzt. Zu beiden Seiten dieses Weges sind noch eine ganze Anzahl anderer Baureste erkennbar.

Auf der Ostseite dieses Weges folgt auf die zu der Ostpyramide gehörigen Baulichkeiten zunächst das Gebäude, dessen Grundriss in Fig. 5 gegeben ist. Es besteht aus einem Hofe A und einer auf der Ostseite des letzteren gelegenen erhöhten Terrasse B. In dem Hofe erkennt man einen etwa 1½ m hohen, nach hinten in 7 Stufen ansteigenden runden Thurm (C) und neben ihm das Gebäude D auf einem quadratischen Unterbau, die unteren Theile eines auf allen vier Seiten mit Thüröffnungen versehenen Hauses. Auf der Terrasse B befindet sich das Gebäude E, das, wie es scheint, in vier Gemächer getheilt war, deren jedes sich nach vorn öffnete und in der Hinterwand eine Nische (für ein Idol?) hatte. Hinter dem Gebäude E ist, ziemlich nahe am Fels, noch die Mauer F zu erkennen. Kreisrunde Bauwerke waren dem Windgotte gewidmet. Vielleicht war dieses ganze Gebäude ein Heiligthum des Windgottes, vielleicht Wohnung der Priester, denn die Priester verehrten in dem Windgott den besonderen Patron ihrer Zunft.

Weiterhin folgt, an der Ostseite des Weges, ein Gebäude, das ebenfalls aus einem von einer Mauer umschlossenen Hofe und einem im Hintergrunde

desselben befindlichen Hause besteht. Das Interessante an diesem ist, dass in gewissem Abstand von der Thüröffnung jederseits die Wand von einer dreieckigen, durch glatte Steinstücke gebildeten Fensteröffnung durchbrochen ist (Taf. XV, Fig. 2). Hinter dem Hause geht, wie in dem Gebäude Fig. 5, am Fels entlang eine Mauer. Hinter dieser liegen eine Menge Scherben übereinander, Bruchstücke von schwarzen Krügen, schwarzen dreifüssigen Schalen und die charakteristischen, bald in Schlangen-, bald in Vogelköpfe endigenden Füsse der letzteren. Es scheint, dass diese hinter der Mauer gelegene Stelle als Schutthaufen diente.

N. S. F. E. B. A. D C.

Fig. 5.

Noch weiterhin wird der Weg an der Ostseite von einer ziemlich hohen Mauer begrenzt, die dann umbiegt und nahe am Berg zu einem schmalen Eingang führt, durch den man in das verwickelte System von Baulichkeiten gelangt, deren hauptsächlichste Theile ich in Fig. 6 wiederzugeben versucht habe. Der eben beschriebene Eingang (A) führt zuerst auf einen theilweise ummauerten Platz (B), auf dessen vier Seiten je die Steinmauern eines Hauses zu sehen sind. Von diesem Platze kommt man auf einer schmalen Steintreppe 25 Stufen tief hinab in den ovalen ummauerten Hof C, und von dem geht es wieder 20 Stufen hinauf zu dem kleinen Plätzchen D, das am Boden mit Stück bekleidet und von einem niedrigen, mit Stuck bekleideten Mäuerchen umgeben ist. Ueber diesem Plätzchen endlich erhebt sich die kleine Pyramide E, die, auf dem äussersten Vorsprung des Felsens gelegen, einen weiten Lugaus über

die Schlucht und die dieselbe vorn begrenzenden Felsenkämme hinaus in die weite Thalebene von Tehuantepec, mit ihren isolirten Felskuppen und dem die

Fig. 6.

Ebene durchziehenden Strom, auf die durch schmale Nehrungen vom Meere getrennten Lagunen und die schimmernde Fläche des pacifischen Oceans im Hintergrunde bietet. Der ovale Hof C ist an den Seiten von bastionartigen

Ummauerungen umgeben, die vielleicht nur Stützen und Stufen für den Aufbau darstellen. An dem einen Ende von C befindet sich auf einer erhöhten Terrasse die mit Stuck ausgekleidete, 1 m tiefe, 2 m im Durchmesser haltende kesselartige Vertiefung G, die augenscheinlich nur ein Wasserbehälter gewesen sein kann. An der Ostecke des Blattes B steht der aus massivem Mauerwerke bestehende Thurm H. Und an der hinteren nördlichen Ecke dieses Platzes führt eine kleine Treppe in das Zimmer J, dessen hinterer Theil erhöht und ehemals überdacht war. Als Träger dieses Daches sind die Fundamente zweier runder aufgemauerter Säulen noch erhalten. Hinter J steigen verschiedene Mauern auf und folgen noch andere Baulichkeiten. Zwischen ihnen ist unter Anderem auch eine Krypta aufgedeckt worden, die aus einer viereckigen, mit grossen Steinplatten zugedeckten Kammer und einem niedrigen (kreuzförmigen?) Raum an ihrer Westseite besteht. Die ganzen Baulichkeiten haben augenscheinlich profanen Zwecken gedient und stellen wohl den Palast des Königs dar, der das Volk, das diese Bauwerke errichtete, beherrschte.

Auf der Westseite des Weges, der von den Tempelpyramiden zu diesem Palast und seinem Aussichtsthurme führte, ragen vielfach Kalkfelsklippen isolirt in die Höhe. Zwischen ihnen und dem an dieser Seite ansteigenden Berg sind hier und da noch Mauerreste, Einfriedigungen von Höfen und Fundamente von Häusern, erhalten. Unter ihnen ist der auf drei Seiten Gebäuden umgebene, etwa 66 Schritt im Geviert messende Hof besonders bemerkenswerth, dessen Grundriss ich in Fig. 7 wiedergegeben habe. Das ist augenscheinlich wieder ein Gebäude, das religiösen Zwecken diente. Denn das auf der östlichen Terrasse gelegene Haus A enthält in der Mitte der Hinterwand eine Niesche, die ganz so aussieht, als ob sie für irgend ein Idol oder ein heiliges Symbol angebracht worden wäre. In der Mitte des Hofes aber (an der auf dem Plane mit B bezeichneten Stelle) befand sich eine runde Säule, die von dem im Eingang dieses Artikels erwähnten fremden Schatzgräber in muthwilliger Weise umgeworfen wurde, die aber dort am Boden noch von uns gesehen und von meiner Frau photographirt werden konnte (Taf. XVI, Fig. 1). Es ist, wie die beistehende Wiedergabe der Photographie erkennen lässt, ein Doppelkopf, der aber nicht, wie man nach dem Ansehen glauben sollte, aus Stein gearbeitet ist, sondern aus Kalkmörtel besteht, d. h. aus demselben Kunststein, aus dem die Bausteine für das Sakrarium auf der Westpyramide gemacht worden sind. Die Köpfe zeigen beide das Ansehen eines Reptilkopfes, d. h. wie die alten Stämme Mexikos den Kopf eines Reptils darzustellen pflegten, — mit dem grossen, von gezackter Braue überwölbten Auge, dem mächtigen Gebiss und den langen aus dem Mundwinkel herabhängenden Zähnen (Rachenöffnung des Krokodils. Taf. XVI, Fig. 2). Der Leib aber ist an dem Kopf zur Linken mit der eigenthümlichen Rautenzeichnung versehen, die in den Bilderschriften namentlich der Codex Borgia-Gruppe verwendet wird, um der Beschuppung von krokodilartigen Ungeheuern zum Ausdruck zu bringen. An dem Kopfe rechts dagegen ist die Haut-

oberfläche mit runden Flecken versehen, wo sie in den Bilderschriften mit Vorliebe als Hautzeichnung von Schlangen angegeben werden. Wir werden deshalb nicht fehl gehen, wenn wir den Kopf zur Linken als Krokodil-, den zur Rechten als Schlangenkopf ansprechen. Ich war, als ich auf den Berg ging, von Leuten aus dem gegenuber am Fusse des Gebirges gelegenen Dorfe La Mistequilla begleitet. Unter diesen befand sich auch ein alter Indianer, der seiner Zeit mit dem im Eingang erwähnten Schatzgraber auf dem Berge gewesen und die Säule noch aufrecht gesehen hatte. Er hatte mich zu dem Platze geführt. Wie er mir mittheilte, war die Saule mit dem Kopfe zur Rechten,

N <— S

A

B.

Fig. 7.

dem Schlangenkopfe, in der Erde eingepflanzt gewesen. Das ist auch durchaus glaublich. Die Schlange ist den Erdgottheiten geweiht. Das Krokodil ist ein Symbol des Himmelsgottes. Und Erde und Himmel, oder die Richtungen unten und oben, sollten augenscheinlich in diesem Doppelkopfe zum Ausdruck gebracht werden. Zwischen den beiden Köpfen befindet sich auf der Seite, die jetzt oben liegt, eine erhöhte kreisrunde Scheibe. Auf dieser Scheibe sollen ehemals Zeichen sichtbar gewesen sein, die jetzt durch die Wirkung von Regen und Sonne längst verwischt sind. Mein alter Indianer sagte, es ware die Sonne und auf der anderen Seite (die jetzt dem Boden zugekehrt und unsichtbar ist) befinde sich eine gleiche Scheibe, auf der der Mond abgebildet sei. Warum er das Eine als Sonne, das Andere als Mond bezeichnete, daruber wusste er

mir keinen Bescheid zu geben. Als Curiosum führe ich an, dass er den Kranz von Schuppen oder Federn, der unmittelbar hinter dem Schnauzenende zu sehen ist, als Buchstaben erklärte, die er leider nicht lesen könne. Die ganze Oberseite der Skulptur hat heute stark gelitten. Ich glaube aber doch, dass man hier an dem Kopf zur Linken noch den Arm und die Klaue des Krokodils erkennen kann. Der Mitte der Schnauze sitzt, nach der Oberseite übergebogen, das Gebilde auf, das ich in Fig. 8 in Zeichnung wiedergegeben habe. Es entspricht dem blumen- oder federartigen Gebilde, das in den Bilderschriften der Codex Borgia-Gruppe ebenfalls ziemlich regelmässig auf dem Schnauzenende der Schlangen- und Reptilköpfe angegeben ist.

Dieser Doppelkopf ist das einzige, was ich von Bildwerk auf dem Berge gesehen habe. Dass aber davon ursprünglich mehr vorhanden war und dass insbesondere die Tempelzellen mit Bildern versehen waren, die später zerstört oder entfernt worden sind, ist wohl anzunehmen. An den Bauwerken selbst scheint sonst kein Bildwerk verwendet worden zu sein. Insbesondere haben die

Fig. 8.

Pyramiden nur glatte, mit Stuck überzogene Wände. Nur an der Westpyramide ist ein Ansatz zur Ornamentation in dem vertieften, von glatten Steinen gebildeten Bande gegeben, das als Kranz die Treppenwangen umzieht. Von anderen Alterthümern fanden wir das Bruchstück einer thönernen Tlaloc-Maske, Scherben von Krügen, dreifüssigen Schalen, in Schlangen- oder Vogelköpfe endigende Füsse von solchen und Bruchstücke grosser topfförmiger Gefässe — ganz genau gleich denen, die in Mengen an den Orten der alten Ansiedelungen bei La Mistequilla, San Pedro Pixana, Huilotepec und andern Städten des Distriktes am Tehuantepec, in die Erde eingegraben, gefunden werden. Sie dienten, wie ähnliche in dem Hausflur eingegrabene Töpfe noch heute, als Ofen zum Backen der Tortillas. Aber auch die Todten wurden in ihnen bestattet. Dass diese Ruinenstätte demselben Volke, d. h. also den Zapoteken, angehört, unterliegt demnach keinem Zweifel. Aber es war keine Festung, wie die allgemeine Meinung annimmt. Dagegen spricht der geringe Umfang der Ruinenstätte und die Natur ihrer Baulichkeiten. Auch kein für einen längeren Aufenthalt einer grösseren Menschenmenge geeigneter Ort, denn der Berg hat kein Wasser. Es war ein hoch auf dem Berge und an geschützter Stelle angelegtes Heiligthum, das von Wohnungen der Priester umgeben war und in dem sich, wie es sich

von selbst versteht, auch ein Palast für den König, der ja gewissermaassen auch zur Priesterzunft gehörte, befand. Damit will ich indess nicht in Abrede stellen, dass es oft genug vorgekommen sein mag, dass auf diesen Berg, der das Heiligthum trug, das Volk in Zeiten der Noth sich flüchtete und von ihm aus die Schaaren der Feinde anzugreifen und zu vertreiben bemüht war. Und somit mag die alte Sage über diesen Ort, die der P. Burgoa uns erhalten hat, der Berechtigung nicht entbehren.

Tehuantepec, 19. Januar 1896.

Fig. 2

Fig. 1

Fig. 2.

Fig. 1.

Dr. Boas.

Die Entwicklung der Geheimbünde der Kwakiutl-Indianer.

Die Entwicklung der Geheimbünde der Kwakiutl-Indianer.

Von **Dr. Boas.**

Ich habe bei früheren Gelegenheiten die Geheimbünde der Kwakiutl Indianer eingehend beschrieben. Es ist der Zweck der nachfolgenden Untersuchung, die Ursachen darzulegen, welche zu der eigenthümlichen Entwicklung dieser Bünde geführt haben.

Zunächst will ich kurz zusammenfassend die beobachteten Erscheinungen beschreiben. Die Kwakiutl sind in eine Reihe von Geschlechtern getheilt, welche meistens Thiere als Wappen führen. Der Ursprung des Wappens geht stets auf eine Sage zurück, welche entweder erzählt, wie der Ahne des Geschlechtes als übernatürliches Wesen von Thiergestalt vom Himmel herabstieg, oder aus dem Ocean oder aus der Erde hervorkam und dann ein Mensch wurde; oder wie der Ahne des Geschlechtes einem Thiere oder einem Geiste begegnete, welcher ihm dann eine bestimmte Kombination von Thieren als Wappen gab.

Der Sohn gehört zum Geschlechte des Vaters, aber er kann nicht immer das Wappen des Geschlechtes führen; das Recht, das Wappen zu gebrauchen, wird nämlich erst bei der Heirath erlangt und zwar erhält der junge Mann das Recht, die Wappen des Vaters seiner Frau zu führen. Wenn später die Tochter dieses Paares heirathet, so geht das Recht, die Wappen zu führen, wieder auf den Gemahl der Tochter über. Auf diese Weise wird das Wappen des Geschlechtes in mütterlicher Linie übertragen, wiewohl durch Vermittelung des Mannes.

Jedes Geschlecht besitzt eine bestimmte, beschränkte Zahl Namen, deren jeder nur von einem Manne zur Zeit getragen werden kann. Zugleich mit der Uebertragung des Wappens wird der Name vom Schwiegervater auf den Schwiegersohn übertragen, welcher damit seine Stelle einnimmt, während der Schwiegervater in die Reihe der alten Männer zurücktritt. Die Träger dieser

Namen bilden den Adel des Geschlechtes. Die Wappen, welche den verschiedenen Namen angehören, sind nicht ganz gleich, sondern beziehen sich des öfteren auf Sagen, die den ersten Träger des Namens betreffen.

Die hier beschriebene sociale Gliederung, die den grösseren Theil des Jahres gültig ist, ist während des grossen religiösen Winter-Ceremoniells vollständig aufgehoben. An Stelle der Geschlechter treten die Geheimbünde.

Die Geheimbünde gehen, ähnlich wie die Geschlechter, auf gewisse Sagen zurück, welche mittheilen, wie einer der Ahnen des Stammes von gewissen Geistern eingeweiht wurde, wie ihm die Gesänge und andere Geheimnisse des Bundes mitgetheilt wurden und wie er von da an die Ceremonien, welche dem Bunde angehören, ausübte. Dieses scheint die allgemein gültige Form der Sagen zu sein, welche den Ursprung von Geheimbünden nordamerikanischer Indianer erklären. Alle diejenigen, welche von einem bestimmten Geiste eingeweiht sind und von ihm Namen, Gesänge und eine Kenntniss des Ceremoniells erhalten haben, bilden einen Geheimbund. Die wichtigsten dieser Bünde sind die der »Menschenfresser«, der »Bären«, der »Verrückten«, der »Krieger«. Es ist wichtig, zu betonen, dass die Zahl der Namen, welche einen Geheimbund zusammensetzen, gleichfalls beschränkt ist, und dass zu jeder Sage der Name eines Mitglieds der Geheimbünde gehört. Viele Geister, insbesondere die Thiergeister, haben je nur einmal einen Mann in ihre Geheimnisse eingeweiht, so dass man dieselben kaum als einen Geheimbund bezeichnen kann, insofern nur eine Person, welche einen bestimmten Namen trägt, berechtigt ist, die Ceremonien auszuführen.

Die Mitgliedschaft in den Geheimbünden wird nur auf zwei Weisen übertragen: erstens durch Heirath, genau wie die Uebertragung des Wappens, und zweitens im Kriege durch Erschlagen des Besitzers eines bestimmten Namens.

Es ist beachtenswerth, dass Wappen und Geheimbund nicht untrennbar zusammengehören, sondern dass der eine auf eine Person, der andere auf eine andere Person übertragen werden kann.

Um die Entwicklung dieses eigenthümlich komplizirten Systems zu verstehen, wollen wir uns auf einen Augenblick die geographische Stellung der Kwakiutl unter ihren Nachbarstämmen vergegenwärtigen. Im Süden finden wir als ihre Nachbarn fast ausschliesslich selische Stämme, deren sociale Organisation auf der Ortsgemeinschaft beruht. Im Norden finden wir die Tsimschian, Haida und Tlingit, welche alle in matriarchische Geschlechter getheilt sind, die ein deutlich entwickeltes Totem haben. Wir wissen, dass die Kwakiutl von beiden Seiten her stark kulturell beeinflusst sind. Dieses müssen wir im Auge behalten, wenn es sich um eine Würdigung ihrer religiösen Anschauungen handelt.

Was zunächst die eigenthümlichen Geschlechtssagen und Geheimbundssagen betrifft, welche von der Begegnung eines Ahnen mit dem Schutzgeiste handeln, so zeigt ein oberflächlicher Vergleich, dass dieselben durchaus analog sind den

Erzählungen vom Erwerben eines Manitu. Die letzteren Erzählungen haben alle annäherungsweise folgenden Inhalt: Ein Jüngling geht aus, fastet und reinigt sich, und erlangt so die Fähigkeit, einen Geist zu sehen, welcher von nun an sein Beschützer wird. Dieses ist genau der Inhalt der Kwakiutl-Sagen; der einzige Unterschied besteht darin, dass der Schutzgeist nur dem Ahnen erschienen ist und nun, ohne weitere neue persönliche Einweihung, auf die Nachkommen vererbt wird. In dieser Beziehung ähneln die Geheimbund-Sagen den Manitu-Erzählungen bedeutend mehr; denn um die Mitgliedschaft in einem Geheimbunde zu erwerben, ist es nothwendig, dass jedes neue Mitglied von dem Schutzgeiste eingeweiht wird. Jeder Einzelne hat daher, um ein Mitglied des Geheimbundes zu werden, genau dieselben Ceremonien vorzunehmen, welche die anderen Indianer zur Zeit der herannahenden Mannbarkeit unternehmen. Einige der südlichen Nachbarn der Kwakiutl, nämlich die Chinook, zeigen eine Erscheinung, welche den Sitten und Glauben der Kwakiutl ähnlich ist und dabei doch die Idee der Erwerbung eines Schutzgeistes deutlicher bewahrt hat. Bei ihnen kann ein Mann nur denselben Schutzgeist erwerben, welchen sein Vater und seine Ahnen vor ihm besessen, aber derselbe spielt für ihn genau dieselbe Rolle, welche der Manitu der östlichen Indianer spielt.

Ich glaube nun, man kann sehr deutlich zeigen, dass die Entwicklung des Familien-Manitu in ein Familien-Wappen sich unter dem Einflusse des Totemismus der nördlicheren Stämme vollzogen hat. Zu diesem Zwecke müssen wir noch einen Blick auf die Geschlechts-Eintheilung der Kwakiutl werfen. Wenn man die Namen der Geschlechter, welche einen Stamm bilden, durchsieht, so findet man, dass häufig der Gesammtname des Stammes die Kollektivform des Namens eines Ahnen ist. Als eine Unterabtheilung des Stammes finden wir dann ein Geschlecht, dessen Namen in der Uebersetzung lautet: »die Familie des betreffenden Ahnen«, während die anderen Geschlechter andere Namen tragen. Hieraus, scheint mir, muss man folgern, dass das erste Geschlecht den ursprünglichen Kern des Stammes bildete, welchem die anderen sich später angeschlossen haben. Dieser Verdacht wird noch durch zwei Umstände bestärkt: erstens, durch die Angabe, dass jedes Geschlecht anfänglich seine Heimath an einer bestimmten Stelle hatte, von der aus es später fortzog, um sich anderen anzuschliessen, sowie dass diese Stellen fast stets nachweislich alte Wohnplätze sind; und zweitens, durch die Thatsache, dass viele Geschlechter den Namen: Bewohner dieser oder jener Lokalität tragen, während sie jetzt mit dem Rest des Stammes den gleichen Ort bewohnen und keine gesonderten territorialen Ansprüche erheben. Ich glaube, hieraus darf man mit Sicherheit schliessen, dass wir die Stämme in der Form, in welcher wir sie gegenwärtig kennen, für spätere Entwicklungen halten müssen und dass ursprünglich die Kwakiutl auf gleichem Standpunkte standen, wie ihre südlichen selischen Nachbaren, bei denen die sociale Einheit die Ortsgemeinde ist, und die keine Wappen besitzen.

Bei den nördlichen Stämmen finden wir nun eine ausgesprochene Theilung in Geschlechter, welche in mütterlicher Linie forterben und welche Thiernamen und Thierwappen tragen. Während die allgemeinen Wappen des Geschlechts bei diesen Stämmen auf der allgemeinen Geschlechtslegende beruhen, oder ihr Ursprung garnicht nachgewiesen werden kann, werden die Wappen aller Unterabtheilungen der Geschlechter genau in derselben Weise wie bei den Kwakiutl auf Sagen zurückgeführt, die von der Erwerbung des Wappen-Thieres handeln, und der künstlerisch bildende Trieb dieser Völker hat sich der Sage ebenso bemächtigt, wie des ursprünglichen Totem-Thieres, und so aus der Geschlechts-Sage das Wappen für das Geschlecht und seine Unterabtheilungen geschaffen. Der Prozess war bei den nördlichen Stämmen und bei den Kwakiutl genau derselbe und muss auf dieselben Quellen zurückgeführt werden. Da nun der künstlerisch bildende Trieb im Süden mit den Kwakiutl erstirbt und bei ihren Sprachverwandten, den Nutka, nur in sehr abgeschwächter Form sich findet, während er unzweifelhaft seine höchste Blüthe im Norden erreicht hat, so bin ich geneigt, die Entwicklung dieses Gedankens im Norden zu suchen. Hierzu bewegt mich auch vor allem die Betrachtung, dass, wie wir gesehen haben, der Stamm bei den Kwakiutl ursprünglich kein Thier-Totem besass, sondern aus totemlosen Ortsgemeinden bestand, während im Norden das Thier-Totem hoch entwickelt war.

Dass das Thier-Totem allmählich die Anschauungen der Kwakiutl beeinflusst hat, kann man deutlich an seiner Verbreitung unter den nördlicheren Stämmen dieser Sprachfamilie beobachten, welche fast ganz die sociale Ordnung der nördlicheren Stämme, nämlich mütterliche Erbfolge und Eintheilung in Thier-Geschlechter, angenommen haben. Die Heiltsuk, einer der nördlichen Kwakiutl-Stämme, scheinen diese Eintheilung in nicht weniger hoch entwickeltem Maasse zu haben, als die Tsimschian, während ihre südlicheren Nachbarn, die sprachgleichen Bewohner von River's Inlet, sich mehr in diesen Beziehungen den Kwakiutl nähern, obwohl auch sie noch mütterliche Erbfolge haben.

Es scheint mir sehr charakteristisch, dass eine grosse Zahl der Geschlechts-Sagen der Kwakiutl ungemein nichtssagend sind, während andere allerdings bedeutende mythische Verzweigungen haben, welche sie innig mit der gesammten Weltanschauung des Volkes verbinden. Es scheint mir wahrscheinlich, dass zuerst durch Heirathen mit Frauen nördlicher Stämme Stammsagen ihren Weg zu den Kwakiutl gefunden haben, welche dann, den Sitten der nördlichen Völker gemäss, naturgemäss auf die Kinder dieser Frauen übergingen. Dieses muss einen mächtigen Anstoss zur Erwerbung oder Erfindung ähnlicher Sagen seitens anderer Geschlechter gegeben haben, da ihr Besitz unzweifelhaft als ein Vortheil oder Vorrang empfunden wurde. Vermuthlich haben die Fasten junger Männer und darauf folgende Hallucinationen einen grossen Theil des Materials für diese Sagen geliefert. Ich werde auf den Charakter derselben noch einmal zurückkommen, nachdem ich die Geheimbünde weiter besprochen habe.

Ich habe schon vorher die Aehnlichkeit zwischen den Geheimbunds-Sagen und den Geschlechts-Sagen hervorgehoben und auf den Unterschied hingewiesen, welcher darin besteht, dass die Geheimbunds-Mitglieder die Einweihung, von welcher die Sage erzählt, selbst wieder erleben müssen. Für unsere weitere Untersuchung wird es zunächst genügen, hervorzuheben, dass die Mitgliedschaft in einem Geheimbunde den Rang und das Ansehen des Indianers wesentlich erhöhte.

Es mag mir nun vergönnt sein, auf eine Reihe eigenthümlicher Sagen hinzuweisen, welche dem Menschenfresser-Bunde angehören. Die weitbekannteste dieser Sagen scheint ursprünglich den Heiltsuk angehört zu haben, hat sich aber nach Süden bis zu den Kwakiutl verbreitet. Diese Sage erzählt, dass ein junges Mädchen von dem Menschenfresser-Geist entführt wurde; ihre vier Brüder suchen sie auf und entfliehen nur mit Mühe dem sie verfolgenden Menschenfresser-Geist, indem der älteste einen Schleifstein, eine Flasche mit Oel und einen Kamm über seine Schulter wirft, welche je in einen Berg, einen See und ein Dickicht verwandelt werden. Schliesslich gelingt es ihnen, den Menschenfresser zu tödten und aus seiner Asche entstehen die Moskitos. Im Verlaufe ihres Besuches bei der Schwester lernen die Brüder die Sänge und Geheimnisse des Menschenfresser-Bundes. Diese Sage wird meistens als Ursprung des Geheimbundes angegeben. Eine Anzahl anderer Mitglieder werden auf andere Weise eingeweiht: Einer, indem er die Cederbast-Ornamente des badenden Menschenfresser-Geistes stiehlt und selbst anlegt; ein Anderer, indem er in den Himmel steigt und dort die Geheimnisse des Bundes erhält.

Diese Gebräuche sind zu den nördlichen Nachbarn der Heiltsuk, den Tsimschian, gedrungen. Bei diesen lautet die Sage vom Ursprunge des Bundes folgendermaassen: Ein Jäger verfolgt einen Bären, der ihn schliesslich in einen Fels lockt. Drinnen sieht er Menschen die Ceremonien des Bundes vollführen und wird von deren Häuptling angewiesen, dieselben in seiner Heimath zu wiederholen. In allen Sagen der Kwakiutl und ihrer Verwandten erscheint der Menschenfresser-Geist als Vorsteher des Bundes, während er in der Tsimschian-Sage nicht auftritt. Man sieht aus diesem Beispiele, dass gänzlich verschiedene Sagen zur Erklärung desselben Ceremoniells herangezogen werden.

Was sollen wir hieraus schliessen? Eine eingehende Analyse der Sagen, welche ich an anderer Stelle ausgeführt habe, zeigt uns, dass fast keine dieser Erzählungen als ein urgewachsenes Produkt des Stammes-Geistes aufgefasst werden darf. Alle diese Sagen sind voll von fremden Elementen, welche sich alle schrittweise bis auf weit entfernte Gegenden verfolgen lassen. Es zeigt sich daher, dass ein konstantes Ritual sehr verschiedenartige Sagen zu seiner Erklärung herbeizieht, und ich schliesse hieraus, dass in diesem Falle wenigstens das Ritual älter ist, als die Ritual-Sage; dass das erstere als das primäre, das zweite als das sekundäre aufgefasst werden muss.

Ich glaube, den Anlass zur Entwicklung des Rituals sowohl, als der damit verbundenen Legenden, müssen wir gleichfalls in dem Vorzuge suchen, den

der Besitz der Mitgliedschaft in einem Geheimbunde einem Namen giebt. Hieraus muss sich ein Streben nach solchem Besitz entwickelt haben, welches entweder dazu führte, schon bestehende Mitgliedschaften zu erwerben, oder aber, wo diese nicht für den Stamm ausreichten, neue zu erfinden. Ich meine hiermit nicht, dass der Indianer als absichtlichen Betrug Sagen erfunden hat, sondern, dass das Begehren anregend auf seine Phantasie und auf den ganzen Gemüthszustand gewirkt hat, und dass auf diese Weise, nach angemessenen Fasten, die Gelegenheit zu Hallucinationen geboten war, deren Material natürlich den bestehenden Ideen, respektive den Ideen der Nachbar-Völker, entnommen wurde. Es sind dies die eigenthümlichen Erscheinungen, welche Stoll in seinem Buche über Suggestion, und wohl in tieferer Weise Tarde in seinem Buche über die Gesetze der Nachahmung, behandelt hat.

Es ist leicht verständlich, wie der aufregende Anblick des Ceremoniells der Menschenfresser-Gesellschaft Anlass gegeben haben mag, dass ein fastender junger Mann in seinen Hallucinationen glaubte, den gleichen Geist unter neuen Verhältnissen zu sehen und dass er dann nach seiner Rückkehr seine Visionen erzählte. Da die Auffassung herrschend geworden war, dass der so gesehene Schutzgeist auch die Neigung hatte, sich den Nachkommen zu offenbaren, so war Gelegenheit zur Bildung einer neuen Mitgliedstelle im Geheimbunde gegeben. Wir dürfen daher annehmen, dass die psychologische Erklärung für die Entwicklung des komplizirten Systems der Mitgliedschaft in Geheimbünden in einer kombinirten Wirkung des socialen Systems und der Methode der Erwerbung von Schutzgeistern zu suchen ist.

Während diese Betrachtungen wohl die Vielfältigkeit der Formen der Geheimbünde erklären, und beweisen, dass die Mythen, auf welchen das Ritual heute zu beruhen scheint, wahrscheinlich sekundärer Natur sind, geben sie keinen Aufschluss über den Ursprung der Geheimbünde und der eigenthümlichen Sitten, welche mit ihnen verbunden sind. Es finden sich indessen Andeutungen, welche darauf schliessen lassen, dass die Sitten in Kriegsgebräuchen ihren Ursprung hatten. Wichtig ist vor allem die Thatsache, dass als der Bringer des Ceremoniels die Gottheit Winalagyilis betrachtet wird. Dieser Name bedeutet »der die ganze Welt bekriegende«, und sein Geist beherrscht die Menschen gleichfalls zur Zeit des Krieges. Daher kommt es auch, dass in Kriegszeiten die Geheimbünde stets ihr Wesen treiben, — mag dies nun Sommer oder Winter sein. Die ältesten Gesänge der verschiedenen Geheimbünde scheinen sich fast alle auf den Krieg zu beziehen; der »Menschenfresser« sowohl, wie der »Bär« und die »Verrückten« werden als die Hauptkrieger betrachtet und gerathen in Extase, sobald sie einen Feind getödtet haben. Alles dieses deutet wenigstens an, dass der Ursprung der Geheimbünde in engen Beziehungen zu dem Kriegswesen steht.

Wir müssen aber noch eins in Betracht ziehen. Die Gebräuche, wie wir sie heute kennen, sind offenbar eine sehr moderne Entwicklung alterthümlicher

Formen. Vor allem ist die Ceremonie des Menschenfressens, welche heutzutage wohl die wichtigste Rolle in dem ganzen Ceremoniell spielt, anerkanntermaassen erst jüngst bei all den verschiedenen Stämmen heimisch geworden, obwohl ihre Grundlage, d. h. die Idee der Existenz des menschentödtenden Geistes, bei allen Stämmen vorhanden ist. Die Kwakiutl sagen übereinstimmend aus, dass die Sitte des Menschenfressens vor nicht mehr als 60 Jahren bei ihnen bekannt geworden ist und dass dieselbe von den Heiltsuk auf sie übertragen ist. Ebenso wissen wir auf das Bestimmteste, dass die Sitte innerhalb der letzten 150 Jahre von den Heiltsuk auf die Tsimschian übertragen ist. Es kann daher keinem Zweifel unterliegen, dass diese Sitte ursprünglich auf das kleine Gebiet der Heiltsuk beschränkt war. Unter den anderen südlichen Stämmen beschränkte sich die Handlung des Menschenfressers darauf, dass derselbe im Kriege die abgeschnittenen Köpfe der Feinde mit seinen Zähnen erfasste und schüttelte.

Die Form, in welcher sich das Menschenfressen von den Heiltsuk aus verbreitet hat, bestand wesentlich darin, dass ein Sklave von seinem Besitzer getödtet und dann von dem Menschenfresser zerrissen und gefressen wurde, oder dass Stücke Fleisch aus den Armen oder aus der Brust Nahestehender gebissen wurden, oder endlich, dass Leichen, welche in besonderer Weise vorbereitet wurden, von dem Menschenfresser verschlungen wurden. Besonders die erste dieser Sitten zeigt eine deutliche Verwandtschaft mit Kriegsgebräuchen. Der Sklave ist die Kriegsbeute des Menschenfressers oder seiner Verwandten, und indem derselbe erschlagen wird, wird der Sieg noch einmal in feierlicher Weise dem versammelten Stamme vorgeführt. Es lässt sich kaum scharf beweisen, dass die Geheimbünde sich durchaus aus Kriegsgebräuchen entwickelt haben. Der nahe Zusammenhang beider Erscheinungen, glaube ich, wird aber aus den vorhergehenden Bemerkungen klar geworden sein.

W. Grube.

Taoistischer Schöpfungsmythus.

Taoistischer Schöpfungsmythus

nach dem 神仙鑒 Šën-sien kien, l. I

Aus dem Chinesischen übersetzt

von **W. Grube.**

Was Gestalt (形 hing) hat, ist aus dem Gestaltlosen (無形 wu hing) hervorgegangen. Das Gestaltlose ist das Principlose (無極 wu kih), das Gestaltete ist das Urprincip (太極 t'ai kih). Daher enthält die Wandlung (易 yih) die grosse Wandlung (太易 t'ai yih), den grossen Ursprung (太初 t'ai č'u), den grossen Anfang (太始 t'ai ši) und das grosse Reine (太素 t'ai su). Die grosse Wandlung ist die noch unsichtbare Kraft (氣 k'í); der grosse Ursprung ist der Anfang der Kraft; der grosse Anfang ist der Anfang der Gestalt; das grosse Reine ist der Anfang des Stoffes (質 čih).

Gestalt, Kraft und Stoff sind zwar vollständig vorhanden, jedoch noch ungeschieden: das nennt man Chaos (渾淪 hûn-lûn). Blickt man es an, so sieht man es nicht, lauscht man ihm, so hört man es nicht, verfolgt man es, so fasst man es nicht: das nennt man Wandlung[1]). Die Wandlung bildet durch Umformung das Eine, den grossen Ursprung; das Eine bildet durch Umformung die Sieben, den grossen Anfang; die Sieben bildet durch Umformung die Neun, das grosse Reine. Die Neun ist die Vollendung der Umformung der Kraft, das Eine ist der Anfang der Umformung der Gestalt[2]).

Das Lautere, Leichte steigt empor und bildet den Himmel, das Trübe und Schwere gerinnt und bildet die Erde[3]). Himmel und Erde bringen, einmal geschieden, vermöge der zeugenden Einflüsse der in ihnen enthaltenen Essenz (精 tsīng) die zehntausend Geschöpfe hervor. Daher haben diese ebenfalls Anfang, Wachsthum und Vollendung: sie alle nehmen Himmel und Erde zum Vorbild. Himmel und Erde sind die Wurzel der Dualkräfte Yin und Yang und aller Wesen

[1]) Vgl. dagegen Tao-teh-king c. XIV.

[2]) s. Lieh-tsï, I.

[3]) Lieh-tsï, I.

Ursprung[1]). Das geistigste (最靈者 tsúi-lîng-čè) unter den Wesen ist der Mensch, der mit Himmel und Erde zusammen die drei Potenzen (三才 sān-ts'âi) ausmacht. Immerhin geht auch er nicht über Yīn und Yâng und die fünf Elemente hinaus.

Als aus der gegenseitigen Vermischung von Yīn und Yâng die fünf Elemente sich aussonderten, entstand auf dem Mittelpunkte der grossen Erde, wo sich aus feuchter Gluth Dämpfe bildeten, ein Mensch; derselbe war von viereckigem Körper und hatte ein rundes Antlitz, Verstand und Einsicht waren vom Himmel vollendet. Als er sich aufgerichtet hatte und nach den vier Seiten um sich blickte, gewahrte er unten die acht Pole, und oben sah er, wie die Sonne sank, der Mond emporstieg und alle Sterne ein grosses Gestirn umkreisten. Plötzlich senkte sich aus der Mitte des grossen Gestirns ein goldener Strahl auf die Erde herab. Als er genauer hinsah, war es ein Wesen von einerlei Art mit ihm, doch übertraf es ihn an Länge um das Doppelte, auch war es am ganzen Leibe von goldener Farbe[2]). Er kam herbei, beugte sich zu ihm herab, liebkoste ihn und sprach: »Lange ist's her, dass ich dich unter meinen Fittichen trug. Indem sich der milde Hauch (融和之氣 yûng-huô-čī-k'í) nach aussen hindurchdrang, merkte ich zuerst, dass du in die Welt hinausgetreten seist.«

Darauf unterwies er ihn, durch Zusammenknüpfen trockener Kräuter ein Gewand anzufertigen, um seinen Leib einzuhüllen. Er gab ihm den Namen Hoâng-lào (黃老 der gelbe Alte) und lehrte ihn, sich der Wurzeln als Nahrung zu bedienen. Alsdann sagte er: »Die Perioden von Himmel und Erde zerfallen in yuên und hoéi. Zwölf hoéi bilden ein yuên, gleichwie der Umlauf der Sonne in zwölf Theile getheilt wird. Die Finsterniss nach Sonnenuntergang entspricht der Periode zur Zeit des Chaos. Die Zeit, wenn die Nacht sich der Mitte nähert und das Yīn den Odem des Yâng aufzunehmen beginnt, entspricht der Periode zur Zeit der Entstehung (開 k'āi) des Himmels. Die Zeit nach Mitternacht, da der Odem des Yīn im Unterliegen ist, aber in der Finsterniss sich noch nichts unterscheiden lässt, entspricht der Periode zur Zeit der Entstehung (闢 p'ih) der Erde. Darauf bildete die Substanz (精 tsīng) des Yâng die Sonne; sie geht im Osten auf und im Westen unter, ihr Name lautet T'ái-yâng, das grosse Yâng. Die Substanz des Yīn bildete den Mond, der in der Nacht leuchtet und am Tage dunkel ist; sein Name lautet T'ái-yīn, das grosse Yīn. Ferner giebt es die Sterne und die verschiedenen Mondstationen, deren Leiber aus der Erde hervorgegangen sind, während ihre Substanz vom Himmel herrührt. Sie befinden sich der Ordnung nach auf verschiedenen Gipfeln, und jede hat ihre Trabanten. Zwischen je zweien zeigt sich der durchdringende Glanz von Sonne, Mond und Sternen. Wenn die lange Nacht dem Morgen zu weichen beginnt,

[1] 祖宗 tsù-tsung, eigentlich: Ahnen.

[2]) Dazu die Glosse: Das ist, was weiter unten 玄玄上人 Hiuên-hiuên-šáng-žên genannt wird.

wenn das Zwielicht der Morgendämmerung herrscht, werden allmählich die hundert Wesen hervorgebracht, und es entsteht zum ersten Male der Mensch.«

Hoâng-lào fragte nun nach der Gestalt von Himmel und Erde.

Kin-seh-žên (金 色 人 der goldfarbige Mensch) erwiderte: »Alle Wesen gehen nothwendiger Weise aus Mutterleib oder Ei hervor. Mutterleib und Ei sind rund von Gestalt und aus dem Wasser hervorgegangen. Daher wird der Himmel von aussen vom Wasser umfluthet, und die Erde wird vom Himmel umhüllt. Draussen ist nur Stille, drinnen ist nur Geist (靈 ling). Der Himmel erzeugt als Erstes das Wasser, gleich dem Blute, welches im menschlichen Körper ist. Die Erde erzeugt als Zweites das Feuer, gleich dem Odem, welcher im menschlichen Körper ist.

Sind Wasser und Feuer entstanden, dann verbreiten sich Wind und Wolken, Regen und Schnee zwischen ihnen. Indem Yin und Yâng abwechselnd zu- und abnehmen und Sonne und Mond durch alternirenden Lauf abwechselnd leuchten, giebt es Kühle und Wärme, Hitze und Kälte, die Zeitfolge der vier Jahreszeiten und die fünf Himmelsgegenden: Ost, Süd, West, Nord und Centrum; gleichwie im Menschen der Puls und die Lebenskraft (精 氣 tsing-k'i) ihren Kreislauf im Innern vollenden, wodurch die Gliedmaassen des Körpers den Vortheil der Beweglichkeit erlangen. So entsprechen Gestalt und Körper des Himmels und der Erde denen des Menschen. Wie Himmel und Erde aus der Scheidung des Urprincips in Reines und Unreines hervorgegangen sind, so musste der menschliche Leib Blut und Odem des Menschen erhalten, um als solcher zu existiren. Klug und Dumm begannen sich zu scheiden. Stand aber die Norm des Menschen noch nicht fest — woher sollten Leben und Fortpflanzung kommen? Daher haben Himmel und Erde durch die geheimnissvolle Verbindung der zeugenden Kräfte des ursprünglichen Aethers[1]) von Yin und Yâng zuerst euch fünf Menschen in den fünf Himmelsgegenden geformt.

Hoâng-lào fragte weiter nach dem Sinne des Gesagten.

Er antwortete: »Im Allgemeinen werden die Wesen sämmtlich vom Himmel hervorgebracht und leben auf der Erde. Dies besagt: Yâng giebt und Yin empfängt. Auf der Erde giebt es Gestein und Bäume; redet man von den Bergen, so ist das Gestein ihr Knochengerüst, und die Bäume sind ihre Zweige (標 piao). Die Berge vermögen den Odem der Erde offenbar zu machen; sporadisch (散 sàn) bringen sie die zehntausend Wesen hervor. Genau in der Mitte der grossen Erde befindet sich ein Berg von ausserordentlicher Höhe, gleichsam ein Stützpfeiler der Himmelsmitte; derselbe heisst Sü-mi (Sumeru). Unten befindet sich eine Quelle, die in zehntausend Richtungen auseinander fliesst, sich in die acht Meere ergiesst und das kleine Meer (裨 海 p'î-hài) bildet. hài, das Meer, ist soviel wie 晦 hoèi, dunkel, es ist ein

[1]) 元 氣 yuên-k'í, nach Palladius der ursprüngliche Aether, welcher den leeren Raum füllte und durch seine Bewegung den Kosmos hervorbrachte.

Ausdruck für das Verworrene, Dunkle. Man nennt es auch den Himmelspfuhl (天池 t'ien-č'î). Ausserhalb desselben ist das grosse Weltmeer (大瀛 tá-yîng), welches es umringt. Ferner giebt es das schwarze Meer (黑洋 hēi-yâng) und das azurfarbene Meer (碧洋 pih-yâng), die es in koncentrischen Ringen umgeben. Geht man ferner bis zu den Grenzen der acht Pole, so giebt es dort das schwache Gewässer (弱水 žoh-šùi), das von Natur so weich ist, dass es kein Senfkorn zu tragen vermag; endlich das Žoh-šùi (若水), welches wie Rauch oder Nebel ist, der Odem des alldurchdringenden belebenden Ausflusses. Dasselbe grenzt hart an die grosse Leere (太虛 t'ái-hiṻ). Inmitten des Meeres sind vier grosse Inseln eingetaucht: Die südliche heisst Yên-fôu (Jambudvîpa), die östliche: Fuh yū-tái (Pûrvavideha), die nördliche: Yüh-tān-yueh (Uttarakuru), die westliche: K'iṻ-yê-nî (Ghodhanya). Die grosse Erde liegt inmitten der vier Inseln, im Meere Hán-hài (瀚海), wie der Kern in der Frucht, wie der Dotter im Ei. Sonne und Mond umkreisen ihren Rand und scheinen bis auf den Grund des Meeres, so dass das Obere und das Untere im Lichte erstrahlt. Indem sie ihre Kreisbahn ohne Unterlass beschreiben, haben die vier Inseln abwechselnd Tag und Nacht. Im Süden von der südlichen Insel ist das Čang-hài 漲海, im Norden von der nördlichen Insel das Hiuên-hài 玄海, im Osten von der östlichen Insel das Č'êng-hài 澄海, im Westen von der westlichen Insel das Sú-hài 素海. Das südöstliche Meer heist Ts'āng 滄, das südwestliche: Ts'īng 清, das nordöstliche: Yih 泆 und nordwestliche: Túng 洞. In den fünf Himmelsgegenden befinden sich die fünf heiligen Berge (五嶽 ngù-yoh), auf denen die fünf Alten leben (entstanden?). »Alt« bedeutet: vielmaliger Umlauf von Sonne und Mond. Die heiligen Berge, yoh, sind Berge, welche die Unsterblichen (眞 čēn) beherbergen und Wesen von hoher Begabung Pflege gewähren. Der nördliche heisst Ts'ang-lang 滄浪; auf demselben entstand ein Mensch; ich nannte ihn Šùi-tsīng-tsï 水精子 (Sohn der Wassersubstanz.) Der südliche heisst Ših-t'âng 石唐; auf ihm entstand ebenfalls ein Mensch; ich gab ihm den Namen Č'ih-tsīng-tsï 赤精子 (Sohn der rothen Substanz). Endlich entstanden Muh-kūng 木公 (Fürst Holz) auf dem östlichen Wèi-liṻ 尾閭 und Kīn-mù 金母 (Mutter Metall) auf dem westlichen Kūn-lûn 昆侖. Sie alle durchdringen das geheimnissvolle Vernunftgesetz der Entwicklung (造化玄理 tsáo-hoá hiuên lì). Du warst von Natur lauter und von edlem Wesen; daher entstanden in der Folge die (übrigen) vier Alten. Ich bin um euretwillen fünf Mal in die Welt gekommen; nunmehr entferne ich mich, da ich nichts mehr zu verrichten habe«.

Hoàng-lào sagte: »Ausserhalb dieses giebt es kein Nichtsein; wohin gelangt man ferner?«

Er antwortete: »Was den Kreis von aussen umfluthet, ist das Wasser des wahrhaften Urgrundes (眞元之水 čēn-yuên-čī-šùi; ausserhalb desselben ist durchweg Leere und Nichtsein, der Odem der Spontaneität 自然之氣 tsï-žân-čī-k'í). Indem meine gestaltlose Wesenheit die Grenzmarken dieses wahr-

haft Seienden betrat, verwandelte sie sich in einen gestalteten Körper; wenn ich die Grenzmarken jenes Gestaltlosen überschreite, kehre ich demgemäss zu der gestaltlosen Wesenheit zurück. Du aber prüfe es! Zuvor jedoch will ich die vier Alten herbeirufen, auf dass sie sich mit dir vereinen und ihr gemeinsam das geheimnissvolle Verdienst preiset.«

Indem er mit der Hand nach den vier Himmelsgegenden wies, brachte er vierfachen Donner hervor. Darauf entschwand er über die Wolken hinweg, und der Goldglanz war unsichtbar geworden.

Hoâng-lào stand gebannten Blickes und wie verloren da, als im Süden ein rother Lichtschein den Himmelsraum durchzuckte und ein Mensch herbei geschwebt kam. Derselbe war am ganzen Leibe roth, Haupt und Barthaar waren roth, und zinnoberrothe Blätter verhüllten seinen Leib; er war von einem lodernden Feuer umgeben.

Bevor er noch eine Frage an ihn zu richten vermochte, sprach jener Mensch: »Ich bin Čʻih-tsing-tsï. Ich lebte friedlich zwischen Bäumen und Felsen, als ich plötzlich den Donner vernahm, der mich herbeirief, so bin ich denn gekommen, um den Befehl zu vernehmen.«

Hoâng-lào erzählte gerade, was sich zugetragen hatte, als er gewahrte, wie im Osten ein blauer Schein durch die Lüfte ging und bald in Windungen, bald gerade zur Erde herniederschwebte. Čʻih-tsing-tsï rief aus: Muh-kung kommt herbei!« Darauf wies er gen Norden und sprach: Ein dunkler Schein sammelt sich in der Luft — Šui-tsing-tsï kommt! In demselben Augenblicke kamen die beiden Alten herbei.

Muh-kung war von lichtem und schönem Aussehen und von hoher Gestalt, sein Haupt war mit grünem Moos und Baumflechten umwunden, und seinen Leib umhüllten die Blätter seegrüner Lianen. Šui-tsing-tsï war tiefsinnig und einsichtsvoll, edel und von durchdringendem Verstande; sein Leib war in Ebenbaumrinde gehüllt, und in den Händen hielt er einen Stab.

Hoâng-lào spruch mit Jedem einzeln der Reihe nach; er wunderte sich, dass Kīn-mù allein nicht erschienen war. Da sagte Muh-kung: »Als Himmel und Erde entstanden, kam aus dem östlichen Hoâ (東華) der Odem des überaus wahrhaftigen und lauteren Yâng, der sich in mich umgestaltete, ich entstand auf dem Hügel des Azurgeistes (蒼靈 tsʻang-ling) auf dem grünen Meere (碧海 pih-hài). Aus dem westlichem Hoâ kam der Odem des Yin der überaus wunderbaren Grotte und brachte Kīn-mù hervor. Sie beherbergt die Götter in den Gefilden des Kun-lùn und im Garten des Lang-fêng (閬風). Sie ist in sich gekehrten Wesens und still und verkörpert durch das Tao das Nichtsthun. Wir sind gemeinsamen Ursprungs — wie sollte sie nicht kommen?

Noch hatte er nicht ausgeredet, als im Westen ein weisser Schein die Lüfte durchquerte und Kīn-mù leicht herangeschwebt kam. Sie trat vor und neigte das Haupt. Alle blickten sie unverwandten Auges an und sahen, dass sie einen Pantherschweif und Tigerzähne hatte; lose flatterndes Haar bedeckte ihr Haupt.

sie trug ein Halsgeschmeide von Perlen und Edelsteinen, und die Lenden hatte sie mit einem langen Rock von Maulbeerbaumrinde umgürtet.

Als Muh-kūng sie fragte, warum sie so spät käme, erwiderte Kīn-mù: »Ich ruhte gerade hoch oben auf den weissen Wolken, als ich durch des Donners Getöse jäh erwachte. Ich rüstete mich und kam eilend herbei. Noch weiss ich nicht, was vorgefallen.«

Č'ih-tsīng-tsï sprach: »Nachdem Táo-tsù uns Fünfe hervorgebracht hatte, wollte er nicht dulden, dass Himmel und Erde roh und ohne lebende Wesen blieben; daher gebot er, dass wir uns mit Hoâng-lào auf der grossen Erde vereinten, um ihm bei der Hervorbringung behülflich zu sein.«

So erfuhren die drei Alten zuerst den Namen des Hoâng-lào. Sie gewahrten die würdevolle Hoheit seiner Gestalt und sein leuchtendes Antlitz, und alle bezeigten ihm mit Freuden ihre Ehrfurcht.

Šùi-tsīng-tsï sprach: »Hoâng bedeutet: weit, edel, gerade, glänzend; an Tugend vereinigt er Ebenmaass und Harmonie[1]), und an Verdiensten kommt er der grossen Erde gleich. Es ist der ihm von Táo-tsù bestimmte Name[2]). Er ist werth, dass man seine Trefflichkeit preise!

Hoâng-lào dankte bescheiden.

Muh-kung sprach: »Táo-tsù hat uns grossgezogen und gepflegt; wie sollten wir nicht seinen Namen weit und breit ehren und wenigstens die Gesinnung der Dankbarkeit zum Ausdruck bringen!«

Die Alten hatten ihre Berathung noch nicht beendet, da sagte Hoâng-lào: »Táo-tsù ist das grosse Leere, das Principlose; wie wäre es, wenn wir ihm den erhabenen Namen Hiuên-hiuên-šáng-žên gäben?«

Alle legten die Hände auf die Brust und sprachen: »Dein Vorschlag ist überaus zutreffend.« Darauf knieten sie alle nieder, erhoben das Haupt und beteten ihn an.

Č'ih-tsīng-tsï sprach: »Ich habe den Šáng-žên sagen hören: Die grosse Tugend von Himmel und Erde sei Erzeugen. Das Leben der zehntausend Wesen sei aus dem Sein, das Sein aus dem Nichtsein entstanden. Vormals habe er vermittelst des ursprünglichen Aethers des Himmels und der Essenz des grossen Abgrundes uns fünf Menschen hervorgebracht. Nachdem wir die Belehrung des Šáng-žên empfangen haben, geziemt es sich, dass wir die Tugend von Himmel und Erde verkörpern und Leben und Wachsthum hervorbringen.«

Hoâng-lào sprach: »Auf welche Weise wird denn aber Leben hervorgebracht?«

Č'ih-tsīng-tsï erwiderte: »Táo-tsù pflegte zu sagen: Der grosse Schmelztiegel geht mit Gestalten schwanger, die schöpferische Kraft (大塊 tá-k'uài) bringt Formen hervor. Ferner sagte er: Metall und Feuer öffnen den Mutterleib, Wasser und Holz vereinigen ihre Kraft (k'í). So lasset uns denn jetzt

[1]) s. Čung-yung I, 4, 5.

[2]) = Lao-tsï.

Himmel und Erde als Schmelztiegel benutzen und uns der Arbeit des Schaffens und Umbildens hingeben. Lasset uns Fünfe unsere Kraft daransetzen und spontan durch Schmelzung und Läuterung die verdienstliche That vollbringen.«

Muh-kūng sprach: »Beobachten wir das Verfahren, durch den Stein der Weisen (金液 kin-i) Formen zu gestalten, so werden dieselben von selbst zu leben und einander zu sehen vermögen, und Himmel und Erde treten in Wechselbeziehung.«

Hoàng-lào sagte: »Wenn dem so ist, verlasse ich mich vollkommen darauf, dass Muh-kung und Kīn-mù die Angelegenheit in die Hand nehmen.«

Kin-mù erwiderte: »Nachdem ich einmal auf diese Erde gekommen bin, geziemt es sich, dass ich mich der Leitung des Hoàng-lào füge.«

Da sagte Muh-kung vergnügt: »Was hindert uns jetzt, Kin-kung (Fürst Metall) und Muh-mù (Mutter Holz) zu heissen; und Hoàng-lào könnte ebenfalls Hoàng-p'ô (die gelbe Alte) heissen. Wie sollten Č'ih und Šui (sc. Feuer und Wasser) sich nicht gegenseitig ergänzen?«

Um diese Zeit wählte Hoàng-lào eine Schlucht des Sü-mi Berges, in welcher er einen Zinnoberhügel (丹丘 tan k'ieu) formte. Alsdann suchte er eine Urhöhle (眞孔穴 čen k'ung-hiueh) aus und formte einen Kessel aus Thon in Gestalt eines hängenden Mutterleibes auf einem viereckigen Untersatze, bedeckte den Inhalt des Kessels und wies dem letzteren seinen Platz an. Muh-kung schmolz die Essenzen der fünf Metalle auf der linken Seite des Berges und bildete daraus einen Dreifuss. Kin-mù formte aus den Substanzen der fünf Erdarten des Südwestens einen halbmondförmigen Schmelztiegel. Sai-tsing-tsï grub auf der Rückseite des Berges Gestein von verborgener Güte (玄英之石 hiuên-ying-či-ših) aus, und das aus demselben durchsickernde Urwasser (眞水 čen-šui) fing er in dem Schmelztigel auf; dann stellte er den Kessel auf den Schmelztiegel und den Dreifuss obenauf. Č'ih-tsing-tsï erzeugte durch Bohren eines Baumes des im äussersten Süden gelegenen Fu-sang Urfeuer (眞火 čen huò) und brachte durch dasselbe das Wasser zum Sieden, so dass es im nächsten Augenblicke in Wallung gerieth und überschäumte. Die im Dreifuss enthaltenen Dämpfe träufelten aus dem Zustande der grossen Eintracht (太和 t'ai huò) auf den Boden des Schmelztiegels, und unterhalb des Kesselbauches quollen Dämpfe hervor und sogen den im Wasser enthaltenen Samen auf. Von selbst füllte und entleerte sich der Blasebalg, der Mutterleib hob und senkte sich, und im Wohlgefühl der Fülle quoll es mächtig hervor. Die fünf Alten vermochten die geheime Feder (玄關 hiuên-kuan) in Bewegung zu setzen, entfernten, nachdem sie sich überzeugt hatten, dass die Zinnobersubstanz (丹頭 tan t'ou, Stein der Weisen) geronnen war, den Dreifuss und hoben vorsichtig den Deckel ab. Da kamen leuchtende Strahlen in vier Strömen (aus dem Kessel) hervor, die sich im Laufe von sieben Tagen zu sammeln begannen.

Während Hoàng, Č'ih und Šui an einem erhöhten Orte in Beobachtung versenkt still dasassen, errichteten Kin und Muh wieder einen Herd und stellten

den Kessel auf denselben. Morgens, wenn sie die Kälte fürchteten, bedeckten sie ihn mit der Gluth des Yâng-Glanzes, und Abends, wenn sie die Hitze fürchteten, bedeckten sie ihn mit der Essenz des T'ái-yih[1]). Sorgfältig hielten sie das Feuer rege, an nichts Anderes denkend, und selbstvergessen sorgten sie dafür, dass es dem rechten Maasse entspräche.

Nachdem sie längere Zeit hindurch das Feuer bald vermindert, bald verstarkt hatten und das Geschäft der Feuerung nahezu vollendet war, sammelten sich nach Verlauf von neun Umläufen buntfarbige Wolken auf dem Scheitel des Berges, und süsser Thau[2]) netzte den Siü-mî. Kīn und Muh erkannten nun, dass der Stein der Weisen fertig war, und als sie den Deckel abhoben, gewahrten sie in dem Kessel zwei Wesen, die sich umschlungen hielten. Kīn-mù fasste das eine derselben mit sanfter Hand an, um es zu betrachten, und es erwies sich, dass es von männlicher Gestalt und ein Knäblein (嬰兒 yīng-êrh) war; Muh-kung hob das andere empor: dieses war von weiblicher Gestalt und ein Mägdlein (姹女 č'à-niü. Die beiden Alten waren hocherfreut.

Die drei Alten aber verharrten einmüthig beobachtend auf dem Berge, bis plötzlich von der Umwallung des Berges glückverheissende Wolkendämpfe in zehntausend Streifen aufstiegen und Himmel und Erde erfüllten. Da erhoben sie sich und brachen auf, um sich von dem Geschehenen zu überzeugen, und als sie nun sahen, dass das Knäblein und das Mägdlein bereits als Vorbilder in die Erscheinung getreten waren, da beglückwünschten sie einander freudig und sprachen: »Durch die schöpferische Kraft ist der Himmelsmensch vollendet. Es giebt kein grösseres Verdienst als das von Kīn und Muh.«

Muh-kung erwiderte: »Konnte es wohl etwas Geringes sein, das die harmonische Umgestaltung der fünf Kräfte zu bewirken vermochte?

Die fünf Alten kehrten auf ihre ursprünglichen Sitze zurück. Die beiden Kinder aber liessen sich in einer Bergschlucht nieder, wo sie die Essenz der Sonne und die reine Substanz des Mondes in sich aufnahmen. So wurden sie von selbst in den Stand gesetzt, das Yīn und Yâng zu erfassen. Männchen und Weibchen begannen sich zu vermischen, und es entwickelte sich zum ersten Male die Leibesfrucht. Nachdem der Mond in zehnmaligem Umlauf zu- und abgenommen hatte, waren zwei Knäblein herangereift, und Č'à-niü säugte dieselben gemeinsam mit dem weissen Safte des Jadegipfels[3]). Kurze Zeit darauf wurden abermals zwei Mägdlein geboren. Yīng-êrh gebot den beiden Knaben und Mädchen, dass sie ihn »Vater« und die Č'à-niü »Mutter« nennen sollten, und nachdem sie allmählich herangewachsen waren, zogen Yīng und Č'à sich zurück und kamen nicht wieder zum Vorschein.

---

[1]) d. h. des Polarsterns.

[2]) 甘露, sonst = amṛita.

[3]) 瓊液 K'iûng-í bedeutet auch Quellwasser. 玉峯 yüh fēng, der Jadegipfel, bedeutet auch einen mit Gras bewachsenen Gipfel.

Die beiden Kinder priesen die wohlthätige Wirksamkeit des Himmels und erzeugten acht Kinder, vier Knaben und vier Mädchen, welche, herangewachsen, vier Paare bildeten. Die beiden Elternpaare zogen sich dann ebenfalls in eine tiefe Bergschlucht zurück und lebten mit ihren Eltern, Vater Ying und Mutter Č'a vereint. Die acht Kinder aber erzeugten bald einzelne Kinder, bald Zwillinge, und wenn es hoch kam Drillinge, im Ganzen 56 Menschen, unter denen die Geschlechter gleich vertheilt waren.

Von nun an wurde der Nachwuchs allmählich immer zahlreicher. Wo aber Leben ist, da herrscht auch Tod, gleichwie die Kräuter und Bäume blühen und verdorren, und in der Reihenfolge der Jahreszeiten Kälte und Wärme einander ablösen. Da jedoch die Zahl der Geburten die der Todesfälle übertraf, herrschte auf der grossen Erde bereits ein dichtes Gedränge.

Hoàng-lào erblickte vom Gipfel des Siü-mi-Berges die zahlreichen lebenden Wesen hienieden: ihr Odem verdichtete sich zu Wolken, Kindergewimmer drang an sein Ohr, und die dichten Schaaren bildeten eine ganze Welt. Da traf es sich zufällig, dass auch die übrigen vier Alten auf den Berg kamen, und als auch sie sich davon überzeugt hatten, sprachen sie: »Auf der grossen Erde giebt es Menschen, auf den vier Inseln aber herrscht Stille und Einsamkeit. Anfangs, da Schmelztiegel und Dreifuss geöffnet wurden, da sich die Urkraft (元氣 yuên-k'i) verbreitete, entstanden überall auf den Bergen, in den Wäldern, in Strömen und Seen Vögel, Vierfüssler, Gewürm und Fische, nur die Menschen gelangten nicht dorthin. So lasset uns jetzt die hier lebenden Menschen über alle vier Himmelsgegenden vertheilen. Schade nur, dass die Körperwesen schwer über das Gewässer zu schaffen sind«.

Da sprach Hoàng-lao: »Hinter dem Berge wachsen Bambus und Bäume, die bis zum Himmel emporragen; aus ihnen liessen sich Flösse herstellen.«

Daraufhin schilderten die fünf Alten der Menschenmenge das Aussehen der vier Inseln und fragten, wer auszuwandern und wer daheim zu bleiben wünsche. Viele klatschten in die Hände und wünschten fortzuziehen; diejenigen aber, welche mit ihrem Loose zufrieden waren, wollten lieber in der Heimath bleiben und nicht fortziehen. Die Fünf unterwiesen diejenigen, welche auszuwandern begehrten, die Bambus- und Baumstämme zu fällen und dieselben zu mehreren Tausenden von Flössen zu verarbeiten. Die Einen stützten die Alten, die Andern führten die Kinder an der Hand: so zogen sie nach den vier Himmelsrichtungen auseinander, indem sie sich vom Winde treiben liessen.

Ursprünglich hatte die Erde eine nach Südosten hin sich senkende Gestalt, und alle Gewässer flossen von oben der Tiefe zu, die meisten der Flösse trieben mit der Strömung, und nur wenige gelangten in entgegengesetzter Richtung nach Nordwesten. Im Meere gab es viele Inseln, an denen die Fahrzeuge leicht anlegen konnten, und so entstanden aus denen, die sich auf jenen sporadisch niederliessen, in der Folge die verschiedenen Stämme der Inselbarbaren. Nur die südliche Insel war sumpfig und niedrig, weil dort die Gewässer ausliefen,

so dass die Menge sich Plätze am höher gelegenen Strande wählen musste. Aber die Sehnsucht nach den Schönheiten der Heimath erwachte, und gleich bei ihrer Ankunft, als sie gewahrten, wie elend ihr neuer Wohnsitz sei, wären sie am liebsten gleich heimgekehrt, doch vermochten sie das nicht. So liessen sie sich, in ihr Schicksal ergeben, nieder, und nachdem ihnen eine zahlreiche Nachkommenschaft erstanden war, gewöhnten sie sich auch allmählich an die klimatischen Verhältnisse. Denn ursprünglich hatte auf der grossen Erde ein gleichmässig mildes Klima geherrscht, und obwohl es feinen Regen und sanfte Briesen gab, kam doch weder strenger Frost noch grosse Hitze vor, und nicht hinderte, unter freiem Himmel zu nächtigen. Jetzt waren sie in die südlichen Regionen übergesiedelt und fanden hier die Gluth der Sonne und bei Regen und Schnee strenge Kälte vor, und da sie sich nirgendwo zu schützen vermochten, so gruben sie Höhlen in den Erdboden, in denen sie des Nachts ruhten, und wenn es kalt war, vergruben sie sich tief und kamen garnicht hervor. So gewöhnten sie sich, diese Höhlen als ihre dauernden Wohnsitze zu betrachten.

Um diese Zeit gab es einen Menschen, der seines Gleichen überragte. Er lebte in der grossen Einöde (大荒之野 tá-hoang-čı-yè), übertraf die gewöhnlichen Menschen an Körpergrösse um das Vierfache und hatte hochragende Hörner auf dem Haupte. Sein Antlitz war ungewöhnlich, sein Leib und seine Gliedmaassen waren dicht mit purpurfarbenem Fell bedeckt, und aus seinem Munde starrten abwärts gebogene Hauzähne hervor. Er kannte die Norm von Himmel und Erde und durchdrang die Veränderungen von Yīn und Yâng. Dies war P'ān-kù (盤古), auch Hûn-tūn (渾敦) genannt. Da er sah, wie hoch und steil die Gebirgszüge, wie voll und mächtig die Ströme und Quellen waren, wie diese sowohl als jene undurchdringliche Verkehrshindernisse bildeten, lehrte er das Volk, durch die Furthen zu waten und Brücken zu schlagen, er ebnete den Boden und lenkte die Gewässer ab, er prüfte selbst das Gestein der Berge und suchte das härteste aus, um, es als Hammer benutzend, die hochragenden Felsen zu zertrümmern, und indem er gleichzeitig Schutzwälle errichtete und Verkehrswege öffnete, ward der gemeinsame Verkehr hergestellt.

Alle dienten ihm bei seinen Bestrebungen und unterwarfen sich ihm in Ehrerbietung. Darauf zog P'ān-kù sich von der Leitung der Welt zurück. Er war der erste Fürst der drei Potenzen, und zum ersten Male gab es den Unterschied zwischen Fürst und Volk.

P'ān-kù hielt sich beständig an einem hochgelegenen Orte auf, und die Menschen umstanden ihn, um seiner Unterweisung zu lauschen. Da erläuterte er im Einzelnen das Vernunftprincip des Kreislaufs von Himmel und Erde und das Ab- und Zunehmen von Yīn und Yâng, erklärte die drei Arten der leuchtenden Gestirne[1]) in den oberen und besprach die vier Meere in den

[1]) 三光 sān-kuang, die drei Leuchten, d. h. Sonne, Mond und Sterne.

unteren Regionen; und die ihm zuhörten, wurden nicht müde. Hierauf begann das Chaos sich zu lichten.

P'an-kù hatte lange in der Welt gelebt — da verschwand er eines Morgens, und das ganze Volk verfiel in Trübsal.

Er hatte 27 Söhne, deren ältester mit Namen Hoh-t'ien (赫天) die Leiche seines Vaters auf dem Čung-šan (中山) begrub[1]. Er selbst hielt sich nicht für befähigt, die Herrschaft über die Welt zu übernehmen und zog sich auf den östlichen T'ái-šān zurück, woselbst er seinen Wohnsitz aufschlug.

Das Volk vergrub zum Andenken an den P'ān-kù das Werkzeug, mit welchem er die Berge zertrümmert hatte, und errichtete darüber ein Denkmal[2].

Die Menschen der westlichen Region wähnten, dass P'ān-kù einst die Quelle des Hô habe erkunden wollen, und kamen bei ihren Nachforschungen dorthin. Sie vermaassen seine Fussspuren und zeichneten dieselben auf und geboten einander, sie in Ehren zu halten und nicht zu beschädigen[3].

[1] Dazu die Glosse: Derselbe befindet sich in dem Distrikte 青縣 Tsing-hien in dem heutigen 河間 Hô-kien (— der Prov. Čih-li). Auf dem Gipfel des Berges ist ein Plateau, wo sich ein über zehn Klafter hoher Wasserfall befindet. Dort hört man beständig Töne wie das Geheul eines Affen oder das Gekrächze von Kranichen. Unterhalb desselben windet sich der Fluss 潞水 Lú-šùi.

[2] Dazu die Glosse: In dem heutigen 眞江 Čen-kiang giebt es einen Grabhügel des P'án-kù. Derselbe ist hiermit identisch.

[3] Dazu die Glosse: Im heutigen Distrikt 泌陽縣 Pih-yang hien in der Präfektur 南陽 Nân-yàng (Prov. Hô-nân) giebt es einen Tempel des P'an-kù.

Albert Grünwedel.

Ein Kapitel des Ta-she-sung.

Ein Kapitel des Tă-ṡe-suṅ.

Von **Albert Grünwedel.**

In seiner »Grammar of the Róng (Lepcha) language« (Calcutta 1876) spricht General G. B. Mainwairing die Meinung aus, dass das Idiom dieses interessanten Bergvolkes eine »Ursprache« sei, viel alterthümlicher als Hebräisch oder Sanskrit (S. XX). Wenn nun auch diese enthusiastische Auffassung des verdienten Mannes die Bedeutung der Sprache überschätzte, so zeigte doch die Grammatik selbst, dass es sich um eine der wichtigsten Sprachen der transgangetischen Gruppe handelt, so dass Alles, was darüber bekannt wurde, mit lebhaftem Interesse seitens der europäischen Gelehrten aufgenommen wurde. Hiezu kam noch, dass Mainwairing in seiner Grammatik Erwähnung thut eines alten Leptscha Werkes Tá-ṡe-suṅ, welches den alten Leptscha-Glauben an einen einzigen unsichtbaren Gott in von den Lama's umgearbeiteter Form enthalte (ebd. XI). Seit Jahren bemühte sich Verfasser der vorliegenden Zeilen vergebens um eine Handschrift dieses Werkes; bis endlich kurz nach der Uebernahme der Herausgabe des Lepcha-English Dictionary, welches General Mainwairing in halbfertigem Zustand hinterlassen hatte (siehe Grammar S. XXI) durch den Verfasser dieser Abhandlung, Herrn Dr. Ehrenreich, die Erwerbung einer Handschrift gelang (23. Dez. 1892). Durch die britisch-indische Regierung erhielt Verfasser auf sein Bitten (Brief vom 5. Jan. 1895) eine zweite Handschrift, welche in Dardschiling geschrieben ist, und ebenso den Holzdruck des tibetischen Textes des Padma t'an-yig als Beihilfe zur Drucklegung von General Mainwarings massenhaftem Material. Es hatte sich nämlich bei der Sichtung des lexikalischen Materials herausgestellt, dass Mainwairing sehr häufig den Tá-ṡe citirte, aber selten mit Angabe der Uebersetzung; meist sind die Citate mit Fragezeichen versehen. Ich war also gezwungen, die Erklärung der betreffenden Stellen im tibetischen Original zu suchen. Wenn ich nun eine kleine Probe dieser Vorarbeiten hiermit in deutscher Sprache zum Druck bringe, so geschieht es deshalb, um der Direktion des Museums zu danken, dass mir die Benutzung der Handschriften in den Räumen des Museums gestattet war.

Die unten abgedruckten Zeilen geben also die erste Probe eines einheimischen Textes (Bibelübersetzungen sind freilich schon länger bekannt), welcher ein besonderes Interesse dadurch hat, dass die Sprache bald aussterben wird.

Das Pad-ma t'an-yig ist sicher nicht der Text, woraus das Leptscha direkt übersetzt ist, wenn es auch die Vorlage bildete[1]). Vielmehr ist die Notiz von Grah amSandberg, Manual of the Sikkim-Bhutia language or Dé-jong ké Calc. 1882, S. 4 zu beachten, wonach eine Bhutiabearbeitung existirt unter dem Titel bKra-šis-suṅ, welches auch ins Leptscha übersetzt sei. Damit ist unser Text wohl identisch.

Ueber den »Helden« des Werkes, den sogenannten Padmasambhava, welchen die Leptschaübersetzung Tă-še oder Tă-še t'ŭk-bo t'íṅ (T. š. »der mächtige Herr«[2]) nennt, giebt jetzt am ausführlichsten Auskunft Austine Waddell in seinem Buche 379—384; 24—32 etc.; vgl. die Abbildungen S. 25; 542, wo auch eine Inhaltsübersicht des Pad-ma-t'an-yig mitgetheilt wird. (S. 380 ff.)

Die im Folgenden mitgetheilten Kapitel zeigen, wie unmöglich es wäre, die sogenannte Leptschaübersetzung ohne den ausführlichen tibetischen Text zu verstehen, wenn mythologisches Material erwähnt wird Dass der tibetische Text besondere Schwierigkeiten enthält dadurch, dass er Dinge behandelt, worüber in Europa so gut wie nichts bekannt ist, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Ohne die kräftige Hilfe des Jäschke'schen Wörterbuches, welches den Text berücksichtigt, würden der Schwierigkeiten noch mehr sein.

Die Auswahl der folgenden Kapitel war bedingt dadurch, dass sie zu den kürzesten des Werkes gehören. Das zweite, dessen genaue Uebersetzung und Erklärung grosse Schwierigkeiten bietet, habe ich beigefügt, erstens um einige Zeilen abgeschlossenen Leptschatextes mehr zu gewinnen, dann aber auch, um eine Probe der mehr oder weniger absichtlichen Entstellung erträglicher Logik in gelehrt klingenden Unsinn zu geben. Denn es ist klar, dass eine Umkehrung des Verhältnisses von Ursache und Wirkung bei der Verwendung der Nidâna's zu astrologischen Zwecken vorliegt. Die Gleichungen sind ganz äusserliche: das Fleckige weist auf den Tiger, die geraden Ohren auf den Hasen. Manches kann ich übrigens gar nicht erklären.

So kurz die beiden Kapitel sind, so geben sie doch eine ausgiebige Probe von der Religionsmengerei, aus welcher heraus das Buch verfasst ist. Religionsmengerei (Buddhismus, Parsismus und Christenthum kommen in Betracht) darf man wohl auch als die Grundlage von Padma's System erblicken. Man würde nun freilich dem Padma wohl zu viel Ehre anthun, wenn man etwa ein philosophisches System in den missverstandenen Fetzen buddhistischer Texte suchte,

[1]) Darnach ist das, was im Ethnologischen Notizblatt 2, 11 über die Sache gesagt ist, zu verbessern.

[2]) Uebersetzung von T. bcom-ldan-'das, Skt. bhagavân.

[3]) Das Exemplar des Pad-ma-t'an-yig, welches Jäschke besass, ist leider nicht in Deutschland geblieben, sondern meines Wissens nach London gekommen.

sein sogenanntes System ist nur der »Sudelbrei« eines Teufelsbanners, eines halb wahnsinnigen, wesentlich in vorderasiatischen Ideen aufgewachsenen Fanatikers, aufgestutzt mit allerlei wohlklingenden Phrasen buddhistischer Legende und Philosophie. Sie finden sich auch in seiner Legende ganz unvermittelt neben völlig fremdartigen Elementen. Padma hielt es für angezeigt, sich selbst über den Buddha zu stellen[1]); unser Text, welcher übrigens das ganze Avidûrenidâna seinem »Helden« zu Liebe stiehlt und entsprechend zurecht stutzt, nennt ihn wiederholt den »zweiten Buddha«. Die Lama's anderer Sekten haben ihm das nie verziehen.

Fig. 1. Der grosse Zauberer aus Udyana, Sanskrit: Mahâcârya Padma-sambhava; Tibetisch: slob-dpon Pad-ma 'byuṅ-gnas; Leptscha: Ta-še t'uk-bo t'iṅ.

Die widerliche Bestialität, mit welcher er Andersgläubige in die Wiedergeburt der Erkenntniss befördert, kann man nicht, wie Jäschke es thut, vgl. Dictionary s. v. sgrol-ba, dem Buddhismus in die Schuhe schieben, ebenso wenig wie die Angriffe moderner Räuberbanden auf die christlichen Missionen. Excesse, wie sie das alte christliche Kulturvolk der Armenier begeht — z. B. dass sie vor den Augen der Eltern mohammedanischen Kindern die Augen mit Schiesspulver ausbrennen, wird ja auch kein vernünftiger Mensch dem Christenthum zur Last legen.

Der tibetische Holzdruck des Pad ma t'an yig besteht aus 190 Blättern, der volle Titel des Werkes lautet: U rgyan-skad du Ru-aksa-sakarini, Bod skad du U-rgyan guru Pad-ma-'byuṅ-gnas kyi skye-rabs rnam-t'ar[3]) rgyas-par bkod pa. Das erste Blatt enthält die Darstellungen des Pad-ma'byuṅ gnas (rechts) Fig. 1; Snaṅ ba mt'a'-yes (links) neben dem Text, das zweite die des Spyan-ras gzigs (r.) und

[1]) Pander in Veröffentl. des Königl. Museums f. Völkerkunde I 2/3 S. 107.

[2]) Auch das Vessantara- und Supparakajâtaka hat Gnade gefunden, für P. verwandt zu werden, vgl. über das erstere Waddell 542. Ueber das Suppârakaj. werde ich an anderer Stelle berichten.

[3]) Wie der Ausdruck »jâtaka«, den die Uebersetzung des tibetischen Titels ergiebt, mit dem Kâbûl-Sanskrittitel zu vereinen ist, ist mir unklar.

mk'a-'gro Ye-šes mts'o-rgyal (l.). Vor jedem Kapitel stehen Mantra's (Dhâraṇî's) in einer alten (Vartula) Schrift, über die ich später ausführlicher berichten werde. 379 nummerirte Seiten.

Die Leptschahandschrift des Tă-še-suṅ, welche Dr. Ehrenreich (Mskpt. E) mitbrachte, enthält 156 Blätter; sie ist von verschiedenen Händen geschrieben; eine Probe der Hand, welche am besten und am meisten geschrieben hat, giebt das beiliegende Facsimile, welches ein Drittel des Originals bietet.

Es ist zu bemerken, dass die von Mainwairing in seiner Grammar eingeführte Leptschaschrift erst vor etwa 180 Jahren von König P'yag-rdor erfunden wurde[1]): sie ist thatsächlich nichts weiter, als der Versuch, die Leptschasprache mit cursivem Tibetisch zu schreiben, welcher nicht besonders gelungen ist, da die Sprache offenbar nicht recht zur Schrift passt. Ich gebe diese Notizen hier in Kürze, um sie später ausführlicher zu behandeln. Auch die Missionare haben die Schrift für die Bibelübersetzungen etc. beibehalten. Unsere Handschrift giebt eine neue Form des Buchstaben d in Zeile 3 und noch einmal Zeile 4. Die hier abgebildete Seite enthält einen Abschnitt des unten gegebenen Textes von han fŭṅ-so-bo-sóṅ bis Tă-še-t'íṅ do nă uṅ-tăṅ-lyem tet, vgl. S. 474 Zeile 6 v. u. Die zweite Leptschahandschrift (D) enthält auf 117 Blättern eine andere Uebersetzung desselben Originalwerkes. Sie ist durchweg von derselben Hand und viel enger als die erstgenannte geschrieben. Auch weicht sie, wie die Probe zeigt, in der Orthographie stark ab. Im Ganzen ist sie aber viel besser und leichter verständlich als Mskpt. E, da sie die Flexionsendungen vorzieht, während E komponirt: E: pă-no kŭp, D: pă-no-să a-kŭp

Fig. 2. Fol. 68 des Leptscha-Manuskripts (Tă-še-suṅ) aus der Sammlung Ehrenreich, 1/3 des Originals.

[1]) Risley, Gazetteer of Sikhim, Calc. 1894. S. 13.

»Sohn des Königs« — ausserdem gebraucht D beim Verb mehr Hülfszeitwörter als E.

Zum Verständniss unserer Kapitel muss ich noch zufügen: Padma, der Sohn des blinden Königs Indrabhûti, ist eine Emanation des Amitâbha, aus einer Lotusblume geboren; nachdem der König das Tschintâmani geholt hat, wird Padma verheirathet und flieht aus Ueberdruss an den Sinnesgenüssen, als eine Stimme vom Himmel (Vadschrasatva) ihn auffordert, das Königthum »wie Schmutz« wegzuwerfen. Man lässt ihn nicht ziehen; er tödtet mit dem Donnerkeil, als Yogi nackt auf dem Palastbalkone tanzend, Unterthanen des Königs. Die Minister sprechen ihm das Todesurtheil, welches auf Pfählung lautet. Er weist nach, dass diese Unterthanen durch böse Thaten in früheren Geburten den Tod verdient haben. Da wird er verbannt. Dâkinî's und Dschinnen[1]) entführen ihn auf einem Wunderpferde.

Tibetischer Text.

[78.] De-nas lṅa-ldan bya-ba yul-du sa-rub k'ar rta mč'og-gi steṅ-nas sa-la babs-te, rgya-gar-kyi brag-p'ug tu byon nas rdo rje dbyiṅs-kyi dkyil-'k'or žal p'ye-nas bsgrub-pa žag bdun mdsad pas grub-ste ži-ba'i lha ts'ogs t'ams čad snaṅ-la raṅ-bžin med-pa meloṅ naṅ gi gzugs brnyan nam nam-mk'a'i 'ja' ts'on lta-bur žal gzigs-nas mč'og t'un moṅ-gi dṅos grub-la mṅa' brnyes te, skye 'č'i med-pa ts'e'i rig-'dsin t'ob-par gyur-to. de-nas dur-k'rod č'en po bsil-ba'i ts'al žes bya-ba 'jigs-su ruṅ-ba'i gnas der byon-te, de yaṅ rdo rje gdan nas dpag ts'ad lṅa 'das-pa'i p'a-rol-na, dur-k'rod č'en-po bsil-ba'i ts'al žes kyaṅ bya; ro myags kyi ts'al yaṅ zer-te de'i mt'a bskor du yaṅ dpag-ts'ad p'yed daṅ gnyis yod-do. dur-k'rod de'i sa gži t'ams čad rin-po-č'e'i mig maṅs ris su yod pa, k'od snyoms pa lag-mt'il ltar mt'o dma' med-pa žig yod-do. de'i dbus-na bčom-ldan 'das lha las babs-pa'i mč'od-rten bde-byed brtsegs-pa žes bya ba, p'yi mč'od-rten-gyi rnam-pa ṅan gžal-yas k'aṅ-du yod-pa, rgyu rin-po č'e sna-ts'ogs las grub pa, sgo mo zaṅs-la byas-šiṅ gser byugs-pa, 'k'or-lo bum-pa bre daṅ [78b] gser-gyi dril-bu gyer k'a-la sogs-pa'i rol-mo'i sgra sna-ts'ogs 'byuṅ-ba, p'yogs bžir ston-pa'i sku rten re re yod-pa, dur-k'rod č'en-po de'i byaṅ šar-na 'jig-rten-pa'i lha gnas pa'i dpag-bsam-gyi šiṅ bhe-sa-la žes bya-ba, dur bya'i ts'ogs dpag-tu med pa ts'aṅ bča'-ba, šiṅ de la gnas-pa 'jig-rten-pa'i lha dga'-byed ša-ra žes bya-ba seṅ-ge nag-po-la žon-pa, lag-pa gnyis-su mduṅ-nag rtse-gsum-pa re t'ogs šiṅ, leb-rgan dmar-po'i 'jol-ber gos-su gyon-pa, skye 'gro kun-gyi srog 'p'rog-pa žig gnas-te, lha srin-sde brgyad la sogs-pa'i 'k'or bye-ba 'du'o. de-na mk'a-'gro-ma'i ts'ogs dpag-tu-med-pa gnas-te; la-la mig-nas nyi-ma'i 'od-zer č'en-po byuṅ-ba daṅ, la-la ma-he žon nas 'brug-gri sgra sgrog-pa daṅ, la-la gri-t'ogs-nas sdaṅ mig-tu blta-ba daṅ, la-la t'od brtsegs

---

[1]) GYIN n. of a deity, Jäschke s. v.

t'ogs-nas rta-la žon-pa dań, la-la mi-ro t'ogs-nas seń-ge-la žon-pa dań, la-la-ni rgyu-ma za-žiń k'yuń-la žon-pa dań; la-la mduń-tse še-re 'bar-ba t'ogs-nas če spyań žon-pa dań, la-la gdoń-lńa-dań-ldan-žiń k'rag mts'o rlog-pa dań, 'ga' žig ni lag-pa dpag-tu med-pas sems-čan-gyi rigs dpag-tu med-pa t'ogs-pa; la-la rań-gi mgo-bo bčad-nas lags-na t'ogs-pa; la-la rań-gi snyiń p'yuń-nas lag-na t'ogs-pa; la-la rań-gi k'og-pa k'a p'ye-nas nań-k'rol za-ba dań, la-la rta dań glań-po-č'e la žon- [79] pa; la-la rań-gi mdsub-mos mts'an-ma dkrug-čiń ńoms-pa; 'ga'-res mgo-bo ston lus sbed-pa-la sogs-pa mk'a'-'gro-'i ts'ogs dpag-tu med-pa gnas-so. dur-k'rod de'i dbus-su dga'-byed-kyi ro yod-pa-la srog č'ags dpag-tu med-pa gnas-so. de-lta-bu'i dur-k'rod de-na dńos-su srog len-čiń za-bar byed-pas 'gro-ba-rnams skad čig yań 'grim mi p'od-pa'i gnas der, gdul bya p'yin či-log-pa-rnams 'dul-bar dgońs-nas, padma'i rgyal-po de-nyid-kyis bam-ro gsar rnyiń mań-po'i k'ri brtsigs-nas de'i steń-na bžugs-so. de'i ts'e der gnas-pa'i srog č'ags rnams-kyis šiń-t'og ńo-mts'ar-čan mań-po p'ul-lo. mk'a-'gro-ma-rnams-kyis p'yag 'ts'al bskor-ba byed, ts'ogs-kyi 'k'or-lo bskor-nas mnyes-par mdsad-do. de-nas dbus-kyi mč'od-rten de-la sku rgyab bstad-nas lo lńa'i bar-du bžugs-te, mk'a'-'gro-ma-la t'eg-pa rim dgu'i č'os-kyi 'k'or-lo bskor-bar gyur-to. yul-de'i č'os lugs-la rgyal-po btsun-mo-la sogs mi gań ši-ba'i ro-rnams dur-k'rod-du či k'yol-byed-pa-la, ro gos ras yug re, ro zan 'bras č'an k'al re sńas-su bčug-nas 'jog-pa-la, guru padmas gsań-sńags rnal-'byor brtul-žugs-kyi spyod-pa bskyańs-te, ro-gos-la na bza'dań, ro zan-la gsol zas mdsad-nas gyo-ba med-pa'i tiń-ńe 'dsin-la bžugs-te, šin-tu lońs-spyod dań- [79b] ldan-pa yod-pa-las yul-mi-rnams-kyis kyań mts'an ro-lańs dhe-bar btags-so. p'yis mu-ge č'en-po byuń-nas mi p'al-č'er ltogs-rir ši, ro gos ro zan bskyal rgyu med-pas, de'i ts'e guru padmas bam-ro'i bsgrub-pa mdsad-nas zas-su gsol, gos-su mi-lpags rlon-pa bšus-nas gyon. gauri-ma brgyad-la sogs dur-k'rod-kyi mk'a'-'gro-ma-rnams dbań-du bsdus-nas ge'u šod-du byon-nas brtul-žugs-kyi spyod-pa mdsad-čiń bžugs-pas, de'i ts'e u-rgyan yul-gyi da-pu-šor bya-ba-na sdig-spyod-kyi rgyal-po brgya-byin ra-dsa šes bya-bas, mńa 'og-na yod-pa t'ams-čad log-pa'i lam-du bčug-ste, dge-ba byed ts'ad-la k'rims bčad; sdig-pa byed ts'ad la bya dga' ster-bas, p'yi-ma ńan soń-du 'gro-bar gzigs-nas; de-rnams drag-po mńon spyod-kyi las min-pas mi-t'ul bar dgońs-nas, dbu'i ral-pa spyi-bor sbrul-gyis bčińs, mi-lpags-kyi γyań-gži sku stod-la gsol; stag-lpags-kyi šam-t'abs mds'ad glań-č'en-gyi ko rlon rgyab-tu gsol; t'od-pa'i 'p'reń-ba ts'ar gsum-gyis brgyan-nas p'yag-na lčags-kyi mda' lńa dań gžu žig bsnams-nas, sdig-spyod rgyal-po'i yul. der byon-te, p'o-byuń-ts'ad bsad-nas ša zos k'rag 't'uń ma-mo mk'a'-'gro yań mč'od-de ts'ogs-kyi 'k'or-lo bskor-nas rnam-pa šes-pa č'os-kyi dbyińs-su bsgral; mo-byuń-ts'ad t'ams-čad-la sbyor-ba [80] byas-te, dbań-du bsdus-nas sbyor sgrol-gyi č'o ga mdsad-pas, mi-rnams-kyis mts'an srin-po rakshišânta bya-bar btags-so. de'i ts'e yul de-nyid-kyi rgyal-po a-ru-ta žes bya-ba'i btsun-mo sbrum-ma žig ši-ba'i ro dur-k'rod-du bskyal-nas byuń-ba bšus-pas bu-mo legs-po žig-ma ši-bar-ma'i k'og nas byuń-ba dań, guru padma 'di gsos-nas ńa'i las-kyi p'yag-rgya ma byed dgos gsuńs-pas, sdig-spyod rgyal-po des p'rag-dog byas-te yul mi-rnams bsdus-nas,

srin-po bsod-par bgros-te dur-k'rod-du liṅ-pa btab-ste. de yaṅ yul de-na rgyal-bu warmaśri žes bya-ba'i dpa'-rtsal čan žig yod-pa des mts'on č'a t'ogs-nas, luṅ-pa'i mda' na 'p'raṅ bsgug-tu bčug g'an-ma t'ams-čad-kyis luṅ-pa'i p'u-nas go mts'on t'ogs-te, luṅ-pa'i mda' ded-pa-na guru padma 'od-ma'i gžu bkaṅ-ste mda' 'p'aṅs-pas, 'p'raṅ bsgugs-pa'i mig-la p'ogs-ste ši-ba gyur-to. de'i ts'e luṅ-pa'i mda'-ru šor-bas bdud šor-ba gzon-nu žes bya-bar mts'an gsol-lo. der gyod-pa drag-po skyes-nas mk'a'-'gros brtul-žugs spyod-pa'i mč'od-rten č'en-po žig bzeṅs-so. de-nas za-hor-gyi yul-du byon-nas dur-k'rod dga'-ba'i ts'al-du spyod-pa mdsad-pas, mk'a'-'gro bdud-'dul-ma žes bya-bas dbaṅ bskur-byin-gyis brlabs-so. (80 b) de-nas u-rgyan-yul-gyi lho p'yogs-su dur-k'rod č'en-po so-sa-gliṅ-du byon-nas brtul žugs-kyi spyod-pa mdsad-pas, mk'a'-'gro-ma ži-ba-mts'os dbaṅ bskur-byin-gyis brlabs-so. de-nas sṅar raṅ-nyid 'k'ruṅs-pa'i-yul dha-na-ko-ša'i mts'o gliṅ der byon-nas, gsaṅ-sṅags mk'a'-'gro-ma'i brda skad-kyis bsgrub-pas, rgya-mts'o'i gliṅ-gi mk'a'-'gro-ma t'ams-čad dbaṅ-du bsdus-te, rgya-mts'o'i klu daṅ bar-snaṅ-gi gza' p'ran t'ams-čad-kyis bran-du k'as blaṅs-nas dam-la btags-so. de-nas yaṅ u-rgyan-yul-gyi dur-k'rod rtsub-gyur ts'al-du spyod-pa mdsad-pas, rdo-rje p'ag-mo'i žal gzigs-te dbaṅ bskur-ro. rigs bži'i mk'a'-'gro daṅ, gnas gsum-gyi dpa'-bo mk'a'-'gro-ma-rnams-kyis byin-gyis brlabs-šiṅ č'os bšad-de dṅos-grub-kyi bka-babs č'en-po gnaṅ-nas nus-pa-daṅ-ldan-pa'i rnal-'byor-pa žig-tu gyur-to. de'i ts'e mk'a'-'gro-ma-rnams-kyis gsaṅ mts'an rdo-rje drag-po rtsal-du gsol-lo. de-nas rgya-gar rdo-rje gdan-du byon-nas res 'ga'-ni glaṅ-po-č'e brgya-ston-du sprul-nas, rten-la mč'od-pa byed. res 'ga'-ni rnal'-byor-pa brgya ston sprul-nas spyod-pa sna-ts'ogs-su mdsad-pas, de'i ts'e mi-rnams-kyis k'yod-kyi slop-dpon gaṅ yin dris-pas, pad'-byuṅ bdag-gis lan btab-pa ṅa-la p'a daṅ ma daṅ med; mk'an-po slob-dpon yod ma yin; (81) rigs daṅ miṅ yaṅ ṅa-la med, ṅa ni raṅ-byuṅ saṅs-rgyas yin. čes smras-pas t'e-ts'om-du gyur-nas, slop-dpon med-pa'i brtul-žugs čan 'di bdud ma yin nam žes smras-so.

U-rgyan guru Pad- ma'-byuṅ-gnas-kyi skye-
rabs rnam-t'ar rgyas-par bkod-pa-las
dur-k'rod bsil-ba t'sal-la sogs-par
sbyor sgrol-gyis spyod-pa'i le'u ste
bčo brgyad pa'o.

De-nas padma'i t'ugs dgoṅs-la, ṅa raṅ-byuṅ sprul-pa'i saṅs-rgyas yin-pas slob-dpon mi dgos kyaṅ, p'yi-rabs rnams la slob-dpon šin-tu dgos-pas, rgya-gar-gyi mk'as-grub rnams-la č'os p'yi naṅ gsaṅ gsum-gyi, rtsad gčod-pa'i ts'ul bstan dgos snyam gsaṅ-ldan yul-du byon-nas, šākya draṅ-sroṅ srid-sgrub bya-ba daṅ p'rad: k'yod-kyis či šes dris-pas ṅas rtsis šes zer, ṅa rtsis šig slob 'dod-pas slobs daṅ byas-pas, daṅ-po lo-yi byuṅ k'uṅs bstan-pa ni; yum-la lha-yis byin-rlabs mdsad-pa-yis, ma rig byi-ba'i lo de de-nas byuṅ; lhums-su glaṅ-po t'al-kar drug-par sprul; 'du-byed glaṅ-gi lo de de-nas byuṅ; lhums-naṅ k'ra-bo k'yil-ler 'dug-pa-yis, rnam-šes stag-gi lo de de-nas byuṅ; byon-dus snyan-ni

dkroṅ-ne byon-pa-yis, miṅ-gzugs yos bu'i lo-ni de-nas byuṅ; 'k'ruṅs-dus nam-mk'a'-dag-nas sgra byuṅ-bas, skye mč'ed drug žes 'brug lo de-nas byuṅ; sku-la klu-yi rgyal-pos k'rus byas-pas, reg-pa sprul-gyi lo de de-nas byuṅ; rta-ni ṅaṅ pa gser-ldan žon-pa-yis ts'or-ba rta-yi lo de de-nas byuṅ; de-nas lha-yis lug-gi [81b] žo draṅs-pas, sred-pa lug-gi lo de de-nas byuṅ; spre'u ha-lu-mandas spraṅ-rtsi p'ul, len-pa spre'u'i lo de de-nas byuṅ; 'dab-č'ags rgyal-po k'yuṅ spus sor-bar 'brel; srid-pa bya-yi lo de de-nas byuṅ; k'yi-bos gos dkar saṅs-rgyas ć'os nyan-pas, skye-ba k'yi'i lo de de-nas byuṅ; lčags-kyi p'ag-mo dgu btsugs stobs 'gran-pas, rga ši p'ag-gi lo de-de-nas byuṅ; śâkya t'ub-pa'i mdsad-pa bču-gnyis daṅ srid-pa'i lo 'gros rten-'brel bču-gnyis srid; čes gsuṅs-te, rgya-č'er rol-pa'i rtsis gžuṅ daṅ; dkon-brtsegs dga'-bo mṅal-'jug-gi rtsis daṅ, 'dus-pa rin-po-č'e tog-gi rtsis daṅ, mdo sde stag-rna-bstan-gyi rtsis daṅ, mdo sde gsaṅ-ba č'en-po gtan-bab-kyi rtsis daṅ, mdo-k'ams gsum snaṅ-byed-kyi rtsis daṅ, mdo sde gser-mig-gi rtsis daṅ, šis-pa brjod-pa t'san-ba bag-ma'i rtsis daṅ, dus-kyi 'k'or-lo nyi zla gza' 'dsin-gyi rtsis daṅ, rdo-rje gdan bži srid-pa 'dre-'dsin-gyi rtsis daṅ, 'dul-ba'i rtsis daṅ; mṅon-pa'i rtsis daṅ, mk'a'-'gro-ma'i rtsis-la sogs-pa bslabs-te, mk'as-pa'i p'ul-du p'yin-par gyur-to. de'i ts'e pa-dma dus-'k'or gzigs žes mts'an grags-so.

U-rgyan . . . . . tsis-la sbyaṅs-pa'i le'u ste
bču-dgu-pa'o.

Darauf stieg er im Lande der Pañtschâ von seinem Prachtpferde Sa-rub-k'ar ab, ging nach der »Höhle von Indien« und indem er das Antlitz des Vadschra-dhâtumandala zu erringen suchte, verharrte er in Bannungen. Als nach Verlauf von einer Woche die Bannungen zum Ziele führten, erblickte er das regenbogenfarbige Gesicht des Gottes in dem Augenblicke, wo er die Gaṇa's insgesammt des gütigen Gottes nicht in ihrer eignen Gestalt, sondern wie im Spiegelbild gesehen hatte. So erlangte er die hervorragenden wie die gewöhnlichen Siddhi's und erlangte den Vollbesitz des Wissens »des nicht der Geburt und nicht dem Tode unterworfenen Lebens«. Darauf begab er sich nach einem grossen Leichenacker, welcher den Namen Śîtavana (»kalter Hain«) führte und ein überaus fruchtbarer Ort war. Dieser Leichenacker lag fünf Meilen über Vadschrâsana hinaus. Er hiess der »kalte Hain« (Śîtavana), man hätte ihn »Hain der Verwesung« nennen mögen. Der Umfang dieses Leichenackers betrug ein und eine halbe Meile. Auf diesem Leichenacker waren vier Plätze, alle wie ein Schachbrett mit kostbaren Steinen gemustert. Völlig glatt war der Boden, nicht eine Handfläche höher oder tiefer war da. Inmitten dieses Leichenackers war der Tschaitya Sukhakarakûṭa genannt, wo die Devatâ's zu Bhagavân gekommen waren. Das Innere des äusserlich als Tschaitya erscheinenden Gebäudes war ein Palast der Götter; er war gebaut aus dem Steine rGyu und anderen Edelsteinen, das Thor war aus Kupfer gemacht und vergoldet; man hörte alle Arten von musikalischen Klängen, wie Gesang und das Klingen der goldenen Glocken an den Pfeilerkapitolen, dem runden Schlusssteine des Tschaitya und

dem darüberstehenden Tschakra. Nach den vier Himmelsgegenden gewendet stand je eine Statue. Auf der Nord-Ost-Seite des Tschaitya, der Wohnung der Götter, stand ein Wunderbaum, genannt Bhe-sa-la; unzählige Schaaren von Todtenvögeln füllten den Baum. Der Gott der Welt, welcher bei diesem Baume wohnte, hiess Nandakara Ša-ra; er ritt auf einem schwarzen Löwen und hielt in beiden Händen eine schwarze Lanze mit drei Spitzen und trug als Kleid ein rothes schleppendes Gewand mit bunten Blumenmustern. So sass er da, aller gebornen Wesen Leben nehmend, um ihn herum waren vier Heerschaaren von Devatâ's und Râkshasa's. Auch wohnten dort unzählbare Schaaren von Dâkinî's, einige liessen aus ihren Augen einen Lichtglanz wie Sonnenstrahlen hervorgehen, einige ritten auf Buffeln und schrien mit donnernder Stimme, andere, mit Messern in den Händen, hatten ein furchtbares Aussehen, andere hielten aufgesteckte Schädel und ritten auf Pferden; andere hatten Menschenleichen gefasst und ritten auf Löwen; andere auf Garuḍa's, welche Eingeweide frassen; andere führten flammende Lanzen und ritten auf Schakalen; andere hatten fünf Angesichter und verbreiteten einen Blutsee; einige hatten eine Unmenge Hände und hielten damit eine Unzahl Geschlechter lebender Wesen, andere hatten ihren Kopf abgeschnitten und hielten ihn in den Händen; einige hatten ihr Herz ausgerissen und hielten es in den Händen; einige hatten ihren Leib aufgerissen und frassen ihre Eingeweide; einige ritten auf Pferden oder Elephanten; einige zeigten frech ihre Blösse, einige zeigten bloss ihren Kopf und liessen ihren Körper nicht sehen: also wohnten dort unzählige Schaaren von Dâkinî's. Inmitten dieses Leichenackers waren unzählige lebende Wesen, welche die Todten des Gottes Nandakara wurden. An diesem Orte, wo lebende Wesen keinen Moment verweilen konnten, weil sie auf dem so furchtbaren Leichenacker ihr Leben verloren hätten und gefressen worden wären, legte sich Padma, der König, weil er wünschte, sie von ihrem verworfenen Leben zu bekehren, frische und alte Leichen als Sitz zurecht und setzte sich darauf. Darauf brachten ihm die lebenden Wesen wunderbare Früchte in Menge, und die Dâkinî's falteten ihre Hände und gingen um ihn ehrerbietig herum. Da brachte er ihnen das Ganatschakra-Opfer und machte sie günstig gestimmt. Indem er seinen Rücken an das Tschaitya lehnte, welches inmitten dieser Leichenstätte stand, verweilte er einen Zeitraum von fünf Jahren dort und drehte den Dâkinî's das Rad des Dharma, »der neun Wege des Vehikels«. Wenn nun nach der Sitte des Landes die Leichen der Verstorbenen, auch des Königs und der Königin nach der Leichenstätte gebracht wurden und der Leiche ein ganzes Stück Leinwand als Kleidung, als Nahrung Reiss und Bier zwanzig Bre's auf das Lager beigegeben waren, so nahm der Guru Padma, welcher die Uebung des Gelübdes des Yoga der Zauberei betrieb, das Kleid der Leiche als sein Kleid und die Speise der Leiche nahm er als seine Nahrung und verharrte in unbeweglicher Meditation. So lange das Volk nun in Reichthum lebte, nannten ihn die Leute dort Ro-laṅs-dhe-ba (Vetâla-?). Als nun ein grosses Nothjahr eintrat und die Leute in Masse

vor Hunger starben und keine Möglichkeit mehr bestand, den Leichen Kleider und Speise mitzugeben, da bediente sich Padma der Leichen und ass sie und gebrauchte Menschenhäute als Kleid. Während er nun so die Dàkinî's dieses Leichenackers, nämlich die acht Gaurî's und die anderen versammelt hatte und ihr Dröhnen im Kopfe hinunter gedrückt hatte und so, sein Gelübde vollbringend, verweilte, zu derselben Zeit war im Lande Da-pu šor in Udyana ein gottloser König S'atakraturàdscha. Er hatte alle unter seiner Herrschaft stehenden Stämme zur Ketzerei gebracht, jeden Frommen brachte er zu Gericht, denen, die gottlose Handlungen vollbrachten, schaffte er Glücksgüter. Da nun Padma sah, dass sie ins Verderben gerathen würden, wollte er ohne Anwendung von Gewalt dieses Volk nicht bekehren, also legte er sich Schlangen ins Haupthaar, hing eine Menschenhaut um, nahm ein Tigerfell als Schurz, legte sich eine frische Elephantenhaut um den Rücken, schmückte sich mit drei Reihen aus Ketten von Menschenschädeln, nahm in die Hand fünf eiserne Pfeile und einen Bogen und eilte in das Land des gottlosen Königs. Dort tödtete er die Männer und ass ihr Fleisch und trank ihr Blut, und die Matṛkà's und Dàkinî's verehrend, brachte er das Gaṇatschakraopfer und leitete die Sünder so hinüber in die Glaubenssphäre des Vijñàna, den Weibern allen wohnte er bei. Indem er nun durch diese Methode des zur Erkenntnissbringens und des Beiwohnens dies Volk in seine Gewalt brachte, nannten ihn die Leute Ràkshasa Rakshisànta. Um diese Zeit starb die erste Gemahlin des Königs dieses Landes, Namens Aruta, nachdem sie schwanger geworden war, und als die Leiche auf den Todtenacker gebracht war und er sie zerschnitt, kam das Kind, ein Mädchen, gesund ohne zu sterben aus dem Leibe der Mutter. Als der Guru Padma das Kind am Leben erhalten hatte und rief, es sei nöthig, sein Karmamudrà nicht zu machen, wurde der gottlose König rasend vor Zorn, und die Leute des Landes rotteten sich zusammen und beschlossen, den Ràkshasa zu tödten, und ritten in Masse nach dem Leichenacker. In diesem Land war nun ein Prinz Namens Varmaśrî, von heldenhafter Kraft; dieser machte seine Waffen bereit; er legte sich in dem Engpass eines Thalkessels in Hinterhalt, während die Uebrigen alle auf dem Rande über dem Thale sich bereit machten mit Harnisch und Angriffswaffen. Im Verfolgen des Weges ins Thal legte Guru Padma seinem Bambusbogen die Sehne an und schoss den Pfeil ab, und des im Hinterhalte Liegenden Auge ward getroffen, so dass er starb. Weil er damals in das Thal entkam, erhielt er den Namen »der den Dämonen entkommende Kronprinz«. Aus Reue darüber, dass er so grausam gewesen war, errichtete die Dàkinî das grosse Tschaitya des Gelübdehaltens. Darauf ging er nach dem Lande Za-hor und stellte Uebungen an im Leichenacker Nandavana und erhielt den Segen des Abhiśeka durch die Dàkinî bDud-'dul-ma (»Bezwingerin des Bösen«). Weiter ging er nach einem im Süden des Landes Udyana liegenden grossen Leichenacker So-sa-gliṅ und vollbrachte dort Gelübde und erhielt von der Hexe Ži-ba-mts'o die Weihe Abhiśeka. Dann kehrte er nach dem Orte, wo er selbst geboren worden war,

zurück, nach der Insel im See Dhanakośa; dort erlangte er durch die Zeichensprache der Dâkinî des Tantra die Siddhi, und nachdem sich alle Dâkinî's im See versammelt hatten und alle Nâga's des Meeres und die Planeten der Atmosphäre und alle niedrigen Gottheiten sich verpflichtet hatten, ihm zu gehorchen, band er sie durch einen Eid. Darnach ging er auch im Lande Udyana auf den Leichenacker Namens Parušavana und übte dort; dort sah er das Angesicht der Vadschravarâhî und erhielt den Abhišeka. Die Dâkinî's »der vier Ordnungen«, die Dâkinî's »Helden der Dreiwelt« gaben ihm ihren Segen, gaben ihm religiöse Unterweisung, theilten ihm mit die grossen Lehren der Siddhi, und er wurde ein Yogi mit allen Kräften. Zur Bezeichnung seiner Kraft gaben ihm die Dâkinî's den Geheimnamen rDo-rdsche-drag-po. Darnach ging er nach Vadschrâsana in Indien, dort zauberte er einmal hunderttausend Elephanten und gab sie als Opfer dem Tempel, ein andermal zauberte er sich hunderttausend Yogî's und übte alle in geistlichen Excercitien aller Art. Als ihn nun dort die Leute fragten: »wo ist dein Guru?« gab Padmasambhava der Herr zur Antwort: »Ich habe keine Eltern, auch habe ich keinen Lehrer, der mich unterwiese, ich gehöre keinem Geschlecht an und habe keinen Namen, ich bin ein von selbst entstandener Buddha.« Wenn er so sprach, waren sie verblüfft und sagten: »Ist das nicht ein böser Geist, dass er Gelübde ohne Guru erfüllen will?«

Hier endet das achtzehnte Kapitel von des Padma-sambhava ausführlicher Lebensgeschichte, welches den Titel führt von den Bekehrungen[1] und dem Aufenthalt im Leichenacker Sîtavana.

Darauf überlegte Padma: »Obwohl ich als selbstentstandener zauberhafter Buddha keinen Lehrer brauche, so ist es, da der späteren Generation ein Lehrer nöthig ist, passend, dass die in Wissenschaften vollendeten Männer Indiens (mir) die Methoden lernen, die Wurzeln aller drei Religionen, der orthodoxen wie der heterodoxen, wie der geheimen Lehren; also brach er auf nach der Stadt Guhya und traf dort mit dem Śâkyarši Srid sgrub zusammen. »Was weisst du?« fragte er den Srid sgrub. Dieser antwortete: »Die Astrologie.« Als er ihn nun durch die Worte »unterrichte mich!« als Lehrer gewonnen hatte, trug dieser ihm die Quelle des ersten Jahres vor. Wenn der Gott der Sakti den Segen giebt, so steht dies im Zusammenhang mit dem Mausejahr der Avidyâ. Wenn der aschenfarbene Elephant im Mutterleibe sich sechsfach verwandelt, so hängt es zusammen mit dem Stierjahre der Sanskâra's; wenn im Mutterleibe das Innere in regenbogenfarbene Kreise sich verwandelt, so steht es im Zusammenhange mit dem Tigerjahre des Vijñana; wenn im Moment des Hervorkommens das Ohr aufrechtstehend herauskommt, so hängt dies zusammen mit dem Hasenjahre des Nâmarûpa; wenn zur Zeit der Geburt aus den Himmeln eine Stimme ertönt, so steht dies im Zusammenhang mit dem Drachenjahre der

[1] Absichtlich nicht wörtlich übersetzt.

sechs Âyatana's; wenn dem Verkörperten der Nâgakönig das Bad giebt, so hängt dies zusammen mit dem Schlangenjahre des Sparśa; wenn auf einem isabellfarbigen Pferde der Goldene reitet, so kommt dies von dem Pferdejahre der Vedanâ; wenn ein Gott Schafsmilch vorsetzt, so kommt dies von dem Schafsjahre der Tṛṣṇâ. Wenn der Affe Hanumân Honig bringt, so kommt dies von dem Affenjahre des Upâdâna. Wenn der Fürst der Gefiederten der Garuḍa Weihrauch herbeibringt, so kommt dies von dem Vogeljahr des Bhava; wenn der Hund Taudiya die Lehre Buddhas hört, so hängt dies zusammen mit dem Hundejahre der Dschâti. Wenn die neun eisernen Schweine eingebohrt in Kraftanstrengung wetteifern, so hängt dies zusammen mit dem Schweinejahre des Alterns und Sterbens: so stehen im Zusammenhang zwölf Vorgänge im Leben eines Buddha und die zwölf Nidâna's, welche in einem irdischen Jahre umlaufen. Nachdem er nun gelernt hatte die Berechnung aus dem Lalitavistara, aus dem Nandagarbhâvatâra des Ratnakûṭa, aus dem Kâlaratnaketu, aus dem Sûtra Śârdûlakarṇaśâstra, aus dem Sûtra gSaṅ-ba č'en-po gtan-bab, aus dem Sûtra Tribhuvanadarśana, aus dem Sûtra gSer-mig, aus dem Šis-pa brjod-pa ts'an-ba bag-ma, aus dem Kâlatschakra, aus den Eklipsen von Sonne und Mond, aus dem Vajrâsana bži srid-pa'dre-'dsin, aus dem Vinaya, aus der Hellseherei, aus der Astrologie der Ḍâkinî's etc., wurde er ein grosser Gelehrter. Da erhielt er den Namen Padma, »welcher das Zeitrad kennt«.

Hier endet das neunzehnte Kapitel . . . . . betitelt Erlernung der Astrologie.

Ich schliesse nunmehr die Leptschabearbeitung, welche die beiden mir zu Gebote stehenden Handschriften von den zwei Kapiteln des tibetischen Originals bieten, an. Ich gebe nur eine Uebersetzung, da der Sinn der beiden Texte sich in der Hauptsache deckt; Varianten sind mit E: Handschrift Ehrenreich, und D: Handschrift von Dardschiling bezeichnet. Zur Analyse möge mein kleines Lepcha Glossar (im T'oung pao 1892, S. 238—309) benutzt werden; alle dort fehlenden Wörter sind unten in den Noten erklärt, so weit ich bis jetzt eine Erklärung geben kann. Zur Transskription muss ich noch bemerken, dass ich Mainwairing's a durch ă, sein á durch a und â durch á gebe; ebenso sein î durch í; denn es ist deutlich — worauf ich andererseits zurückkommen werde — dass Mainwairing's ó derselben Vokalserie angehört, wir sein â vgl. yă, yá-m-bo to know; t'o, t'ó-m-bo to put. á und ó wechseln in vielen Leptschastämmen je nach Belieben des Schreibers; á dient auch zur Wiedergabe von T. o, z. B. pát; T. bod Tibet; gát, T. dgos necessary. Káṅ und Nyín-do (»Sonne und Mond«) repräsentiren Anusvâra und Anunâsika: ich unterscheide sie nicht in der Transskription; denn Nyín-do steht nur über Silben mit ă als Vokal, so dass die bezügliche Schreibung, wenn mit Rán versehen, mit gleichlautenden Silben, welche den Vokal ó haben, zusammenfällt: săṅ mit Rán: sáṅ ist in der Schrift von sóṅ nicht zu unterscheiden: vgl. rŭm-sóṅ-nŭn i. g. rŭm-săṅ-nŭn; a-băṅ und a-bóṅ; mak-póṅ-să i. q. mak-păṅ-să. Der Auslaut -ak, welcher wie -ok

gesprochen wird, ist auch so geschrieben in ká-kyok. ó (und bisweilen o) wechselt in Handschriften bisweilen mit e, z. B. hyóp und hyep, es ersetzt bisweilen in T.-Wörtern e der Aussprache, e. c. sóṅ-gyo (neben saṅ-gye) T. saṅs-rgyas; go-lúṅ neben ge-láṅ T. dge-sloṅ. u wird in den Handschriften geradezu gleichwerthig behandelt mit o, z. B. un-bŭ i. q. on-bo, um Skt. om. Das Suffix -bo (T. -po) erscheint als -bú, -bu, -pú, -pu. Der Pronominalstamm ăr (aus a-re zusammengezogen) erscheint in den Handschriften, besonders in den obliquen Formen als ŭr, e. c. ŭr-ren, ŭr-ryen; T. de-nas. Für e wird in den Handschriften nach der Art der indischen Volkssprachen [1]) ya, ya, ye geschrieben, yi und bisweilen auch ye für i, e. c. ren und ryen, lem und lyem, lel und lyel, t'yen und t'in (t'yin). ú findet sich in den Handschriften für e in -ryum i. q. rem; für ă in mŭ-zŭ für mă-zŭ; für a in kŭm i. q. kam; für i in rŭṅ-jŭl i. q. rŭṅ-jil.

Diese Notizen mögen nur zum Verständniss des Textes dienen, eine ausführliche Besprechung der einzelnen Erscheinungen muss auf eine andere Zeit verspart werden.

Leptscha-Text. [2])

Handschrift Ehrenreich (E).
Fol. 65.

Tă-še t'íṅ-ka óṅ-ji zón-kŭp go-nŭn sa-wó tóp. tă-še t'íṅ-să nam-t'ar [3]) a-re pe-šŭ [5]). um hla. són-gyó kón-nă-o. kă-sŭ-să a-bo-să a-mo mak-nón-bo nyet rŭm-lyaṅ tsát kón-nă-o. rŭm tă-še t'íṅ-nŭn gŭn-rán [6]) nóṅ-bo. o-yăṅ-šŭ rŭm-lyaṅ-ka tsát-kón-bo-yáṅ-šŭ. um ma-nyi pe-me hum hri. um hla [7]).

Rŭm tă-še-t'íṅ o-tsóṅ nóṅ-lŭṅ să-ba-lă mă-t'ín-ne yam-o. o-tsoṅ ma-ró ram [66] mă nyín- nŭṅ-sa lyaṅ pŭr-tam tím-mo kat-să a-čŭk-ka t'i-ba, so-nap nón-ne-yam-o. han kuṅ sak-

Handschrift aus Dardschiling (D).
Fol. 39b7.

Um ma-nyi pe-me hum hri, saṅ-gye- lă k'yen-no [4]) ŭr-ren tă-še-t'íṅ re nóṅ-lŭṅ o-tsóṅ să-ba-lă mă-t'yen-ne-yam-o. [40] mă-ró ram-mă nyín-ne-yam-o. lyaṅ pŭr-tam kat-să a-čuk-ka t'i-să-lă so-nap nón-yam-o. kuṅ-boṅ kat-să a-boṅ-ka nón-lŭṅ un-bŭ-rem t'ík-t'o-yam-o. o-ba lyaṅ-să rŭn-jak să-gór kat pláṅ-ka să-'ayak kă-kyak ṅan-lŭṅ č'o mat-lă ṅan-nyi-yam-o. han-ta rŭm gŭn-na-să tsŭm-yam-o. rŭm-sóṅ-ṅŭn tă-še-t'íṅ-ka mak dăk mă-nyín-nuṅ-să mă-rŭm-

[1]) Aehnliches im Tibetischen, vgl. T. K'E und K'YE profit und Schlagintweit, die Könige von Tibet, S. 10.

[2]) An der Orthographie ist nichts geändert; der Text ist blosse Transkription der Handschriften.

[3]) T. rnam-t'ar. [4]) T. saṅs-rgyas-la k'yen-no. [5]) T. dpe-bšus. [6]) T. mgon-drin.

[7]) Bis hierher roth geschrieben.

bo-lă-wŭṅ kat-să a-băṅ-ka on-bŭ-ryem t‘ík-t‘o-yam-o. o-ba t‘i-lŭṅ da-yam-o. o-ba rŭṅ-jak să-gor plăṅ-ka să-’ayak kă-kyak p‘u-păk[1])-ka ṅan č‘o mat-ṅan-yam-o. rŭm-dar gŭn-nă-să tsŭm-yam-o. rŭm-dar-sóṅ-ṅŭn lă tă-še-t‘ín-ka mak dák mă-nyın-nŭṅ-să mă-rŭm mă t‘ók a-gyen a-so ă-nŭn ul-bi-yam-o. tă-še-t‘íṅ-re ŭr-ryen lyaṅ kat-ka t‘i-nón-yam-o. lyaṅ ŭr mă-ró mak-bo-să fŭṅ so-să lyaṅ-kat nyi-yam-o. lyaṅ ŭr-ka tă-še-t‘íṅ nam fă-ṅo bam-lŭṅ muṅ-ma gŭn-nă tyŭ-lŭṅ vyet ó‘ṅ-ka t‘ap-lŭṅ č‘o-să ríṅ bi-yam-o. lyaṅ o-ba-să pă-no-să mă-ró mak-păṅ-să fŭṅ prok-ka ka-dyen yŭk rel-lă-să să-zuṅ zo frí[2]) fă-ṅo să hyóp-ban so dyet-yam-o. han tă-še-t‘íṅ- [67] nŭn fŭṅ prók să ka-dyen dŭm-sóṅ ót-lŭṅ dyam-lă bam-mă-o. să-zuṅ zo-păṅ tă-še-t‘ín-nŭn zo-lă bam-yam-o. han kat-t‘ín lyaṅ o-ba nam-lă mă-ryun-nă lŭṅ fŭṅ so bo nyi-yaṅ să-zuṅ zo so bo mă-nyin-ne yam-o. tă-še-t‘íṅ zo-să mă-nyín-nă ban mán-lyám mat-yam-o. t‘am-čáṅ a-bŭ t‘up-păṅ sót. luṅ zo-lă bam-yam-o. a-mot t‘up-păṅ a-yŭ mat-lă bam-yam-o. kat-t‘ín lyaṅ ŭr-să pă-no-să a-yŭ-re mak-lŭṅ fŭṅ o-ba so t‘i-yam-o. fŭṅ-ryem tă-še-t‘íṅ-nŭn čen-lŭṅ ṅák-šen tă-băk-să a-kŭp re mă-mak-ne yam-o. tă-’ayŭ-kŭp rŭm-mít ta-zóṅ kat nyi-bam-yam-o. tă-še-t‘íṅ-nŭn ayŭ mat só yo ju lăṅ-bam nyi-yam-o [68] han fŭṅ so-bo-soṅ lót noṅ-luṅ pă-no-ka dŭn-bi-šen, pă-no li-ba: kă-sŭ yŭ fŭṅ-ka a-lo mat-bo-wŭṅ-re yo ban sak-lyak yam-o. lyaṅ ŭr-să mă-ró-păṅ fyen kŭk-yam-o. tă-še-t‘íṅ-să t‘yak-ka tyen hlyam-yam-o. mă t‘ók bi-yam-o. a-gyen a-so gŭn-nă o-ba-nŭn bu-yam o. o-lo-yo li-lŭṅ rŭm-soṅ-re tă-lyaṅ sap-ka mŭ-zŭ-lă mă-šín-na lám nón-yam-o. ár-ren-nŭn tă-še-t‘íṅ-re nón-lŭṅ lyaṅ-kat-ka t‘í-yam-o. lyaṅ ár-să mă-ró mak-poṅ-să fŭṅ re o-ban so-mat-yam-o. lyaṅ ár-ka tă-še-t‘íṅ re nam fă-ṅo ṅan-lŭṅ muṅ-ma gŭn-nă tyŭ-yam-o. muṅ-ma gŭn-nă tyŭ-ban vyet óṅ-ka t‘ap-lă ṅan-yam-o. lyan o-ba [40b] mă-ró mak-păṅ re lyaṅ o-ba fŭṅ o-ba so-yam-o. fŭṅ prok-ka ka-dyen yŭk rel-lă-să să-zóṅ zo frí fă-ṅo-să hyep-ban so-mat-yam-o. tă-še-t‘ín-nŭn fŭṅ prók-sa dŭm-sóṅ-lă tă-še-t‘íṅ-nŭn dyem-lă bam-yam-o. sa-zóṅ zo-păṅ tă-še-t‘ín-nŭn zo-lă bam-nyi-yam-o. kat-t‘ín lyaṅ o-ba-ka nam mă-ryun-nă-lŭṅ fŭṅ so-bo-nyi yăṅ-lă să-zăṅ zo-so bo mă-nyín-ne-yam-o. tă-še-t‘íṅ-lă zo-sa mă-nyín-nă-ban mŭn-lím mat-yam-o. t‘am-čaṅ t‘am a-bu t‘op-póṅ-re sót zo-lă bam-yam-o. t‘am-čaṅ a-mot t‘op-păṅ a-yŭ mat-lă bam-nyi-yam-o. kat-t‘ín lyaṅ o-ba-să pă-no-să a-yŭ-re mak-lŭṅ fŭṅ o-ba so-yam-o. fŭṅ-rem tă-še-t‘íṅ-nŭn čen ṅák-šen-lă tă-băk-ka tă-’ayŭ mót kŭp-bŭ-bam-nyi-yam-o. eṅ-bóṅ-re mă-mak-ne zu-bam-nyi-ban, tă-še-t‘ín-nŭn ayŭ mat só yo ban dot ju lóṅ bam-nyi-yam-o. han-tă fŭṅ so-bo soṅ lót-nóṅ-ban [41] pă-no-ka dŭn-bi-yam-o. dŭn-bi-šen pă-no sak-lyak-lŭṅ: kă-sŭ-să yŭ fŭṅ-ka a-lom mat-bo re yo-ban sak-lyak-lŭṅ lyaṅ-ŭr-să mă-ró gŭn-nă fyen kŭk-lŭṅ tă-še-t‘íṅ-să a-t’yak-ka fyen mat-yam-o. pă-no-să kŭr-t‘ăk kŭr-bŭm mi-să tsaṅ-ku la-vo tŭṅ-bík gŭn-nă gyom-ban

[1]) T. p‘ug und brag. [2]) T. ’c‘i. [3]) T. bre.

pă-no do-să küp-nŭn lón-ban lóm tsók kón-yam-o. kŭm-duṅ-sóṅ-ṅŭn tă-še-t'íṅ-mŭm ryak-yam-o. han tă-še-t'íṅ do uṅ-tăṅ-ka mă-ró-să lyaṅ-lyem tet yam-o. tă-še t'íṅ-mŭm sót-ším-bo róṅ ṅan-bo-să lyaṅ-ka t'i-nón-yam-o. tă-še t'íṅ-mŭm šu sót-tă lel-te yam-o. tă-še-t'íṅ-nŭn lyót-tă-lŭṅ mă-ró rel-lă-să a-mík-ka tsóṅ rel-lă óp-lŭṅ sót yet-tă-yam-o. tă-še-t'íṅ do nă uṅ-tăṅ lyel-tet [69]-tă-nón-yam-o. han lóm-tsók-bo-sóṅ mă-ró gŭn-nă ro-nón-ne yam-o. mă-ró gŭn-nŭn tă-še-t'íṅ-mŭm rŭṅ-jŭl muṅ-óṅ yăṅ a-bryaṅ t'ík-yam-o. ŭr-ryen tă-še do lyaṅ-kat-ka nón-yam-o. han pă-no-ryem o-tet-ka tyŭ-lel-fat-yam-o. tă-še-t'ín do tsŭk-lat-să čăṅ-lem di-šen, lóm-ka č'o-bo[1]) kat-să tsŭm-yam-o. tă-še-t'íṅ-nŭn yă găṅ-lă mă-yán-nă zóṅ mat-lŭṅ li-ba tăṅ-dyen go-luṅ[3]) hó šŭ ya-ṅŭṅ-go-le yo vyet-yam-o. č'o-bo-re li-ba: go tă-lyaṅ sa-hór ryu-ṅuṅ-sa jen-nuṅ-sa nam-tum ít-dye gŭn-nă yă-pa. tă-še-t'ín-nŭn li-ba: lo gáṅ kă-sŭm kam hlap[4])-bo-yo-li ban, hŭm a-jím ryu-lă bi-yam-o. č'o-bu ryen-lă nam-tum ít-dye-să la-vo[5]) să-hór ryu mă-ryun-nŭṅ gŭn-nă hlap-bi-yam-o.

fyen hlyam-yam-o. pă-no do-să a-küp kat-tŭn lóṅ-lŭṅ lóm kat lun tsók-kón-yam-o. kŭm-duṅ-poṅ-re tă-še-t'ín do-mŭm ryak-yam-o. tă-še-t'íṅ re uṅ-tăṅ-ka mă-ró-să lyaṅ-lem tet-yam-o. tă-še-t'íṅ-mŭm sót-šŭm-bo-să mă-ró-poṅ re mă-ró-do-să lyaṅ-ka lót-t'i-nón-ne-yam-o. tă-še-t'íṅ-mŭm šu sót-lel te lót-lŭṅ tă-še-t'íṅ-nún mă-ró rel-să a-mík-ka tsóṅ rel-lă să óp sót yet-lŭṅ tă-še-t'íṅ do-re tet-nón-ne-yam-o. mă-ró gŭn-nă ro-nón-ne-yam-o. ăt-še-t'íṅ-mŭm rŭṅ-jil-muṅ-óṅ yo a-bryaṅ t'ík-yam-o. tă-še-do-re ŭr-ren lyaṅ kat-ka t'í-nón-yam-o. nóṅ-dyet-šen lóm-ka č'o-bo kat-să tsŭm-yam-o. tă-še-t'íṅ-nŭn li-ba: hó šu ya vyet-šen-lă č'o-bo-re li-ba: go tsŭ[2]) yă-pa-yam-o. tă-še-t'íṅ-nŭn li-ba: gáṅ kă-sŭm kŭm dŭn bo-yo li: lo yam-o. č'o-bo-re-nŭn li ba: lo go yam-o. han-tă č'o-pu-re tă-še-t'íṅ-ka a-jam ryu-lă hlap-bi-yam-mă-o. nŭm-ším-nyo-ka mă-ít má-dye-nŭṅ-să să-tsŭk lă-vo sa-hór kŭr-dŭ ryu mă-ryun gŭn-nă tă-še-t'íṅ-ka yă-lă hlap-bi-yam-o. tă-še-t'íṅ lă yă-nón yam-o.

(E) Dem Herrn Tă-še bringe ich Menschenkind Verehrung. Dies ist ein Kapitel aus der ausführlichen Geschichte des Ta-še. Om Gott! Buddha lasse es zu. Wenn meine Eltern gestorben sind, lasse er sie nach Devaloka gelangen! Der göttliche Herr Ta-še gebe Gnade; er lasse (mich) gelangen nach Devaloka. Om! das Kleinod im Lotus. Amen. Hri! Om Gott!

Als der göttliche Tă-še, der Herr, dorthin gelangt war, war er völlig verschwunden. Als er nun auf einer grossen Ebene ankam, in welcher gar keine Unebenheit (»Höhlung«) war, wurde es Nacht. Unter einem Baume (D; »der alle Wünsche erfüllt« E) traf er einen Reiter. (E): Dorthin ging er und blieb dort. Dort über der Klippe eines Abgrundes sieben Tage (E: in einer Höhle)

[1]) T. č'os-pa. [2]) T. rtsis. [3]) T. dge-sloṅ. [4]) T. slob. [5]) T. zla-ba.

sitzend predigte er das Gesetz. Da war eine grosse Versammlung aller Götter. Die Götter gaben da dem Herrn Tă-še ein Leben ohne Krankheit und ohne Tod, ein ewiges Glück. D: So sprechend gingen die Götter mit unsterblichem Leibe auf der Fläche des Himmels fort. Nun ging Tă-še in ein anderes Land (E: Udyana). In diesem Lande war ein bestimmter Platz, wohin die Körper der Verstorbenen getragen wurden. Fünf Jahre hielt sich Tă-še in diesem Lande auf, fing alle bösen Geister, weihte sie zu seinen Schülern (E: und gab ihnen das Wort der Religion). Wenn in diesem Lande Jemand — auch der König — starb, so wurde die Leiche nur hinausgetragen, wenn fünf Bre's Reiss als Todtenopfer als Beigabe in das Leichentuch gelegt waren. Dann nahm Tă-še der Herr das Leichentuch von der Umwicklung des Todten ab und trug es als Kleid. Der Reiss des Todtenopfers ferner diente Tă-še dem Herrn als Speise. Als nun einmal ein unfruchtbares (»schlechtes«) Jahr war, wurde, wenn die Leiche weggetragen wurde, kein Todtenopfer mehr beigelegt. Als nun Tă-še keine Nahrung mehr hatte, ass er das Fleisch (der Leichen). Die männliche Bevölkerung tödtete er und frass sie, die Frauen hielt er als seine Frauen. Da starb einst des Königs Weib, und die Leiche wurde hinausgetragen. Als der Herr Tă-še die Leiche zerschnitt und nachsah, da war im Mutterleibe ein lebendiges Mädchen. (D: Das Kind war nicht gestorben, sondern noch am Leben.) (E: Es war eine dort wiedergeborne Göttin.) Da der Herr Tă-še das Weib umarmt hatte, war das Kind am Leben erhalten worden. Darauf liefen die Todtenträger davon und erzählten es dem König. Der König sprach: »Wer ist der, welcher mit der Leiche meines Weibes also handelt, und war voll Zorn. Die Bevölkerung von Udyana nannte ihn Feind; sie riefen Feind! über das Haupt des Tă-še. (D: Die Minister des Königs sammelten ihre Verwandtschaft und alle Unterthanen und erklärten den Krieg.) Ein Sohn des Königs machte den Führer und suchte ihm den Weg abzuschneiden. Andere verfolgten den Tă-še. Aber Tă-še floh nach dem Thale zu und erreichte ein anderes Land. E: Der, welcher den Tă-še tödten wollte, nahm die Position eines (im Hinterhalt) Lauernden an, damit er den Tă-še niedermachen könnte. (D: Die Leute dessen, der den Tă-še tödten wollte, kehrten wieder nach ihrem Platze zurück, damit sie den Tă-še tödten könnten. Da wandte Tă-še sich um und schoss jedem einen Pfeil in's Auge und tödtete sie. Dann entfloh er selbst (E: ins Thal). Darüber waren die Männer (E: welche dem Tă-še den Weg abschneiden wollten) in grossem Schrecken. Alle nannten ihn den Sohn des Teufels Rūn-jil. Darauf begab sich Tă-še in ein (anderes) Land (D: von Udyana). E: Dort bekehrte er alle bis zum König. Als er nun im Begriffe war, weiter zu gehen, traf er auf dem Wege einen Gelehrten. (E: als Tă-še nach Nordosten zuging, traf er auf dem Wege einen G.) Tă-še sagte zu ihm: »Was kennst du?« Nachdem er so gefragt hatte, sagte der Gelehrte: »Ich kenne die Astrologie.« (E: Tă-še der Herr, welcher es wohl wusste, aber that, als wüsste er es nicht, sprach: »O . . . . . . Mönch, was kennst du denn?« also frug

er. Der Gelehrte antwortete: »Ich kenne den Anfang der Zeit, die bösen Jahre wie die guten aus den Sternen des Himmels.« Tá-še der Herr sagte: »Wenn so, so lehre mir ein wenig davon.« (D: Der Gelehrte antwortete: »So mag es sein.«) Damit gab er ihm gute Belohnung. Da lehrte der Gelehrte dem Tá-še vom Anfang der Zeiten an alles Gute und Böse aus (D. Sonne) Mond und den Sternen. D: Und Tă-še der Herr lernte es.

Glossar

(nach dem tibet. Alphabet geordnet).

kŭr-dŭ L. häufig in den Texten als Expletiv zu să-hór.

skye ‘č‘i med-pa ts’e’i rig-’dsin t‘ob-pa: da rig-’dsin dem vidyâdhara entspricht, so ist damit dasselbe gemeint, was an anderen Stellen mit

Fig. 3.

Buddha und der Hund Taudiya nach dem Shih-kia ju-lai ying-hua shih-tsih.

Regenbogenleib übersetzt wird; der L. Uebersetzer giebt statt »geboren werden und sterben« «krank sein und sterben«. Er giebt die Phrase durch »Leben, mă-rŭm mă-t'ók (M. Dict. life), in welchem es weder Sterben (mak) noch Kranksein (dăk) giebt.«

skyel-ba, L. so, tragen.

mk'a'-'gro-ma; Skt. ḍâkinî; L. muṅ-ma; rŭm-dar; rŭm-dar-mít; »die am Himmel gehende«; L. tă-lyaṅ sáp-ka . . . . lam nóṅ. L. sáp ist vermuthlich a-sáp, surface (M. Dict.).

Fig. 4.
»Ts'ogs-bdag, der Beschützer (nâtha) auf dem Löwen sitzend.«

ge'u' korrekter giu, vgl. darüber Jäschke s. v. gi-waṅ.

gos-su len-pa, L. dúm hlyám als Gewand anziehen. Unter L. ka-den scheint eine Art feine Leinwand gemeint zu sein.

Gos-dkar, »in weissem Kleide«, ist wohl die Uebersetzung des Namens Taudiya, »Baumwollengewand tragend«, vgl. zur Sache Schiefner, Lebensbeschr. S. 73. Gewöhnlich (z. B. Kâlač. I. 153) wird gos-dkar (-can) mit śveta vastrî übersetzt. Vgl. Abb. Fig. 3, S. 477.

dGa'-byed ša-ra, die Uebersetzung-Nandakara ist hypothetisch. Offenbar ist die Gottheit eine Wiederholung des Todesgottes. Der Gedanke liegt nahe, das Beiwort ša-ra als schwarz (aus einer Turksprache?) zu erklären. Eine Abbildung einer ähnlichen Gottheit, welche mit dem dGa'-'byed nicht identisch zu sein braucht, füge ich aus den 500 Bildnissen von sNar-t'aṅ etc. hier bei, um den Stil dieser Dinge zu zeigen (Fig. 4). Der Leptschaübersetzer hat bloss ón-bo, ein Reiter, von ón, das Pferd!

rgyal-bu, L. pă-no-să-küp.

brGya-byin ra-dsa; Skt. Satakraturâdscha. Ich habe diese Uebersetzung gewählt, obwohl ich keinen Sanskritbelag dafür habe, da sie dem T. Namen genau entspricht; man hätte auch Indrarâdscha wählen können. Zusammensetzungen mit dem Namen Indra liebt überhaupt unser Text, übersetzt das Wort aber anders. Der Name des fürstlichen Pflegevaters des Padma heisst in dem Holzdruck stets Indrabhûti, einmal ist er mit bZaṅ-po mčo'g übersetzt. Die Leptscha-Uebersetzer geben den Namen als 'Ayin-ra(m)-bo-di und 'Ayin-ra-bu-ti. Aus dem steten Schwanken der Schreiber in der Orthographie (u und o werden verwechselt) geht hervor, dass daraus ein Name Indrabodhi nicht konstruirt werden darf. Vermuthlich beruht das, was A. Waddell, Buddhism 380, Note, über die andere tibetische Namensform sagt, also auf einer tibetischen Handschrift. Die von Waddell gegebene tibetische Uebersetzung Spyan-med 'byer-ldan »der blinde Reiche« Andha—? geht auf die Legende, wonach er sich in Almosen erschöpfte und um seinen verstorbenen Sohn blind weinte. Vgl. hierzu Kap. 33 des Dsanglun S. 261 H. der Uebersetzung; der König heisst dort Ratnavarman, unser Text nennt den Prinzen Varmasrî. Zur Sache vgl. auch Suppârâkajâtaka. Liegt vielleicht der Name Andhrabhṛtya darunter verborgen? Der Name Indrabhûti ist auch sonst häufig in der buddhistischen Literatur, vgl. Târanâtha s. v. Einem I. wird ein Kurukullâsâdhana zugeschrieben.

lna-ldan, Waddell Panchâ; ist vielleicht damit das Pandschâb gemeint? Pantschâla wird durch lṅa-len gegeben, vgl. Jäschke s. v.

'ja' ts'on, Regenbogen, vgl. Tâ. 302.

snyoms-pa, ebenen; L. pür-tam, Fläche.

tăṅ-dyem, L., die Bedeutung dieses Wortes ist mir unbekannt.

tă-zóṅ, L., fehlt in Mainwairing's Manuskripten. Ich denke, es ist zóṅ, zăṅ mit präfig. tă, etwa in der Bedeutung: der gleiche, derselbe.

stag-rna-bstan; der Name würde in Skt. etwa śârdûlakarṇaśâstra lauten. Im Verzeichniss der im t. Tanjur, Abth. mdo Band 117 bis 124 enthaltenen Werke von Dr. Georg Huth, Sitzber. der kgl. preuss. Ac. XV. 1895, 273 (9) findet sich s. No. 13 ein âryaçarulaṅkarṇa (?) ge-

nannter astrologischer Text, welcher wohl mit unserem Titel zusammengestellt werden darf.

dur-k'rod, Skt. śmaśâna, auch tschiti. Darstellungen solcher Bannungen auf Leichenäckern befinden sich auf den gemalten Zauberkreisen (maṇḍala's) am Rande. Prachtvolle Darstellungen der Art enthalten die Gemälde der Pander'schen Sammlung im Kgl. Museum.

Die Abbildung 5 S. 479 zeigt die Darstellung einer Beschwörung auf einem Leichenacker vom Rande eines Gemäldes des Yamârimaṇḍala im Besitz des Herrn Grafen Keyserling; die Scene wiederholt sich dort mit gewissen Veränderungen achtmal; die Kleider der Lama's sind roth, der Nimbus goldfarbig, Gott, Śakti und

Fig. 6.

Elephant weiss, Nimbus und Raubvögel gelb, die Kleider dunkelroth. Der Pad-ma t'an-yig erwähnt acht Leichenackerbeschwörungen, auch die Bon haben deren acht, vgl. Journal of the Buddhist Text Soc. I. Taf. 1. Fig. 8, 9 und die »Explanation«; die von Chandradás als ro-laṅ bezeichneten Wiederbelebten stellen von Vetâla's Besessene vor.

Da die Leichen ausgesetzt werden, handelt es sich in unserm Falle offenbar um Dakhma's.

bDud, Skt. Mâra. Im Pad-ma-t'an-yig haben alle dem Buddhismus feindlich gesinnten Personen diese Bezeichnung (oder sdig-pa) die L. Uebersetzung ersetzt es durch muṅ oder muṅ-ma (bedeutet auch den christlichen Teufel). Mâra als Anstifter von Irrlehrern ist aus Târanâtha S. 79 der Uebers. bekannt. Die Aehnlichkeit des Schlusses von unserm Kapitel mit Ev. Joh. 7, 12—20 ist so gross, dass daran erinnert werden muss.

bDud-šor-ba gžon-nu, L. rún-jil muṅ ón; die L. Uebersetzung bedeutet »Sohn des Dämons R.«; unter rún-jil giebt Mainwairing die Erklärung »Dämon des Wahnsinns«.

mda' 'p'og-pa, L. tsoṅ óp, den Pfeil abschiessen.

rDo-rje dbyiṅs, Skt. Vadschradhâtu n. pr. einer Tantragottheit; Abb. in meiner Bearbeitung des Pander'schen Pantheons. Veröffentl. I 2 3, S. 64. No. 77. Ein Werk Vadschradhâtusâdhana-yogâvatâra wird Târanâtha 223 erwähnt. Schiefner übersetzt das rdo-rje dbyiṅs 'k'or-č'en-po mit mahâ-dharma maṇḍala.

rDo-rje p'ag-mo, Skt. Vadschravârâhî. Abb. (Fig. 6) aus den 500 Bildern von Nar-t'aṅ L. a-yŭ . . . món-gŭ kat-ka lyăk-lŭṅ, »das Weib, welches einem Schweine gleicht, d. h. sich in ein S. verwandelt.

dpag-bsam-šin; nach Jäschke, S., der Name eines fabelhaften Baumes, welcher jeden Wunsch gewährt, i. g. tsan-dan sbrul-gyi snyiṅ-po. L. (E) sak-bo-lă-wúṅ (kuṅ). Die Gleichsetzung mit Skt. kalpavṛkša scheint mir nicht berechtigt, im Gegentheile weist Jaschke's Angabe auf eine Trauercypresse, Cypressus funebris Hooker, Him. Journ. I. 316.

p'o-byuṅ ts'ad; L. t'am-čăṅ (t'am) a-bŭ, siehe mo-byuṅ-ts'ad.

p'yag-rgya Skt. mudrâ. Der Sinn der Phrase ṅa'i las kyi p'yag-rgya ma byed dgos, welche ich nicht erklären kann, scheint zu sein: das Kind braucht keinen Schutz, es ist am Leben geblieben, da es mein (Padma's) Kind ist

p'rag-dog byed-pa, L. sak-lyăk.

'p'yag 'ts'al, L. sa-wó tóp. M. Dict. to pray. In der Uebersetzung des Vater unsers von Isaac in Lotschnagar als Titel: Ka kris tan saṅ-sa sa-wó tóp-šăṅ re a-re gŭm: »So ist es, wie wir Christen beten sollen.«

'p'ran sgug-pa, L. lóm tsók, den Weg abschneiden, weglagern.

brag-p'ug Höhle, L. p'ú-pak. Ueber das Eindringen in die Höhle vgl. Benfey, Pantschatantra 2,556.

bran-du k'as blaṅs-nas: nachdem sie sich verpflichtet hatten, zu dienen; siehe Jäschke s. v. k'a: L. vyet óṅ-ka t'ap, zu Sklaven machen.

sbyor-ba, Skt. yoga; Tâ. 286; sampuṭa Analyse du Kandjour. 295; sbyor-ba byed-pa, L. a-yŭ mat.

mu-ge Hungersnoth, L. nam mă-ryun-nă, »kein gutes Jahr«.

mo-byuṅ ts'ad, L. t'am-čăṅ (t'am)-a-mot. t'am-čaṅ oder t'am-bik t'am-čaṅ bedeutet nach Mainwairing »Thier«; in unserem Texte aber steht es zweifellos im Sinne des T. 'gro-ba, Skt. satva.

dma'-ba tief sein, L. ram hohl sein; ram-mă, adv., hohl; tá-ram Höhlung. M. Dict.

btsun-mo: L. yŭ; 'ayŭ; a-yŭ; tă-'ayŭ »Weib«.

mdsad-pa, 12 (oder 100 oder 125) Vorgänge im Leben eines Buddha, vgl. Csoma de Körös, Essay towards a dict. Tib. and English s. v.

žig, L. mă-ró; dies Wort wird offenbar nicht bloss persönlich gebraucht. M.: 1. a man, a person, 2. another. In P. kommt es öfter im Sinne von »etwas« »eines« vor.

yul-mi-rnams, L. lyaṅ (ŭr)-să mă-ró-păṅ, »die Leute dieses Landes«, die Unterthanen.

rŭn-jak, L., nach Mainw. a gorge, a canon.

ro-laṅs dhe-ba, Skt. vetâlâdhipa?

liṅ-pa 'debs-pa, i. g. liṅs 'debs-pa, Jagd machen, L. fyen kŭk; fyen mat; ryak.

liṅ-pa Thal, L. uṅ-tăṅ Richtung des Flusslaufes.

luṅ-pa'i mda', wohl einfach Fehler für luṅ-pa'i mdo, verursacht durch das in der Nähe vorkommende mda' Pfeil.

bša'-pa, bšas-pa, vgl. Jäschke s. v. 567: in Stücke schneiden (das geschlachtete Thier); L. čen.

sa-zón, L., nach Mainwairing: Todtenopfer.

bsil-ba'i ts'al, Skt. śîtavana, Tà. 13. 228. Waddells: Shitani, vgl. die Note dort S. 381. Ein anderer Leichenacker »Kühler Hain« wird erwähnt bei A. Schiefner, Lebensbeschreibung Çâkyamuni's, S. 64 (Separatabz.). Dort wird die wunderbare Geburt des Prinzen Jyotishka auf dem Leichenacker erzählt.

gSaṅ-ldan, n. pr. einer Lokalität. Die Uebersetzung Guhya ist nur hypothetisch.

Ha-lu-ma-nda aus Hanumân, verderbt; ein Affe bringt dem Buddha Honig, vgl. Dsanglun, Kap. 40.

Friedrich Hirth.

Die Insel Hainan nach Chao Ju-kua.

Die Insel Hainan nach Chao Ju-kua.

Von Professor Dr. **Friedrich Hirth.**

Einleitung.

Die Insel Hainan bildet den letzten Abschnitt in der Ethnograhie des Chao Ju-kua, der uns in seinem einzigen uns bekannten Werke, dem Chu-fan-chih[1]), in zwei Büchern die an dem orientalischen Seehandel betheiligten Volker seiner Zeit, des 12. und 13. Jahrhunderts, schildert. Ueber die Personlichkeit des Autors, der nicht vor dem Jahre 1210[2]) und nicht nach 1258, dem Jahre der Vertreibung der Abassiden aus Bagdad[3]), geschrieben haben kann und, wie ich vermuthe, nicht allzu lange nach 1210 schrieb, habe ich mich an verschiedenen Orten ausgelassen; ich verweise den Leser deshalb auf einen Bericht, den ich der Londoner Royal Asiatic Society in ihrer Sitzung vom 12. November 1895 vorgelegt habe[4]). Weiteres über Autor und Text findet sich in der Einleitung zu meiner Arbeit »Die Länder des Islâm nach chinesischen Quellen«[5]). Inhalts-Angabe und Uebersetzung des Abschnittes über Indien und Ceylon wurden der Londoner Asiatischen Gesellschaft behufs Vorlage in einer der Monatssitzungen des laufenden Jahres übersandt[6]).

Die Geschichte Hainans ist gerade fur die der Bluthezeit unseres Autors vorangehende Epoche von besonderem Interesse. Als Verbannungsort der edelsten Denker, Dichter und Staatsmänner war die Insel ein Sammelpunkt chinesischen Geisteslebens geworden, das zu der romantischen Wildniss seiner

---

[1]) 趙汝适諸蕃志.

[2]) Dies ist das letzte im Texte erwähnte Datum. S. unten: Der Markgraf Chao Ju-hsia erneuert 1210 das Präfektural-Kollegium in Ch'iung-chou.

[3]) da im Texte von dem Beherrscher Bagdads als ein unmittelbarer Nachkomme des Propheten gesprochen wird.

[4]) »Chao Ju-kua, a new source of Mediaeval Geography«, Journal of the R. Asiat. Soc., Januar 1896, pp. 57—82.

[5]) Supplement zum 5. Bande des T'oung-pao (Leiden 1894).

[6]) Journal, etc., 1896, pp. 477—507.

Umgebung einen merkwürdigen Gegensatz bildete. Namen wie Su Tung-po, Hu Tan-an, Chao Ting, Li Kuang u. A., deren Träger, zu den erlauchtesten Geistern ihrer Zeit gehörend, für ihren missverstandenen Patriotismus büssen mussten, sind von dem Boden ihres Märtyrerthums unzertrennlich. Aber auch vom Standpunkt der Handelsgeschichte war Hainan damals von Bedeutung. Schwerlich wäre sonst in fünf Küstenplätzen im Norden der Insel (den noch heute so genannten Kreishauptstädten Ch'iung-shan, d. i. Kiung-chou, Ch'êng-mai, Lin-kao, Wên-ch'ang und Lo-hui) je ein Shih-po, d. i. Zollinspektor für den ferneren Seeverkehr [1]), angestellt worden. Dass dieser Handel kein geringfügiger gewesen sein kann, beweist die Thatsache, dass Beamte sowohl wie Militär aus den lokalen Zolleinkünften bezahlt wurden. Der Haupt-Schifffahrts-Verkehr fand allerdings zwischen Ch'üan-chou-fu, dem Zeitun des Marco Polo, und den Häfen der Insel statt, und zwar in chinesischen Dschunken, wie ich aus dem vom Autor gebrauchten Ausdruck ch'üan-po [2]) schliesse, aber es ist nicht ausgeschlossen, dass auch arabische Schiffe dort verkehrt haben. Wenigstens finden sich im Texte des Chao Ju-kua Andeutungen, die auf früheren fremden Verkehr in Hainan schliessen lassen. Wie es in unserem Texte heisst, stand im Osten der Stadt Wan-an, im Südwesten der Insel, der Tempel des Kapitäns Tukang, wo vorüberfahrende Schiffer jeder Art opferten und Wahrzeichen für die bevorstehende Fahrt erflehten. Die spätere Benennung »Tempel des fremden Gottes«, sowie der Umstand, dass kein Schweinefleisch geopfert wurde, deuten auf frühere mohammedanische (arabische) Beziehungen. Dass schon in jener Zeit eine mohammedanische Kolonie im Süden der Insel ansässig war, wird durch einen Bericht der Insel-Chronik Ch'iung-chou-fu-chih (T'u-shu-chi-ch'êng, 6,

---

[1]) Ueber die Geschichte dieses Amtes s. den Artikel »Chao Ju-kua, a new source of Mediaev. Geogr.«, p. 64 ff.

[2]) 泉舶, »See-Dschunke aus Ch'üan«. Ich habe aus dem gesammten Texte keinen Anhalt dafür gewinnen können, ob es sich lediglich um chinesische, in Ch'üan-chou-fu gebaute und dort registirte Schiffe handelte, oder ob etwa in Ch'üan-chou verkehrende fremde (arabische, persische, indische) Fahrzeuge mit einbegriffen waren. Da jedoch im Texte von fan-po (番舶), d. i. »fremden See-Dschunken«, bald von ch'üan-po, d. i. »See-Dschunken aus Ch'üan«, gesprochen wird, so nehme ich an, dass sowohl fremde, wie chinesische Fahrzeuge am arabischen Handel betheiligt waren. Denn es werden fan-po genannt für die Reise von China nach Arabien (s. Die Länder des Islâm, etc., p. 20), aber ch'üan-po für die in Lambri unterbrochene Fahrt von China nach Ku-lin (Coilam; s. T'oung-pao, Vol. VI, p. 160). Fan-shang, d. i. fremde Händler, vermittelten den chinesischen Verkehr mit Borneo und den Philippinen. Japan dagegen schickte eigene Schiffe nach Zeitun, wie ich aus einer von Léon de Rosny arg missverstandenen Stelle schliesse. Der Autor spricht hier von gewissen japanischen Bauhölzern und sagt: »die Eingeborenen (d. i. die Japaner) zerschneiden sie in Blöcke und Bohlen, die sie in grossen Dschunken nach unserem Ch'üan (d. i. Ch'üan-chou) verhandeln« (土人解爲枋板以巨艦搬運至吾泉貿易), was de Rosny (Notices sur les îles de l'Asie orientale) übersetzt durch: »Les indigènes les transportent dans de grands navires à Ou-tsiouen pour les vendre«. Chao Ju-kua fügt hinzu, dass die Bewohner von Ch'üan nur selten nach Japan gehen.

Kap. 1380: fêng-su-k'ao, p. 8), wahrscheinlich gemacht, wo von den Sitten und Gewohnheiten der Bevölkerung von Ai-chou die Rede ist. »Was an fremden Sitten hier zu finden ist«, heisst es dort, »fällt mit denen des Volkes in Chan-ch'êng (Cochinchina) zusammen. Während der Dynastien Sung und Yuan (d. h. vom 11. bis zum 14. Jahrhundert) wurden diese Ansiedler durch Aufstände, die in Chan-ch'êng ausgebrochen waren, von dort vertrieben und flohen in Böten nach Hainan, wo sie an verschiedenen Stellen der Küste (in Fan-ts'un, 番邨, und Fan-p'u, 番浦, lit. »Fremden-Dorf« und »Fremden-Ufer«) landeten. Der Theil der Bevölkerung, der heutzutage (d. h. im 17. Jahrhundert) unter dem Namen San-ya-li (三亞里, cantones. Sam-a-li, den südlichsten bewohnten Ort Chinas bildend, da, wo sich auf unseren Seekarten die Namen »Yulinkan Harbour« und »Gaalong Bay« finden) registrirt ist, gehört zu dieser Art Leute. Das Volk heisst meist P'u (蒲) mit Familiennamen[1]; es isst kein Schweinefleisch und bringt den Vorfahren keine Opfer, aber es baut dem Buddha Schreine (womit lediglich die Gebetnische der Mohammedaner gemeint sein kann) und hält Gottesdienst unter Ablesen heiliger Gesänge. Sprache und äussere Erscheinung gleichen denen der Hui-hui (Mohammedaner). Nachdem sie sich durch Fischerei und Handel Besitz erworben haben, sind sie in ihrer Lebensweise Chinesen geworden. Dennoch beobachten sie die (chinesische) Sitte, sich der

[1] to hsing P'u (多姓蒲). Dieser mysteriöse Ausdruck ist mir des Oefteren aufgestossen, ohne dass ich anfangs im Stande war, seinen Sinn zu entziffern. Im T'ing-shih (桯史), einem Werke des 13. Jahrhunderts (vgl. Wylie, Notes on Chinese Literature, p. 158) wird uns eine Kolonie von Fremden aus der frühesten Periode des Fremdenhandels in Canton geschildert, deren Mitglieder ebenfalls meist den Zunamen P'u führten, von Chao Ju-kua wird dieselbe Eigenthümlichkeit über die Bewohner von San-fo-ch'i (Palembang in Sumatra, der grossen Handelskolonie des Mittelalters) berichtet. Jene in den alten Texten Hai-liao (海獠) genannten Kolonisten von Canton werden schon im Kuang-chou wai-chih (廣州外志, citirt im T'u-shu-chi-ch'êng 6, Kap. 1314, ts'a-lu, p. 6) für Mohammedaner gehalten, da sie sich beim Beten gen Westen wenden, keine Götzenbilder haben, kein Schweinefleisch essen, u. s. w. Eine Zusammenstellung der in den chinesischen Annalen meist als Ueberbringer von Tributgeschenken erwähnten Ta-shih (Araber) zeigt, dass thatsächlich nach der chinesischen Transskription arabische Eigennamen gern mit der Silbe p'u (蒲) anfangen, was nach chinesischer Auffassung so gedeutet werden müsste, als ob der hsing oder Familienname aller dieser Individuen P'u laute. Ich bin geneigt anzunehmen, dass es sich hier um weiter nichts als eine Verstümmelung des arabischen Abú (Vater) handelt. Vgl. im Sung-shih (Kap. 490, pp. 10—19) die arabischen Eigennamen P'u Hsi-mi (蒲希密 = Abu Hamid); P'u Ma-wu (蒲麻勿, wu, canton. mat, = Abu Mahmud); P'u Ka-hsin (蒲加心 = Abu Kasim); P'u Sha-i (蒲沙乙, i, canton. yat, = Abu Said), u. A. Die mit P'u anfangenden arabischen Namen sind besonders in der Zeit vom 10. bis 12. Jahrhundert häufig und sind mir in den älteren Texten weniger aufgefallen. Dass nun jene »meist P'u genannten« Ansiedler wirklich Mohammedaner waren, geht aus dem oben citirten Bericht über die Fremden-Kolonie zu Hainan zur Gewissheit hervor, und es scheint, dass wir berechtigt sind, auch bei den übrigen Stellen, wo im chinesischen Texte von den P'u genannten Leuten die Rede ist, an arabische Ansiedler zu denken; so namentlich in San-fo-ch'i (Sumatra), wo eine arabische Aristokratie neben indisch-buddhistischen Elementen heimisch gewesen zu sein scheint.

Heirath mit Frauen von demselben Familiennamen zu enthalten, nicht, auch verheirathen sie sich nicht mit Chinesen und umgekehrt. Da ihre Ansiedlungen wegen der unmittelbaren Nähe des Meeres viel von Stürmen zu leiden haben, so sind ihre öffentlichen und privaten Gebäude weder hoch noch schön. Das gemeine Volk lebt in Strohhütten, und die öffentlichen Gebäude sind kaum besser. Häuser, die dicht an der Küste stehen, werden bei Stürmen bisweilen von der See erfasst und weggeschwemmt; die mehr nach dem Innern zu in der Nähe der Li erbauten Häuser nähern sich dem Baustil der Wilden, indem sie durch Holzpfähle erhoben sind. Die Architektur dieser Ansiedlungen hat daher mit der chinesischen nichts gemein; das Ornament tritt zurück vor der Widerstandsfähigkeit des Baues.« In demselben Bericht werden sechs Sprachen (oder Dialekte) als in Hainan gesprochen erwähnt, von denen eine als »fan-yü (番 語, d. h. die fremde Sprache) von San-ya« bezeichnet wird. Die übrigen Sprachen (Dialekte) heissen: mai-yü (邁 語), was den Dialekten von Kao-chou-fu und Tung-kuan-hsien in Kuang-tung entsprechen soll; k'o-yü (客 語), dem Fukienesischen ähnlich, vielleicht Hok-lo oder Tieh-chiu; ti-li-yü (地 黎 語), eine durch den Umgang mit Chinesen modifizirte Abart der Li-Sprache von Ai-chou, und li-yü (黎 語), die verschiedenen Sprachen der Li des Inneren umfassend. Die Nachkommen jener aus Cochinchina eingewanderten Mohammedaner sitzen heute noch in San-ya (Samá), wie aus dem Berichte zweier amerikanischer Missionäre hervorgeht, die den Ort besuchten (s. Overland China Mail v. 15. Febr. 1894, No. 1309: »A Visit to Hainan«). Es scheint, dass die Mohammedaner dort ein ähnliches Bild bieten, wie wir es in verschiedenen Gemeinden des Festlandes zu studiren Gelegenheit haben, d. h. sie unterscheiden sich auf den ersten Blick kaum von den übrigen Chinesen, zeigen aber bei näherer Bekanntschaft, dass sie Vieles von ihren alten Ueberlieferungen mit grosser Zähigkeit festhalten, kein Schweinefleisch essen, sich arabische Texte verschaffen, nach Mekka pilgern, den Koran in der Ursprache lesen, u. s. w.[1])

Wir dürfen wohl annehmen, dass schon im Mittelalter die arabischen Schiffe, wie später die Schiffe der ostindischen Kompagnie, gelegentlich in den Hafen von Yülinkan eingelaufen sind und dass bei dieser Gelegenheit Verkehr mit den Glaubens-, wenn nicht Stammes-Genossen stattgefunden hat. Auch der von Chao Ju-kua als 50 Li westlich von der Küstenstadt Ch'ang-hua auf einer Insel gelegene Felsen-Tempel, wo für Kauffahrtei-Schiffe günstige Winde erfleht wurden, möchte ähnlichen Zwecken gedient haben.

[1]) Vgl. die Bemerkungen über die Mohammedaner von Chungking in dem Berichte über einen von mir am 9. Januar 1896 vor der Geograph. Gesellsch. in München gehaltenen Vortrag (Beilage zur Allgem. Zeitung v. 17. Jan. 1896, No. 13).

Hai-nan.

Hai-nan ist das Chu-ai und Tan-êrh der Han[1]). Als der Kaiser Wu-ti [140 bis 86 vor Chr.] das südliche Yüeh[2]) erobert hatte, schickte er Gesandte von Hsü-wên[3]) (Glosse: dem heutigen Hsü-wên-hsien in Lei-chou), um über das Meer zu setzen und vom Lande Besitz zu ergreifen, wobei die beiden chün [Fürstenthümer, Präfekturen] Chu-ai und Tan-êrh gegründet wurden. Sein Nachfolger Chao-ti [86 bis 73 vor Chr.] liess Tan-êrh fallen, indem er es mit Chu-ai vereinigte. Auf den Rath des Chia Chüan-chih[4]) gab dann der Kaiser den Besitz von Chu-ai auf, das erst unter den Dynastien Liang [502 bis 527] und Sui [589 bis 618] wieder einverleibt wurde. Im ersten Jahre der Periode Chêng-kuan der Dynastie T'ang [627] wurde das Land in die drei Kreise [chou] Ai, Tan und Chên[5]) getheilt und dem Provinzialbezirk von Ling-nan[6]) unterstellt. Im fünften Jahre [631] wurde Ch'iung-shan in Ai[7]) als chün [Fürstenthum, Präfektur] abgetrennt und Wan-an-hsien zum chou [Kreis] erhoben, das mit dem gegenwärtigen Militärbezirk dieses Namens identisch war, während Tan und Chên den heutigen Militärbezirken Chi-yang und Ch'ang-hua entsprachen[8]). Im fünften

---

1) 海南漢朱崖儋耳也.

2) 南粤, Nan-yüeh, den südlichen Theil des Reiches Yüeh, d. i. Kuang-tung. Vgl. Hirth, Chines. Studien, Bd. I, p. 138.

3) 徐聞縣, der südlichste von den drei Kreisen, in die jetzt die Halbinsel Lei-chou als Präfektur getheilt wird. Chines. Stud. ibid. u. p. 145 ff. Die hier im Texte eingeschobene Glosse stammt vermuthlich, wenn nicht vom Autor selbst, von einem Scholiasten der Sung oder Yüan, da nach dem Jahre 1368 die officielle Bezeichnung der Präfektur: Lei-chou-fu und nicht bloss Lei-chou war (l. c. p. 138).

4) 賈捐之, eines Urenkels des berühmten Gelehrten Chia I (賈誼, etwa 200 vor Chr. geboren; s. Mayers, The Chinese Reader's Manual, p. 78). Aus seiner Biographie (Ch'ien-han-shu, Kap. 64B, p. 14 ff.) geht hervor, dass Chia Chüan-chih, der unter Yüan-ti ein hohes Hofamt bekleidete, aber durch die Intriguen eines Rivalen wegen des Freimuthes, mit dem er seine Ansichten aussprach, dem Richtbeil zum Opfer fiel, dem Kaiser Mässigung in seiner Ländergier angerathen hatte; er hatte dabei auf das Beispiel der alten Kaiser Yao, Shun und Yü und die Lehren des Confucius verwiesen. Der wirkliche Grund, weshalb man den Besitz von Hai-nan damals fallen liess, ist jedoch in der Unfähigkeit der Chinesen zu suchen, der damals noch unabhängigen Ureinwohner Herr zu werden.

5) 崖儋振.

6) 嶺南道, der heutigen Provinz Kuang-tung mit Theilen von Kuang-si und Tungking entsprechend. Vgl. Playfair, The Cities and Towns of China, No. 4379A, wonach es den Süden des alten Yang-chou bildete.

7) 崖之瓊山.

8) 吉陽昌化軍.

Jahre der Periode Chêng-yüan [789] wurde Ch'iung zum Sitz eines tu-fu[1]) gemacht, was es noch heute ist.

Ch'iung [d. i. K'iung-chou] liegt reichlich 360 Li vom Orte Ti-chio-ch'ang[2]) in Hsu-wên entfernt an der jenseitigen Küste, und die Ueberfahrt lässt sich bei günstigem Winde in einem halben Tage bewerkstelligen. Hat man den mittleren Strom des Kanals passirt, der hier San-ho-liu[3]) genannt wird, so beglückwünschen sich die Schiffer gegenseitig mit erhobenen Händen, wenn die Fahrt ohne Wind und Seegang vor sich gegangen ist. Chi-yang liegt am äussersten Ende der Küste, und es führt zu Land keine Strasse darüber hinaus, aber draussen im Meere liegen zwei Inseln, nämlich Wu-li und Su-chi-lang[4]). Gegenüber liegt im Süden Çhan-ch'êng [Cochinchina, die Gegend von Hué] und im Westen sieht man nach Chên-la [Cambodja]. Im Osten ist die »Tausend Li lange Sandbank«, sowie der »Zehntausend Li breite Felsblock«[5]) und [weiterhin] der endlose Ocean, wo Meer und Himmel nur eine Farbe haben, den die dort verkehrenden Schiffe nur mit Hilfe der südweisenden Nadel durchsegeln können, während die Nadel bei Tage wie bei Nacht mit der peinlichsten Sorgfalt beobachtet wird, da von der geringsten Abweichung Leben und Tod abhängen.

Die Insel wird in vier chün [Fürstenthümer, Präfekturen] mit im Ganzen elf Kreisen [hsien] eingetheilt, die dem West-Bezirk von Kuang-nan[6]) unterstellt sind und im Kreise um das Li-mu-Gebirge[7]) herumliegen, wo die wilden Li[8]) ihre Schlupfwinkel haben. Bei diesen muss man unterscheiden zwischen den Shêng-li [den rohen, oder vollständig uncivilisirten Li] und den Shou-li [den gekochten, zubereiteten oder halb-civilisirten Li]. Obgleich sich auf der Insel grosse Strecken unbebauten Bodens vorfinden, so wird doch nicht genug Reis erzeugt, um die Bewohner zu erhalten. So kommt es, dass man zur Herstellung einer sättigenden Mahlzeit zu Suppen aus Brot- und Aaronswurzel und verschiedenen Kornfrüchten seine Zuflucht nimmt. Dies ist der Grund, weshalb

1) 督府, auch tu-tu-fu (都督府); Militär-Präfekt in einer von nicht-chinesischen Stämmen bewohnten Gegend. Vgl. T'ang-shu, Kap. 43A, p. 5 und passim, und Kap. 49B, p. 8 f.

2) 遞角場.

3) 三合溜 lit. »die aus dreien vereinigte Strömung«. Vgl. unten S. 507: San-ho-shui.

4) 烏里。蘇吉浪.

5) ch'ien-li-ch'ang-sha (千里長沙) und wan-li-shih-chuang (萬里石床), lit. »Felsenbett von zehntausend Li«.

6) Kuang-nan-hsi-lu (廣南西路). Der grösste Theil der heutigen Provinzen Kuang-tung und Kuang-si war während der Dynastie Sung unter dem Namen Kuang-nan zusammengefasst und zerfiel in einen Ost- und einen West-Bezirk (tung-lu und hsi-lu). S. Sung-shih, Kap. 90, pp. 4 ff. u. 13.

7) Li-mu-shan (黎母山).

8) li-liao (黎獠).

der Handel mit wohlriechenden Hölzern als Einnahmequelle beim Volke sehr beliebt ist. Das Land erzeugt Adlerholz, das Riechholz P'êng-lai[1]), das rebhuhnfarbige Riechholz[2]), Chien-hsiang[3]), Shêng-hsiang[4]), Gewürznelken, Betelnüsse, Kokosnüsse, Baumwolle, Hanf, den Papier-Maulbeerbaum, rothen und weissen Rotang, gemusterte und ungemusterte Vorhänge, die von den Li verfertigt werden, grünes Cassia-Holz, Rosenholz, Hai mei-chih[5]), Wurmmoos[6]), eine Art Firniss[7]), Spanischen Pfeffer[8]), Galgant[9]), Fischleim, gelbes Wachs und versteinerte Krabben. Die meisten unter diesen Artikeln werden in den Gebirgsdörfern der Li erzeugt und von den chinesischen Ansiedlern gegen Salz, Eisen, Fische und Reis umgetauscht, um dann des Weiteren an die Händler (an der Küste) verkauft zu werden. Die Dschunken, die von Ch'üan-chou (Chinchew) aus dorthin Handel treiben, werden mit Samschu, Reis, Weizenmehl, Seidenzeugen, Lackwaaren und Porzellan befrachtet. Diese Dschunken pflegen Ch'üan-chou am Jahresende oder im ersten Monat des neuen Jahres zu verlassen, um im fünften oder sechsten Monat (Juni oder Juli) wieder heimzukehren, es müsste denn sein, dass sie Ladungen von frischen Betelnüssen führen, wodurch sie veranlasst werden, früher zu segeln, um im vierten Monat (April) anzukommen.

[1]) p'êng-lai-hsiang (蓬來香), eine Art Adlerholz, von unserem Autor in dem von den Riechhölzern handelnden Abschnitt seiner Waarenkunde als Specialität von Hainan mit »feinem und anhaltendem Aroma« geschildert.

[2]) chieh-ku-pan-hsiang (鷓鴣斑香), lit. »Riechholz, gefleckt wie Perdix cinerea«, nur an dieser Stelle erwähnt.

[3]) 箋香, in der Waarenkunde als niedere Qualität des Adlerholzes beschrieben, von dem es sich durch grobe Faser und geringe Konsistenz unterscheidet.

[4]) 生香, lit. Rohes, i. e. frisches Riechholz, in der Waarenkunde des Chao Ju-kua als Produkt von Cochinchina, Cambodja und Hainan eigens beschrieben.

[5]) 海梅脂, lit. »Harz des Hai-mei-Baumes«. Derselbe ist vielleicht mit dem la-mei (蠟梅) genannten Baum, Chimonanthus fragrans (Porter Smith, Chinese Materia Medica, p. 60), identisch und scheint auf dem von Baber und anderen Reisenden besuchten heiligen Berg Omi in West-Szechuen vorzukommen, da in der Berg-Chronik (O-mei-shan-chih, citirt im T'u-shu-chi-ch'êng, 20, Kap. 206) der hai-mei als ein drei Fuss hohes Bäumchen mit kleinen immergrünen Blättern und einer Frucht, die der chinesischen Kirsche (Cerasus pseudo-cerasus) ähnelt, als dort heimisch geschildert wird.

[6]) ch'iung-chih-ts'ai (瓊枝菜), was nach dem Pên-ts'ao-kang-mu (Kap. 28, p. 23) mit Shih-hua-ts'ai (石花菜) identisch ist. S. Porter Smith, p. 51.

[7]) hai-ch'i (海漆).

[8]) pi-po (蓽撥), ein dem Sanskrit pippali nachgebildetes Wort. Im Yu-yang-tsa-tsu, einem Werke des 8. Jahrhunderts, wird pi-po-li (蓽撥梨), die vollere Form, als der in Maghada gebräuchliche Name mitgetheilt. Es wird dort hinzugefügt, dass pi-po in der Sprache von Fu-lin a-li-k'o-t'o (阿梨訶陀) heisst.

[9]) kao-liang-chiang (高良薑), im Canton. kò-leung-keung, wovon das arabische khalanjân, sowie unser Galgant herzuleiten ist. Vgl. meine Chines. Studien, Bd. I, p. 218 ff.

Ch'iung-chou [das heutige Kiung-chou-fu] liegt im Nordosten des Li-mu-Gebirges. Die Hauptstadt des chün ist identisch mit dem Ai-chou des Alterthums[1]). Während der Periode Chêng-ho [1111 bis 1118] wurde es zum Sitz eines Ober-Kommandos erhoben und erhielt es das Regiment »Ching-hai« in Garnison. Als Küstenland ist der Bezirk nicht sehr gebirgig. Das Klima ist im Herbst regnerisch, im Frühjahr trocken. Der Sommer ist nicht übermässig heiss, ebenso ist der Winter nicht sehr kalt. Heftige Stürme[2]) sind im fünften und sechsten Monat [Juni und Juli] häufig; wird ein solcher Sturm von einem regenbogenartigen Phänomen begleitet, so nennt man dies »die Mutter des Sturmes«[3]). Nach dem Sui-chih[4]) sind die Bewohner von leichter, aber leidenschaftlicher Gemüthsart. Sie binden ihr Haar in einem Knoten zusammen und tragen gemusterte Zeuge Sie gebrauchen das Kerbholz als Schrift[5]), sind fleissige Ackerbauer und von einfachem, bäurischem Wesen. Vater und Sohn arbeiten nicht in demselben Berufe. Hervorragende Eingeborene giessen Bronze-Pauken und hängen sie, sobald sie fertig sind, in ihren Häusern auf. Sie schlagen diese Pauken an, um ihre Stammesgenossen zur Stelle zu rufen[6]);

---

[1]) Nicht zu verwechseln mit der heutigen Stadt Ai-chou, die an der Südküste der Insel liegt.

[2]) chü-fêng (颶風). Damit sind wohl nicht die in Hainan so sehr gefürchteten Teifune gemeint, sondern ein Sturm, wie er auch in Formosa noch vor der Teifun-Zeit zu wehen pflegt, da die eigentliche Teifun-Zeit vielmehr in den siebenten und achten chinesischen Monat (August und September) gehört, als in den Anfang des Sommers. Vgl. die Auszüge aus der Chronik von Formosa (Tai-wan-fu-chih) in meiner Arbeit »The word Typhoon: its History and Origin« im Journ. of the R. Geogr. Soc., Bd. 50 (1880).

[3]) chü-mu (颶母).

[4]) 隋志, d. i. der chih (志) genannte Theil des Sui-shu oder »Geschichte der Dynastie Sui« (589 bis 618). Die Stelle findet sich thatsächlich im Sui-shu, Kap. 31, p. 15; vgl. a. Sung-shih, Kap. 90, p. 13.

[5]) 刻木爲符, was zweifellos der Stelle 刻木以爲符契 im Sui-shu entspricht.

[6]) Die Bronze-Pauke, die heute zu den interessantesten Alterthümern Süd- und West-Chinas sowie der hinterindischen Halbinsel gehört, ist vermuthlich ursprünglich ein Erzeugniss chinesischen Gewerbfleisses, dessen Herstellung erst später von den Völkern der Halbinsel erlernt wurde. Ich hoffe, darauf an anderer Stelle zurückzukommen und will hier nur kurz die Ansicht mittheilen, die ich mir auf Grund chinesischer Aufzeichnungen gebildet habe, muss aber hinzufügen, dass ich von den vorhandenen Fundstücken nur wenige gesehen habe und dass deshalb meine jetzige Ansicht immer nur eine einseitig auf Literatur begründete sein kann. Ich schrieb darüber am 15. Sept. 1895 von Chungking aus an Herrn Custos Franz Heger in Wien, der mir die Abbildungen von drei Bronze-Pauken der Wiener Sammlung hatte zukommen lassen, wie folgt:

»Dies ist nun zwar kaum genügend, um eine Ansicht über die Bedeutung der Ornamente auszusprechen, da den aus dem wenigen Gesehenen zu ziehenden Schlüssen möglicher Weise von dem widersprochen wird, was mir nicht zugänglich ist, und dies ist vermuthlich der bei weitem grösste Theil alles bisher Gefundenen. Auf der anderen Seite habe ich so ziemlich Alles gelesen, was die Chinesen über den Gegenstand geschrieben haben. Auf Grund meiner Lektüre nun hatte ich mir eine Theorie gebildet, die gewissermaassen die Ansicht chinesischer Archäologen bildet, die ich am liebsten für mich behalten möchte, bis ich etwas mehr über die Funde, besonders auch die auf nicht-chinesischem Gebiete gemachten, gelernt habe. Wenn ich trotzdem aus der Schule plaudere, so hoffe ich, dass Sie mich nicht für voreilig halten. Meine jetzige Ansicht ist zunächst

kommen diese in grosser Anzahl und erwirbt sich (der Besitzer der Pauke) die Gunst der Menge, so nennt man ihn tu-lao [Aeltester?][1]).

---

einseitig und lediglich auf Literatur-Nachweise gegründet; ich weiss zu gut aus Erfahrung, dass man so gewonnene Ansichten nur zu oft stark verändert, ja ganz aufgiebt, nachdem man den aus der Literatur gewonnenen Eindruck mit der vorhandenen Wirklichkeit verglichen hat. Nehmen Sie daher, bitte, an, dass nicht ich, der vorsichtige Sinolog, es bin, der keine Uebersetzung für abgeschlossen erklärt, bis er nicht über das Gegenständliche vollständig im Klaren ist, sondern der chinesische Archäolog (von mir auf Grund der Sach-Unkenntniss möglicher Weise noch missverstanden), der Ihnen die folgende Theorie zur Prüfung übergiebt.

Die Fundorte, an denen laut chinesischer Aufzeichnungen Bronze-Trommeln dieser Art entdeckt worden sind, gehören in das Gebiet der Völkerschaften, die von den Chinesen unter dem Namen Man ausführlich beschrieben werden. Die Man waren die Ureinwohner der südwestlichen Provinzen Chinas und eines Theiles der hinterindischen Halbinsel. China fing in den letzten Jahrhunderten der vorchristlichen Zeit an, sich für diese südwestlichen Barbaren (hsi-nan-man) zu interessiren. Unter den Ts'in wurden in den an den Busen von Tungking angrenzenden Ländern Fürstenthümer gegründet. Ein chinesischer Satrap Namens Chao T'o (S. Mayers, Chinese Reader's Manual, p. 17) fiel vom Reiche ab und gründete das Königreich Nan-yüeh, das wiederum vom General Lu-po-tê (Mayers, p. 138) seiner Selbstständigkeit beraubt und China zugeführt wurde. In den heutigen Provinzen Kuang-tung und Kuang-si wurde dadurch sicher ein grosser Theil der alten Kultur (oder Unkultur) der Man mit chinesischen Elementen verquickt. Dennoch müssen wir annehmen, dass das Chinesenthum bis ins Mittelalter hinein nur in einzelnen Centren, in den Städten und befestigten Regierungssitzen Wurzel fasste, während in den weniger zugänglichen Gebirgen mit ihren Engpassen die Urbewohner sich mehr oder weniger unabhängig behaupteten. Denn wir lesen, dass an Strecken, die heutzutage zweifelsohne nur von civilisirten Chinesen bewohnt werden, die Sitten der Man erst unter den Dynastien Sui und T'ang, d. i. vom 6. bis 10. Jahrhundert, den chinesischen Platz machten. Die Satrapenherrschaft sowohl wie diejenige des Chinesen Chao T'o hat vermuthlich an der Kultur der Man nur wenig verändert. Die erste vollständige Unterjochung im politischen (wenn auch noch lange nicht im kulturellen) Sinne wird von den Chinesen selbst erst vom Jahre 41 n. Chr. datirt, als der General Ma Yüan (Ma, 馬 = Pferd) die von zwei Amazonen geführten Annamiten besiegte. Bei dieser Gelegenheit wurden die Man in den Ländern des Meerbusens von Tungking, einschliesslich der stammverwandten Li von Hainan zur Anerkennung der chinesischen Oberhoheit gezwungen (vgl. Mayers, p. 149), nachdem Ma (der General »Ross«) schon vorher die Tu-fan an der Grenze von Tibet unterjocht hatte. Dies ist die erste Hauptunterjochung und die Entstehungsperiode für unsere Bronze-Trommeln, die nicht über die christliche Zeitrechnung, resp. das Jahr 41 n. Chr. hinausgehen. Die zweite Epoche der grossen Man-Kämpfe fällt in den Anfang des dritten Jahrhunderts, als der grosse Nationalheld Chuko Liang (Mayers, p. 28) die Stämme des äussersten Südwestens (Yünnan u. s. w.) zur Unterwerfung brachte. Chuko Liang trug chinesische Waffen vermuthlich weit über die Grenzen des heutigen China hinaus; sein Einfluss erstreckte sich bis in das Gebiet von Birma. In Pagan z. B. war noch im 12. Jahrhundert ein ihm geweihter Tempel zu finden, wie uns Chao Ju-kua berichtet.

Die Man kämpften in jenen Zeiten mit bronzenen Waffen, da Kupfer ihnen das zugänglichste und bequemste Material war. Nach ihrer Besiegung im Jahre 41 n. Chr. befand sich Ma Yüan im Besitze einer grossen Beute an solchen Bronzewaffen, die er den Man von Tungking, Kuang-tung und Kuang-si abgenommen hatte. Um nun zu verhüten, dass diese für die Chinesen als Waffen ungenügenden Schwerter u. s. w. neues Unheil anstifteten, beschloss Ma Yüan, sie einschmelzen und umgiessen zu lassen. Er schuf damit gewissermaassen Kriegstrophäen als Denkmäler seiner Macht, die er den unterworfenen Man als ewiges Memento zurückliess. Er liess also zunächst fünf riesige Bronze-Pfosten (t'ung-chu) giessen, die an der Grenze von Tungking aufgestellt wurden, um für ewige Zeiten die Grenze Chinas zu bezeichnen (vgl. meine Chines. Studien, Bd. I, p. 20), ferner fünf bronzene Schiffe, von denen die Sage viel zu berichten weiss (vermuthlich Bronzeplatten zum

[1]) tu-lao (都 老); vgl. den in China bekannten Titel tu-lao-yeh als Anrede eines Mitgliedes des Censorenamtes; doch ist das im Cantonesischen tolo gelesene Wort möglicher Weise als ein der Sprache der Man entstammender Ausdruck anzusehen.

Die Bewohner tragen seidene Kleider, gebrauchen irdene Pfannen und aus grossen Kürbissen gefertigte Gefässe. Da sie die Bärme nicht kennen, so brauen

Beschlagen der Schiffswände oder sonstige Schiffstheile), und endlich mehrere hundert Bronze-Pauken, die in den verschiedenen Engpässen des Landes untergebracht wurden, um den Man als Prunkgeräth zu dienen. Die Bronze-Trommel wurde vermuthlich dem Häuptling eines jeden den Chinesen unterworfenen Stammes übergeben, dem sie als Symbol der ihm von den chinesischen Schutzherren verliehenen Autorität galt. Später mag sich dieser Gedanke verloren haben, so dass sie überhaupt nur Symbol der Führerschaft blieb. Jedenfalls sind Bronze-Trommeln in den Gräbern von Man-chang, d. i. Häuptlingen der Man, gefunden worden. Die dem Ma Yüan zugeschriebene Idee, die Waffen seiner wilden Feinde in ein stets weithin hörbares Erinnerungszeichen ihrer Unterwerfung zu verwandeln, sieht dem alten Haudegen sehr ähnlich, der wie kein Zweiter zur Kriegführung mit wilden Bergvölkern geschaffen war. Ich citire aus meiner im Manuskript vorliegenden Uebersetzung des Chao Ju-kua. [S. unten die Stelle: »Als Ma Fu-po Hainan zur Ruhe brachte«, u. s. w. auf p. 510.]

Sieht nicht dem Manne, der eine solche Kriegslist aushecken konnte, das Umschmelzen der Waffen in ein Danaergeschenk in Gestalt einer Bronze-Trommel, die dem beschenkten Man-Häuptling stets zurief: »Remember, remember«, vollkommen ähnlich? Dass die Man Geräthe von dieser Vollendung damals selbst zu giessen nicht im Stande waren, darf man dem chinesischen Archäologen gern glauben, der davon ausgeht, dass die Kunst des Bronzegusses nicht in Hinterindien entstanden, sondern (selbstverständlich nur auf Ostasien angewendet) zuerst zur Herstellung der klassischen Bronzen der Dynastien Shang und Chou (18. bis 3. Jahrh. v. Chr.) ausgeübt worden sei. Die Bronzewaffen der Man waren vermuthlich weit weniger schwer herzustellen. Der Chinese nimmt daher an, dass Ma Yüan die ersten Bronze-Trommeln gegossen, resp. ihre Herstellung unter den Man am Meerbusen von Tungking eingeführt hat. Einmal im Besitz einiger Muster und des Geheimnisses der Herstellung, ist es leicht zu erklären, wie die Man auch später noch und an anderen Orten ähnliche Bronzen herstellten.

Die Bronze-Trommel ist allem Anschein nach ein so vollendetes und komplizirtes Kulturelement, dass wir sicher noch manches andere Denkmal einer etwaigen höheren Kultur der Man besitzen würden, wenn eine solche je vorhanden gewesen wäre. Dies ist jedoch, soviel ich weiss, nicht der Fall. Gerade dieses vereinzelte Auftreten der Trommel in grösserer Menge gegenüber der Armuth an anderen Kulturerzeugnissen scheint dafür zu sprechen, dass wir es mit einem nicht auf eigenem Boden entstandenen Gewächs zu thun haben, und die Vergleichung chinesischer Elemente mit dem, was wir wegen seiner Unerklärbarkeit für einheimisch halten müssen, giebt uns einen bedeutenden Fingerzeig in Bezug auf das Ornament. So nahe vielleicht der Gedanke liegt, eine kreisrunde Oberfläche mit koncentrischen Ringen zu bedecken und deren Zwischenraum mit bestimmten Ornamenten auszufüllen, so glaube ich doch, eine geistige Verwandtschaft selbst zwischen diesen Produkten einer halbwilden Kultur und z. B. dem Schild des Achilles wittern zu können. Die klassischen Bronzen der alten Chinesen enthalten nichts, was an diese Form erinnert. Erst mit dem Metallspiegel der Dynastie Han, dessen schönste und berühmteste Formen die sogenannten Traubenmuster (p'u-t'ao-wên) bildeten (vgl. Titelkupfer in Chines. Studien, Bd. I), erscheint diese Art Ausfüllung des Kreises in der chinesischen Ornamentik. Das Traubenmuster aber wurde mit der Traube selbst vom grossen Entdecker Chan K'ien aus dem Lande Ta-yüan (Ta-wan, Gross-Wan) in China eingeführt, d. i. aus dem griechisch-baktrischen Gebiete in Centralasien, das auch China mit seinen berühmten Pferden und einer Anzahl Kulturpflanzen beglückte.

Ich glaube in einer Reihe von Ornamenten, die gleichzeitig mit jenem Traubenmuster gerade in dieser Epoche zum ersten Male in der chinesischen Kunst auftreten, — Elster, Biene, u. s. w. — und die sich auf einigen Metallspiegeln vereinigt finden, die Symbole des baktrischen Dionysos-Dienstes wieder zu erkennen.

Seit jener Zeit trat bei aller ihrer konservativen Hochhaltung des Althergebrachten ein grosser Umschwung in der chinesischen Kunst ein. Was wir auch nur als griechischen Ursprungs in der chinesischen Ornamentik zu entdecken vermögen (wie z. B. die Erscheinung des zusammenhängenden, endlosen Mäanders gegenüber dem zweitheiligen alt-chinesischen lei-wên, s. Chines. Studien, Bd. I, p. 233 ff.), stammt aus diesen chinesisch-baktrischen Beziehungen des 2. Jahrhunderts v. Chr.

sie ihren Wein mit Granatbluthen. Heutzutage[1]) tragt man Oberkleider, die sich von denen der Chinesen nicht unterscheiden, jedoch wird als Untergewand

Dies der Grund, weshalb das »Trommelfell« unserer Bronze-Pauken aus der Ferne soviel mehr dem Schild des Achilles als dem Erzeugniss eines armen Barbarenstammes in Hinterindien gleicht. Dasselbe darf man von der reichen, von der alt-chinesischen gänzlich abweichenden Ornamentik der Metallspiegel aus der Han-Dynastie behaupten.

Ueber das Ornament Ihrer Bronze-Trommeln will ich nicht allzu viele Vermuthungen aufstellen, bis ich nicht eine grössere Anzahl von Objekten gesehen und im Detail studirt habe, wozu mir hier jede Gelegenheit fehlt. Der Frosch ist in der chinesischen Kunst kein allzu häufiges Ornament. Aus den chinesischen Texten geht nicht hervor, welche Specialität des Frosches mit dem Bronzetrommelfrosch gemeint ist, ob Ochsenfrosch, Laubfrosch, Kröte u. s. w.; ja selbst von »Kaulquappen« habe ich gelesen, die auf der Trommel abgebildet waren. Der buddhistische mythologische Frosch, der häufig von Malern als Vorwurf gewählt wird (»ein Frosch, auf der Schulter eines lachenden, meist hässlichen Jünglings sitzend,« oder »ein Frosch, eine Wolke aus seinem geöffneten Rachen blasend, auf der ein Tempel schwebt«) ist jedenfalls damit nicht gemeint, da derselbe nur drei Beine hat, was bei Ihren Trommel-Fröschen nicht der Fall zu sein scheint. Aus der Beschreibung gewisser Trommelfunde ersehe ich, dass diese Trommel lauter und weiter klang, wenn der Frosch, und nicht die Seitenwand der Trommel angeschlagen wurde. Ich zweifle, ob diese Angabe sich durch Experiment bestätigen lässt. Die Zahl der Frösche war verschieden. Ueberhaupt bin ich durch Zählung der Ornamente auf den wenigen mir vorliegenden Abbildungen zu keinem Resultate gekommen. Auf einer der Oberflächen (der grossen übersandten, mit vier Fröschen, von denen einer abgebrochen) finden sich neun Vögel in dem Stile, wie man zur Zeit der Han den Phönix abbildete. Chiu-huang, d. i. »neun Phönixe«, kommt in einer alten Stelle vor, aber ich kann keinen Zusammenhang mit dem Südwesten herstellen. Die centrale Sonne habe ich auf Felltrommeln in buddhistischen Tempeln öfter gesehen. Auf der erwähnten Trommelscheibe befinden sich ausser den vier Fröschen noch zwei Figuren. Dieselben sind kleiner als die Frösche und könnten Hund, Kameel oder irgendwelchen Vierfüssler darstellen. Thatsächlich jedoch, glaube ich, ist es ein Pferd, da in der Lebensbeschreibung des Ma Yüan (Hou-han-shu, Kap. 54, p. 10 der Palastausgabe von 1739) ausdrücklich erwähnt wird, dass, als der Feldherr im Jahre 44 n. Chr. nach China zurückkehrte, den in Tungking gewonnenen Bronze-Trommeln Pferdegestalten aufgegossen wurden (so könnte man die Stelle verstehen 於交阯得駱越銅鼓乃鑄爲馬式). Das Pferd, Ma (馬), wurde gewissermaassen Wappen-Emblem des Ma Yüan. Das Pferd war das Symbol der Erde, wie der Drache das Symbol des Himmels war. War aber der Drache das Wappenthier des Kaisers, als des Repräsentanten des Himmels, so gebührte dem nächst-grossen Manne des Reichs, der übrigens durch seine Tochter, die Kaiserin Ma Hou (Mayers, p. 147), Schwiegervater des Kaisers Ming-ti wurde, das Symbol der Erde als Wappenthier. So wurde Ma Yüan zu Ehren vor einem der Stadtthore in der Hauptstadt ein bronzenes Pferd errichtet. In einem Tempel des Ma Yüan hier in Chung-King, der besonders viel von Soldaten besucht wird und der sich ganz in der Nähe des Yamên's des Generals (Chên-t'ai) befindet, zeigt uns ein steinernes Pferd in beinahe natürlicher Grösse, ausser den zahlreichen Inschriften, schon äusserlich an, dass hier den Manen des grossen Ma geopfert wird. Wir dürfen wohl annehmen, dass diejenigen Trommeln, auf denen sich Spuren einer, wenn auch noch so kleinen Pferde-Statue finden, aus dem Gebiete von Tungking, Kuang-tung oder Kuang-si stammen.

Diesem Gebiete gegenüber steht nun ein anderes, nämlich das von Szechuen, Yünnan, Nord-Birma u. s. w. Ich bin geneigt anzunehmen, dass die Funde dieses mehr westlichen Gebietes um etwa zwei Jahrhunderte jünger sind und nicht über die Zeit des Chuko Liang (225 n. Chr.) hinausgehen. Als dieser grosse Feldherr den Südwesten Chinas unterjochte, verfuhr er ähnlich wie sein Vorgänger Ma Yüan in Tungking. So wird ein im Anfang des 16. Jahrhunderts in der Gegend von Kuei-lin entdeckter Fund von 93 Bronze-Pauken auf Chuko Liang i-ku chên-man, »Chuko Liang, der mit der Trommel die Man unterjochte, in Ordnung hielt«, zurückgeführt. Wie die damals

[1]) Hier bricht der Autor mit dem Citate ab, das sich zum Theil im Sui-shu wiederfindet, um zur Schilderung gleichzeitiger Zustände überzugehen.

von Männern ein baumwollener Sarong, von Weibern ein Unterrock getragen. Die Baumwollen-Spinnerei dient zum Lebensunterhalt. Irdene Pfannen sind

(d. h. im 16. Jahrhundert) gefangenen Man selbst erklärten, hing der Werth einer solchen Bronze-Trommel davon ab, wie weit man ihren Schall hören konnte, also keineswegs von der Grösse, was sich ja auch von den Tamtams und Glocken sagen lässt. Die allerbesten waren tausend Kühe werth, weniger gute 700 bis 800 Kühe. Diese wichtige Stelle findet sich im Ming-shih, Kap. 212, p. 20. Wie die in der Provinz Szechuen erworbenen Stücke, so gehören zu den Trommeln des Chuko Liang vermuthlich wohl auch Stücke aus Gegenden, die weit über die heutige chinesische Grenze hinaus gefunden wurden. Wie es mit den ferneren Gegenden Hinterindiens bestellt ist, wage ich nicht zu entscheiden. Es wäre aber die Frage aufzuwerfen, ob nicht die Kunst des Trommelgiessens bei Gelegenheit der beiden grossen chinesischen Unterwerfungs-Feldzüge zunächst von den unterworfenen Man nach chinesischem Muster erlernt wurde und sich später von Stamm zu Stamm nach Süden hin fortpflanzte, allmählich dann eingeborenem Geschmack mehr und mehr Rechnung tragend. Bronze-Trommeln werden im frühen Mittelalter unter den musikalischen Instrumenten des Landes Piāo (Ost-Birma) erwähnt. Unter einer langen Reihe von Tributgeschenken, die im Jahre 1370 von Java (vom König Hsi-li-pa-ta-la = Çri Patra, oder Patala?) an den chinesischen Hof geschickt wurden, befanden sich auch Bronze-Trommeln. Es wird sich fragen, ob man für die hinterindischen Trommeln, besonders solche des Archipels, den Beweis erbringen kann, dass sie vor dem Jahre 41 n. Chr. entstanden sind. Ist dies nicht möglich, so wäre chinesische Beeinflussung bei aller Verschiedenheit der Formen immerhin denkbar.«

Aus der vorliegenden Stelle des Chao Ju-kua ersehen wir, dass die eingeborenen Li im Besitze der Kunst des Trommelgiessens waren. Doch müssen wir im Auge behalten, dass gerade dieser Theil seines Berichtes einer älteren Quelle und zwar fast wörtlich dem Berichte des Sui-shu, Kap. 31, p. 15, entlehnt ist. Alles, was der Autor über die Bronze-Pauken der Li sagt, bezieht sich daher auf die Zeit der Dynastie Sui (589—618 n. Chr.). Der Bericht des Sui-shu ist für die Bronze-Trommel-Frage insofern von Interesse, als er ein grelles Licht auf den Kulturzustand Süd-Chinas am Ende des 6. Jahrhunderts wirft. Es heisst darin u. A.:

Das Land der 20 Fürstenthümer im Süden des Ling (d. i. der Gebirgskette Nan-ling) ist grösstentheils niedrig und feucht, ungesund und dem Leben des Menschen besonders ungünstig. Nan-hai (d. i. Kuang-tung) und Chiao-chih (d. i. Tungking) sind grosse Sammelplätze des Verkehrs, wo wegen der Nähe des Meeres sich Rhinoceroshörner, Elfenbein, Schildpatt, Perlen und Pretiosen jeder Art finden, was für die Kaufleute eine wichtige Quelle des Reichthums bildet. Bei der Schilderung der Charakter-eigenthümlichkeiten der Bevölkerung wird von den damals noch in ganz Süd-China zu findenden Man gesagt: »Die Man sind unerschrockenen und unabhängigen Sinnes, legen Werth auf Besitz und verachten den Tod, aber ihre Aristokratie besteht nur aus Reichen. Ihre Schlupfwinkel befinden sich an hohen, unzugänglichen Stellen, doch sind sie fleissige Ackerbauer. Als Schrift gebrauchen sie das Kerb-Holz; ihrem Eide bleiben sie treu, und sollte es das Leben kosten; Vater und Sohn betreiben nicht dasselbe Geschäft. Ist der Vater arm, so kommt es vor, dass er sich dem Sohne verdingt; die Liao (獠) haben dieselbe Sitte. Ferner giessen sie grosse Trommeln aus Bronze; sobald diese fertig sind, hängen sie sie in ihren Häusern auf und laden ihre Stammesgenossen zu einem Weinmahl ein. Befinden sich unter den Kommenden die Söhne oder Töchter vornehmer und reicher Familien, so bringen diese eine aus Gold oder Silber gefertigte grosse Haarnadel mit, womit die Trommel anzuschlagen ist und die schliesslich dem Hausherrn als Geschenk zurückgelassen wird. Man nennt dieses Geräth »die Bronze-Trommel-Haarnadel«. Da Mord und Todtschlag beim Volke beliebt ist, so sind sie nicht selten in Fehden begriffen. Wollen sie nun zum Angriff schreiten, so wird diese Trommel angeschlagen, worauf sich das Volk in Menge versammelt. Der Besitzer einer Trommel wird Tu-lao (都老, wie bei Chao Ju-kua) genannt.«

Man möge bemerken, dass der vorstehende Bericht des Sui-shu sich auf die Man-Stämme im Allgemeinen bezieht, und dass Chao Ju-kua den Passus über den Gebrauch der Bronze-Pauken mit geringen Veränderungen auf die Li von Hainan anwendet. Ueber die Gründe, die den General Ma Yüan auf die Erfindung dieser Bronze-Pauken gebracht haben sollen, findet sich eine Stelle in den Werken des Li T'iao-yüan (über dessen Leben s. mein »Die Länder des Islâm nach chinesischen Quellen«, I., als Supplement zu Bd. V des T'oung-pao, p. 15 ff.). Derselbe citirt in einem Werke

noch heutzutage im Gebrauch, auch dienen grosse Kürbisse gelegentlich zum Wasserschöpfen, in der Weinbrauerei jedoch werden die Batate und Getreide zur Gährung[1]) verwendet. Wenn es auch keine Reichen unter den Eingeborenen giebt, so hat es doch der dem Volke eigene Sparsinn dahin gebracht, dass auch keine Armen da sind und dass man selbst in Jahren der Hungersnoth keinem Bettler begegnet.

Als Ting, Herzog von Chin[2]), zu der Stellung eines Präfektur-Finanz-

---

über die Alterthümer von Kuang-tung, dem Nan-yüeh-pi-chi (南越筆記, Kap. [illegible], pag. [illegible] im 24. Band der Sammlung Han-hai) ein mir unbekanntes älteres Werk, das I-wên-lu, wonach Ma-Yüan deshalb auf den Gedanken der Herstellung von Bronze-Pauken gekommen wäre, weil bei den häufigen Regenfällen in den Gebirgspässen der von ihm bekriegten südlichen Man und bei dem feuchten Klima an der ganzen Küste von Lei-chou, Lien-chou und Tungking die Fell-Trommel häufig ihre Dienste versagte und dadurch ihren Zweck, die kindlichen Gemüther der Man mit Respekt zu erfüllen, vollständig verfehlte. Dies war vermuthlich der Zweck der Bronze-Pauke in erster Linie. Als Ma Yüan das Land verliess, vertheilte er seine Bronze-Pauken unter den Häuptlingen, denen sie als Embleme der Autorität galten. Erst später wurde daraus ein Hausgeräth ähnlich dem Tamtam in China, wie ich aus der Stelle Sung-shih, Kap. 496, p. 1, schliesse, wo in einem längeren Bericht über die Man-Stämme gesagt wird: »Sie geben bei Krankheiten keine Medizin, sondern schlagen nur die Bronze-Pauke oder das bronzene Tamtam an, um den Geistern zu opfern.« Nach pag. 5 dieses Berichtes wurden Bronze-Pauke und Tamtam nebst Flaggen auch [illegible] verwendet, was zur Erklärung eines späteren Trommel-Fundes im Sikiang dienen darf. Bronze-Pauken gehörten daher auch noch i. J. 1014 nebst Kühen, Schafen, Waffen und Edelsteinen zu den werthvollsten Geschenken, womit man z. B. den Frieden von einem siegreichen Feinde erkaufen konnte (p. 7).

Die Geschichte der von den Chinesen im Laufe der Jahrhunderte gemachten Trommel-Funde, die meist den Gräbern alter Man-Häuptlinge entstammen sollen, setzt uns in den Stand, das sich weit in das Binnenland von Hunan und Szechuen erstreckende Fundgebiet festzustellen.

[1]) 以變色 lit. zur Veränderung der Farbe oder Qualität.

[2]) Ting Chin-kung 丁晉公. Ein berühmter Staatsmann, dessen eigentlicher Name Ting Wei (丁謂) war. In Su-chou geboren, verrieth er schon als junger Mann bedeutendes literarisches Talent, so dass einige seiner Arbeiten denen des berühmten Dichters Han Y[illegible] an die Seite gestellt wurden. Er promovirte als Chin-shih im Jahre 992. Seine officielle Laufbahn brachte ihn in verschiedene Provinzen des Reiches, in die Hauptstadt, wo er zu verschiedenen Zeiten wichtige Ministerial- und Hofämter inne hatte, und zu den Stämmen der [illegible]. Da er sich im Verkehr mit dem Kaiser Chên-tsung, einem grossen Verehrer von Dichtern und Gelehrten, als geschickter Schmeichler erwies, brachte er es nach einer glänzenden Laufbahn zum Staatsminister, worauf er im Jahre 1022 den Titel eines Herzogs von Chin erhielt. Als später die Kaiserin-Wittwe im Namen des kranken Kaisers Jên-tsung der Regierung vorstand, liess er sich auf Intriguen mit dem Eunuchen Lei Yün-kung ein. Dadurch fiel er in Ungnade, was nach einer Reihe von harten Prüfungen auch seine Verbannung auf ein kleines Amt in Hainan und Umgegend zur Folge hatte. Er brachte drei Jahre in Hainan, fünf auf der gegenüberliegenden Halbinsel zu, und starb 1033 in Kuang-chou (Honan) unter Zurücklassung eines Rufes, der für den Dichter ein schmeichelhafter, für den Menschen und Beamten aber das Gegentheil war. Seiner Familie wurde nach seinem Tode eine Dotation aus Reichsmitteln gewährt. Der Biograph des Ting Wei (Sung-shih, Kap. 283, p. 8 ff.) spricht von ihm als einem begabten, aber verschmitzten Menschen. Er muss ein phänomenales Gedächtniss besessen haben, da er nach einmaligem Durchlesen Tausende von Sätzen hersagen konnte. Dies war ihm natürlich bei der Erledigung von Staatsgeschäften eine wichtige Hilfe und bewährte sich in einem berühmten Falle. Es hatten sich nämlich in dem San-ssŭ (三司) genannten Amte (bis zum Jahre 1078 dem späteren Hu-pu oder Finanz-Ministerium entsprechend) die unerledigten Akten über besonders schwierige Fälle dermaassen angehäuft, dass Niemand im Stande war, die so

Kommissars[1]) degradirt war, unterrichtete er das Volk im Lesen von Büchern und im Verfassen von Aufsätzen. Während der Periode Ching-li [1041 bis 1049] errichtete der Markgraf Sung Kuan-chih[2]) das Präfektural-Kollegium. Dasselbe wurde im Jahre 1210 in der Periode Chia-ting durch den Markgrafen Chao Ju-hsia[3]) erneuert, bei welcher Gelegenheit auf der Ost- und Westseite der Aula

entstandene Arbeitslast zu bewältigen. Dies gelang jedoch Ting Wei mit Hilfe seines geschäftlichen Scharfsinns, dem es genügte, einen einzigen Bericht anzuhören, um sofort die richtige Entscheidung zu treffen. Seine politischen Schriften sind in zwei Sammelwerken enthalten, nämlich 1. einer Sammlung berühmter Staatsakten, die unter dem Namen Chu-chên-tsou-i (諸臣奏議, d. h. Staatsakten aller Minister; vgl. Wylie, Notes on Chinese Literature, p. 27) von Chao Ju-yü (趙汝愚), einem als Staatsmann hochberühmten Vetter des Chao Ju-kua, im Jahre 1186 veröffentlicht wurde (s. den Katalog der Kais. Bibliothek in Peking, Kap. 55, p. 46), und 2. in einem späteren Werk, dem Ming-chên-pei-chuan-wan-yen-chi (名臣碑傳琬琰集), 1194 von Tu Ta-kuei (杜大珪) herausgegeben (s. Katalog, Kap. 57, p. 33). Die in den beiden Werken abgedruckten Staatsakten sollten eigentlich nur die Arbeiten von ming-chên (名臣), d. h. Ministern von hervorragend gutem Rufe, enthalten. Wie wir im Pekinger Kataloge erfahren, verwandelte Chao Ju-yü im Titel seines Sammelwerkes absichtlich den Ausdruck ming-chên (Minister von Ruf) in chu-chên (alle Minister), weil Werke des Ting Wei, einem notorisch in schlechtem Rufe stehenden Beamten, darin enthalten waren, und der Kritiker, dem wir jene Besprechung im grossen Kataloge verdanken, tadelt den Verfasser des zweiten Werkes wegen des allzu euphemistischen Titels. Es scheint, dass sich in der Pekinger Bibliothek keine Separat-Werke des Ting Wei finden, wohl aber ein kleines anonymes Werk unter dem Titel Ting-Chin-kung-t'an-lu (丁晉公談錄), d. h. »Gespräche des Ting, Herzogs von Chin«, das von den Verfassern des Katalogs als eine zur Rechtfertigung des Ting Wei verfasste Tendenzschrift eines nahen Verwandten verdächtigt wird. Ting Wei war reich und hinterliess eine grosse Bibliothek, sowie eine nicht unbedeutende Bilder-Gallerie. S. das T'u-hua-chien-wên-chih (圖畫見聞誌, ein Werk über zeitgenössische Malerei aus der Sung-Periode), Kap. 6, p. 7.

[1]) chou-ssü-hu (州司戶), ein Verwaltungsposten mit Rang eines Präfekten zweiter Klasse. Der Chou-ssü-hu war zugleich Registratur-, Steuer-, Kornspeicher-Verwaltungs- und Präfektur-Kassen-Beamter. S. Sung-shih, Kap. 167, p. 24.

[2]) Sung Kuan-chih (宋貫之), auch Sung Hsien (宋咸) genannt. Nach dem grossen biographischen Wörterbuch Wan-hsing-t'ung-pu (worüber im T'oung-pao, Bd. VI, p. 316) war ein Sung Hsien in Chien-yang, Prov. Fukien, geboren. Derselbe promovirte 1024 als Chin-shih, zeichnete sich nach einer bescheidenen Carrière durch besonders thatkräftige Verwaltung der Präfektur Shao-chou-fu im Norden von Kuang-tung aus und erhielt dafür einen Ministerialposten in der Hauptstadt. Der Biographie des Wan Hsien folgt jedoch noch eine andere, nämlich die des Sung Shou-chih (宋守之), und diesem wird im Wan-hsing-t'ung-pu das Verdienst, den Geschmack an klassischen Studien in Hainan erweckt zu haben, zugeschrieben. Von den Werken des Sung Hsien, die grössten Theils der Erklärung der Klassiker gewidmet waren, scheint keines erhalten zu sein, doch wird sein Name als der eines Kenners der klassischen Literatur im grossen Katalog wiederholt erwähnt (Kap. 91, p. 18; Kap. 87, p. 13).

[3]) Chao Ju-hsia (趙汝廈), ein entfernter Verwandter unseres Autors aus der gleichen Generation (vgl. mein »Chao Ju-kua, a new source of Historical Ethnography«, p. 77 f.). Sein Name findet sich in der grossen genealogischen Tafel der Sung-Kaiser (Sung-shih, Kap. 224, p. 41), doch schweigen sämmtliche biographische Quellen über seine Verdienste, an denen Chao Ju-kua als Verwandter wohl mehr Interesse nahm als die übrige Welt. Durch irgend etwas muss er sich übrigens ausgezeichnet haben, da er den Markgrafentitel, der ihm im Texte beigelegt wird, nicht ererbt, sondern

Opferschreine für die Manen der Herzöge Su Tung-po[1]) und Hu Tan-an[2]) errichtet wurden. Auf dem Wandschild der Aula war die Devise: »Verständniss und

auf Grund irgend eines Verdienstes, wenn auch nur Freundschaft des Monarchen, erworben zu haben scheint. Der bibliographische Abschnitt des Sung-shih (Kap. 204, p. 22) erwähnt [illegible] Werke unter seinem Namen, nämlich das Ch'êng-chiang-chih (程江志) in fünf Büchern und das Ch'iung-kuan-t'u-ching (瓊管圖經). Aus dem Titel des letzteren dürfte zu schliessen, dass es sich um eine illustrirte Beschreibung der Insel Hainan handelte, wodurch die Vermuthung nahe gelegt wird, dass ein Theil der von unserem Autor gesammelten Nachrichten dieser Quelle entstammt. 1210 ist die späteste im Texte des Chao Ju-kua vorkommende Jahreszahl.

[1] Su Tung-po (蘇東坡, auch Su Shih (蘇軾), der grösste Dichter der Sung-Periode. S. Mayers, Manual, p. 190; Gützlaff, »Notices of the complete Works of Su Tung-po« im Chinese Repository, Bd. XI, 1842, p. 132 ff., Watters, »The Life and Works of Han Yü or Han Wên-kung«, in J. of the China Branch, R. As. Soc., New Series No. VII, p. 165 ff.; über des Dichters Verbannung nach Hainan: Bowra, »Su Tung-po [illegible] History of the Kuangtung Province«, China Review, Bd. I, p. 149 ff. Biographie: Sung-shih, Kap. 338 und in verschiedenen anderen Werken, besonders den Ausgaben des Dichters.

[2] Hu Tan-an 胡澹庵, auch Hu Ch'üan (胡銓) [illegible] geboren und promovirte 1128. Die bei dieser Gelegenheit der Kommission vorgelegte Dissertation soll über 10,000 Sätze enthalten haben und vom Kaiser Kao-tsung als des ersten Preises [illegible] erklärt worden sein, obwohl die Kommission sich schliesslich für den fünften Preis entschied. In einer glänzenden Laufbahn brachte er es bald zu der Stellung eines [illegible] (shu-mi-yüan-pien-hsiu, 樞密院編修), in welcher [illegible] Gelegenheit hatte, dem Kaiser persönlich Rath zu ertheilen. Kao-tsung hatte damals seine Hauptstadt Hang-chou auf der Flucht vor den Kin-Tartaren verlassen, die bereits im Besitze der nördlichen Hälfte von China waren, und befand sich an Bord einer Dschunke, wo er sich vor den Verfolgungen der feindlichen Armee am sichersten fühlte. Die Tartaren hatten im Jahre [illegible] Ts'in K'uei (秦檜), einen der einflussreichsten chinesischen Staatsmänner, gefangen genommen, [illegible] und übertrugen ihm sogar wichtige Aemter. Nach der Flucht des Kaisers im Jahre 1138 erschien plötzlich Ts'in K'uei an Bord der kaiserlichen Dschunke, berichtete über seine Flucht aus der Gefangenschaft bei den Tartaren und bot dem chinesischen Vaterlande von Neuem seine Dienste an. Er überredete den Kaiser, in eine friedliche Theilung des Reiches einzuwilligen, wodurch die Nordhälfte Chinas an die siegreichen Tartaren als Friedensbedingung [illegible] (vgl. Mayers, Manual, p. 235). Dagegen setzte nun Hu Ch'üan seinen ganzen Einfluss beim Kaiser ein, dem er sogar den Rath gab, den unpatriotischen Renegaten mit dem Tode zu bestrafen. Der Wortlaut der darauf bezüglichen Denkschrift ist uns in der Biographie des Hu Ch'üan (Sung-shih, Kap. 374, p. 3 ff.) erhalten. Der Kaiser, obwohl weniger patriotisch als sein Rathgeber, [illegible] Dinge besser bewusst und entschied sich für die Vorschläge des Ts'in K'uei. Hu Ch'üan aber wurde wegen seines patriotischen Freimuthes degradirt und verbannt, [illegible] Fu-chou, wo er vier Jahre zubrachte, nach Hsin-chou (Shensi?) und schliesslich nach Hainan, wo er acht Jahre als Magistrat lebte, bis der Tod seines allmächtigen Gegners im Jahre 1156 seine Zurückberufung ermöglichte. Er trat wieder in den Ministerialdienst und [illegible] Nachfolger des Kao-tsung, die höchsten Stellungen. Nachdem er sich als Staats-Sekretär in seine Heimath zurückgezogen hatte, starb er [illegible] hochbetagt. Nach seinem Tode wurde ihm der Ehrentitel Chung-chien (忠簡), d. h. »Treu und Aufrichtig«, verliehen. [illegible] unter dem Namen Tan-an-chi (澹庵集) veranstaltete Ausgabe seiner Werke, sowie die [illegible] zugeschriebenen Kommentare zu den Klassikern finden sich im grossen Katalog nicht verzeichnet. Auf S. 6 der citirten Biographie des Hu Ch'üan erfahren wir, dass ein promovirter Spekulant Namens Wu Shih-ku (進士吳師古) aus I-hsing, der schon damals wegen ihrer [illegible] farbigen Thonwaaren berühmten Fabrikstadt am Grossen See bei Su-chou, [illegible]

Methode«[1]) zu lesen. In Hai-k'ou [Hoihow][2]) befindet sich ein »Tempel der beiden Fu-po der Dynastie Han«, wo den Manen des Lu Po-tê[3]) und des Ma Yüan[4]) geopfert wird. Wer über das Meer fährt, muss hier beten, und Niemand wagt die Ueberfahrt, dem nicht vorher durch das Orakel der Pei-chiao-Tafeln[5]) Glück verhiessen ist. Zu diesem Distrikt gehören fünf Städte, nämlich Ch'iung-shan, Ch'êng-mai, Lin-kao, Wên-ch'ang und Lo-hui[6]), in deren jeder ein Shih-po [See-Zoll-Direktor][7]) stationirt ist. Die dort Handel treibenden Dschunken werden in drei Klassen getheilt: die erste heisst po[8]), die zweite: pao-t'ou[9]), die dritte: tan[10]). Sobald ein Schiff ankommt, erstattet ein Zollbeamter[11]) an den Magistrat

gerichtete patriotische Denkschrift des Hu Ch'üan durch Holzdruck vervielfältigte und dass ihm die Tartaren 1000 Taels Gold dafür (vermuthlich die gesammte Auflage einschliesslich der zum Druck verwendeten Holzblöcke) boten. Da die Denkschrift des Hu Ch'üan im Jahre 1138 verfasst wurde, so dürfte dies einer der ersten Fälle sein, in denen ein so hoher Preis für die Unterdrückung nur weniger Druckseiten bezahlt wurde. Wie damals gedruckt wurde, mag der Leser aus einer gegenüber S. 8 meines »China and the Roman Orient« eingereihten Druckprobe vom Jahre 1167 ersehen.

[1]) Ming-tao (明道), je nach dem Zusammenhang der Stelle, der dieser Ausdruck entnommen ist, anders zu übersetzen. Mr. Fraser, s. Z. englischer Konsul in Chungking, fasste ming als Zeitwort auf und schlug mir die Uebersetzung »the Enlighteners of the Way« vor.

[2]) 海口, der jetzige Vertragshafen.

[3]) Lu Po-tê (路博德), der Feldherr, der im Jahre 120 v. Chr. unter dem Kaiser Wu-ti von der älteren Han-Dynastie das Königreich Nan-yüeh (Kuangtung, Kuangsi und Tungking) eroberte. Wie 160 Jahre später Ma Yüan, der zweite Eroberer dieses Gebietes, erhielt er den Titel »General Fu-po« (伏波將軍), was Mayers (Manual, p. 138) durch »Queller of the Waves« in Anspielung auf die von ihm zur See und an der Meeresküste geführten Kriege übersetzt. Vgl. Biopraphie im Ch'ien-han-shu, Kap. 55, p. 17.

[4]) Ma Yüan (馬援), der bekannteste und volksthümlichste Heerführer des 1. Jahrhunderts n. Chr. (Biogr. Hou-han-shu, Kap. 54). Seine Feldzüge galten der Eroberung von Tibet und Tungking mit den angrenzenden Ländern. Im Jahre 41 n. Chr. eroberte er siebzigjährig Tungking, dessen Volk sich unter Führung einer Amazone Namens Chêng Tsê gegen das chinesische Joch aufgelehnt hatte. Er bezeichnete die Grenze Chinas im heutigen Annam durch fünf grosse Bronze-Säulen, die er durch eine dort zurückgelassene Garnison chinesischer Soldaten bewachen liess. Die von diesen gegründeten Familien bildeten den Kern zu der noch nach vielen Jahrhunderten als Ma-liu-jên dort lebenden Bevölkerung. Vgl. einen diesen Gegenstand betreffenden Abschnitt im Kuang-tung-hsin-yü, Kap. 7, p. 13 ff., auch T'oung-pao, Bd. I: »Ueber hinterindische Bronzetrommeln.«

[5]) pei-chiao (环珓), nach K'anghi (Rad. 96, 6:3) ein zur Erlangung eines Omens dienendes Geräth, das in alten Zeiten aus Nephrit, später aus zwei Austerschalen bestand oder aus Bambuswurzeln geschnitzt war. Cf. Giles, No. 1304: »two pieces of wood, shaped like kidneys, with one side convex and the other flat.« Sie werden vor dem Altar in die Höhe geworfen, und wenn sie beide mit der flachen Seite nach oben fallen, so ist das Omen schlecht; zwei gewölbte Seiten nach oben liegend bedeuten weder Gutes noch Schlechtes; nur ungleiche Seiten bedeuten Glück.

[6]) 瓊山; 澄邁; 臨高; 文昌; 樂會.

[7]) Vgl. über dieses Amt: »Chao Ju-kua, a new Source of Historical Ethnography« im J. R. Asiat. Soc., Jan. 1896, p. 64 ff.

[8]) 舶. Dies ist die auf weite Oceanreisen eingerichtete Handelsdschunke, in der ein Theil des arabisch-chinesischen Handels betrieben wurde. Es ist das eigentliche Fahrzeug des Fremdenhandels, wonach auch der Titel Shih-po gebildet ist.

[9]) 包頭. [10]) 蜑. [11]) chin-wu (津務).

Bericht, der wiederum einen Beamten zur Feststellung des Tonnengehaltes und der tarifmässigen Zölle abschickt. Höhere und niedere Beamte, sowie das Militär sind zu ihrem Unterhalt auf diese Einnahmen angewiesen. Nach einer Reise von 236 Li weiter westlich kommt man zum Militarbezirk Ch'ang hua.

Ch'ang-hua[1]) liegt im Nordwesten des Li-mu-Gebirges und ist identisch mit dem alten Tan-chou. Die Mauern der Citadelle erheben sich zu vierzehn chinesischen Fuss und messen 220 Schritte im Umfang. Nach alten Aufzeichnungen wurde die Stadt von der Edelfrau Tan-êrh[2]) erbaut. Diese zwang Kobolde in ihren Dienst, die mit Lehmtrog und Picke in einem Abend die ganze Arbeit vollendeten. Nach anderen Berichten wurden die Eingeborenen Tan-êrh »Ohrenschlepper« deshalb genannt, weil ihnen die Ohren auf die Schultern herabhingen[3]). Obgleich heutzutage in Ch'ang-hua keine Kinder mit langen Ohren geboren werden, so ist doch in Betracht zu ziehen, dass die Li als eifrige Buddhisten ihre Ohrlappen mit grossen Ringen beschweren, weshalb sie bis auf die Schultern herabhangen. Das Land ist frei von Epidemien Malaria und Wassersnothen, und da das Klima ganz verschieden von dem Chinas ist, so knospen alle Blumen früh im Jahre, so dass sie im Frühling bereits ausgeblüht haben. Nur die Lotusblume entfaltet sich in der Zeit vom vierten und fünften Monat (Mai oder Juni) bis zum Ende des 12. Monats; ihr folgen dann unmittelbar die Pflaume und die Chrysantheme. Die Bevölkerung ist einfachen und ehrlichen Sinnes und sparsam in ihrer Lebensweise. Frauen tragen weder Seide, noch gebrauchen sie Schminke für Wangen und Brauen. In Hochzeits- und Leichen-Ceremonien ist man orthodox. Niemand im Volke hat von Hunger oder Kälte zu leiden. Das Kollegium befand sich ursprünglich im südöstlichen Theile der Stadt, wurde aber später nach dem Westen verlegt, bis es in der Periode Shao-hsing (1131 bis 63) wiederum nach dem Osten verlegt wurde. Die darauf bezügliche Denkschrift stammt vom Unter-Staats-Sekretär[1]) Herzog

[1]) 昌化.

[2]) Tan-êrh fu-jên (儋耳夫人).

[3]) Das erste Zeichen des Namens Tan-êrh, 儋, steht für tan (擔) »auf der Schulter tragen«. Die älteste dem entsprechende Erklärung des Namens Tan-êrh, die ich finden kann, stammt von Ying Shao (應劭), einem Scholiasten des zweiten Jahrhunderts n. Chr., der zu einer Stelle des Ch'ien-han-shu bemerkt, dass die Ohren der Eingeborenen von Tan-êrh drei Zoll lang auf die Schultern herabhängen. Eine weitere Erklärung verdanken wir Chang An (張晏), dem im dritten Jahrhundert schreibenden Verfasser des Yin-shih (音釋), der Erklärung der alten Aussprache gewisser Zeichen im Ch'ien-han-shu. Derselbe citirt aus dem I-wu-chih (異物志). »Die Ohrlappen der Eingeborenen von Tan-êrh wurden künstlich verlängert, und zwar durch einen Einschnitt in die Haut oberhalb der Wurzel der unteren Kinnlade, in den der Ohrlappen hineinwuchs. Der letztere wurde dann wiederum durch Einschnitte zertheilt, so dass er einem Hühnerdarm glich, wodurch das Ohr herabhing.« S. Scholie zu Ch'ien-han-shu, Kap. 6, p. 20.

[1]) ts'an-chêng (參政) = ts'an-chih-chêng-shih (參知政事), was während der Sung-Dynastie dem fu-tsai-hsiang (副宰相), d. i. Assistirenden Premier-Minister, entsprach. S. Sung-shih, Kap. 161, p. 9.

Li Kuang[1]). Fünfzehn Li von der Kreishauptstadt entfernt liegt ein Platz Namens Tan ch'ang[2]). Als Chao Ting, kanonisirter Herzog Chung-chien [d. h. »Ehrlich und Aufrichtig«, vgl. oben p. 499, Anm. 2][3]) zur Stellung eines Magistrates in

[1]) Li Kuang (李 光), geboren in Yüeh-chou (entweder Ningpo oder Shao-hsing, beide in Chêkiang; vgl. Playfair No. 5269 und No. 6249), promovirte als Chin-shih 1106. Wie sein Kollege Hu Tan-an fand auch er, als Unter-Staats-Sekretär unter Kao-tsung, sich bewogen, seinem hilflosen Herrn von den Plänen des Renegaten Ts'in K'uei (s. p. 499, Anm. 2) abzurathen, und als er mit einer Denkschrift, in der Ts'in K'uei als Feind der Krone gebrandmarkt wurde, zugleich seine Abdankung einreichte, entband ihn der Kaiser von seinen Pflichten als Unter-Staats-Sekretär, denen er unter einem ihm so wenig sympathischen Premier-Minister unmöglich obliegen könne, doch wurde er zunächst als Präfekt in Shao-hsing-fu, später in Lin-an-fu (Chêkiang) wieder angestellt (wodurch nach damaligen Rangverhältnissen nicht gerade eine Herabsetzung ausgesprochen zu sein brauchte). Weitere Intriguen seiner politischen Gegner hatten jedoch seine Versetzung nach Kiung-chou zur Folge, wo er acht Jahre zubrachte. Grossen Schaden that ihm dort die intime Freundschaft mit Hu Tan-an, dem bittersten Feinde des Ts'in K'uei, der ihn seinen ganzen Groll fühlen liess, als er von dem Beifall gehört hatte, mit dem er die gegen die Regierungspolitik gerichteten patriotischen Dichtungen des Hu Tan-an aufgenommen. Die Folge davon war seine weitere Versetzung zu dem kleinen Amte eines Magistrates in Ch'ang-hua. Er starb achtzigjährig im Jahre 1156. Sung-shih, Kap. 363, p. 1 ff.

[2]) 蛋 場.

[3]) Chao Ting (忠 簡 趙 公 鼎), geboren in Wên-hsi (Prov. Shansi). Wurde nach dem Tode seines Vaters von der Mutter erzogen, die ihn soweit brachte, dass er im Jahre 1106 als Chin-shih promoviren konnte. Etwa 25 Jahre später sehen wir ihn in einem hohen Amte des Finanz-Ministeriums. Der Kaiser Kao-tsung bot ihm verschiedene hohe Aemter an, wie das eines Sekretärs der Kaiserlichen Akademie und Präsident des Ceremonienamtes, doch schlug er jede Beförderung aus wegen politischer Differenzen mit dem damaligen Premier-Minister Lü I-hao (呂 頤 浩), den er durch eine lange Denkschrift zu stürzen suchte. Dies bewog den Kaiser, Lü I-hao zu entlassen und Chao Ting statt seiner zum Premier-Minister zu ernennen. Nachdem er später eine Zeit lang General-Gouverneur von Szechuen und Shensi gewesen war, wurden seine Dienste in der Umgebung des Kaisers vermisst, er wurde daher wieder nach der Hauptstadt berufen, wo ihm die Bearbeitung der Geschichte zweier Vorgänger des Kao-tsung, der Kaiser Chên-tsung (1068 bis 86) und Chê-tsung (1086 bis 1101), übertragen wurde. Für diese Arbeit wurde ihm ein besonderer Ehrentitel verliehen. Als einer jener Patrioten, denen jeder Kompromiss mit dem Reichsfeinde, den Kin-Tartaren, ein Verbrechen schien, fiel er jedoch bald der Eifersucht des Ts'in K'uei zum Opfer (s. oben p. 499, Anm. 2). Er wurde zuerst als Magistrat nach Hsing-hua in Fukien, dann nach Chang-chou, Ch'ao-chou, wo er fünf Jahre lebte, und schliesslich nach Chi-yang (吉 陽) in Hainân versetzt, lediglich, weil ihm seine patriotische Meinung höher stand als seine Carrière. Von Hainan aus schrieb er einmal an den Kaiser, der ihn zurückrufen wollte, wenn er anderen Sinnes geworden wäre: »Wozu die Rückkehr für ein graues Haupt wie das meinige? Meine Tage sind gezählt, aber mein Herz wird stets treu bleiben. Ich würde nicht anderen Sinnes werden, wenn auch neunfacher Tod mir drohte.« Als Ts'in K'uei diesen Passus las, sagte er: »Der Alte ist so starrköpfig wie je.« Chao Ting führte in Chi-yang ein in sich gekehrtes Leben. Während der drei Jahre seines Aufenthaltes sah und hörte er nichts von der ihn umgebenden Welt. Als ein alter Gönner, der als General in Kuangsi lebte, ihm einst Geschenke an Wein und Reis geschickt hatte, befahl Ts'in K'uei dem Präfekten, monatlich einen Bericht über Chao Ting einzusenden. In einem Briefe an seinen Sohn klagt darauf dieser, dass Ts'in K'uei ihm nach dem Leben trachte. »Bin ich erst todt«, so schreibt er, »so brauchst du nichts zu fürchten, lebe ich aber weiter, so ist dies der Ruin unserer Familie.« Darauf setzte er seine eigene Grabschrift auf und hungerte sich todt. Er starb im Jahre 1147. Der Kaiser liess seine Leiche in der Heimath begraben. Unter Hsiao-tsung wurde er als Herzog mit dem Titel Chung-chien (忠 簡) kanonisirt. Chao Ting gilt unter all den grossen Staatsmännern jener Zeit für den bedeutendsten. Der Biograph des Sung-shih spricht von einer 200 Seiten haltenden Sammlung seiner Schriften, doch scheint kein besonderes Werk unter seinem Namen im grossen Katalog aufgezählt zu sein. (Sung-shih, Kap. 360, p. 11 ff.)

Chi-yang degradirt war, kam er an diesem Platze vorbei, wo im Hochsommer während einer grossen Dürre alle Quellen versiegt waren und wo er, bei dem Versuche, einen Brunnen zu graben, bei einer Tiefe von nur wenigen Fuss auf Wasser stiess. Der damals entdeckte Brunnen ist noch heute in voller Thätigkeit und unter dem Namen »Minister-Quelle« bekannt. Ein anderer unter dem Namen »Schimmel-Quelle« bekannter Brunnen liefert Wasser von prächtigem Wohlgeschmack; Kauffahrteischiffe pflegen hier sich mit Wasser für die Heimreise zu versorgen. Ein Tempel Namens Ling-chi-miao[1]), innerhalb des Thores Chên-an gelegen, ist dem Kultus der Edelfrau Tan-êrh gewidmet, die während der Periode Shao-hsing (1131 bis 63) den Rang einer offiziellen Gottheit unter dem Namen Hsien-ying-fu-jên [d. h. »die Edelfrau, zu der man nicht umsonst betet«][2]) erhielt. Damals hatten sich die Stämme der Li an der Küste überall aufgelehnt, nur die Bevölkerung im Bezirk von Tan machte eine Ausnahme, was dem von dieser Göttin auf sie ausgeübten Einfluss zu verdanken war. Reichlich fünfzig Li westlich von der Stadt erhebt sich aus einer grossen zu einer Meeresinsel gehörigen Lagune eine Felsenklippe von löwenartiger Gestalt, die dem Volke als »Löwen-Gott« bekannt ist. Thatsache ist, dass sich hier ein den Manen des Markgrafen Chên-li[3]) gewidmeter Tempel befindet, wo für Kauffahrtei-Schiffe günstige Winde erbeten werden. Der Bezirk enthält drei Städte, nämlich I-lun, Ch'ang-hua und Kan-ên[4]). Nach einer Reise von 340 Li in südlicher Richtung kommt man an die Grenze des Militärbezirks von Chi-yang[5]). Derselbe liegt im Südwesten des Li mu-Gebirges. Die Hauptstadt hat den Rang eines Chou (Präfekturstadt zweiter Klasse) und entspricht ihrer Lage nach der ehemaligen Stadt Chi-yang-hsien. Obgleich die verschiedenen Bezirke von Ch'iung-chou [Hainan] zu Lande erreicht werden können, so sind sie doch von der Hauptstadt durch die Dörfer der Shêng-li dermaassen abgeschnitten, dass man noch einmal zur See gehen muss, um sie zu erreichen. Das ist es, was Hu Tan-an meint, wenn er sagt: »noch einmal durchschritt ich mächtiger Wogen Gefahr«[6]). Im Süden des Bezirkes liegt die Poststation Hai-k'ou[7]), unter

---

[1] 靈濟廟.

[2] 顯應夫人, lit. die Edelfrau der offenbaren Erhörung. Ying (應) [illegible] »einer Bitte entsprechen«, vgl. die auf zahllosen Götterschreinen angebrachte Inschrift »yu ch'iu pi ying (有求必應), bittet, so wird euch gegeben«.

[3] Chên-li Hou (眞利侯). Ein Tempel dieses Namens wird noch in der vom Jahre 1672 datirenden Ausgabe des Ch'iung-chou-fu-chih, der Chronik von Hainan, erwähnt. S. T'u-shu-chi-ch'êng, 6, Kap. 1380.

[4] 宜倫; 昌化; 感恩. Die beiden letzten Namen existiren heut noch.

[5] 吉陽軍, in der Gegend des heutigen Kreises Ai-chou im äussersten Süden der Insel.

[6] tsai shê ch'ing-po hsien (再涉鯨波險).

[7] Hai-k'ou-yi (海口驛), nicht zu verwechseln mit dem oben erwähnten Hai-k'ou bei Kiung-chou. Hai-k'ou heisst »Seehafen«.

halb deren die Kaufleute ihre Schiffe ans Land ziehen. Ein kleiner Pavillon vor dieser Stelle dient als Empfangsraum für Reisende. Das Land ist eng [wegen der nahen unzugänglichen Gebirge] und dünn bevölkert und das Klima ist kein normales, da der Frühling meist unmässig trocken ist und man in den Sommer hineingeht, ehe es regnet. Man bestellt seine Felder, ohne zu düngen oder zu jäten. Holzhauer, Hirten, Fischer und Jäger müssen ihren Geschäften mit Pfeil und Bogen bewaffnet nachgehen, da sie immer mit den wilden Li[1]) zusammentreffen. Die Frauen treiben zwar keine Seidenzucht, aber sie weben aus Baumwolle gemusterte Bettdecken, einfache Zeuge und Vorhänge nach Art der Li[2]), während die Männer sich nicht mit Handel befassen, vielmehr von der Hand in den Mund leben. Das Volk glaubt an Geister und giebt sich nicht mit Heilkunst und Heilmitteln ab. Ist einer krank, so wird ein Stück Vieh geschlachtet, um unter Trommelschlägen und Musikbegleitung geopfert zu werden, was man »Glück machen« nennt und wobei sich Niemand der Schwelle des Kranken nähern darf. Auch die Leichen-Ceremonie vollzieht sich unter Musikbegleitung. Das Land ist voll von hohen Berggipfeln und malerischen Gebirgslandschaften, und so ist es gekommen, dass unter den Literaturbeflissenen des Bezirks sich mancher einen Namen [als Dichter] gemacht hat[3]). Das Kollegium liegt im Nordosten der Bezirkshauptstadt. Dreizehn Li entfernt von der letzteren erhebt sich ein Felsen mit einem Plateau wie eine flache Hand, so glatt wie keine Politur durch Menschenhand es fertig bringt. Der Platz hält mehrere Chang im Umkreis, so dass zehn Gäste darauf sitzen können, umgeben von üppigem, dichtem Baumschlag, beim Rauschen eines kühlen, klaren Quellbaches. Der Markgraf von Chou[4]) errichtete hier eine Strohhütte mit der Thür-Aufschrift »Ch'ing-shang« [»Ungetrübter Genuss«][5]). Die Stämme der halb-civilisirten Li sind dort nur spärlich vertreten, doch hausen in einer Entfernung von fünf oder sieben Li und darüber hinaus die wilden Li in einigen hundert Dörfern, von wo aus sie von Zeit zu Zeit Ausfälle [in das Gebiet der chinesischen Ansiedler] machen. Der Markgraf von Chou schickte eine aus Häuptlingen der halb-civilisirten Li bestehende Gesandtschaft zu ihnen, um sie zur Vereinbarung eines

[1]) li-liao (黎獠).

[2]) li-mu (黎幕).

[3]) 地多崇岡峻嶺峯巒秀拔故郡之士人間有能自立者, lit. im Lande sind viele erhabene Berge, steile Pässe und Bergspitzen, (hsiu 秀:) vornehm (pa 拔, nach K'ang-hi = 挺:) emporragend,« etc. Herr E. H. Fraser machte, wenn auch nicht sehr vertrauensvoll, den Vorschlag, den Satz zu theilen, etwa: »The country has many lofty peaks. There are hsiu (= hsiu-ts'ai) and pa (= pa-kung), i. e. literary degrees, for which reason some of their literati are able to establish themselves.« Doch widerstrebt diese Auffassung meinem Sprachgefühl, so sehr ich auch die Schwierigkeit des Ausdrucks hsiu-pa anerkennen muss.

[4]) Chou-hou (周侯).

[5]) 清賞.

Wochenmarktes[1]) aufzufordern. Darauf kamen sie, Waaren auf Rücken und Schultern schleppend, zu Fuss oder ruderten in Flössen herbei, um mit den chinesischen Ansiedlern Handel zu treiben. Seitdem sind uns die Li freundlicher gesinnt und lebt unsere Bevölkerung in Frieden. Der Bezirk Chi-yang-chün[2]) wird in zwei Kreise (hsien) getheilt, nämlich Chi-yang und Ning-yüan, die während der Periode Chêng-ho [1111 bis 1118] zu einem einzigen, Ning-yüan-hsien, vereinigt wurden. Geht man 120 Li nach Osten, so kommt man an die Grenze von Wan-an-chün[3]).

Wan-an-chün liegt im Südosten des Li-mu-Gebirges. Im fünften Jahre der Periode Chêng-kuan von der Dynastie T'ang (631 n. Chr.) wurde es unter dem Namen Wan-an-chou gegründet, und zwar mit drei Kreisen (Hsien), Namens Wan-an, Fu-yun und Po-liao[4]). Im Anfang der Periode T'ien-pao [742] wurde es aus einem Chou in ein Chün [Präfektur, Fürstenthum] verwandelt. Im zweiten Jahre der Periode Chih-tê [757] wurde sein Name mit dem von Wan-ch'üan[5]) vertauscht, und im Anfang der Periode Ch'ien-yüan [758] wurde es wieder zum Chou gemacht. Während der gegenwärtigen Sung-Dynastie wurden die beiden Kreise Fu-yun und Po-liao abgeschafft und Wan-an-hsien wurde Wan-ning[6]) genannt, aber im sechsten Jahre Hsi-ning [1073] wurde es in ein chün (d. i. einen Militärdistrikt[7]) verwandelt, Wan-ning wurde abgetrennt und Ling-shui[8]) genannt; beide entsprachen den jetzt so genannten Kreisen. Die chinesischen Ansiedler dieses Bezirkes leben mit den Li und den Tan[9]) vermischt. Sie sind von rauher, einfacher Gemüthsart, doch achten sie das Gesetz und haben keine Freude an Raub und Diebstahl, sodass man Ochsen und Schafe wild umherlaufen lassen kann, ohne befürchten zu müssen, dass ein Unberechtigter sie als Eigenthum in Anspruch nimmt. Ihre Hütten sind meist aus geflochtenem Schilf und Bambus erbaut und nur selten mit Ziegeldächern bedeckt. Frauen jeden Alters beschäftigen sich mit Baumwollenweberei, ohne sich jedoch mit gemusterten und gestickten Stoffen zu befassen. Kranke nehmen

[1]) yin-yu (寅酉), d. h. zweimal in je 12 Tagen, jeden 5. und 7. Tag.

[2]) 吉陽; 寧遠.

[3]) 萬安軍, das heutige Wan-an-hsien.

[4]) 萬安; 富雲; 博遼.

[5]) 萬全.

[6]) 萬寧.

[7]) chün (軍), Militärdistrikt, nicht zu verwechseln mit chün (郡), Präfektur, ursprünglich Fürstenthum.

[8]) 陵水, noch heute Ling-shui-hsien.

[9]) Tan (蜑), den Tanka, deren Nachkommen die Bootbevölkerung von Canton bilden. Vgl. die Bemerkungen über »Tanka Boatmen« in Notes and Queries on China and Japan, Vol. I pp. 28 u. 107.

keine Medizin, setzen vielmehr ihr Vertrauen auf Hexen und Teufel, denen sie Viehopfer schlachten, während sie um Glück und Hilfe bitten. Erst als der Markgraf Huang Shên[1]) dort die erste Apotheke einrichtete, fing man allmählich an, die Vortheile der medizinischen Behandlung einzusehen. Im Osten der Stadt steht der »Tempel des Kapitäns Tukang«[2]). Wer hier, von ehrfurchtsvollem Glauben erfüllt, ein Wahrzeichen erfleht, dem wird sogleich eine Antwort zu Theil. Vorüberfahrende Schiffe jeder Art kommen erst hierher, um zu opfern, ehe sie die Reise fortsetzen. Die jährlichen und dreijährlichen Examina für die Erlangung akademischer Grade in den drei Präfekturen [Ch'ang-hua, Chi-yang und Wan-chou] werden mit denen von Ch'iung-chou daselbst abgehalten.

Li heissen die Man-Stämme in den vier Präfekturen der Insel Hainan. Das auf der Insel sich erhebende Li-mu Gebirge ist Nachts an einem Lichtschein[3]) zu erkennen, der in jeder der vier umgebenden Präfekturen sichtbar ist. Man bezieht sich auf eine Stelle des Chin-shu[4]), worin diese Gegend als

[1] Huang Shên (黃申). Unter diesem Namen enthält das Sung-shih eine Biographie im Kap. 454, p. 6. Dieser Huang Shên promovirte als Chin-shih im Jahre 1259 und hatte darauf eine Reihe kleiner Aemter inne, von denen ihn jedoch keines, soweit die Biographie des Sung-shih reicht, nach Hainan brachte; ebensowenig scheint er den Titel »Markgraf« besessen zu haben. Daraus sowohl, wie aus dem Umstand, dass er erst 1259, also doch wohl beträchtlich nach Chao-Jukua's Blüthezeit, promovirte, schliesse ich, dass er mit dem Begründer der ersten Apotheke in Hainan nicht identisch ist. Auch in dem der Biographie berühmter ärztlicher Autoritäten gewidmeten Theil des T'u-shu-chi-ch'êng (17, Kap. 524 ff.) findet sich bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts kein Markgraf dieses Namens.

[2] po-chu Tu-kang miao (舶主都綱廟). In der Insel-Chronik Ch'iung-chou-fu-chih (citirt im T'u-shu-chi-ch'êng 6, Kap. 1380, tz'ŭ-miao-k'ao, p. 7) wird ein Tempel Namens Chao-ying-miao beschrieben. Derselbe lag 35 Li nordwestlich von der Stadt Wan-chou am Eingang zur Ankerstelle Lien-t'ang. Die Gottheit dieses Tempels war unter dem Namen po-chu (舶主, »Kapitän«) bekannt. Im Jahre 1370 entdeckte der Präfekt, dass diese Gottheit in der Verhütung öffentlicher Nothstände ganz besonders wirksam sei und setzte beim Kaiser ihre Erhebung zu einer officiellen Gottheit unter dem Namen Hsin-tsê-hai-chiang durch. Beim Opfer durfte dieser Gottheit kein Schweinefleisch vorgesetzt werden; unter den Schiffern, die dort verkehrten, aber war der Tempel als »Tempel des fremden Gottes« (fan-shên-miao, 番神廟) bekannt. Der Ausschluss des Schweinefleisches vom Opfer deutet auf mohammedanischen Ursprung der Gottheit.

[3]) hsiang-kuang (祥光), lit. »Segen's Helligkeit«, ein Ausdruck, der mir anderweitig nicht vorgekommen ist, sich auch nicht im P'ei-wên-yün-fu findet. Ich bin daher auch nicht in der Lage anzudeuten, ob es sich dabei etwa um ein dem Alpglühen ähnliches Phänomen handelt. Swinhoe, der das Gebirge aus der Ferne am 21. Februar 1868 sah, schätzte seinen höchsten Gipfel auf 7000 Fuss und bemerkte keinen Schnee. S. Swinhoe, »Narrative of an Exploring Visit to Hainan«, in J. of the China B., R. As. Soc., New Series No. VII, p. 57.

[4] wahrscheinlich die Stelle Chin-shu, Kap. 11, p. 32: 自南斗十二度至須女七度爲星紀於辰在丑吳越之分野屬楊州. Das Gestirn hsu-nü (須女) wird auch wu-nu (婺女) genannt. S. Schlegel, Ouranographie chinoise, p. 203, und K'ang-hi, Rad. 38.

dem Gestirn mu-nü[1]) entsprechend bezeichnet wird, wenn man behauptet, der Name Li-mu[2]) sei durch Lautverderbniss aus Li-mu[3]) entstanden, welcher Name wiederum daher abzuleiten sei, dass die Sterne li-niu[4]) und mu-nü herabgestiegen und sichtbar geworden seien. Die Stämme der Man wohnen rings um dieses Gebirge, dessen Gipfel ausserordentliche Höhen erreichen, sodass sie beständig in Nebel gehüllt sind. Selbst die Li sehen sie deshalb nur selten, ausser an klaren Herbsttagen, wenn die blauen Spitzen aussehen, als ob sie über den Wolken schwämmen und in den offenen Himmel hinein ragten. In diesen Bergen entspringt eine Quelle, die in fünf Bäche auseinander plätschert und so in die Präfekturen Ch'ang-hua, Chi-yang, Wan-an und Ch'iung-chou hineinfliesst. Zu Ch'iung-chou gehören zwei, von denen der eine einen grösseren Fluss bildet und über 36 Stromschnellen hinweg zum Dorfe Ch'ang-liao in Ch'êng-mai-hsien[5]), der andere als kleinerer Fluss über 24 Stromschnellen zum Dorfe Chu-yün in Lo-hui-hsien[6]) führt. Die beiden Gewässer vereinigen sich unter dem Namen San-ho-shui[7]) zu einem einzigen, das zu Ch'iung-shan-hsien gehört. Diejenigen unter den Ureinwohnern, die vom chinesischen Provinzialgebiet am weitesten entfernt wohnen, heissen Shêng-li (lit. die rohen Li), die näher wohnenden, Shou-li (lit. die gekochten, d. i. halb civilisirten Li), und diese werden je von dem nächstliegenden der vier Militärbezirke aus regiert. Die Niederlassungen der Li vermehren sich von Tag zu Tag, sodass wir gar nicht wissen, wie zahlreich sie sind; auch stehen sie nicht unter einem gemeinsamen Führer, vielmehr hat jede Gemeinde ihren eigenen Häuptling, der nur aus einer der wenigen Familien Namens Wang, Fu, Chang und Li stammen darf[8]). Heirath zwischen Individuen, die denselben

---

1) 婺女. Das erste Zeichen wird wu, mu oder mou gelesen [illegible]. Im Cantonesischen hat es denselben Laut wie mo (母), Mutter. [illegible] Gestirns mit gewissen Sternen im Steinbock, s. Schlegel, l. c.

2) Li-mu, als Name des Gebirges 黎母, was auch »Mutter der Li« [illegible].

3) 黎婺.

4) 黎牛, die Li-Kuh, hier vermuthlich identisch mit dem Gestirn [illegible] (牽牛), s. Schlegel, p. 493.

5) 長褩村, 澄邁縣.

6) 硃運村, 樂會縣.

7) 三合水.

8) 王; 符; 張; 李. Chao Ju-kua lässt hier gewisse Thatsachen unerwähnt, von denen wir aus dem Berichte des Sung-shih (Kap. 495, p. 16) wissen, dass sie sich zu seinen Lebzeiten abgespielt haben müssen. Nach dieser Quelle wurden im Jahre 1181 auf Grund kaiserlichen Kabinetsbefehls 36 Gemeinden der Li (t'ung, 峒) unter die Herrschaft einer Frau, Namens Wang (王, d. h. »König«), gestellt, der vom Kaiser der Rang einer »Dame fünften Grades« (i-jên, 宜人, vgl. Mayers, The Chinese Government, p. 64) verliehen worden war. Der unten erwähnte Stammeshäuptling Wang Chung-chi war vielleicht ihr Gatte. Die Familie Wang hatte seit Generationen hindurch durch ihre Loyalität gegenüber der chinesischen Oberherrschaft ausgezeichnet und war dafür mit erblichem Rang belohnt worden. Als in den Jahren 1131 bis 1163 der

Familiennamen führen, ist nicht ausgeschlossen. Verbrecher aus dem chinesischen Gebiete nehmen oft ihre Zuflucht zu den Li[1]). Die Wilden tragen ihr Haar in einen Knoten zusammengebunden, gehen barfuss und stecken silberne, kupferne und zinnerne Nadeln in ihr Haar, wozu die Weiber noch kupferne Ringe und Ohrgehänge tragen, die bis auf die Schultern herabhängen. Mädchen pflegen, wenn sie das Alter der Geschlechtsreife erreichen, ihre Wangen mit feinen Mustern zu tättowiren, was man »Gesichts-Stickerei« nennt. Sobald die Tättowirung vollendet ist, versammeln sich Verwandte und Freunde zur Beglückwünschung. Nur Sklavinnen sind von dieser Sitte ausgeschlossen.

Die Weiber sind geschickt im Spinnen und Weben. Zu diesem Zwecke kaufen sie chinesische gefärbte Seidenstoffe, ziehen die farbigen Fäden heraus und verarbeiten diese mit Baumwolle in ungefütterte Vorhänge auch verfertigen; sie Zeuge vollständig aus Baumwolle[2]). Man opfert den Geistern mit Ochsen, Hunden, Hühnern und Schweinen bis zu hundert Stücken. Da es dort weder Salz und Eisen, noch Fische oder Garnelen giebt, so treiben sie bei den nächsten chinesischen Ansiedlern Tauschhandel mit Adlerholz, ungemusterten Baumwollenzeugen, Baumwolle (mu-mien) und Hanf, indem sie den Gebrauch des Geldes nicht kennen. Ihre Wohnungen bestehen aus Pfahlbauten, deren untere Räume dem Hausvieh als Aufenthalt dienen, während sie selbst das obere Stockwerk bewohnen. Die Männer sind auf Schritt und Tritt mit langstieligem Schwert und Bogen[3]) bewaffnet. Denn sie werden gern handgemein und tödten ihre Feinde,

Stamm Hsü-i in Ch'iung-shan sich gegen die Chinesen erhoben hatte, machte die Mutter jener Edelfrau Wang, eine geborene Huang, von ihrem Einfluss über ihre Stammesgenossen Gebrauch, um die Wilden vollständig zu beruhigen, was ihr die Erhebung zur »Dame fünften Grades« eintrug. Als Greisin wendete sie sich an den Kaiser mit dem Gesuche, diesen Titel auf ihre an einen gewissen Wu verheirathete Tochter übertragen zu dürfen, da sie keine Söhne hinterlasse. Das Gesuch wurde bewilligt, und als Frau Wu, geborene Wang, starb, ging der Titel im Jahre 1216 wiederum auf deren Tochter, geborene Wu, über. Es scheint, dass sich auf diese Weise eine Art Matriarchat bildete, dem weder die Li, noch die Chinesen irgendwelchen Widerstand entgegensetzten. Der Aufstand in den Jahren 1131 bis 1163, um den es sich hier handelt, bezieht sich auf die Li von Ch'iung-shan im Nordosten der Insel. Wie wir im Texte des Chao Ju-kua gesehen haben, wurde um dieselbe Zeit das Stillen eines Aufstandes in Ch'ang-hua im Westen der Insel dem Walten der dort verehrten Göttin »Edelfrau Tan-êrh« zugeschrieben. S. oben p. 503.

[1]) Dies ist noch heute der Fall sowohl bei den Li von Hainan wie bei den Wilden in Formosa. Kein Geheim-Polizist würde einen Verbrecher wiederfinden, der sich entschliessen könnte, sein Leben unter den Wilden einer dieser Inseln zuzubringen, die ihn sicher vor den Nachstellungen etwaiger Verfolger, besonders der Chinesen schützen würden. Zu den Verbrechern, die sich unter die Ureinwohner mischen und deren Lebensweise annehmen, gesellen sich die an jene Küsten verschlagenen Schiffbrüchigen, wie wir weiter unten, p. 509, sehen werden.

[2]) mu-mien chi-pei (木棉吉貝), d. i. Baumwolle aus mu-mien, dem chinesischen Baumwollen-Baum (Bombax malabaricum), und chi-pei (cantones. kat-pui = Sanskr. karpâsa), d. i. der Baumwollenstaude. Bei der zu den mit Seide vermischten Vorhängen wird nur mu-mien (tree cotton) als verwendet angegeben.

[3]) ch'ang-shao-tao-kung (長弰刀弓), lit. »langgestielter Schwertbogen«. Das Zeichen tao (刀) ist jedoch hier sicher interpolirt, da in der Ausgabe des Han-hai an seiner Stelle eine Textlücke erscheint. Es ist daher nicht mit Bestimmtheit festzustellen, welche Art Waffe gemeint ist.

was man »aufgreifen«[1]) nennt. Wird ein Verwandter erschlagen, so wird irgend ein Familienangehöriger des Mörders oder auch nur ein Stammesgenosse, dem man nach der That begegnet, ergriffen und gefesselt. Das Fesseln geschieht mit Hilfe eines Gestelles aus Lichee Holz, das über sechs Fuss lang ist und die Form einer Reis-Stampfe hat. Man verlangt dann von dem Gefangenen eine Kuh, Wein, Silber oder irdene Krüge, ehe man ihn freilässt, »um sein Leben zu erkaufen«, wie man es nennt. Beim Abschluss eines Ehevertrags wird als äusseres Zeichen des guten Glaubens ein Pfeil entzwei gebrochen. Die (Hochzeits-) Versammlung wird durch Trommeln, Tanzen und Singen unterhalten. Bei Todesfällen wird ein Ochse als Leichenopfer geschlachtet. Die zu den Landeserzeugnissen gehörenden Riechhölzer (Ch'ên shui und P'êng lai[2]) nehmen in der »Pharmakologie der Räucherstoffe«[3]) die erste Stelle ein. Die Berge sind mit Areca- und Kokosnuss-Palmen bewachsen, und kleine Pferde, Königsfischer-Federn und gelbes Wachs bilden die übrigen Handelsprodukte. Es kommt oft vor, dass Kaufleute von Fukien, die, von Stürmen an die Küste geworfen, ihre ganze Habe durch Schiffbruch verloren haben, sich in das Gebiet der Li begeben, um dort als Ackerbauer ihr Leben zu fristen[4]). Beamte und sonstige Bewohner des chinesischen Niederlassungs-Gebietes pflegen der Sicherheit wegen in ihren Gehöften abzusteigen, wenn ihr Weg sie an den Dörfern der Wilden vorbeiführt.

---

[1]) cho-yao (捉拗), »ergreifen«, »arretiren«.

[2]) 沈水; 蓬萊, Abarten des Adlerholzes.

[3]) Hsiang-p'u (香譜). Dies ist jetzt der Titel eines anonymen Werkes in zwei Büchern, das von den in China bekannten Räucherstoffen handelt. Es wird von einigen dem Hung Ch'u (洪芻) zugeschrieben, der in Nan-ch'ang geboren, 1094 promovirte, 1126 ein Amt bekleidete, darauf aber degradirt und nach einer Insel Namens Sha-mên-tao (»Shamanen-Insel«) verbannt wurde, wo er starb. Die Bibliographie des Sung-shih (Kap. 205, p. 22) enthält ein Hsiang-p'u von Hung Chu in 5 Büchern ausser einem gleichnamigen Werk in nur einem Buche von Shên Li (沈立). Der Pekinger Katalog (Kap. 115, p. 27) beschreibt das erstere als eine Zusammenstellung alles dessen, was in der bis dahin erschienenen Literatur an Notizen über Räucherwerk jeder Art zerstreut war; doch ist das Werk in seiner modernen Form durch Zusätze und Nachträge um das Fünf- bis Zehnfache des Umfangs gewachsen, den es zur Zeit der Sung hatte. Der Text des modernen Hsiang-p'u ist in der grossen Sammlung Hsiao-tsin-t'ao-yüan (學津討原) abgedruckt.

[4]) 多入黎地耕種之歸. Im Yü-hêng-chih (虞衡志), einem im Jahre 1175 veröffentlichten Werke von Fan Ch'êng-ta (范成大, vgl. Sung-shih, Kap. 203, p. 25, und T'u-shu-chi-ch'êng 21: Kap. 420, hui-k'ao 3, p. 6; Bretschneider, »Botanicon Sinicum«, J. of the C. B., R. As. Soc., New Series, Vol. XVI, p. 165), citirt im T'u-shu-chi-ch'êng (6: Kap. 1391, hui-k'ao 3, p. 6), findet sich an dieser sonst gleichlautenden Stelle pu-kuei (不歸), was die richtige Lesart zu sein scheint: »sie gehen in das Land der Li, pflügen und pflanzen, und kehren nicht zurück«. Im T'ung-chih, einem Werke, das ebenfalls vor Chao Ju-kua verfasst wurde, da sein Verfasser, Chêng Ch'iao (鄭樵), 1162 starb (s. Mayers, Manual, p. 19), werden diese chinesischen »Squatters«, wie ich jenem Citat des T'u-shu-chi-ch'êng (l. c. p. 9) entnehme, als entflohene Sträflinge aus Hu-kuang und Fu-kien beschrieben; nur glaube ich, dass wir für Hu-kuang, Liang-kuang, d. h. Kuang-tung und Kuang-si, lesen müssen, was durch die Lesart im T'u-shu-p'ien (圖書編), einer illustrirten Encyklopädie vom Jahre 1585, bestätigt wird.

Ausserhalb der Shou-li bieten die Garnisonen der vier Civilbezirke Hainans militärischen Schutz nach den vier Hauptrichtungen hin für ein Gebiet von tausend Li im Umfang. Eine Strasse windet sich wie ineinander greifende Ringe hindurch, und wer das ganze Land durchwandern will, kann die Reise nicht in weniger als einem Monat zurücklegen. Als Ma Fu-po[1]) Hainan zur Ruhe brachte, liess er sich von den dortigen Töpfern irdene Gefässe anfertigen, von denen die grösseren verschiedene Centner, die kleineren fünf Scheffel und noch kleinere bis zu zwei oder drei Scheffel Wasser[2]) hielten. Darauf lud er diejenigen Wilden aus dem tiefsten Innern, die sich freiwillig unterworfen hatten, zu sich ein, um sie mit diesen Gefässen zu beschenken, die sie sich nach Belieben selbst auswählen sollten. Auf diese Weise wurde er in den Stand gesetzt, die Lage ihrer Nester und Höhlen abzuschätzen. Denn die Li nahmen nur die kleinsten zu zwei oder drei Scheffeln; als man sie aber nach dem Grunde fragte, gaben sie zur Antwort, sie seien, als man sie rief, von hohen Felsen und Baumkronen herabgestiegen; die grossen Gefässe hätten sie nicht gewagt mitzunehmen, weil sie fürchten müssten, sie nicht nach Hause schaffen zu können. Durch diese Antwort erfuhr der General, dass ihre Schlupfwinkel tief im Innern an gefährlichen und unzugänglichen Stellen zu suchen seien. Unter der (chinesischen) Bevölkerung der vier Präfekturen ist der Zuname Li sehr häufig, und zwar aus dem Grunde, weil diese Familien ursprünglich von den Li abstammen. Neuerdings führen wiederum von den Li viele den Zunamen Wang[3]). Im ersten Jahre der Periode Shun-hsi (1174) versammelte der Stammeshäuptling der Shêng-li in den Wu-chih-

Das T'u-shu-p'ien ist ein Vorläufer des berühmten San-ts'ai-t'u-hui von 1607, das nur wegen seiner Illustrationen Beachtung verdient und dessen Text, als nachlässiges Flickwerk, dem des älteren Werkes an Werth nachsteht (vgl. den Pekinger Katalog, Kap. 136, p. 13). Nach dem Berichte des T'u-shu-p'ien (T'u-shu-chi-ch'êng, l. c., p. 8 f.) sind die entlaufenen Sträflinge von Liang-kuang (nicht: Hu-kuang) und Fukien die Erzfeinde der chinesischen Herrschaft in Hainan, da gerade sie das Feuer der Rebellion unter den Li durch fortwährendes Aufhetzen anfachen. Chao Ju-kua's Bericht scheint zum Theil jenem älteren Werke, dem Yü-hêng-chih, entlehnt zu sein. Nach Allem, was wir aus dieser Quelle sowie dem T'ung-chih in Verbindung mit Chao Ju-kua's Text erfahren, müssen wir bei den chinesischen »Squatters« des 12. Jahrhunderts wohl unterscheiden zwischen regierungsfeindlichen ehemaligen Sträflingen und friedlich gesinnten Kaufleuten, die durch Schiffbruch zur Ansiedlung genöthigt wurden.

[1]) 馬伏波, d. i. der General Ma Yüan. S. oben p. 493.

[2]) shui shu shih (水數石) . . . wu tou (五斗) u. s. w. Das erste Zeichen shui (水), »Wasser«, scheint gar nicht zu passen wegen der folgenden Getreidemaasse shih (石, eigentlich »Stein«, was meist einem Centner von 120 Kätty oder 160 Pfund engl. entspricht) und tou (斗), einem Scheffelmaass. Ich vermuthe daher mi (米), »Reis«, für shui (水).

[3]) 王, d. h. »König«. Es muss auffallen, dass die Li, die ja ursprünglich keine Familiennamen im chinesischen Sinne führten, gerade diesen Namen wählten. Möglicher Weise handelt es sich um die Uebersetzung eines bereits geführten Namens der Li-Sprache, und dann könnte Eitelkeit bei der Häufigkeit der Bezeichnung »König« mitgespielt haben. Aehnlich gaben die Eingeborenen einer Insel im Nordwesten von Sumatra, die im Anfang des 15. Jahrhunderts von der Expedition des Eunuchen Chêng Ho besucht wurde, auf die Frage nach dem Familiennamen sämmtlich die Antwort: aku rajah (»ich bin König«). S. mein »Ancient Porcelain«, p. 58.

shan[1]) Namens Wang Chung-ch'i[2]) die benachbarten 80 Li-Dörfer mit einer Bevölkerung von 1820 Mann[3]), um sich der chinesischen Herrschaft zu unterwerfen. Als Chung-ch'i und die verschiedenen Häuptlinge, Wang Chung-wên und Genossen, im Ganzen 81 Mann, nach Ch'iung kamen, um sich vorzustellen, verpflichteten sie sich durch einen im Tempel Hsien-ying-miao[4]) geschworenen, von der Ceremonie des Steinzerreibens und Blut-Trinkens[5]) begleiteten Eid,

[1]) 五指山, lit. [illegible] gehören zum Li-mu-Gebirge.

[2]) 王仲期.

[3]) ting (丁), mit Ausschluss der Weiber und Kinder.

[4]) 顯應廟, d. i. »Tempel der offenbaren Erhörung«. Vgl. oben p. 503, Anm. 2: »Die Edelfrau der offenbaren Erhörung [illegible]

[5]) yen-shih sha-hsüeh 研石歃血. [illegible] shih, lit. »einen Stein, oder Steine, zerreiben«, keine Erklärung finden, weiss auch nicht, ob sich in der ethnographischen Literatur eine Parallele zu [illegible] der Blut-Trank als Symbol der Bekräftigung eines [illegible] Völkern zu finden. Als die Hsiung-nu das Volk der Yüeh-chih, der späteren Indoskythen, besiegt hatten, liess der Shan-yü oder Khan der ersteren [illegible] Aus seinem Schädel liess er ein yin-ch'i (飲器) verfertigen, ein Ausdruck, der nach einigen ein Trinkgefäss, nach anderen soviel wie ni-ch'i (溺器) [illegible] Beide Auffassungen müssen irre führen und auf empörende Frivolität beim Khan der Hsiung-nu schliessen lassen. Der wahre Gebrauch war ein zwar barbarischer, aber durch eine gewisse Weihe der symbolischen Bedeutung doch sehr gelinderter. Denn der Schädel des enthaupteten Königs wurde nicht bei Trinkgelagen, sondern als Staatsheiligthum beim Abschluss wichtiger Verträge verwendet. Er wurde mit Opferblut angefüllt [illegible] des feierlichsten aller Eide zum Trunke gereicht. Dies waren bei den zwischen Chinesen und Hsiung-nu abgeschlossenen Verträgen der chinesische Bevollmächtigte einerseits und der Shan-yü und seine Minister andererseits. Diese Ceremonie hiess [illegible] geschworene Eid, und wird im Ch'ien-han-shu (Kap. 94 B, p. 6) beschrieben. Als Opferthier wurde ein weisses Pferd verwendet, dessen Blut der Khan unter gewissen Ceremonien selbst zu mischen hatte. An der citirten Stelle des Ch'ien-han-shu wird ausdrücklich erwähnt, dass der dazu verwendete Pokal mit dem Schädel des vor mehr als 100 Jahren enthaupteten Yüeh-chih-Königs identisch war. Wird auch in den chinesischen Aufzeichnungen ausser dieser die Unterwerfung des ersten Hu-han-hsieh der Hsiung-nu im Jahre 51 v. Chr. begleitenden Ceremonie kein anderes Beispiel für den Gebrauch des alten Königs-Schädels mitgetheilt, so dürfen wir doch sicher diese Art des Bluteides als einen damals schon alten türkischen Gebrauch annehmen. Uebrigens ist der Bluteid auch sonst dem chinesischen Alterthum nicht fremd. [illegible] (Kap. 40, pp. 18 und 19) hatte der erste Han-Kaiser Kao-ti einen die Thronfolge betreffenden Eid durch das Schlachten eines weissen Pferdes bekräftigt, von dessen Blut er kostete (刑白馬而盟 und 陵血而盟, d. h. er nippte vom Blut und schwur [illegible] wird schon bei Mencius (Legge VI, 2, 7 : 3, p. 313) erwähnt. Legge bemerkt zu dieser im Jahre 650 v. Chr. vollzogenen Ceremonie: »At those meetings, the usual custom was first to dig a square pit, over which the victim was slain. Its left ear was cut off, and its blood received in an ornamental vessel. The president then read the articles of agreement, with his face to the north, as in the presence of the spirits of the sun and moon, after which all the members of the meeting took the blood, and besmeared the sides of their mouths with it. This was called sha-hsüeh (歃血 [illegible] Dies dürfte auch die auf unsere Stelle anzuwendende orthodoxe Ablegung des Bluteides sein. Die persischen Kaufleute, die (vermuthlich im 7. Jahrhundert) nach der Küste von Berbera in Afrika Handel treiben wollten, mussten in Karawanen von mehreren Tausend Mann reisen und den Bluteid

ihre Fehler abzulegen und aller Raubsucht und Gewaltthätigkeit zu entsagen. Der Präfekt von Ch'iung-chou fertigte Zeichnungen von ihrer äusseren Erscheinung und ihrer Kleidung an, die dem Ching-lio-ssü[1]) unterbreitet wurden. (Danach) tragen die Wilden ihr Haar in der folgenden Weise: wenn der Haarknoten zu sehen ist, so umwinden sie den unteren Theil des Knotens mit rothem Seidenzeug, sonst hüllen sie das Haar ganz und gar in farbige Seide, oder sie tragen kleine Hüte aus Bambus-Flechtwerk; aber jeder trägt zwei silberne Doppelnadeln im Haare steckend. Einige unter ihnen trugen einen kurzen gestickten Unterrock. Nur Wang Chung-ch'i war anders angezogen: zu einem blauen Kopftuch trug er ein langes rothseidenes Brokat-Gewand, das von einem Gürtel zusammengehalten wurde. Wie er selbst sagte, ist dies ein Brokat-Gewand, das während der Periode Hsüan-ho [1119—1126] einem seiner Vorfahren vom Kaiser dafür verliehen wurde, dass er der chinesischen Regierung ein Stück Land abgetreten hatte.

Produkte.

Die Produkte Hainans finden sich auch in den fremden Ländern; der Unterschied beruht nur auf ihrer Qualität. Die Riechhölzer Ch'ien und Ch'ên [Adlerholz] aus Ch'iung [Hainan] sind wegen ihres reinen und anhaltenden Aromas den Produkten fremder Länder weit vorzuziehen. Selbst die Hölzer von Chan-ch'êng [Cochinchina] und Chên-la [Cambodja] kommen ihnen nicht gleich. Dagegen lässt sich das gelbe Wachs von Hainan nicht mit dem von San-fo-ch'i [Palembang, Sumatra] vergleichen, es steht sogar unter dem von den San-hsü [den »drei Inseln«, d. i. einem Theil der Philippinen]. Die übrigen Erzeugnisse decken sich vielfach mit denen der fremden Länder, jedoch mit der Ausnahme, dass Betelnüsse und Baumwolle[2]) in grossen Mengen zu haben sind. Die Kaufleute von Ch'üan [Ch'üan-chou-fu], die hier Handel treiben, sind hauptsächlich auf diese Artikel bedacht.

leisten (hsüeh-shih, 血誓), ehe sie Erlaubniss zum Tauschhandel erhielten. Tang-shu, Kap. 221 B, p. 19. Ueber die Identifikation Po-pa-li (撥拔力) = Barbarik, Berbera, s. mein »Chinese Equivalents of the letter R in Foreign Names«, J. of the C. Branch of the R. Asiat. Soc., New Series, Vol. XXI, p. 219.

[1]) Ching-lio-ssü (經略司), ein Beamter von etwa denselben Machtbefugnissen wie heutzutage der General-Gouverneur oder Vicekönig. Er war der höchste Beamte eines lu (路, Provinz). Hainan als Grenz-Distrikt genoss einer gewissen Unabhängigkeit; die dortige Regierung konnte an den Kaiser berichten, aber nur durch den Ching-lio-ssü des Ling-nan-lu (Kuang-tung und Kuang-si). Der volle Titel lautete Ching-lio-an-fu-shih (經略安撫使). S. Sung-shih, Kap. 167, p. 8 ff.

[2]) chi-pei (吉貝), d. i. die Stauden-Baumwolle (Gossypium religiosum). Hainan scheint seiner Zeit das Versuchsfeld für die Einführung der Baumwolle in China gewesen zu sein. Eine alte Frau, Namens Huang Tao-p'o (黃道婆), soll im Anfang der Mongolenherrschaft in China (13. Jahrh.) die Baumwollenindustrie aus Ai-chou in Hainan in die Gegend von Shanghai eingeführt haben. Doch schreibt schon der Verfasser des im Jahre 1366 erschienenen Chê-kêng-lu, wo sich diese Mittheilung (Kap. 24, p. 13) findet, dass Baumwolle auch in Kuang-tung und Fukien gezogen und verarbeitet werde. Vgl. Mayers, Manual, p. 71.

F. W. K. Müller.

Ikkaku sennin

eine mittelalterliche japanische Oper

Ikkaku sennin

eine mittelalterliche japanische Oper

transskribirt und übersetzt von

F. W. K. Müller.

Nebst einem Exkurs zur Einhornsage.

Der der folgenden Arbeit zu Grunde liegende Text ist der schon gedruckten und kommentirten Sammlung von Nô-Dramen 謡曲通解 von ÔWADA TATEKI 大和田建樹, Hakubunkan, Tôkyô 1892 entnommen, woselbst er im 5. Bande, p. 130—135, in chinesischen und Hiraganazeichen abgedruckt ist. Ueber den Begriff 能 Nô[1]) ist das Wesentlichste von Chamberlain, Classical poetry of the Japanese, p. 213, und Frau L. Selenka, Sonnige Welten, p. 226 und 227 mitgetheilt worden. Zur Erläuterung der technischen Ausdrücke, wie shidai, issei, kotoba u. s. w. ist meines Wissens noch nichts geschehen. — Das vorliegende Stück ist von 金春八郎秦元安 Komparu Hachirô Hada no Mōtoyasu verfasst, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts gelebt zu haben scheint. Vgl. die Genealogie im ersten Bande unserer Ausgabe.

Ikkaku sennin.

Shite:	Ikkaku sennin.	Hauptperson:	Der Zauberer Einhorn.
Tsure:	Senda bunin,	Nebenpersonen:	Die Fürstin Senda,
	Ryûjin.		der Drachenfürst,
Waki:	Kwannin.		ein Beamter.
Tokoro wa:	Tenjiku.	Ort:	Indien.

[1]) Oder Yôkyoku, von Chamberlain mit lyric drama übersetzt. Am nächsten dürfte die Uebersetzung Oper kommen. Vgl. Hepburns dict. s. v. Dem Wa kan won seki sio gen ziko ed. Siebold zufolge wäre nô (= können, Kunst) eine ziemlich junge Benennung des ursprünglich Sarugaku genannten Spiels. Es heisst nämlich dort p. 105, s. v.:

東山殿以來謂申樂為能 = Seit Higashiyamadono [1687—1709] nennt man das »Sarugaku«: »Nô«.

Nach Hepburn ist sarugaku = a kind of operatic performance' farce, comedy.

Waki, kotoba:

»Kore wa Tenjiku Harana[1]) koku no teiô ni tsukaetatematsuru shinka nari.

Sate mo kono kuni no katawara ni hitori no sennin ari. Shika no tainai ni yadori shusshô seshi yue ni yori, hitai ni tsuno hitotsu oiidetari, kore ni yotte sono na wo Ikkaku sennin to nazuku. Saru shisai atte ryûjin[2]) to i wo arasoi, sennin jinzû[3]) wo motte shoryû wo kotogotoku iwaya no uchi ni fûjikomuru aida, sugetsu ame kudarazu sôrô[4]). Mikado kono koto wo nageki-tamai, iroiro no go hôben wo megura-shitamai sôrô, koko ni Senda bunin tote narabi naki bijin no goza sôrô wo, fumimayoitaru ryojin no gotoku ni shite, senkyô ni wakeiritamawaba, bunin ni kokoro wo utsushi, jinzû wo ushinau koto mo arubeki to no on tedate ni yori, bunin wo gu shitatematsuri, ta-daima kano yamaji ni wakeiri sôrô.

Der Beamte (gesprochen):

»Ich habe die Ehre, ein Beamter im Dienste des Herrschers von Benares[1]) in Indien zu sein.

Auf der einen Seite dieses König-reiches lebt ein Zauberer, welcher aus dem Schoosse einer Hindin zur Welt kam. Aus seiner Stirn sprosste ein Horn hervor, weshalb man ihn den Zauberer »Einhorn« nennt. Er kämpfte mit den Drachen[2]) um die Herrschaft. Mittels seiner Zauberkraft[3]) gelang es ihm, alle Drachen im Innern einer Felsenhöhle verschlossen zu halten, so dass mehrere Monate kein Regen mehr gefallen ist[4]). Unser Herrscher, welcher das beklagt, ist nun nach längerem Nachdenken auf den folgen-den Plan verfallen: Die Fürstin Senda soll sich in die Gegend, in welcher der Zauberer haust, begeben, gleich als ob sie eine verirrte Pilgerin wäre. Von ihrer unver-gleichlichen Schönheit berauscht, wird der Asket seine Leiden-schaftslosigkeit und damit seine Zauberkraft einbüssen! Auf diesen

[1]) 波羅奈 = Sanskrit: Vârâṇasî. Cfr. Eitel, handbook of Chinese buddhism s. v.

[2]) 龍神 = Sanskrit: Nâga 那伽, cfr. die Encyklopädie Wakansansaizue, Heft 45, und Eitel s. v.

[3]) 神通 = Sanskrit: Abhijñâ. Die sechs Abhijñâ, die jeder Arhant besitzt, sind: 1. die Fähigkeit, alle Wesen in allen Welten in einem Augenblick zu überschauen 天眼 = Sanskrit: divyacakshus, 2. die Fähigkeit, jeden Laut in irgend einer Welt zu hören 天耳 = divyaçrotra, 3. die Fähigkeit, irgend eine Gestalt anzunehmen oder sich an irgend einem Punkt des Weltraums zu befinden 神足力 ṛddhisâkshâtkriyâ, 4. die Fähigkeit, sich aller eigenen und fremden Präexistenzen zu erinnern 宿命 = pûrvanivâsânusmṛtijñâna, 5. die Fähigkeit, die Gedanken aller Wesen zu erkennen 他心 = paracittajñâna, 6. die übernatürliche Erkenntniss der Endlichkeit des Saṁsâra 漏盡 = âçravakshaya. Cfr. Eitel s. vv.

[4]) Zum besseren Verständniss dieser Motivirung vgl. De Groot, le code du Mahâyâna en Chine 1893, p. 148 flg.; Pander-Grünwedel, das Pantheon des Tschangtscha Hutuktu 1890, p. 104; Hoffmann, das Buddha-Pantheon von Nippon, p. 66, 142.

Plan des Herrschers hin habe ich die Fürstin hierher begleitet[1]), und so kommen wir auf diesem Gebirgspfad einher.

Waki, issei:

Yama tô shite wa kumo kôkaku no ato wo tsutsumi,
Matsu samû shite wa kaze ryojin no yume wo mo yaburu karine ka ya.

(Derselbe, er citirt einen chinesischen Vers:[2])

»In ferner Bergeseinsamkeit,
Wo Wolken schnell des Wandrers Spur begraben,
Der Wind im kalten Fichtenwald den Traum verscheucht,
Wer könnte da am Schlummer wohl sich laben?

uta:

»Tsuyu shigure
moru yamakage no
shita momiji
iro sou aki no
kaze made mo mi ni
shimi masaru
tabigoromo
kirima wo shinogi
kumo wo wake
»»tazuki mo shiranu
yama naka ni
obotsukanaku mo««[4])
fumimayou
michi no yukue wa
ikanaran«

(er recitirt japanische Verse:)

Im Schatten des Berges
Vom Thau-Sprühregen
Tropfender Ahorn!
Dem Herbstwind selbst,
Der mein Reisegewand
Kältend durchdringt,
Verleihst du Farbe![3]) —
Ich trotze dem Nebel,
Durchschreite die Wolke.
In ferner Bergöde,
Wo nirgend ein Helfer,
Allseitig Gefahren««[4]),
Irre ich wandernd. —
Wann winkt wohl das Ziel?«

[1]) 具し奉り nach dem Commentar = 御供申し

[2]) Commentar: Citat aus dem 朗詠集 Rôeishû.

山遠雲埋行客跡
松寒風破旅人夢

In der zweiten Verszeile sind offenbar das zweite und dritte Zeichen umzustellen, wodurch sich der Parallelismus ergiebt: Berg: Fichte, fern: kalt, Wolke: Wind, begraben: zerstören, Wanderer: Reisender, Spur: Traum.

[3]) nämlich durch die vielen abgewehten, umherwirbelnden rothen Ahornblätter.

[4]) Commentar: Citat aus dem Kokinshû.

Waki, kotoba:

»Hi wo kasanete isogi sôrô hodo ni, izuku to mo shiranu yamaji ni wakeirite sôrô zo ya, koko ni ayashiki iwama no kage yori, fukikitaru kaze no kôbashiku, shôkei no eda wo hikimusubitaru iyori ari. Moshi kano senkyô nite mo ya sôrôran, shibaraku kono atari ni haikwai shi, koto no yoshi ukagawaba ya to omoi sôrô.«

(Derselbe; gesprochen:)

»Viele Tage wandern wir nun schon unaufhörlich, doch wohin wir blicken, wartet unser von Neuem ein unbekannter Gebirgspfad. — Doch siehe hier, wo der aus der Bergschlucht wehende Wind Wohlgerüche herbeiträgt, steht eine aus Fichten- und Cassiazweigen geflochtene Hütte. Vielleicht ist dies schon die Behausung des Zauberers. Wie wäre es, wenn wir in der Nähe der Hütte hin- und hergingen und sie dabei beobachteten.«

Shite sashi:

»Kame ni wa kokuren itteki no
mizu wo osame,
Kanae ni wa seisan suhen no
kumo wo senzu.
»»Kyoku oete hito miezu,
Kôjô suhô aokarishi««[3]) kozue mo
ima wa kurenai no aki no keshiki
omoshiro ya.«

Der Zauberer Einhorn tritt auf
(er citirt chinesische Verse):

»Des Thalbachs reine Wellen sammle
ich im Kruge,
Im Kessel siede ich der blauen Berge
Wolken. —
»»Geendet ist das Schauspiel kaum,
Zerstreut sich schnell der Freunde
Schaar,««
Doch dauernd labt des Ahorns Anblick,
„Der einstens grün am Bergbach stand"[1])
Er prangt noch jetzt, im Herbstschmuck
roth.«

Waki, kotoba:

»Ikani kono iyori no uchi ye môsubeki koto no sôrô.«

Der Beamte (gesprochen):

»Wie dürfen wir dich nennen, Bewohner dieser Hütte?«

Shite, kotoba:

»Fushigi ya koko wa kôzan chôjô to shite, jinrin kayowanu tokoro nari. Somo on mi wa ikanaru mono zo.«

Der Zauberer (gesprochen):

»Ha, was ist das? Hier, wo die Berge sich übereinander thürmen, dürfen Sterbliche nicht eindringen. Wer seid ihr?«

[1]) Commentar: Citat aus einem chinesischen Gedicht aus der Thang-Zeit (唐の錢起が詩):

曲終人不見
江上數峯青

Waki:

»Kore wa tada yamaji ni fumimayoitaru ryojin naru ga, hi mo yôyó kurekakari zengo wo bôjite sôrô, ichiya no shuku wo on kashi sôrae.«

Der Beamte:

»Wanderer sind wir, die sich auf dem Gebirgspfad verirrt haben. Gewähre uns Unterkommen für eine Nacht, da der Tag anfängt zur Neige zu gehen und wir weder aus noch ein wissen!«

Shite:

»Sareba koso ningen no majiwari arubeki tokoro narazu. Tokutoku kaeritamae to yo.«

Der Zauberer:

»Wahrlich, dies ist kein Ort, den Sterbliche betreten dürften. Eilends kehrt also um!«

Waki:

»Somo ningen no majiwari naki to wa, sate wa tensen no sumika yaran. Mazumazu sugata wo misetamae.«

Der Beamte:

»Wenn dies kein Ort ist, den Sterbliche betreten dürfen, so weilt hier wohl der Unsterblichen Einer. Zeige uns also zuvor deine Gestalt!«

Shite:

»Kono ue wa hazukashi nagara waga sugata, ryojin ni mamiemôsan to«.

Der Zauberer:

»Zwar schäme ich mich, meine Gestalt zu zeigen, doch sollt ihr sie sogleich erblicken, Wanderer!«

Ji:

»Shiba no toboso wo
oshihiraki,
tachiizuru
sono sugata,
midori no kami mo
oinoboru,
oshika no tsuno no
»»tsuka no ma mo««[2])
yamabito wo
ima mirukoto zo
fushigi naru«.

Chor:[1])

»Die Thür aus Reisig
Wird aufgestossen.
Hervor tritt seine Gestalt:
Das Haupt umgiebt
Ihm grünlich Haar,
Ein Hirschhorn ist
Der Stirn entsprossen.
Ha, seltsamer Anblick!
Jetzt schau'n wir den Zauberer.«

[1]) L. Selenka, l. c. p. 227: »Rechts von dem . . . Orchesterchen [zwei Musikanten mit Handtrommeln und ein Flötenspieler] hocken fünf Chormänner. Ihnen fällt, ähnlich wie dies beim altgriechischen Chor der Fall war, die Aufgabe zu, in monotonem, tief gehaltenen, aber wohlklingenden Gesange die jeweilige Situation zu verdeutlichen oder den Gang der Handlung und die Gefühle der Agirenden darzulegen. An pathetischen Stellen fällt der Chor auch wohl dem Helden in das Wort und führt dessen Rolle in direkter Rede weiter.«

[2]) Commentar: 束の間も. Citat aus dem Shinkokinshû.

Waki, kotoba:

»Tadaima omoiidashite sôrô, sate wa uketamawari-oyobitaru Ikkaku sennin nite goza sôrô ka.«

Der Beamte (gesprochen):

»Jetzt entsinne ich mich. Bist du nicht der Zauberer Einhorn, von dem ich schon gehört?«

Shite, kotoba:

»Sanzôrô kore koso Ikkaku to môsu sennin nite sôrô.

Satesate memmen wo mimôseba, yo no tsune no ryojin ni arazu. Samo utsukushiki kyûjo no sugata, katsura[1]) no mayuzumi raryô no kinu, sara ni tadabito to wa mietamawazu sôrô, kore wa ikanaru hito nite mashimasu zo.«

Der Zauberer (gesprochen:)

»Ja, ich bin wirklich der »Einhorn« Genannte.

Und auch ihr seid keine gewöhnlichen Reisenden, wie ich, euch einzeln betrachtend, soeben bemerke. Jene ist eher ein schönes Hoffräulein, das zeigen die gleich Mondsicheln[1]) geschwungenen Augenbrauen und die Gewänder aus Damast und Seide. Ihr seht durchaus nicht wie gewöhnliche Menschen aus! Wer seid ihr also?«

Waki:

»Saki ni môsu gotoku, fumimayoitaru ryojin nite sôrô. Tabi no tsukare no nagusami ni, shu wo mochite sôrô, hitotsu kikoshimesare sôrae.«

Der Beamte:

»Wie ich schon früher sagte, wir sind verirrte Wanderer. Um uns von den Anstrengungen der Reise erholen zu können, haben wir Wein mit uns gebracht. So koste auch du einmal davon!«

Shite:

»Iya senkyô ni wa matsu no ha wo suki, koke wo mi ni tsukete katsura no tsuyu wo name, toshi furedomo furô fushi no kono mi nari, sake wo mochiyuru koto arumaji.«

Der Zauberer:

»Nein! Der Zauberer in seiner Einsiedelei geniesst nur Fichtennadeln, bekleidet sich mit Moos und schlürft nur Cassia-Thau. So trotzt dieser Körper dem Alter und dem Tod, obgleich die Jahre dahinschwinden. Doch berauschendes Getränk darf ich nicht berühren.«

Waki:

»Mottomo ôse wa saru on koto naredomo, tada kokorozashi wo uke-

Der Beamte:

»Wohl magst du Recht haben, dennoch bitte ich dich, mein Anerbieten

[1]) Commentar: 桂は月の異名、三日月乃如き眉墨の意 = katsura ist ein anderer Name für den Mond. Gemeint sind Augenbrauen von dem Aussehen des Mondes am dritten Tage [nach dem Neumond].

tamae to, bunin wa shaku ni tachitamai, sennin ni sake wo susumureba.«

anzunehmen. Sieh, eine Dame steht zu deinen Diensten da, um dir, dem Einsiedler, den Wein zu kredenzen.«

Shite:

»Ge ni kokorozashi wo shirazaran wa, oni chiku ni wa nao otorubeshi to.«

Der Zauberer:

»Wahrhaftig, wenn ich dein freundliches Anerbieten nicht annähme, würde ich noch unter Thieren und Dämonen stehen.«

Ji:

»Yûbe no tsuki no
sakazuki wo
ukuru sono mi mo
»»yamabito no
oru sode ôu
kiku no tsuyu
uchiharau ni mo
chi yo wa henubeki«« [1])
chigiri wa kyô zo
hajime naru«.

Chor:

»Den gleich dem Abendmond
Glänzenden Becher
Ergreift der Zaub'rer!
Er, »»dessen Aermel
Auch nur versehentlich
Die Aster streifend ihr
Unsterblichkeit verleiht«« [1]). —
Von heut ab wieder
Der Welt gehört er.«

Bunin:

»Omoshiro ya
sakazuki no«.

Die Fürstin:

»Lieblich ist des Bechers Anblick.«

Ji:

»Meguru hikari mo
terisou ya,
momijigasane no
tamoto wo tomo ni
hirugaeshi
hirugaesu,
bugaku no kyoku zo
omoshiroki.«

Chor:

»Kreisend herrlicher sein Glanz uns strahlt.
Lieblich schwingt dazu im Tanze
Ahornfarbenes Gewand die Schöne.

Ji:

»Shichiku no shirabe
toridori ni
sasu sakazuki mo
tabitabi megureba,

Chor:

»Zum Klange der Saiten
Und Flötenspiel
Beim kreisenden Becher
Umstrickt ihm die Sinne

[1]) Commentar: Citat aus einem alten Gedicht.

bunin no nasake ni
kokoro wo utsushi,
yamabito wa
shidai ni ashiyowa-
guruma no meguru mo
Tadayou
mai no tamoto no
katashiki fuseba,
bunin wa yorokobi
kwannin wo hikitsure,
harubaru narishi
yamaji wo shinogi,
teito ni kaerase-
tamaikeri.«

Das schöne Weib.
Zu schwanken beginnt er
Im Kreise zu taumeln.
Zur Seite jetzt breitet
Den Aermel er aus
Vom Rausche bezwungen. —
Froh eilt dann die Fürstin
Auf einsamem Bergpfad
Mit ihrem Begleiter
Zur Hauptstadt zurück.«

Ji:

»Kakarikereba iwaya no uchi shikiri ni meidô shite,
tenchi mo hibiku
bakari nari.«

Chor:

»Unablässig dröhnt es unterdessen
In der Felsenhöhle Innern.
Erd' und Himmel hallen beständig
Von dem Donnertosen wieder.«

Shite:

»Ara fushigi ya
omowazu mo,
hito no nasake no
sakazuki no
yoifushitarishi
sono hima ni,
ryûjin wo
fûjikomeokishi,
iwaya no niwaka ni meidô suru wa,
nani no yue nite aru yaran.«

Der Zauberer (erwachend):

»Wie wunderbar!
Obgleich ich es nicht wollte,
Bin ich vom Weine und der Sinneslust
Ohnmächtig hingestreckt.
Doch was ist das?
Die Drachen alle, die in sicherer Felsenhöhle
Ich fest verschloss, beginnen jetzt zu toben.
Wie konnte das geschehen?«

Ryûjin:

»Ikani ya ikani
Ikkaku sennin
ningen ni majiwari
kokoro wo mayowashi,
mumyô no sake [1]) ni
yoifushite

Der Drachenfürst (tritt auf):

»Wie nur, wie nur konnte das geschehen?
So wisse denn, o Zauberer:
Mit Sterblichen hast du Verkehr gepflogen,
Dein Herz hast du auf sündige Bahn gelenkt,

[1]) Siehe die Anmerkung der folgenden Seite!

tsûriki wo ushinau
tembatsu no,
mukui no hodo wo
omoishire.«

Vom Weine der Verblendung[1]) bist du
trunken hingestreckt:
Die Zauberkraft hast du verloren!
Dies alles ist des Himmels Strafe.«

Ji:

»Yamakaze araku
fukiochite
sora kakitsumori,
iwaya mo niwaka ni
yurugu to mieshiga,
banjaku shihô ni
yaburekudakete,
shoryû no sugata wa
arawaretari.«

Chor:

»Wild heult der Bergsturm,
Wolken verfinstern den Himmel.
Seht, wie die Felsenhöhle erzittert:
Ueberallhin zerbirst der Steinblock,
Sichtbar werden der Drachen Gestalten!«

Shite:

»Sono toki sennin
odorokisawagi.«

Der Zauberer:

»Fassungslos stehe ich hier.«

Ji:

»Sono toki sennin
odorokisawagi,
riken wo ottori

Chor:

»Fassungslos steht der Zauberer da. Doch
Jetzt aus der Scheide
Reisst er das scharfe Schwert.

[1]) 無明の酒 = Der Wein (resp. Sake) der Lichtlosigkeit (mumyô). Nach dem Commentar so genannt, weil der Wein das Herz verdustert und auf Irrwege lenkt

心を暗まし迷はすものなれば

kokoro wo kuramashi mayowasu mono nareba. Der Dichter hat aber wohl eher auf den buddhistischen technischen Ausdruck Bezug genommen: mumyô = avidyâ, dem ersten der 12 nidânas = »der Grundirrthum, dass das Vergängliche für dauernd und das, was in Wirklichkeit nicht ist, für wirklich gehalten wird . . . das Urblendwerk und das Urübel, die Endursache aller Dinge« (Koeppen). Vgl. meine Erklärung des von Bastian publizirten japanischen Bildes (Ethnologisches Bilderbuch 1887, Taf. V) im »T'oung Pao« 1893, p. 368. — Nachträglich sei zu diesem Aufsatz p. 368 bemerkt, dass die chinesisch-japanischen Bezeichnungen für die sogenannten »drei Gifte«, san doku sc. lobha, dvesha, moha, die auf dem qu. Bild undeutlich geschrieben sind, richtig lauten: ton-jin-chi 貪瞋癡; siehe das Shakuson go ichidaiki zue = illustrirte (nämlich von Hokusai) Lebensbeschreibung Buddhas, Heft 5, p. 14a. Letztgenannntes Werk ist auf der Kgl. Bibliothek, Berlin, vorhanden, aber nur unter der mysteriösen Bezeichnung »kôkuado« zu finden.

tachimukaeba,
ryûô wa ôgon no
katchû wo taishi,
gyokugu no tsurugi no
hasaki wo soroe,
ichiji ga hodo wa
tatakaikeru ga,
yamabito jinzû no
chikara mo tsukite,
shidai ni yowari
taorefuseba,
ryûô yorokobi
kumo wo ugachi,
kaminari inazuma
tenchi ni michite,
daiu wo furashi
kôzui wo idashite
tatsu shiranami ni
tobiutsutte
mata ryûgu ni zo
kaerikeru.«

Goldumpanzert
Streckt ihm der Drachenfürst
Die perlengeschmückte
Klinge entgegen.
Kurze Zeit nur
Währet der Zweikampf.
Bald wankt der Zaubrer.
Kraftlos endlich
Stürzt er zu Boden.
Freudig zertheilt der Drachenfürst das Gewölk.
Mit Donner und Blitzen füllt er den Luftraum,
Reichlichen Regen lässt er jetzt strömen.
Zum Meerpalaste
Zurück dann eilt er
Von weissen, schäumenden
Wogen getragen.«

Exkurs.

I.

Sehr nahe verwandt mit dem Inhalt dieses Nô ist die von Schiefner aus dem Tibetischen[1]) übersetzte Erzählung von dem Einsiedler »Antilopenhorn« (Ṛshyaçṛnga). Welcher Zeit sie angehört, ist nicht gesagt. In den Hauptzügen lautet sie wie folgt:

»In längst vergangener Zeit lebte in einer dorflosen, mit Blumen, Früchten, Wasser und Wurzeln reich ausgestatteten Waldgegend ein büssender Ṛshi, der sich von Wurzeln, Früchten und Wasser nährte und sich mit Fellen und Blättern bekleidete . . . .« Auf wunderbare Weise wird ihm von einem Gazellenweibchen ein Kind geboren. »Als der Knabe gross geworden war, wuchsen ihm auf dem Kopfe Gazellenhörner; aus diesem Grunde nannte er den Knaben

[1]) Mélanges asiatiques, St. Pétersbourg 1881, VIII, p. 112—116 (aus dem Kandjur IV, p. 136—137).

Ṛshyaçṛnga (Gazellenhorn).« Der Ṛshi ward krank, starb und ward von seinem Sohn verbrannt. Letzterer erlangte bald darauf die »fünf Klarsichten« (wohl die abhijñâ). »Als er zu einer anderen Zeit mit einem Kruge nach Wasser gegangen war, begann die Gottheit es regnen zu lassen; als er mit dem Kruge, der mit Wasser gefüllt war, gegangen kam, liess er ihn fallen, so dass er zerbrach. Die Ṛshi's sind sehr schnell zum Zorne geneigt. Da er nun das wenige Wasser verschüttet hatte, machte er der Gottheit Vorwürfe und sagte: »Da durch dein schlechtes Verfahren mein voller Wasserkrug zerschlagen worden ist, sollst du vom heutigen Tage an zwölf Jahre lang nicht regnen lassen!« Durch diesen Fluch liess die Gottheit es nicht regnen. In Vârâṇasî entstand eine grosse Hungersnoth etc. Der König befragte die Zeichendeuter, wie dieser Regenmangel zu erklären sei. Sie antworteten: »Durch den Zorn eines Ṛshi. Kann man diesen in seiner Bussübung stören, so wird die Gottheit wieder Regen senden; anders ist es nicht möglich.« Eine Tochter des Königs, Namens Çântâ, erbot sich, ihn in seiner Bussübung zu stören. Darauf liess sie berückende Gegenstände und mit Wein gefüllte Früchte und andere sehr bunte Früchte verschiedener Art anfertigen, richtete ihr Aussehen wie das der Ṛshi's ein, kleidete sich mit Gräsern und Baumrinde und begab sich mit den Frauenzimmern . . . zur Einsiedelei jenes Ṛshi. . . . Als sie eingetreten waren und er sie erblickt hatte, sprach er in Versen: »O weh, früher ist solches Ṛshi-Aussehen nicht dagewesen, ein unstäter, schwebender Gang, das Antlitz frei von Bart, die Brüste auf- und niedersteigend.«« Er bewirthete sie mit zweifelumstricktem Sinne mit Wurzeln und Früchten.« . . . Dann nahm er ihre Einladung an und begab sich mit ihnen in den auf der Fähre befindlichen Lusthain, wo sie ihm die betäubenden Sachen und die mit Wein angefüllten Kokosnüsse und andere Früchte verabreichten. Als er, durch den Wein berauscht und durch die berückenden Gegenstände gebannt, mit ihnen sich unreinem Verkehr hingab, schwand seine Zauberkraft. Die an Regen Freude habende Gottheit zog die Wolken von allen Seiten zusammen, und der Ṛshi wurde durch jene zurückgehalten. Çântâ sagte: »Weisst du jetzt, welche Macht es ist?« Sie brachte ihn, nachdem sie ihn durch Liebesbanden gefesselt hatte, zum König und sprach: »O König, dieser ist es.« Da nun die Gottheit Regen zu senden begann, kam eine gute Ernte. Der König gab Çântâ nebst Gefolge jenem Ṛshi als Gattin. Als derselbe aber, Çântâ verlassend, mit anderen Frauen sich der Liebe hinzugeben begann, fing auch Çântâ mit ihrem von Neid vernichteten Gemüth an, ihn geringschätzig zu behandeln, und als sie im Wortwechsel mit ihm ihm mit dem Schuh einen Stoss an den Kopf versetzt hatte, dachte er: »Ich, der ich den Donner des Gewölks nicht habe ertragen können, soll mich jetzt, durch Liebesbanden gefesselt, von einem Weibe vernichten lassen.« Er gab sich aufs Neue der Anstrengung hin und gelangte dann wieder in den Besitz der fünf Klarsichten.«

Besser datirbar ist die Erzählung von dem Eremiten Ekaçṛnga [= Einhorn], welche sich in der Bodhisattvâvadânakalpalatâ[1]) vorfindet. Letzteres Werk wurde von Kshemendra im Jahre 1052[2]) verfasst.

Im Grossen und Ganzen gleicht die Erzählung der vorigen, es fehlt aber das Motiv des Regenmangels. Nicht um dem verdorrenden Lande durch die Anwesenheit des frommen Mannes Regen zu verschaffen, schickt König Kâçya in Benares seine Tochter Nalinî in die Einsiedelei, sondern um Ekaçṛnga als Schwiegersohn zu bekommen. Der arglose Jüngling, der nie ein Weib gesehen, ist von dieser Art Büsser so entzückt, dass er ihr auf ihre schwimmende Einsiedelei folgt. Auf dem Flosse wird er so mit List zur Königsstadt gebracht. — Die ganze Erzählung ist hier als Vorgeburtsgeschichte (Jâtaka) behandelt und dem Buddha selbst in den Mund gelegt. Zum Schlusse erklärt dieser, dass er selbst in einem früheren Leben jener Ekaçṛnga und dass Yaçodharâ jene Nalinî war.

Auch der nicht-buddhistischen Literatur Indiens ist die Geschichte von Ṛshyaçṛnga bekannt. Doch will ich hier nicht weiter darauf eingehen, da diese Episode im Mahâbhârata und Râmâyaṇa vielleicht erst aus buddhistischer Quelle stammt. Dass derartige Anleihen thatsächlich stattfanden, ist von Cowell in der Vorrede zum Buddhacarita gezeigt worden. Im Auszuge mögen hier die Hauptstellen aus der deutschen Bearbeitung Holtzmann's folgen[3]).

Ein König, Lomapada genannt,
im Angalande weit berühmt,
betrog einst um den bedungenen Lohn
beim Opfer einen Brahmener.
Da zogen alle Brahmener fort
aus seinem Lande, und es stieg
kein Opferdampf zum Himmel empor
und Indra regnete nicht mehr.
Da herrschte in Anga schreckliche Noth
und Lomapad versammelte
die weisesten Männer und fragte um Rath.
Der Klügste aus der ganzen Zahl
sprach also: . . .
So lange im Lande, wo du gebeutst,
kein Brahmaner ein Opfer weiht,
so lange labt die lechzende Flur
Pardschanja nicht mit Himmelsnass.
Die Brahmener aber grollen und sind
zur Opferhandlung nicht bereit.
Drum höre, wie zum heiligen Brauch
Du einen Priester finden magst.
Im Walde lebt . . . .
der fromme Knabe Rischjasring,
der hat nie einen Menschen gesehen
als seinen Vater . . .
und weiss nicht, was ein Mädchen ist.
Zu ihm nun schicke ein Mädchen hinaus,
das aus dem Walde mit Liebesreiz
ihn zu der Stadt entführe. —
Santa, ein Mägdlein wunderschön,

[1]) Vgl. die englische Uebersetzung dieses Abschnitts von Nobin Chandra Dás nach der Prosaübersetzung von Nrisiṁha Chandra Mukhopádháya im Journal and Text of the Buddhist Text Society of India, Calcutta 1893, I, part 2, p. 1—12. — Text ibid. p. 13—20.

[2]) Journal asiatique, VIIIe Série, tome VI (1885), p. 401.

[3]) A. Holtzmann, Indische Sagen 1845, p. 111. — Eine englische Uebersetzung des Ṛshyaçṛngopâkhyânam (mit Text) aus dem Mahâbhârata, Vanaparva, tîrthayâtrâ, 110—113. Abschnitt, befindet sich im Journal and Text of the Buddhist Text Society of India, I, part 2, Appendix I, p. 1—10.

die sprach: mein Vater! wenn du erlaubst,
will ich versuchen, ob's gelingt, ...
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Wifandaka:

— — — — — — — — — —
»verwirrt, verändert finde ich dich;
mein Sohn, sag' an, was ist geschehen?«

Rischiasringa:

»Ein Schüler mit geflochtenen Haaren
war hier, ganz weiss von Angesicht,
mit schwarzen Augen und lächelndem Munde,
mit schmalem Leibe und hoher Brust.
— — — — — — — — — —

Er gab mir andere Früchte, die schmeckten
so herrlich; und von seinem Trank,
wie ich ihn kostete, ward mir so wohl,
der Boden fing zu wanken an.«
— — — — — — — — — —
So wurde des Wifandaka Sohn
vom Haine in das Schiff gelockt,
und Lomapada löste das Schiff
und fuhr die Kausiki hinab.
Sobald mit Rischiasringa der Fürst
Das Ufer betrat, so schüttete
vom Himmel reichlichen Regen herab
Pardschanja über das ganze Land.
etc.

In Japan muss es noch eine andere Version der Geschichte von dem Sennin »Einhorn« geben. Darauf deutet wenigstens die nebenstehende Abbildung (1) hin, die einem Bilderbuch eines zeitgenossischen japanischen Malers (Sensai Eitaku's Gwafu, Heft 1, Tokyo 1884) entnommen ist. Die Ueberschrift: Ikkaku sennin sendara nyo ni azamukarete yama wo ide ōkyu ni itaru no zu bedeutet: der Zauberer Einhorn, von einem Sendara-Mädchen betrogen, verlässt das Gebirge und gelangt in den Konigspalast. Statt der Hofdame Senda = Sanskrit: Çântâ, haben wir hier also eine Sendara = Sanskrit: Càṇḍàla-Frau (aus der niedrigsten Kaste). Der Sieg der Frauenlist und -Schönheit ist noch ganz besonders dadurch hervorgehoben, dass die schöne Frau auf den Schultern des Eremiten reitend nach dem Konigspalast zuruckkehrt[1]). — Diese Fassung der Erzahlung geht wohl in letzter Linie auf die Legende zurück, welche der beruhmte buddhistische Pilger Hiuen-tsang (Gen-jô[2]) von den Japanern genannt) von seiner Reise nach Indien im 7. Jahrhundert mit nach Hause brachte[3]). Die betreffende Stelle im Ta Thang Si-yuh-ki (libr. sin. Sammlung Hirth No. 99. Kgl. Bibl. Berlin) 2, p. 22, ist:

[1]) Bei der Betrachtung dieses Bildes ist es auffallend, wie der Maler das Abstossende der Erscheinung des Einhörnigen verschleiert hat. Das Mädchen hält sich mit der linken Hand an dem Horn fest. Dadurch wird das widerliche Horn auf der Stirn fast verdeckt. Hier liegt vielleicht noch antike Tradition vor, die vermittelst der Gândhâra-Kunst in die ostasiatische überging. Vgl. die Darstellung des Nâga (Drachen) in einer Gândhara-Skulptur bei Grünwedel, buddhistische Kunst in Indien, Berlin 1893, p. 96, u. im Allgemeinen ibid. Index s. v. Japan.

[2]) So im Butsuzôzui, dagegen im Wakansansaizue: Genzô.

[3]) Vgl. Mémoires sur les contrées occidentales traduits du sanscrit en chinois, en l'an 648 par Hiouen-thsang et du chinois en français par M. Stanislas Julien. Paris 1857, I, p. 124.

昔獨角僊人所居之處、僊人爲婬女誘、亂、退失神通、婬女乃駕其肩而還城邑、

Dies[1]) ist der Ort, an dem vor Alters der Rischi Einhorn wohnte. Der Rischi liess sich durch ein wollüstiges Weib verführen und verlor seine Abhijñâ[2]). Das wollüstige Weib kehrte dann, auf seinen Schultern reitend, zur Hauptstadt zurück.

Abb. 1.
Der Zauberer Einhorn und das Cândâla-Mädchen.

In der um 200 Jahre älteren chinesischen Lebensbeschreibung Buddhas, dem Fo-sho-hing-tsan-king (im Jahre 420 von Dharmaraksha verfasst) findet

[1]) Nämlich da, wo der vom König Açoka errichtete Stûpa stand: Neben dem Kloster auf dem Dantaloka-Berge (nach Eitel: die Montes Daedali Justins) im Gândhâra-Gebiet.

[2]) S. oben p. 516.

sich ebenfalls ein allerdings etwas dunkel gefasster Hinweis auf diese Legende. In der Uebersetzung Beal's[1]) heisst es: Of old there was Sundarî (Su-to-li) able to destroy the great Rshi, and to lead him to indulge in love, and so degrade his boasted eminence (Anmerkung: and bend his head beneath her feet). Undergoing long penance, Gautama fell likewise (by the arts of) a heavenly queen; Shing-kü, a Ṛshiputra, practising lustful indulgences according to fancy (was lost). (Anmerkung: the phrase which ends this line is obscure. It may be rendered thus: Shingku, the Rshiputra, practised lustful ways, beside the flowings of the fountain.)[2])

Das Fo-sho-hing-tsan-king ist nun nichts anderes als eine Bearbeitung des im ersten Jahrhundert n. Chr. von Açvaghosha, dem geistlichen Berather des Königs Kanishka, verfassten Buddhacarita.

Der dem obigen entsprechende Passus ist hier viel deutlicher: (Cowell's Uebersetzung)[3]):

> v. 16 des 4. Buches: In olden times a great seer, hard to be conquered even by the gods, was spurned by a harlot, the beauty of Kâçi, planting her feet upon him.
>
> v. 17: The Bhikshu Manthâlagautama was also formerly spurned by Bâlamukhyâ with her leg, and wishing to please her he carried out dead bodies for her sake to be buried.
>
> v. 19: So Çântâ by her various wiles captivated and subdued the sages son Ṛshyaçṛnga, unskilled in women's ways.

Açvaghosha setzt also hier die Geschichte des Ṛshyaçrnga als eine bekannte Begebenheit des Alterthums voraus. Und in der That lasst sich die Existenz dieser Erzahlung noch weiter zuruckverfolgen, denn schon unter den aus dem dritten vorchristlichen Jahrhundert stammenden Skulpturen des Stupa von Bharhut befindet sich eine Darstellung mit der Aufschrift in den alten Açoka Lettern: Isisinga-jâtaka[4]) (Abb. 1). Letzteres ist die Pâli Form für Ṛshyaçrnga jâtaka. Ein Jâtaka (Geschichte einer fruheren Existenz Buddhas) (Ṛshyaçrnga) findet sich in der Jâtaka-Sammlung der sudlichen buddhistischen Kirche nicht unter diesem Titel vor, ist aber faktisch unter dem Titel (Naḷinikâjâtaka (nach dem Namen der Heldin Nalinikâ[5]) und (Alambusajâtaka) darin enthalten, vgl. Fausbolls Jâtaka-Ausgabe V, p. 193 flgde. Auf der Skulptur ist dargestellt, wie der auf

[1]) Sacred books of the East, Band 19, p. 39.

[2]) Vielleicht liegt hier ein Missverständniss Beal's vor. Doch ohne Einsicht in das Original lässt sich kaum etwas zur Erklärung beibringen.

[3]) Sacred books of the East. vol. 49.

[4]) A. Cunningham, the Stûpa of Bharhut, a buddhist monument ornamented with numerous sculptures illustrative of Buddhist legend and history in the third century B. C. London 1879, Tafel XXVI, no. 7.

[5]) Wie schon Cunningham erkannte.

wunderbare Weise von einer Antilope geborene Knabe[1]) von Eremiten aufgefunden wird.

Im Zusammenhang mit dieser Ekaçṛṅga-Ṛshyaçṛṅga-Geschichte ist noch zu erwähnen, dass später die Pratyekabuddha's (Pâli: Paccekabuddha) auch Ekaçṛṅga-Ṛshi's genannt und mit dem Khaḍga (Pâli: khagga = Nashorn) verglichen werden[2]). Dies geschah wohl erst mit Bezugnahme auf die obige allgemein bekannte Geschichte.

Abb. 2.
Isisiṁgajâtaka. Präexistenzgeschichte Buddhas als Ṛshyaçṛnga.
Skulptur aus dem dritten Jahrhundert vor Chr.

[1]) ekâ migâ gabbhaṁ paṭilabhitvâ puttaṁ vijâyi, Isisiṅgo t'ev' assa nâmaṁ ahosi. Jâtaka, vol. V, p. 193.

[2]) Cfr. Eitel s. v. pratyêkabuddha, Khadga- und vichâna. — Vgl. auch die Stelle aus den Apadâna-Texten: »paccekabuddho khaggavisânakappo«, nach mündlicher Mittheilung v. Prof. Grünwedel. Ferner die Stelle aus dem Divyâvadâna, bei Burnouf, introduction à l'histoire du bouddhisme indien 1844, I, p. 94. Endlich Koeppen, die Religion des Buddha I p. 420—421:

»Die zweite Klasse der Seligmacher-Heiligen bilden die Pratyêka-Buddhas, d. h. für sich seiende, gesonderte, individuelle Buddhas, oder durch und für sich selbst Erleuchtete, wohl zu unterscheiden von den allerherrlichst vollendeten, erlösenden. — In der Legende erscheinen sie stets als eigentliche Eremiten, im Aeusseren gleich den brahmanischen Büssern, rauh, schmutzig, ausgetrocknet, mit struppigen Haaren und langem Barte: ihre Wohnung ist der Himavant oder eine andere abgelegene Gegend. Daher vergleicht man sie gern mit dem einsamen »Nashorn«. Anm. »Khadga, ‚Rhinoceros‘ und Ekatschârin, ‚Einsiedler‘ sind Synonyma, mit denen der Pratyêka-Buddha bezeichnet wird.«

ibid. p. 422, Anm. 2: »Bisweilen werden freilich zwei Arten von Pratyêka-Buddhas unterschieden: solche, die, wie die Hirsche, hinter sich sehen (sich um die Heerde kümmern), und solche, die, wie das Nashorn oder Einhorn, ihren Weg verfolgen, ohne sich nach anderen umzusehen.«

Koeppen I, p. 350:

»Uebrigens hat sich bis auf diesen Tag in allen Ländern der Buddhistenheit neben dem Klosterwesen das Eremitenleben erhalten. Doch ist es jetzt nur noch Ausnahme, jenes die Regel. Auch in der überirdischen Hierarchie, in der Hagiologie der Buddhisten hat es seine Vertretung und seine Apotheose gefunden, und zwar in den persönlichen oder Pratyêka-Buddhas. Diese werden stets als Einsiedler mit langem Bart- und Haupthaar vorgestellt, welche durch die Kraft der einsamen Busse Befreiung aus dem Kreislaufe gewonnen haben, indessen nur sich selbst, nicht andere Wesen zu erlösen im Stande sind.«

II.

Ein besonderes Interesse hat die Ekaçrngageschichte noch dadurch, dass sich Spuren derselben auch im Abendlande nachweisen lassen. Sie gerieth nämlich einerseits in die Naturgeschichte und wurde dort als Einhornjagd bekannt und wurde andererseits als Novellenstoff in die Unterhaltungsliteratur aufgenommen.

Die Erzählungen und Darstellungen der Einhornjagd gehen in letzter Linie auf den Physiologus zurück, eine in früher christlicher Zeit in Alexandrien[1]) entstandene religiöse Schrift, der äusseren Erscheinung nach eine Auswahl von meist fabelhaften Eigenschaften wirklich existirender oder fabelhafter Thiere mit angefügten mystischen oder moralischen Auslegungen, welche die Hauptsache dabei sind; ein Buch, das schon im christlichen Alterthum und dann durch das ganze Mittelalter hindurch einer (die heilige Schrift natürlich ausgenommen) fast beispiellosen Verbreitung sich erfreute[2]). Die auf das Einhorn bezüglichen Stellen lauten im Griechischen und einem der mittelalterlichen deutschen Texte:

Φυσιολόγος[3].

Περὶ μονοκέρωτος. . . . ὁ Φυσιολόγος εἶπε περὶ τοῦ μονοκέρωτος, ὅτι τοιαύτην φύσιν ἔχει. μικρὸν ζῶόν ἐστιν, ὅμοιον ἐρίφῳ, δριμύτατον δέ ἐστι πάνυ. οὐ δύναται ὁ κυνηγὸς ἐγγίσαι αὐτῷ, διὰ τὸ ἰσχύειν αὐτὸ πολύ. ἓν κέρας ἔχει, μέσῳ τῆς κεφαλῆς αὐτοῦ. πῶς οὖν ἀγρεύεται, λέξω. παρθένον ἁγνὴν ἐστολισμένην ῥίπτουσιν ἔμπροσθεν αὐτοῦ· καὶ ἅλλεται εἰς τὸν κόλπον τῆς παρθένου τὸ ζῶον[5]· καὶ κρατεῖ αὐτό, καὶ ἀκολουθεῖ αὐτῇ, καὶ αἴρει αὐτὸ εἰς τὸ παλάτιον τῷ βασιλεῖ.

Der jüngere deutsche Physiologus[4], vor der Mitte des 12. Jahrhunderts.

Ouch ist ein tier unte heizzit einhurno. von deme zellit Physiologus, daz iz suslîch gislahte habe. Iz ist lutzil tier, unte ist deme chitzine gilich, unte ist vile chuone. Iz habit ein horn an deme houbite. nehein man nimag in givâhen, newâre mit disme liste. Man nimit eine magit unte leittet sie in die stat, dâ der einhurn emzige wisit, unt lâzzit sie eine dâ. Sô der einhurne si gesihet, sô springet er in ir barm und slâffet, sô wirt er gevangen. unte leitet man in zuo des chuniges phalinze.

Lauchert glaubt mit Bochart »ganz bestimmt«, dass wir in einer Schilderung Aelians[6]) »die Quelle haben, aus der durch Missverständniss die Erzählung des Physiologus hervorging, das sonst wilde Einhorn lasse sich nur durch eine Jungfrau fangen«.

[1]) wo sich damals eine Kolonie indischer Kaufleute befand. — Münzfunde in Indien legen ein Zeugniss davon ab, dass vom Anfange der christlichen Zeitrechnung bis gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts der Verkehr zwischen dem römischen Reiche und Indien am lebhaftesten war. Lassen, indische Alterthumskunde, III, p. 83.

[2]) F. Lauchert, Geschichte des Physiologus, Strassburg 1889, p. 1.

[3]) Lauchert, Geschichte des Physiologus, 1889, p. 254.

[4]) ibid. p. 254.

[5]) Andere Lesart: καὶ ἡ παρθένος θάλπει τὸ ζῶον.

[6]) Lauchert, p. 24: »Nachdem zuerst eine Schilderung des Thieres gegeben ist [bei Aelian] heisst es weiter, dasselbe sei zwar sanft gegen andere Thiere, jedoch wild und streitsüchtig gegen andere seiner Gattung, auch gegen die Weibchen. Nur in der ὥρα ἀφροδίτης τῆς σφετέρας sei es ganz sanft gegen das Weibchen.«

Diese Erklärung der merkwürdigen Physiologusstelle erscheint wenig plausibel. Denn der Schlusssatz: das Einhorn wird nach dem Palaste des Königs gebracht, ist hier weiter nicht berücksichtigt. Es ist wohl richtiger, hier an eine Beeinflussung durch die indische Erzählung zu denken, in der der Einhorn nach der Königsstadt durch List gelockt wird. Ja selbst der ostasiatische Reflex dieser indischen[2]) Erzählung (in der Unterschrift des japanischen Bildes: Abbildung 1): »Ikkaku sennin sendara nyo ni azamukarete yama wo ide ôkyû ni itaru = der Rshi Einhorn, von einem Caṇḍâla-Weibe überlistet, gelangt in den Königspalast«, deckt sich fast genau mit der Physiologusstelle. Dazu kommt die Hervorhebung des κόλπος τῆς παρθένου. Vgl. hierzu im Tibetischen: »die Brüste auf- und niedersteigend«, im Indischen: »mit schmalem Leib und hoher Brust« (bei Holtzmann l. c.), ferner in der Mahâbhârata-Episode: »under the throat he had two balls of flesh . . . of an exceedingly beautiful form« (im Journal of the Buddhist Text Society, l. c.).

Abb. 3:
Der Fang des Einhorns nach einem Bestiaire aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts[1]).

Hierbei fällt noch ins Gewicht, dass von den beiden Stellen, welche den Verfasser des Physiologus in den Geruch der »Ketzerei« bei den »Frommen« brachten, just die eine sich in der Erklärung und Nutzanweisung der Einhorngeschichte vorfindet: »Nicht vermochten die englischen Mächte ihn (unter sich) festzuhalten, sondern er nahm seine Wohnung in dem Leib der wahrhaften, immerwährenden »Jungfrau Maria, und das Wort ist Fleisch geworden« etc. (bei Lauchert, p. 48 u. 255). Es erscheint mir nicht unmöglich, dass wir hier eine Reminiscenz aus der Buddha-Legende vor uns haben; vgl. z. B. Koeppen I, p. 74: »Es ist herkömmlich, ja bei den nördlichen Buddhisten fast kirchliche Satzung geworden, die Lebensgeschichte ihres Religionsstifters in zwölf Abschnitte zu theilen: 1) Sein Entschluss, den Himmel zu verlassen« etc. . . . In unermesslichen, nicht in Gedanken zu fassenden Zeiträumen, in zahllosen früheren Geburten und Lebensläufen hat der Begründer des Buddhismus, laut der Lehre von der Seelenwanderung, durch

[1]) Nach Cahier et Martin, Mélanges d'archéologie, d'histoire et de littérature, Paris 1851, vol. 2, planche XXI, p. 106, 220. — Abbildung 4, ebendaselbst planche XXX. Die Reproduktion in Yule's Marco Polo-Ausgabe ist sehr fehlerhaft.

[2]) »The princess by her wiles allured
The hermit, artless as the deer«
in der schönen Uebersetzung des Nobin Chandra Dás, s. oben p. 526.

Werke der Busse, des Mitleids, der Aufopferungen jeglicher Art unendliches Tugendverdienst aufgehäuft und dadurch Anspruch auf die Buddhawurde erworben. Deshalb und in Erwartung desselben wohnt er im vierten Götterhimmel, und da die Zeit der Erscheinung eines Buddha herannaht, so entschliesst er sich, auf Bitten der Götter, zur Erlösung der athmenden Wesen sein letztes Erdenwallen anzutreten und den Schooss eines Weibes zu beziehen.«

Die bemerkenswerthe armenische Version dieser Stelle (bei Lauchert, p. 48) im Physiologus: quum e coelo descenderet, non valuere angelicae potestates ipsum apprehendere; cum omnibus omnia factus est, donec descenderet etc., die, im christlichen Sinne aufgefasst, ein Rathsel ist, und die ebenso rathselhafte andere »ketzerische« Stelle im Physiologus (bei Erklarung des Lowen): »Mit den Engeln wurde er ein Engel, μετὰ θρόνων θρόνος (cum thronis thronus), μετὰ ἐξουσιῶν ἐξουσία (cum potestatibus potestas) mit den Menschen ein Mensch, bis er herabstieg und in den Leib der Maria einging, um das in der Irre gehende Geschlecht der Menschen zu erlösen«, haben einen Sinn, wenn von der Vorstufe des Buddha, dem Bodhisattva, und den Wesensklassen, denen er nach und nach angehört haben muss, die Rede ist. Der Bodhisattva, »der im Geburtswechsel auf- und niedersteigt, bald den thierischen, bald den menschlichen Korper, bald den Leib eines Genius oder eines Gottes bezieht« (Koeppen I, p. 423), erreicht schliesslich das höchste Ziel, die Buddhawurde, mittels deren die Menschheit erlöst werden kann.

Ueber die weiteren Schicksale der Einhornsage in der Poesie und Kunst des Mittelalters und der Neuzeit kann hier nicht weiter eingegangen werden. Man vergleiche hierzu die diesbezuglichen Abschnitte in dem vortrefflichen Buche Lauchert's[1]).

— Wenden wir uns nun zu einer anderen Verwerthung der Einsiedler-Ueberlistungsgeschichte[2]). Schon Benfey hat zu dem oben p. 528 abgedruckten Passus aus Hiuen-tsang die folgende Stelle aus einer spateren Recension des Pantschatantra verglichen[3]). Zur Exemplifikation des Spruches

»Keiner sollte auf Frau'nbitten etwas thun oder geben auch

wird erzählt, wie dem weisen Vararutschi von seiner Frau der Kopf geschoren wird. Zum Schlusse heisst es dann:

— — »Aber auch die Frau des Nanda, welche auf ebendieselbe Weise erzürnt worden war, liess sich trotz aller Bitten nicht zufrieden stellen. Da sagte er zu ihr: »Liebe! Ohne dich kann ich auch keinen Augenblick leben;

[1]) 2. Die Allegorien des Physiologus in der Literatur der germanischen und romanischen Völker im Mittelalter. 3. Die Symbolik des Ph. in der christlichen Kunst. 4. Letzte Nachwirkungen des Ph. in den jüngsten Jahrhunderten und bis in unsere Tage.

[2]) Vgl. zu diesem Absatz: M. Landau, die Quellen des Dekameron, 2. Auflage, Stuttgart 1884, p. 224—235, wo dasselbe Material allerdings etwas kunterbunt behandelt wird.

[3]) Benfey's Uebersetzung des P. II, p. 307.

ich falle dir zu Füssen und bitte dich, freundlich zu sein.« Sie sagte: »Wenn du dir einen Zügel in den Mund legen lässt und ich auf deinen Rücken steigen und dich zum Laufen antreiben soll und du, dann laufend, wie ein Pferd wicherst, dann will ich dir wieder gut sein.« Das geschah nun ganz so.

Am Morgen darauf, als der König im Rathe sass, kam Vararutschi heran. Als der König ihn sah, fragte er ihn: »He! Vararutschi! Warum ist dein Haupt zur Unzeit geschoren?« Dieser sprach:

»Keiner sollte auf Frau'nbitten etwas thun oder geben auch;
sonst wiehert eins, das nicht Pferd ist, und zur Unzeit scheert man das Haupt.«

Schiefner hat hierzu in dem Cyclus buddhistischer Erzählungen: Mahâkâtjâjana und König Tshaṇḍa-Pradjota (St. Petersburg 1875) in der neunten Erzählung von dem Pâṇḍava-Mädchen Târâ (Sgrol-ma) ein tibetisches[1]) Gegenstück aufgefunden. Ein König, der sich über ein aussätziges Mädchen lustig macht, wird schliesslich dahin gebracht, dass er sie seinen Rücken besteigen lässt, indess er dazu wiehert. — Diese Erzählung gelangte auch nach Westasien. Im Arabischen wurde sie in einem Werke des 9. Jahrhunderts von V. v. Rosen nachgewiesen[2]).

Der alte Môbedân, welcher zu dem König Kisrâ Pervîz zu sagen pflegte: »Hüte dich, den Weibern ihren Willen zu thun!«, wird von der Sklavin der schönen und klugen Sîrîn endlich bewogen, sich in aller Form satteln und von ersterer reiten zu lassen. Während er so auf allen Vieren herumkriecht, werden zu seiner Beschämung Sîrîn und der König herbeigerufen. Schiefner bemerkt hierzu (p. VII): »Unter den Erzählungen dürfte wohl die 9. (Târâ) von allgemeinerem Interesse sein, weil sie, seitdem Jaques de Vitry dieselben aus dem Oriente nach Europa verpflanzt hatte (s. darüber Liebrecht zu Dunlop, S. 483)[3]), nicht allein in der Poesie, sondern auch in der bildenden Kunst vielfache Darstellung gefunden hat. Ein bisher in den Handbüchern der Kunstgeschichte nicht genanntes Schnitzwerk befindet sich noch in dem Sitzungssaale des Rathhauses zu Reval und zwar unter dem Bilde, welches Simson's Haarschur darstellt.«

Was zunächst die poetische Verwerthung im Mittelalter anbetrifft, so hat Schiefner schon auf die Stelle aus dem Reinfried von Braunschweig (verfasst um 1300, vgl. die Ausgabe von Bartsch p. 810) hingewiesen:

. . . sî het ungern begangen
den spot von dem man wunder seit,
dô Silarin diu schoene reit
den wîsen Aristotilem,

[1]) Von der Weiterverfolgung des Themas: Büsserverführung und -Beschämung im brahmanischen Indien muss hier Abstand genommen werden.

[2]) Im Kitâb elmaḥâsin waladdâd des el-Djâhiz, abgedruckt bei Schiefner l. c., p. 66—67.

[3]) Beide Werke sind mir zur Zeit nicht zugänglich.

und den merkwürdigen Gleichklang von »Silarin« und »Sirin« hervorgehoben. Die Geschichte, auf die hier angespielt wird, ist ausführlich erzählt in dem altfranzösischen lay d'Aristote. Cfr. Barbazan I, p. 172[1]):

Abb. 4.
Scene aus dem Leben der Waldmenschen,
auf einem Teppich des 14. oder 15. Jahrhunderts in Regensburg.

Bien l'a mis amors à desroi,
Quant la sele d'un palefroi
Li fet conporter à son col,
Bien fet amors de sage fol
Puisque nature le semont
Que tout le meilior Clerc du mont
Fet come roncin enseler,
Et puis à quatre piez aler
A chatonant par dessus l'erbe
Ci vous di example et proverbe,
Sel s'aucun bien à point conter.
La Demoiselle fet monter
Sor son dos, et puis si le porte
Parmi le vergier se deporte« etc.

---

[1]) Fabliaux et contes des poètes françois des XII, XIII, XIV und XV siècles, Paris MDCCLVI.

Als zu diesem Erzählungscyclus gehörig dürfen wir schliesslich wohl auch die sonderbare Darstellung (Abb. 4) rechnen, die sich auf einem alten Teppich in Regensburg befindet. Das dortige Rathhaus enthält im ehemaligen Fürstenkollegium nach H. v. Walderdorff[1]) »ebenso seltene als schöne Tapeten aus dem 14., 15., 16. Jahrhundert«. Demselben Autor zufolge erblicken wir hier »Scenen aus dem Leben der ‚wilden Leute' oder ‚Waldmenschen', von denen das Mittelalter die tiefen Forste bewohnt glaubte«.

Derjenige, der dieses Teppichbild entwarf, hat offenbar schon nicht mehr gewusst, was die streifigen Gewänder eigentlich vorstellen sollen. Bei der Mittelfigur macht es fast den Eindruck, als ob es sich um einen Fellanzug handele. Da liegt es nicht so fern, an eine missverstandene Darstellung (zunächst vielleicht byzantinisch oder persisch) der indischen Waldmenschen, der Ṛshi's oder Siddha's (Zauberer) zu denken[2]). Man vergleiche z. B. die Abbildung des Zauberers Nà-ro-pa im Pantheon des Tschangtscha Hutuktu p. 52, No. 16[3]). Bemerkenswerth ist jedenfalls, dass die ostasiatische Darstellung der indischen »Waldmenschen« sich mit der der sogenannten »wilden Männer« in unserer Heraldik deckt[4]).

* * *

Als Kuriosum mag zum Schlusse erwähnt werden, dass im fernen Ostasien ein hierher gehöriges romanisches Wort Bürgerrecht erworben hat. Die Begriffszeichen 一角 = Einhorn, werden auch unkôru oder unikôru = unicorn ausgesprochen, wenn es sich um einen von den Holländern (richtiger wohl schon früher von den Portugiesen) nach Japan gebrachte Handelsartikel handelt[5]). Nach Rémusat[6]) ist hier kaum von Rhinoceroshörnern, sondern von Narwhal-Stosszähnen die Rede. Einen Narwhal-Stosszahn trägt auch das Einhorn auf unserer Schlussabbildung 5, ein Missverständniss, das nach Yule's

[1]) Nach H. v. Walderdorff, Regensburg in seiner Vergangenheit und Gegenwart. 4. Auflage, Regensburg 1896. — Für den Nachweis dieses Bildes, mehrerer wichtiger Citate und die Zeichnungen zu Abbildungen 2—5 bin ich Herrn Prof. Grünwedel zu grossem Danke verpflichtet.

[2]) Diese Erklärung verdanke ich Prof. Grünwedel.

[3]) Veröffentlichungen aus d. Kgl. Mus. f. Völkerkunde, Berlin I (1890).

[4]) Vgl. die Sennindarstellungen bei Sensai Eitaku und dazu die Wappenhalter des preussischen Wappens. Auch Einhorn und Greif als Wappenhalter stammen ja in letzter Linie aus dem Orient. (Vgl. f. das Einhorn Lauchert l. c., p. 201.)

[5]) Vgl. die chinesisch-japanische Encyklopädie Wakansansaizue Heft 38, p. 8b. Vgl. a. Hepburn, japanese dictionary, 2. Auflage, p. 579, wo unikôru (ウニコ、オル) = Nashorn.

[6]) Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque Nationale. Paris 1827, vol. XI, part. I, p. 198.

Bemerkung hierzu (Marco Polo-Ausgabe II, p. 234) auf die Zeichnungen von Cosmas Indicopleustes zurückgeht. — Das wirkliche Einhorn dürfte wohl, wie schon Marco Polo (l. c. II, p. 227) erkannt hat, immer das Nashorn gewesen sein[1]).

[1]) Ctesias (nach Lauchert p. 23) »erzählt von des letzteren [sc. des Einhorn-Horns] wunderbarer Eigenschaft, dass daraus verfertigte Trinkgefässe gegen Gift und verschiedene Krankheiten schützen, ein Glaube, der sich bekanntlich noch durch unser Mittelalter hinzog.« — Dazu stimmt merkwürdig die Stelle im Wakansansaizue Heft 38, p. 8a: »Rhinoceros-Horn . . . vermag alle Gifte aufzulösen. Wird man von einem vergifteten Pfeil getroffen und thut man (von dem oder das) Rhinoceros-Horn in die Wunde, so wird man sogleich geheilt.«

Ce est le Vnicorn

Abb. 5.

Der Fang des Einhorns nach einem Bestiaire aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts.

Th. Achelis.

Der Maui-Mythus.

Der Maui-Mythus.

Ein Beitrag zur polynesischen Mythologie.

Je mehr durch neueres Material die früheren Lücken unserer Kenntniss der so äusserst interessanten polynesischen Mythologie ausgefüllt werden und die Grundzüge dieser wundersamen Ideenwelt immer schärfer hervortreten, desto mehr fühlt man sich veranlasst, der verwunderten Frage Bastian's zuzustimmen: Mit was haben wir es hier zu thun? Sind dies die einfach spielerischen Naturkinder, auf die wir von unserer Höhe herabzublicken pflegten, als eben erste und unterste Staffeln in der grossen Entwicklungsleiter der Menschheit erklimmend? Und doch uralte Klänge fernster und frühester Schöpfungsgeschichte aus dunkler Urnacht hervorklingend! Ein unermesslich unübersehbares Feld neuer Entdeckungen im Geisterreich idealistischer Gestaltungen liegt vor uns. (Heil. Sage S. 76). In der That tritt uns hier vielfach ein spekulativer Tiefsinn entgegen, wo es sich um esoterische, dem gewöhnlichen Glauben der Menge unzugängliche Anschauungen handelt, so dass man gleichfalls mit Bastian auf einen verkleideten Anaximander oder Pythagoras etwa rathen könnte, wenn durchaus — entgegen der so einfachen und zwanglosen socialpsychologischen Ansicht — eine unmittelbare Uebertragung und Entlehnung beliebt wird. Neben Tangaloa nun, dem Haupt und Mittelpunkt der polynesischen Olympier, der selbst in der strengen Evolutionslehre, wie sie z. B. in dem von Bastian entdeckten uralten Tempelgedicht, dem He Pule Heiau hervortritt[1]), seine Stellung behauptet, ist eine der interessantesten und vielseitigsten Figuren jenes Pantheons Maui, schon deshalb, weil er sich vielfach mit diesem obersten der Götter als identisch erweist und er andererseits offenbar am tiefsten in's Volksbewusstsein übergegangen ist. Seine umfassende Bedeutung wird auch im Laufe dieser Untersuchung, trotzdem wir in Bezug auf das Detail uns mit blossen Verweisungen auf die einschlägigen Arbeiten

[1]) Vgl. Bastian, Heil. Sage der Polynesier S. 12 und 105 ff., Fornander, The Polynesian Race I, 214 ff. und 221 und Moerenhout, Voyage aux îles du Grand Océan I, 419 u. a.; endlich eine Monographie des Verfassers im Globus 1895, No. 15, S. 229 ff.

begnügen müssen, schon dadurch hinreichend zum Ausdruck gelangen, dass wir erstlich seinen theogonisch-kosmogonischen Charakter betrachten, zweitens seine Rolle, die er als erster Mensch spielt, und endlich seine Stellung in der populären Anschauung, welche in dem Heroenthum die Götter- mit der Menschenwelt verknüpft.

A. Theogonisch-kosmogonischer Charakter Maui's.

Es ist eine häufige Beobachtung — die selbst noch für so entwickelte religiöse Vorstellungen gilt, wie wir sie in den Veden besitzen —, dass die Funktionen der verschiedenen Gottheiten vielfach nicht scharf abgegrenzt sind, sondern in einander derart übergreifen, dass wir gelegentlich zwei Götter ihre Rollen tauschen sehen, offenbar ein Anzeichen für einander widerstrebende mythische Strömungen, die nach einem gemeinsamen Ausgleich streben, aber diesen Abschluss noch nicht gefunden haben. Das ist, wie eben angedeutet, mit Maui der Fall, der auf vielen Inseln des polynesischen Archipels manche Attribute mit dem sonst anerkannt höchsten aller Götter, mit Tangaloa oder Tangaroa theilt. Das tritt vor allem in kosmogonischen Beziehungen hervor, so in der Schöpfung der Erde, die Maui und Tangaloa aus der Tiefe auffischen (vgl. Bastian, Heil. Sage, S. 212 ff, Grey, Polynesian Mythol., S. 23 ff, White, The ancient history of the Maori 2, 100 ff u. a.). Diese Beziehung ist sogar, wie Schirren (Die Wandersagen der Neuseeländer und der Mauimythos, Riga 1856, S. 70) richtig bemerkt, durch die Wendung der tahitischen Ueberlieferung (bei Moerenhout I, 449), dass der emporgezogene Fisch in die Gewalt Taaroa's gefallen sei, schärfer zum Ausdruck gebracht[1]). Die so weit verbreitete mythologische Allegorie vom Zerbrechen der Schale des Welteis, wie es Taaroa zugeschrieben wird[2]), findet sich bei seinem Pendant unmittelbar nicht, dagegen treffen manche Züge des Sonnen- und Meeresgottes bei beiden zusammen. Wie wir später sehen werden, ist Maui ein Sonnenheld par excellence, und es rankt sich geradezu ein üppiger Mythenkranz, der lediglich aus diesen Beziehungen entlehnt ist, um sein Leben. Dasselbe gilt nun von Tangaloa; am sinnigsten, fast mit sentimental-poetischem Zauber umkleidet, tritt diese solare Bedeutung in dem bekannten Mythus der Maori von der Erdschöpfung hervor, wo die ursprüngliche Dunkelheit, die Alles deckte, nur dadurch gehoben wird, dass Himmel und Erde, Rangi und Papa, die vordem fest auf einander lagen, mit aller Gewalt von einander gerissen wurden — es ist die Sonne, die Alles mit

[1]) Allerdings existirt hier die Variante, dass Tangaroa die Erde als einen aus dem Himmel herabwirft, aber das entspricht der Ueberlieferung auf Tonga, nach welcher Maui nur die niedrigen Inseln aus der See fischt, während die grösseren durch Hikuleo aus dem Himmel wirft (vgl. Schirren a. a. O., S. 36).

[2]) Vgl. Ellis, Polynesian research. II, 193 und Bastian, Zur Kenntniss Hawaii's, S. 27 und Heil. Sage, S. 12.

ihrem Lichte erfüllt[1]). Ebenso sind Beide Beherrscher des Meeres, ganz besonders gilt das für Tangaroa auf Neuseeland (vgl. Grey a. a. O. S., 4 ff.), doch gehört auch der Mythus auf Tahiti hierhin, dass der Gott bei der Erdschöpfung so in Schweiss gerathen sei, dass das Meerwasser daraus entstanden sei (vgl. Ellis a. a. O., I, 112). Maui ist nun gleichsam, wie wir später noch genauer sehen werden, auf dem Meere zu Hause; seine Geburt — er wird im Meerschaum gebildet — von den Wellen an's Land getragen u. s. w. — beweist das schon allein; dazu kommen noch die Beziehungen, in welchen beide zu der Sintfluth stehen, wo durch einen übermässigen Regen ein Teich oberhalb des Himmels bricht (Bastian, Heil. Sage, S. 154 ff.) oder bei einem Fischzug ein Gott gefangen wird, der ein furchtbares Strafgericht über die Menschheit ankündigt (Stentzel, Weltschöpfung, Sintfluth und Gott, Braunschweig 1894, S. 113 — es betrifft eine Ueberlieferung auf Raiatea). Dazu gehört unmittelbar der Schiffbruch, den Maui in seinem Kahn erleidet, als er die Erde auffischt (vgl. Schirren a. a. O., S. 83), wie er auch gewaltige Stürme erregt. Wie Maui mit Tangaloa ein Gott des Meeres ist, so ist er auch in Bezug auf die Schöpfung der Erde insofern mit ihm verwandt, als er in Gestalt einer Taube zum Himmel fliegt, um die Erde aus den Tiefen zu heben, und auf Tonga kommt er bei der Schöpfung als Seelerche vom Himmel herab, wie Tuli oder Turi als Tangaroa's Tochter auf Samoa[2]). Auch mit anderen Göttern, z. B. mit Tane[3]), weist Maui manche Parallelen auf, aber es mag genügen, die Analogien mit dem obersten Herrscher der Olympier, mit Tangaloa, dargelegt zu haben, um daran die ungemeine Vielseitigkeit seiner Natur zu ermessen — eine eingehendere Behandlung wird gleich erfolgen —, aber es trennt doch beide ein fundamentaler Unterschied: Während Tangaloa zu den uralten, aus dem Po (der Urnacht) entsprossenen Göttern gehört[4]), dem überall ein besonderer Cultus zu Theil wird, ist das bei Maui nicht der Fall; vielmehr besitzt er, so weit er auf dem ganzen polynesischen Archipel auch verehrt wird, keinen eigenen Tempel.

[1]) Vgl. Grey, Polynes. myth., S. 1 ff. und Bastian, Heil. Sage, S. 36, und Waitz, Anthropologie 6, 245 ff. und White I, 23 ff.

[2]) Vgl. Bastian, Vorgeschichtl. Schöpfungslieder, S. 10, und über die Bedeutung der Vögel für die Schöpfung, indem sie unmittelbar als Vertreter und Inkarnationen der Gottheit gelten, Müller, Amerikan. Urreligionen, S. 120 ff. Auch Taaroa bedient sich öfter der Gestalt eines Vogels, um sich seinen Tempeln zu nähern, Ellis a. a. O. II, 191.

[3]) Schon dadurch, dass Maui als Luft-, Meer- und Himmelsgott erscheint, ist diese Beziehung gegeben (vgl. Schirren p. 79). Ueber Tane und die Empörung der Geister im Himmel, vgl. White a. a. O. I, 36 ff. und in Bezug auf die Trennung von Rangi und Papa I, 141 und sodann I, 144 ff.

[4]) Vielmehr wird M.'s Geburt genau beschrieben (vgl. Grey a. a. O. 11, White II, 92 und Bastian, Heil. Sage, S. 209, wo alle Nebenumstände ihn als Meergott verrathen. — Die Mutter wirft ihn in's Meer, umwickelt ihn mit Laken von Seeschaum; der Sturm treibt ihn an's Land zurück, wo er, begraben unter Seeauswurf, so lange liegt, bis ihn sein Ahn, das Grosskind, im Himmel aufnimmt u. s. w. Auch das Auffinden der Eltern und seine schliesslich erzwungene Anerkennung durch dieselben (vgl. Grey p. 16 ff. und White II, 93—98) sind rein menschlich gehalten, obwohl natürlich mit einem gewissen romantischen Beigeschmack.

Wenn wir uns nunmehr einer psychologischen Charakteristik Maui's zuwenden, so tritt er uns in erster Linie als Sonnengott entgegen; die verschiedenen Stadien, welche die Sonne am sichtbaren Horizonte durchläuft, sind genau in den überaus reichen mythologischen Bildern erkennbar, mit denen die Phantasie des Volkes gerade diese Thätigkeit des Gottes ausgestattet hat. Beginnen wir deshalb mit dem Sonnenaufgang und dem damit unmittelbar zusammenhängenden Feuerdiebstahl. Wie die Erdfischung und Schöpfung eng mit einander zusammenhängt[1]). — Beides ist nur denkbar unter dem die Nacht und Dunkelheit vertreibenden Sonnenlichte —, so vollends die Morgenröthe und das Geheimniss der Feuererzeugung. Der Variationen über die Geschicklichkeit und Findigkeit dieses polynesischen Prometheus sind unzählige; — es ist übrigens auch hier wie in der griechischen Sage und anderwärts bezeichnend, dass überall von einer Entwendung gegen den Willen der eben betrogenen Himmlischen die Rede ist —, überall tritt die List und Geriebenheit des jungen Helden auf, der z. B. wohl zwischen der Feuererhaltung und der selbstständigen Bereitung unterscheidet (vgl. Grey, p. 28 ff., White II, 103 und 108 und Bastian, Zur Kenntniss Hawaii's, S. 987; ausserdem Gill, Myths and Songs from the South Pacific, London 1876, S. 51 ff., Shortland, Traditions and Superstitions of the New-Zealanders, London 1854, S. 46, Bastian Oceanien, S. 278). Auch einzelne Züge für die aufgehende Morgenröthe sind unverkennbar, so das Ausziehen der Finger- und Fussnägel seitens der Mutter Maui's, was ein plötzliches Aufflammen des Lichtes verursacht, oder dass sich Maui, da ihm die feindseligen und über seine gewöhnliche Trägheit erbosten Brüder beim Fischfang den Köder verweigern, sich die Nase blutig schlägt und das hervorströmende Blut als Köder benutzte (vgl. Bastian, Heil. Sage, S. 214), ein freilich nach unserem ästhetischen Empfinden etwas reichlich drastisches Bild für die Gluth der Morgenröthe. Auch der Kinnbacken, den Mani von seiner Ahnin Muri-ranga-whenua erhalten hat —, übrigens ja in allen Sonnenmythen ein bedeutsames Symbol, man denke nur an den Sonnenhelden Simson oder an die Keule des Herkules — und der ihm zuerst als Angel dient, später freilich um die Sonne zu bändigen, kann vielleicht, wie Schirren will (S. 143), mit diesem Vorgange in Beziehung gebracht werden, nämlich als aufgehende Sonne, welche in die Erde beisst. Jedenfalls ist der Mythus der Maori, welche sich ganz besonders eingehend mit dem Emporflammen des lichtbringenden Gesteins beschäftigen, hierher zu beziehen, den uns Shortland aufbewahrt hat (Traditions p. 44 ff.): Maui-potiki, die Morgensonne, hat das Feuer im Hause der Hine-nui-te-po, der

[1]) Deshalb ist auch direkt die Sonne der Fischer der Erde, die sie aus dem dunkeln Wasser hervorzieht (vgl. Grey p. 26, Bastian, Heil. Sage, S. 214 und Moerenhout I, 449). Auch die tahitische Sage gehört in diesen Zusammenhang, nach der Maui sein Weib (die Erde) hinter sich herschleppt — indem nämlich während der Nacht die Erde der Sonne nachwandelt —, sich aber im Osten von ihr losreisst, so dass bei dieser heftigen Bewegung die Inseln abbrechen und nur ein grosses Festland übrig bleibt (vgl. I. R. Förster, Bemerkungen über Gegenstände der physischen Erdbeschreibung etc., auf seiner Reise um die Welt geammelt, Berlin 1783, S. 467 ff.).

Nacht, gestohlen, entkommt aber der Rache der Diener, da die Göttin befohlen hat, nur denjenigen zu fangen, der aufrecht herankomme, während der schlaue Dieb kriechend, auf allen Vieren sich dem Hause genähert hatte, das Antlitz nach oben gekehrt — also das Bild der über dem Horizont langsam emportauchenden Sonne. Dagegen ein anderer Bruder Maui's, Mauima, der diese Vorsichtsmaassregel nicht beobachtet hatte, wird angehalten und von der Alten zwischen den Lenden zerdrückt; dafür übt Maui-potiki Rache, indem er das ganze Haus der Hine-nui-tepo sammt Dienern und Gerathen verbrennt — die Finsterniss der Nacht wird von den lodernden Strahlen der Morgensonne verzehrt (vgl. Schirren S. 153)[1]. Wie nun Maui als bartlos geschildert wird, mit glattem Scheitel, ein Kind, das ja täglich neu entsteht, bis ihm auf der Mitte seiner Bahn wallende Locken das Haupt schmücken, so zieht seine Bahn am Himmel dahin. Hier findet die Phantasie weniger Stoff, nur die bekannte und sehr drastisch ausgemalte Bändigung der zu heissen und zu schnell ihren Lauf vollendenden Sonne gehört in diesen Zusammenhang; hier spielen übrigens schon rein menschliche Momente mit hinein, so die Rücksicht auf die ergiebigere Zeitausnutzung bei längeren und kühleren Tagen u. a. Maui erscheint schon in der Rolle des Kulturheros, worin er der populären Anschauung natürlich ganz besonders zusagen musste[2]. Dafür bietet der Sonnenuntergang der dichterischen Einbildungskraft ein um so reichhaltigeres Material. Maui, die dem Untergange zueilende Sonne, will seiner Ahnherrin, Murirangawhenua, der »Fernsten Grenze der Erde«, die tägliche Speise bringen und wird an dem Geruch als einer der Ihrigen erkannt, der Wind, der Westwind, hat ihn, wie es heisst, hergeführt[3]. Wie Maui seine Mutter, die maorische Nachtsonne, überrascht, d. h. die Dunkelheit verscheucht (vgl. White II, 65), so bringt er den Tod dadurch in die Welt[4], dass er in den Rachen der Hine-nui-te-po, die gähnend am Horizont schläft, hineinsteigt und von ihr, die durch unzeitiges Gelächter der Zusehenden geweckt wird, verschlungen wird (vgl. White II, 70 und

[1]) Ja, Maui wäre fast selbst mitverbrannt, wenn er nicht durch wirksamen Zauberspruch die Gluth beschworen hätte, die noch heute in einigen Bäumen im Inneren weiter glimmt, vgl. Shortland p. 36, ebenso wie Maui bei der Feuererzeugung sich nur dadurch rettet, das er sich in einen Adler verwandelt und von den Göttern Sturm und Regen erbittet (vgl. Grey, p. 30). Auch die hawaiische Sage, dass Maui in einem Kahn sitzend, die Erde nach sich zieht, und als er einen seiner Leute hinter sich sieht, die Schnur zerreisst und nur die Inseln über dem Wasser bleiben (Hale, Exploring Expedition etc., Philadelphia 1846, S. 23), kann hierhin bezogen werden, wie Schirren (p. 145) versucht, obgleich einige Dunkelheiten zurückbleiben.

[2]) Vgl. dazu Bastian, Heil. Sage, S. 210 ff., White II, 99 und Grey, dem Bastian folgt, p. 21 ff.

[3]) Vgl. die Ausführung bei Grey p. 20 und Bastian, Heil. Sage S. 209 und S. 269; genau ebenso der indianische Menabozho bei den Chippewas, vgl. J. G. Müller, Amerikan. Urreligionen, S. 125.

[4]) Eine andere Motivirung dieses Umstandes ist die, dass Maui die Tochter von Maru-te-whare eritu tödtet, aus reiner Bosheit, und dem Vater ausserdem durch seinen Zauber die Ernte verdirbt (vgl. White II, 98 und Grey, p. 20).

140 ff. und Grey, p. 33 ff.) — eine poetische Verherrlichung des Sonnenunterganges[1]). Denn wie der Sonnenaufgang als Auferstehung und Geburt gefasst werden kann, so der Sonnenuntergang als Tod, und damit hängt organisch die Beziehung Maui's zur Unterwelt, deren Herr er ist, zusammen. Eben sein Hinsterben ist die Fahrt in die Unterwelt; aber noch weitere Züge passen in diesen Zusammenhang. Man beachte, dass Maui seine Eltern in der Unterwelt sucht und das Feuer findet; er ist Gott des unterirdischen Feuers und deshalb auch des Erdbebens, er fischt die Erde aus Hawaiki, d. h. der Unterwelt, an's Tageslicht empor, er ist einäugig (mit der rechten Hand hat er auch das rechte Auge verloren); auch der Kerberos-Hund spielt eine Rolle, obwohl etwas abweichend von der griechischen Mythologie. Denn der Schwager Maui's, Irawaru, wird von ihm zu Tode gedrückt (Maui ist als Tagessonne gedacht, Irawaru als untergehende) und dann in einen Hund verwandelt (vgl. White II, 77 und 119), so dass Hinauri, seine Gattin, die Erde, sich aus Verzweiflung in's Meer stürzt. Die Erde, sagt Schirren (p. 153), geht mit der sterbenden Sonne in Nacht unter. Manche Thaten Maui's haben ihren Schauplatz in der Unterwelt (vgl. die Darstellung über seine Spiele und Kämpfe mit den Akuas bei Bastian, Oceanien S. 279). Endlich darf man vielleicht den bekannten Seelencultus dahin rechnen, die Resorption der Seelen durch die Götter[2]), welche für die Häuptlinge in dem Rudiment des zu verschlingenden linken Auges noch fortbestand. Schirren stellt folgende Ansicht auf, die man freilich wohl nur als Vermuthung gelten lassen kann: Der verschlungenen Sonne war ein furchtbarer Cultus geweiht. Dem Gotte, der, ob nun gezwungen oder freiwillig, sich zum Opfer gab, mussten Menschenopfer fallen, die in Ausdehnung und Bestimmung sich fast endlos vervielfältigten. Ihre blutigen Riten werden sich am verständlichsten deuten, wenn ihre Anordnung in Beziehung gebracht wird zu bestimmten Vorgängen im Sonnenlauf. Die Opfer, welche in der Erde, unter Tempelpfosten, unter neuen Häusern der Könige und Priester, meist stehend, vergraben werden, gelten dem Gott der Unterwelt, der Nachtsonne, die geheim wirkt und ihre Opfer heimlich an sich nimmt. Die Stellung der am Tageslicht Geopferten, die Richtung, in welcher das Opfermesser ihren Leib schneidet, werden von der Stellung der Sonne zum Horizont und zu den Kompasspunkten bestimmt. Ein Beispiel im

---

[1]) Auch im Sonnenuntergang tritt die nahe Verwandschaft Maui's mit Tangaroa deutlich hervor; nachdem der Gott Menschen aus seinem Rücken gezeugt hat, verwandelt er sich in einen Kahn (ein Symbol für Sonne), der sich im Sturm mit flüssiger Materie füllt, die beim Ausschöpfen als das Blut Taaroa's erkannt wird — die Abendröthe, welche sich über See und Himmel ausbreitet (vgl. Schirren p. 146).

[2]) Vgl. Gill, Hades or the Doctrine of Spirit-World in Myths and Songs p. 152 ff., bei Bastian übersetzt: Allerlei aus Volks- und Menschenkunde, Berlin 1888 I, 72 ff.; nur die Seelen der Krieger bleiben von Miru, ihrem Sohn und ihren schrecklichen vier Töchtern verschont; sie sehen inmitten aller Freuden auf die unglücklichen Seelen der gemeinen Leute und der Feiglinge, die eines natürlichen Todes gestorben sind, herab, wie sie in Avaiki in Oefen gebraten werden. Dahin gehört auch der Fang der Seelen durch die Netze (Gill p. 169).

Kleinen könnten wir an den Hunden haben, welche Turi auf der Insel Rangitahua opfert. Auch das Menschenfressen ist im Grunde Menschenopfer. Nach dem Vorbilde der Sonne, welche täglich verschlungen wird, war der Maorisieger verbunden, das linke Auge des Besiegten zu verschlucken Dadurch auch wurden wie Lebende von Lebenden, Todte von Todten, d. h. von den Göttern, gefressen zur Bedingung ihrer Wiedergeburt. Menschenopfer sind untrügliches Merkmal des Sonnencultus (S. 186)[1]). Immerhin ist es charakteristisch, dass z. B. auf Rarotonga der Versammlungsplatz für die Geister, welche sich zur Fahrt nach der Unterwelt rüsteten, in Tuoro, sich gegenüber dem Sonnenuntergang befand (Bastian, Volks- und Menschenkunde I, 89); ebenso befand sich der Reinga Vaerua auf Mangaia, d. h. der Platz für die Abreise der Geister oder der Springstein, deren es dort drei gab, im Westen nach der untergehenden Sonne (Bastian, a. a. O., p. 78)[2]). Endlich ist es bedeutungsvoll, dass die Bevölkerung der Erde unmittelbar mit der Unterwelt zusammenhängt; der Ausgangspunkt, den alle diese Sagen übereinstimmend angeben, ist Hawaiki, eine der Bezeichnungen der Unterwelt, womit sich an und für sich ja wohl die geographische Lokalisirung Shortland's verträgt, der darunter Owaihee, eine der hawaiischen Inseln, verstanden wissen will (vgl. Shortland a. a. O. p. 22).

Zu diesem Typus des Sonnengottes bei Maui treten nun noch verschiedene Ergänzungen und Nüancirungen, die wir wenigstens flüchtig berühren können. Es kann zunächst nicht überraschen (schon die früher erwähnte Identität desselben mit Tangaroa legt dies nahe), dass die Sonne auch als Beherrscher des Luftkreises und des Himmels gedacht wird und schliesslich der Stürme, die seinem Willen gehorchen (vgl. u. A. Moerenhout I, 446 u. White II, 89). Deshalb erklärt sich auch seine Beziehung zu den Vögeln und zur Taube besonders, die mit Recht von Schirren betont wird: Vorzüglich die Taube war ihm heilig; daher wurde der Knabe ein grosser Mann, bei dessen Geburt die Taube girrte. Die Taube galt den Maori als der leichtest beschwingte Vogel von allen. Als Taube zieht Maui aus, die Eltern zu suchen; die Taube sendet er mit der Angelschnur, an welche die Erde geknüpft ist, zu den Wolken hinauf; er selbst

[1]) Vgl. Bastian's Mittheilungen: Zur Kenntniss Hawaii's S. 55: Im Verschlingen durch den Atua, im Essen oder Fressen der Seelen ergeben sich Vorstellungen blutiger Kriegsgötter. Die Todtensänge auf Mangaia heissen Etara Kakai talk about the devouring. Bei den Maori erhielt die neu angekommene Seele von den Geistern des Todtenreichs Menschenkoth zur Speise. Im Essen der Atua ergiebt die Metempsychose den Götterkoth Samoa's.

[2]) In Reinga sanken die Seelen von Etage zu Etage, bis sie schliesslich im Meto (Verwesungsgestank) endigten (vgl. Bastian, Zur Kenntniss Hawaii's, S. 52 und dazu die graphische Darstellung dieser verschiedenen Stadien: Ethnische Elementargedanken, Berlin 1895 II, 225); endlich über diesen Todtenzug der abgeschiedenen Geister, wo ein riesiger Baum die Verbindung mit der Oberwelt herstellt, Shortland, Traditions p. 128 ff. Auch Maui kam auf diesem Wege in die Unterwelt, als er Mauike das Geheimniss des Feuers entriss. Im Uebrigen ist der Hades oder polynesische Avaiki ein genaues Abbild des Diesseits und alle Laster und Frevel werden dort ebenso ungescheut verübt, wie hier, ein roher Abklatsch der sichtbaren Welt, wie Gill sich ausdrückt (vgl. Myths and Songs p. 154).

ist die erderhebende Taube. Als Taube steigt er mit Hinauri empor und erreicht die letzte Höhe des Himmels, denn Rupe ist noch heute der tahitische Name für die Taube, wohl wegen ihres hastigen Flügelschlags (a. a. O. S. 87). Dass der Gott sich selber in eine Taube verwandelt, wurde schon erwähnt, auch wurde der Tod Maui's durch ein unzeitiges Gelächter eines Vogels angezeigt. Endlich gehört noch in diesen Zusammenhang der Charakter Maui's als Gott des Meeres, wie das auch schon früher berührt wurde, deshalb fährt er auch häufig auf den Fischfang aus, — die Erdschöpfung gehört natürlich auch dahin. Deshalb auch das Symbol des Kahns für die Sonne[1]), die ja tagtäglich in's Meer hinabsinkt; freilich wie die Sonne der Kahn des Lebens ist, der im Osten aus Hawaiki steigt, so bringt der Kahn ebenfalls die Seelen der Verstorbenen in das Todtenreich. Endlich dürfen wir auch die schon früher erwähnten Sintfluthsagen hiermit in Beziehung bringen; denn diese elementare Katastrophe knüpft unmittelbar an den Sonnenuntergang, welcher eben das Ende und Vergehen aller Dinge darstellt, an; entweder entsteht dieselbe nämlich, wie schon bemerkt, durch Einbruch des Meeres, durch eine wirkliche Ueberschwemmung, die wohl auch als göttliches Strafgericht gefasst wird (vgl. Ellis, Polynes. res. I, 386 ff.), oder durch anhaltenden Regen, der eben mit Sonnenuntergang und Verfinsterung eintritt. Das wird auch direkt in der Mythe zum Ausdruck gebracht, wo Maui, um sich vor der sengenden Gluth des eben entdeckten und entwendeten Feuers zu schützen, sich in's Wasser stürzt: Da ging die Sonne zum ersten Mal unter, wie es heisst.

Wie in allen Mythologien geht auch hier das kosmogonische Princip seines erhabenen, transcendentalen Charakters allmählich verloren, es tritt die Ueberleitung in das menschliche Element ein und zwar so, dass der betreffende Gott als erster Mensch erscheint[2]). Entweder wird Maui direkt als Adam Neuseelands bezeichnet (vgl. Dieffenbach, Travels in New-Zealand, London 1843 II, 32) oder er wird Tiki[3]) genannt, der seinerseits wieder mit Tangaroa identisch ist. Wir führen einige dahin bezügliche Sagen nach Schirren (p. 64) an: Das gewöhnliche Volk in New Zealand bezeichnet ausdrücklich Maui als ersten Einwanderer, dessen Kahn durch den Donnergott Tawhaki an's Land geführt sei. In Oahu, einer der Inseln der Hawaii-Gruppe, steigt Maui mit seinem Weibe unter allgemeinem Beifall an's Land, das er unter Trommelrühren in Besitz nimmt. Tiki kommt

[1]) Schirren erwähnt auch eine tahitische Tradition, die geradezu von den beiden Kähnen des Tangaroa spricht, einem grösseren, die Sonne, und einem kleineren, den Mond (Schirren p. 150).

[2]) Genau dieselbe Entwicklung lässt sich auch in der indianischen Mythologie verfolgen (vgl Waitz, Anthrop. 3, 183 ff.); weitere Beispiele bei J. G. Müller, Geschichte der amerikan. Urreligionen, S. 133, von denen wenigstens einige genannt sein mögen: Menabozho und Messon (in Canada) sind sowohl Schöpfer wie Stammvater des Menschengeschlechtes; die Monitarris verehren den Herrn des Lebens als den Menschen, der nie stirbt und als den ersten Menschen. Bei den Mingos und anderen Stämmen ist der erste Mensch Gegenstand göttlicher Verehrung. Als Numanka Machana wird er bei den Crows, Mandans u. a. bald als der Herr des Lebens, bald als erster Mensch, der Gewalt über die Winde hat, angerufen (vgl. Müller S. 133).

[3]) Vgl. die Mythen über Tiki bei White I, 151 ff.

mit seiner Frau Pani als erster Mensch nach New Zealand, als Tiki-ahua gilt er als Ahnherr des Menschen und deshalb ist die Abstammung von ihm ein Zeichen vornehmer Abkunft[1]). Tiki, ebenso wie Tangaroa, formt die Menschen aus rother Erde, andererseits ist er selbst das Ebenbild des schöpferischen Gottes, meist bei den Maori Tane (vgl. White I, 149 u. 155), während auf Tahiti der erste Mensch Tii heisst, dessen Weib Hina in den Mond versetzt wird. Auf Rarotonga gilt gleichfalls Tiki als erster Mensch, ebenso in Nukahiwa, wo er den ersten Hibiscus pflanzte (vgl. dazu Ellis, Polynes. research. II, 40).

B. Maui als populäre Figur der Volks-Mythologie.

Zeigte sich schon oben Maui seines in der priesterlichen Spekulation fixirten Charakters als kosmische Gottheit entkleidet, so werden wir ihn vollends als Hüter und Schirmer der menschlichen Gesittung in den mannigfachsten Beziehungen kennen lernen, wenn wir einen Blick auf die reiche Literatur werfen, welche über die Wirksamkeit und Thätigkeit dieses Heroen existirt. In der That zeigt sich hier schon öfter der Uebergang in das Menschliche vollzogen, nur dass begreiflicherweise Züge grotesker Romantik nicht fehlen; ebenso charakteristisch ist der komische burleske Zug ein sicheres Merkmal, dass das gewöhnliche Volk sich des geweihten mythischen Stoffes bemächtigt und in den Kreis seiner Anschauungen gezogen hat. Der Prozess dieser allmählichen psychologischen Umwandlung ist übrigens sehr einleuchtend, wenn man nur von dem festen Ansatzpunkt ausgeht, dass Maui als Entdecker des Feuergeheimnisses unmittelbar als Wohlthäter der Menscheit erscheinen musste, wie das ja bei Prometheus — um nur das nächstliegendste Beispiel zu nennen — sich gerade so verhält. Ihm ist es deshalb, wie dem griechischen Herkules[2]), zu verdanken, dass die Erde bewohnbar wird und durch das langsamere Tempo des Sonnenlaufes den Menschen für die Erledigung ihres Tagewerkes hinreichend Zeit bleibt (vgl. Bastian, Heil. Sage, S. 269). Zu diesem Grundstock eines civilisirten Daseins kommen dann alle weiteren Ergänzungen und Errungenschaften, welche den Fortschritt menschlicher Intelligenz und Technik bezeichnen, es mag genügen, einige namhaft zu machen. Maui lehrt die Menschen sich zu ernähren (Fischfang) und den Acker zu bestellen, Schlinge, Stricke und Werkzeuge zu verfertigen, Bote zu bauen, Häuser zu errichten, ja auch die Anfänge höherer Künste, wie der Tätowirung[3]). Auch wird ihm die Macht über Krank-

---

[1]) Vgl. Shortland, Traditions p. 40.

[2]) Hier stimmt die Parallele bis auf den detaillirten Zug der Keule, welche beide tragen, oder, um eine andere Analogie auzuführen, wie Mauike beim Kampf mit Maui sich mit seinem Kriegsgürtel umgiebt, so Thor bei seinem Streit mit den Riesen mit seinem Meginjarder (vgl. Bastian, Zur Kenntniss Hawaii's, S. 73).

[3]) Als er sich entkleidet, um in den Rachen seiner Ahnfrau Hine-nui-te-po hineinzusteigen, zeigen sich ebenfalls die schönen Tätowirungslinien, welche Uetonga's Meissel hineingeschnitten hat (vgl. Schirren, p. 34). Genau so, wie wir noch später sehen werden, der indianische Menabozho (vgl. vorläufig Brinton, American Hero-Myths, Philadelphia 1882, S. 51).

heiten und die Kraft der Inspiration zugeschrieben, auch schon deshalb wohl, um die körperlichen Uebel durch kräftigen Zauber zu vertreiben. Dazu kommt dann noch, wie schon angedeutet, ein sehr ausgesprochener komischer Zug, der gelegentlich recht derb wird (vgl. das Detail bei Bastian, Inselgruppen in Oceanien S. 278 ff. und Heil. Sage S. 209 ff.), wobei es meist auf jene ergötzliche Ueberbietung seiner Gegner ankommt, wie es denn heisst: Nun vollführte dieser Maui in seiner Jugend viele wunderbare Künste, aber er war der Launen voll und kümmerte sich nicht darum, ob seine Thaten gut oder böse seien, vorausgesetzt nur, dass sie wundervoll alle übrigen übertrafen (Bastian, Sage, S. 209). Eben deshalb lässt es sich denken, dass Maui schon als Prototyp dieser Findigkeit und Schlauheit, wie unser Eulenspiegel, sich schnell die Herzen des Volkes erobert, dem Listigen gehört in der That, wie es in Japan ein Sprichwort giebt, die Welt. Indem wir nun in eine Besprechung der Details nicht weiter eintreten, da diese kaum nennenswerthe psychologische Ausblicke erschliessen würde, wenden wir uns zu dem interessanten Problem, die etwaigen Analogien, die diese mythologische Figur zu anderen Gebilden der Phantasie bietet, einer kritischen Prüfung zu unterziehen.

C. Parallele mit dem indianischen Gott Menabozho[1]).

Dass grosse von dem Volksbewusstsein mit besonderer Vorliebe bevorzugte Gestalten des Mythos gewisse übereinstimmende Züge mit einander theilen, ist nicht auffallend — umgekehrt, es beweist nur, dass auch hier eine gemeinschaftliche geistige Anlage des Homo sapiens vorliegt, die unter gleichen Verhältnissen und Bedingungen sich überall spontan entfaltet, ohne einer äusseren Anregung, geschweige denn einer Uebertragung zu bedürfen. Deshalb brauchen wir an dieser Stelle nicht auf die betreffenden Analogien einzugehen, welche der Sonnenheld Maui z. B. in einigen Beziehungen, wie schon erwähnt, zu Herkules oder Simson bietet. Dagegen weisen die Traditionen und Sagen verschiedener Indianerstämme über ihren Gott Menabozho so auffällige Uebereinstimmungen auf, selbst bis auf geringfügige Kleinigkeiten hin, dass wir an diesem Stoff nicht so ohne Weiteres vorübergehen können. Das ist um so wichtiger, als sich auch hier, wie bei Maui, eine doppelte Entwicklung der Ideen verfolgen lässt, einmal nach der kosmogonischen Seite und sodann nach den verschiedenen

---

[1]) Wie für Polynesien Tangaloa, Tangaroa, Taaoroa, Takara, Kanaloa u. s. w. blosse Varianten für ein und dieselbe Gottheit sind, so ist dasselbe hier der Fall: Manibozho, Nahibojou, Missibizi, Michabo, Messon sind, wie Brinton bemerkt, nur Varianten derselben Idee (Myths of the New World, p. 178, dazu könnte man noch Nenabozho und Menaboschu fügen. Im Uebrigen bedeutet der Name: Neffe des Menschengeschlechts (Waitz, Anthropol. 3, 188). In dem Namen stecken übrigens zwei etymologisch verschiedene Wurzeln, deren eine Hase oder Kaninchen bezeichnet während die andere weiss bedeutet, was in der Entwicklung des Gottes als Sonnenheld natürlich hervortritt (vgl. Brinton a. a. O. S. 179).

Beziehungen, welche den Heros an das rein menschlische Leben und Treiben ketten. Diese zweifache Schicht des mythologischen Bewusstseins, deren Spekulative unseres Erachtens ein späteres Produkt des abstrahirenden Denkens darstellt, hat Brinton scharf unterschieden, so dass wir Einiges von seinen Ausführungen hierhersetzen müssen. Nachdem er die verschiedenen Bedeutungen des Wortes konstatirt hat, fährt er folgendermaassen fort: In diesem Sinne sind alle die alten und alterthümlichen Mythen, die ihn betreffen, einfach und bedeutungsvoll. Sie zerlegen sich in zwei scharf gesonderte Gruppen. In der einen ist Michabo der Geist des Lichtes, welches die Dunkelheit verscheucht, in der anderen ist er der Herr der Winde, Fürst der Luftgeister, deren Stimme der Donner und deren Waffe der Blitz ist, die höchste Figur in dem Streit einander bekämpfenden Windrichtungen, in dem endlosen Kampf, welcher, wie die Dakotas erzählen, zwischen Wasser und Wind geführt wird. In der ersten Gruppe ist er der Enkel des Mondes, sein Vater ist der Westwind und seine Mutter, ein Mädchen, stirbt, indem sie ihm im Augenblick der Empfängniss das Dasein giebt. Denn der Mond ist die Gottheit der Nacht, die Dämmerung ist ihre Tochter, welche den Morgen hervorbringt und sich selbst dabei zu Grunde richtet, und der Westen, der Geist der Dunkelheit, wie der Osten, der des Lichtes, entstand und erzeugt den letzteren, wie der Abend den Morgen. Sogleich jedoch, fährt die Legende fort, dachte der Sohn daran, den unnatürlichen Vater für den Tod seiner Mutter zu bestrafen, und nun begann ein langer und verzweifelter Kampf. Er fing auf den Bergen an. Der Westen wurde zum Weichen gezwungen. Manibozho trieb ihn über Ströme und über Berge und Seen und schliesslich kam er an den Rand der Welt. Halt, rief er, mein Sohn, du kennst meine Macht, und dass es unmöglich ist, mich zu tödten. Was ist dies anders als der tägliche Streit zwischen Licht und Finsterniss? In der zweiten und offenbar dem ursprünglichen Verständniss wichtigeren Gruppe von Ueberlieferungen war er als einer von vier Brüdern aufgefasst, der Norden, Süden, Osten und Westen, alle zur Welt gekommen bei einer Geburt, die der Mutter das Leben kostete; denn kaum hatte der sich entzündende Osten die hauptsächlichsten Vorgebirge zu treffen gesucht, da ist er verloren und stirbt durch den aufgehenden Tag. Dennoch ist es klar, dass er etwas mehr war, als eine Personifikation des Ostens oder des Ostwindes, denn es ist wiederholt gesagt, dass er es war, der allen Winden ihre Pflichten vorschrieb, dem Ostwind sowohl wie den übrigen. Dies ist eine Mischung von seinen zwei Charakteren; auch hier ist sein Leben ein Kampf, freilich nicht länger mit seinem Vater, sondern mit seinem Bruder Chakekenapok, dem Feuerstein, den er in Stücke brach und über das Land hinstreute. Der Kampf war lang und schrecklich, das Aussehen der Natur wurde entstellt, wie durch einen Tornado, und die gigantischen Blöcke und losen Steine, die auf der Prärie zu finden sind, sind die Wurfgeschosse für die mächtigen Kämpfer. . . . Donner und Blitz standen ihm zu Gebote und mit ihnen vernichtete er seine Feinde.

Als Beherrscher der Winde war er, wie Quetzalcoatl, Vater und Beschützer aller Arten von Vögeln u. s. w.[1]) (Brinton a. a. O., S. 179 ff.).

Die Parallelen mit den vorher entwickelten Mauimythen fallen in's Auge, so dass wir nicht ausdrücklich jede einzelne Uebereinstimmung zu betonen brauchen; nur einige Züge mögen noch auf gut Glück herausgegriffen werden. Wie Maui so ist auch der indianische Gott der Welt- oder, besser gesagt, Erdschöpfer, die er gegen den Willen der ihm immer feindlich gesinnten Schlange aus dem Wasser zieht — übrigens ist der Antagonismus des Wassers, als kulturfeindliches Element, gegen diesen Akt sehr bemerkenswerth (vgl. Müller a. a. O., S. 111). Wie jener ist er aus dem Meere geboren, und deshalb ist er vornehmlich Beherrscher der Winde und Wellen. Als Gründer und Beschützer der Zauberkunst (wie sein polynesisches Ebenbild) steht er den Priestern nahe, als Erfinder der Schreibkunst und anderer Fertigkeiten ist er gleich jenem der Kulturheros par excellence. In den ältesten Erzählungen wurde seine Residenz nach Osten verlegt, und wenn in den heiligen Formeln der Zauberkunst die Winde zur Medizinhütte hergerufen wurden, wurde der Osten mit seinem Namen beschworen und die Thür nach jener Richtung geöffnet, und dann an dem Rande der Erde, wo die Sonne sich erhebt, an der Küste des unermesslichen Oceans, der das Land umgiebt, hat er sein Haus und sendet die Gestirne fort auf ihre tägliche Reise[2]). Dass der Gott ein Gegenstand grosser Verehrung gewesen ist und der Stamm, der seinen Namen trug, wie Brinton mittheilt, mit besonderer Scheu betrachtet wurde, dass er überhaupt auf der einen Seite als Weltschöpfer gleich dem grossen Geist galt und doch andererseits in das gewöhnliche Getriebe des alltäglichen Lebens hinabgezogen und seine Schlauheit und Pfiffigkeit in den verschiedensten Streichen beleuchtet wurde, ist durchaus, wie es kaum besonderer Erwähnung bedarf, kein Widerspruch. Vielmehr ist dies ein durchgehender Zug religiös-mythischer Entwicklung, wie das auf den verschiedensten Stufen dieses Prozesses zu beobachten ist, obschon man Brinton vielleicht Recht geben mag, wenn er meint, dass diese letztere populäre Form eine niedrigere und neuere Version eines älteren und ursprünglicheren Mythus enthalte, sofern man annimmt, dass die Kraft der mythenbildenden Phantasie abgenommen hat. Jedenfalls betont er mit vollem Recht den socialpsychologischen Charakter solcher Kulturheroen, die nicht als blosse Spielereien einer frei erfindenden Phantasie aufgefasst werden können: »Wie anderwärts in der Welt, so haben auch in Amerika manche Stämme von einer solchen Persönlichkeit zu erzählen, bisweilen von einem erhabenen Charakter,

[1]) Andere Einzelheiten bei Müller, Geschichte der amerikan. Urreligion S. 130 ff.

Brinton bezeichnet diese Verbindung eines nationalen Heros, eines mythischen Lehrers und Beglückers seines Stammes mit der höchsten Gottheit geradezu als einen charakteristischen Zug mancher amerikanischen Mythen (vgl. das interessante Buch American Hero-Myths, Philadelphia 1882 pag. 27).

[2]) Vgl. Brinton, Myths of the New World, S. 177.

welcher ihnen lehrte, was sie wussten, die Bearbeitung des Bodens, die Eigenthümlichkeiten der Pflanzen, die Kunst des Schreibens, die Geheimnisse der Zauberkunst, welche ihre Institutionen und ihre Religionen begründeten, welche sie lange ruhmreich nach aussen und friedlich in der Heimath regierten; schliesslich sterben sie nicht, sondern wie Friedrich Barbarossa, Karl der Grosse, König Arthur und alle grossen Heroen verschwinden sie geheimnissvoll und leben doch irgendwo, bereit, im richtigen Augenblick zu ihrem gläubigen Volk zurückzukehren und sie zu Sieg und Glück zu führen. So war bei den Algonkins Michabo oder Manibozho, bei den Irokesen Joskeha, Wasi bei den Cherokees, Tamoi bei den Caraiben, bei den Nayas Zamna, bei den Tolteken Quetzalcoatl, bei den Muyscas Nemqueteba, bei den Quichuas Viracocha, bei den Mandanen Numok-muckehnah, bei den Hidatsa Itamapisa und bei den Eingeborenen am Orinoco Amalivaca (a. a. O. S. 173).

Das geschichtliche Moment spielt für unseren Fall selbstredend gar keine Rolle, aber die psychologische Bedeutung ist um so gewichtiger, weil wir hier bei dem völligen Ausschluss einer gegenseitigen Uebertragung es mit einem universellen mythischen Prozess zu thun haben, in welchem sich das organische Wachsthum menschlicher Ideen klar wiederspiegelt. Ja Brinton beklagt es sogar mit Fug und Recht als eine schwere Schädigung der zutreffenden, gesunden mythologischen Auffassung von diesen Sagen der Neuen Welt, dass diese noch immer unter jener falschen Perspektive zu leiden haben, die für die komparative Mythologie der arischen und ägyptischen Ueberlieferung schon längst verschwunden ist. Wie viel länger, so ruft er aus, müssen wir warten, um zu sehen, wie die nämlichen Grundsätze der Kritik auch auf die Erzeugnisse der religiösen Phantasie der rothen Rasse angewandt werden? (Hero-Myth. S. 35). Das gilt nun auch in dem weiteren Sinne, dass bei der völligen Gleichartigkeit der mythischen Struktur, die z. B. zwischen dem Gott Michabo der Algonkins und der entsprechenden Figur Joskeha bei den Irokesen jegliche geographisch-historische Uebertragung und Entlehnung ausgeschlossen ist. Brinton fährt deshalb fort: Können diese Mythen geschichtlich identisch sein? Es ist schwer zu glauben. Die Stämme waren bittere Feinde; ihre Sprachen sind sich völlig unähnlich. Diese selben Aehnlichkeiten zeigen sich über so weite Areale und zwischen so entfernten Stämmen und von so verschiedenartiger Kultur, dass die Theorie von dem Parallelismus der Entwicklung von allen die glaubhafteste Erklärung bietet. Die Eindrücke, welche Naturereignisse auf Wesen derselben

[1]) Ganz besonders reichhaltig ist hier das Detail der übereinstimmenden Züge; trotzdem hält Brinton eine gegenseitige Entlehnung — wohl mit Recht — für ausgeschlossen, sondern sucht dieselbe in einer gemeinsamen psychischen Anlage (vgl. S. 186). Wie ungezwungen übrigens die Volksphantasie den Uebergang von den Erzählungen der landläufigen Grossthaten irgend eines gewaltigen Jägers, also von dem blossen Märchen, zu kosmogonischen Anschauungen zu finden weiss, das zeigt sehr anschaulich eine Ueberlieferung, die Bastian jüngst nach Chamberlain anführt (zur Lehre vom Menschen in ethnisch. Anthropol. II, 133 ff. Berlin, Dietr. Reimer, 1895); die Thiere spielen hierbei, wie immer, die vermittelnde Rolle.

Kulturstufe machen, sind sehr ähnlich. Dieselben Gedanken werden erweckt und dieselben Ausdrücke drängen sich als geeignet auf, diese Gedanken in menschliche Sprache überzuleiten. Das ist oft in der Identität des Ausdrucks zwischen den Musterdichtern derselben Generation und zwischen gleichzeitigen Denkern in allen Zweigen der Wissenschaft beobachtet. Das ist noch wahrscheinlicher in primitiven und rohen Verhältnissen, wo die natürlichen Ausdrucksformen einmal verwendet werden und die Hilfsquellen des Geistes nothwendiger Weise beschränkt sind. Das ist eine einfache und vernünftige Erklärung für die bemerkenswerthe Gleichheit, welche in den geistigen Erzeugnissen der niedrigeren Entwicklungsstufen der Civilisation herrscht, und beseitigt mit Nothwendigkeit eine historische Ableitung des einen von dem anderen oder beider aus einer gemeinsamen Quelle (a. a. O. S. 61).

Wenn wir am Anfang dieser Untersuchung den Stoff nach einer dreifachen Beziehung gliederten, so bedarf es wohl keiner ausführlichen Begründung, dass diese Theilung nicht eine dementsprechende Entwicklung der mythischen Vorstellungen genau nach diesem Schema bedeuten soll. Zunächst möge man sich vergegenwärtigen, dass wir es ja nur mit mehr oder minder grösseren Bruchstücken einer wahrscheinlich viel umfassenderen mythologischen Ueberlieferung zu thun haben, obgleich allerdings über die eigentlichen Grundzüge kein Zweifel aufkommen kann. Aber darüber vermögen wir z. Zt. nur Vermuthungen auszusprechen, wo die specielle Spekulation der Priester anfängt, und wo wir es umgekehrt mit den einfachen, organischen Erzeugnissen des mythenbildenden Volksbewusstseins zu thun haben. Dem natürlichen Verlauf aber psychologischer Entwicklung nach sind wir gezwungen — und dieser Ueberzeugung möchten wir am Schluss noch Ausdruck verleihen — anzunehmen, dass wie überall, so auch hier, die eigentliche systematische Bearbeitung des volksthümlichen Sagenstoffes erst ein verhältnissmässig sehr spätes Produkt ist. Für das naive Bewusstsein, von dem wir überhaupt in unserer Rekonstruktion auszugehen haben, bildet — um auf unseren vorliegenden Fall zurückzukommen — der Kulturheros Maui, der Bringer des Feuers und damit der höheren Gesittung, der Lehrer von allerlei technischen Fertigkeiten und Künsten, den natürlichen Ausgangspunkt, um an diese mit dem praktischen Leben in unmittelbarem Zusammenhange stehenden Thatsachen das lockere, weitverzweigte Gewebe mythisch-religiöser Ideen anzuknüpfen. Insbesondere gilt das von dem allerdings nur schwachen Versuch einer ethischen Auffassung der Handlungen Maui's, die ganz gelegentlich einmal als böse und frevelhaft gekennzeichnet werden; man kann es in der That nicht scharf genug betonen, dass eben diese Erkenntniss des Guten und Bösen erst eine Frucht recht gereiften Denkens ist, wie sie den Naturvölkern als solchen ganz fern liegt. Vielleicht wagte man sich noch bis an das Räthsel des menschlichen Daseins und fand dasselbe am einfachsten gelöst in der schon bekannten und vertrauten Figur jenes segenspendenden Heros, der damit zum Prototyp der menschlichen Gattung überhaupt wurde, zum Ahnherrn des

Menschengeschlechts, aber das wird u. E. auch die äusserste Grenze der populären Mythologie gewesen sein. Für jeden ethnologisch geschulten Kritiker wenigstens kann es keinem Bedenken unterliegen, dass der eigentlich kosmogonische Charakter Maui's, namentlich soweit es seine Identität mit dem weltschaffenden Tangaloa betrifft, lediglich ein Ergebniss priesterlicher, esoterischer Spekulation ist, mit der sich der gewöhnliche Maori oder Polynesier nie gequalt haben wird. Wer in diesen tiefsinnigen Vorstellungen, die sich ja, wie bekannt, auf den meisten höheren Gesittungsstufen in seltsamer Gleichartigkeit wiederholen, noch einfachen Volksglauben sehen will, mit dem ist eben nicht zu streiten[1].

Bremen.

Th. Achelis.

---

[1]) Wenn wir früher gelegentlich von einem psychologischen Prozess der Umwandlung gesprochen haben, welcher durch das Volk die priesterliche Spekulation erfahren habe, so ist dieser Ausdruck nur als die Bezeichnung eines Gegensatzes zweier verschiedener Auffassungen, aber nicht so zu verstehen, dass zuerst eine esoterische Lehre bestanden hätte, die nachträglich zu einer mehr volksthümlichen Version verblasst wäre. Vielmehr ist das Verhältniss, wie bemerkt, umgekehrt, was aber nicht ausschliesst, dass Wechselwirkungen zwischen beiden Richtungen stattgefunden haben und bisweilen auch ein einzelner Zug der mythologischen Figur erst durch die Priester ins Volksbewusstsein übertragen ist. Aber als mythische Persönlichkeit überhaupt hat sich Maui nicht erst dort entwickelt, sondern in dem breiten und üppig wuchernden Nahrboden des popularen Animismus.

Professor Kollmann.

Flöten und Pfeifen aus Alt-Mexiko.

Flöten und Pfeifen aus Alt-Mexiko.

Von Professor **Kollmann** (Basel).

Mexikanische Alterthümer gehören zu den hervorragendsten Schätzen der ethnographischen Sammlung in Basel. Sie wurden von dem verstorbenen Herrn Lukas Vischer in den Jahren 1828—1837 in Mexiko gesammelt[1]. Er hat das Land nach allen Richtungen durchstreift und besondere Aufmerksamkeit den Ruinenstädten Palenque und Cholula gewidmet. Dort hat er wahrscheinlich einen Theil der in dem Schutt und in Gräbern gefundenen Flöten und Pfeifen an sich gebracht.

Diese primitiven Musikinstrumente müssen sehr häufig gewesen sein, denn sie kommen auch in anderen Museen vor, wie dies gelegentlich erwähnt werden soll.

Flöten — Çoçoloctli.

Als Flöten werden in der Literatur 24—30 cm lange und mit vier Fingerlöchern versehene Röhren bezeichnet, welche, wie in Fig. 1 abgebildet, ein verhältnissmässig langes Mundstück besitzen und einen gut geformten Schalltrichter[2]. Das Windloch ist nach oben scharf, eckig geformt, die Wände in der Umgebung etwas verdickt, eine Folge der Herstellungsart.

Die Flöten unserer Sammlung sind aus Thon hergestellt, gut gebrannt und erscheinen theils in der rothen Farbe des Thones, theils in schwarzer Farbe, die offenbar aufgetragen wurde. Die rothe Farbe gleicht derjenigen schwachgebrannter Ziegel, ist also etwas blass und leuchtet nicht wie das Roth stark gebrannter Ziegel oder Backsteine. Im Ganzen ist die Aussenfläche glatt,

---

[1]) Ueber Lukas Vischer und die mexikanische Sammlung siehe die Mittheilungen aus der ethnographischen Sammlung in Basel, 1. Heft. Basel 1894. 8°.

[2]) Die Bezeichnung dieses Instrumentes als Flöte ist nicht richtig, Flaschenet (Flageolet französisch) wäre besser. Unter diesem Namen kommt in Europa eine Pfeife vor, die nach demselben Princip geformt ist. Allein ich will an dem Namen Flöte nicht rütteln, weil er schon oft in der Literatur vorkommt.

Mundstück.

Windloch.

4 Fingerlöcher.

Fig. 1. Flöte, Çoçoloctli.

Fig. 2. Schalltrichter einer Flöte von oben gesehen.

immerhin sieht man gerade an den rothen Flöten deutlich Fingereindrücke und Striche, die mit dem Modellierholz gemacht wurden.

Bei den Flöten unseres Museums beträgt die Entfernung der Fingerlöcher ca. 15 mm, sie sind gut geformt, die Abstände sind ziemlich regelmässig und ergeben beim Anblasen eine regelmässige Reihe von Tönen.

Der Schalltrichter ist auf der äusseren Fläche ornamentirt (Fig. 1). Die Ornamente sind, wie es scheint, mit der Hand hergestellt, sie bilden einen zierlichen Abschluss, der einen Sinn für regelmässige Ornamentirung verräth und eine vorgeschrittene Technik in der Bearbeitung des ja an sich etwas undankbaren Materials. Die Ornamentirung des Schalltrichters ist oft sehr reich und zierlich, wie die Fig. 2 erkennen lässt, die einen Schalltrichter von oben darstellt.

Die Schalltrichter waren mit einer weissen Farbe bemalt, die jetzt meist nur noch in den Vertiefungen sitzt, früher wahrscheinlich aber das ganze Ornament überzogen hatte. Alle Schalltrichter, die ich kenne, sind etwas ornamentirt.

An den Flöten aus röthlichem Thon ist das Mundstück bis in die Nähe des Windloches häufig intensiv roth und erinnert in der Farbe etwas an terra sigillata. Es ist aber weder die rothe noch die schwarze Farbe auf eine Glasur zurückzuführen, sondern auf einen Farbstoff, der eingebrannt wurde.

Eine Beschreibung der 24 Flöten oder Flötenfragmente ist an dieser Stelle überflüssig. Sie gleichen sich alle in hohem Grade. Die Zahl der Fingerlöcher, die Art des Windloches und des Mundstückes ist bei allen gleich. Verschieden sind sie nur in der Farbe (roth und schwarz), in der Höhe, die zwischen $17^1/_2$ und $25^1/_2$ cm schwankt,

in der Dekoration des Schalltrichters und in der Zahl der Farbenringe, die bisweilen das Rohr in der Nähe der Fingerlöcher umziehen.

Nicht alle Flöten, die bisher aus Alt-Mexiko bekannt gemacht worden sind, besitzen dieselbe Form. Nach brieflicher Mittheilung des Herrn Seler, sind die in dem Manuskript der Biblioteca Laurenziana erwahnten Flöten, was das Mundstück betrifft, mehr nach Art der Hoboen geformt, es geht in einem stumpfen Winkel ab. Diese Flöten haben ebenfalls vier Fingerlocher, aber keinen Schalltrichter, das Rohr endigt vielmehr quer abgeschnitten. Als Schmuck findet sich eine zierliche rothe Masche an dem Rohr oberhalb der Fingerlöcher, während die Farbe der Flöte grell gelb erscheint. Der Farbe nach ist anzunehmen, dass die im Sahagun-Manuskript abgebildeten Floten aus Rohr gefertigt waren. Die rothe Masche ist zweifellos die Bandschleife eines kleinen Lederriemens.

In der Sammlung des Herrn Gabriel Max in Munchen befindet sich eine Flöte, die auf der Vorderseite eine Gotterfigur, wahrscheinlich Xipe den »Geschundenen« trägt.

Pfeifen.

Die Form der Pfeife ist im Gegensatz zur Flote kurz, das Mundstuck nur 5 cm bei den grossen Formen und 3 cm bei den kleinen Formen; das Mundstück besitzt bei den einfachsten Pfeifen eine platte Form, verbreitert sich beträchtlich an der Stelle des Windloches, am besten in Fig. 3—5 zu sehen, und endigt in einer querliegenden Röhre, die an der einen Seite offen ist. Diese Oeffnung hat die Bedeutung eines Fingerloches; wird es während des Blasens geschlossen, so wird der Grundton der Pfeife tiefer. Durch schnelles Oeffnen und Schliessen entsteht ein Triller. Die Pfeifen sind aus Thon gefertigt und tragen noch Spuren von Bemalung. Weiss und Hellblau sind am haufigsten angewendet. Die meisten haben eine Oese zum Durchziehen einer Schnur, Fig. 7, an der sie wahrscheinlich umgehängt wurden.

Diese Pfeifen und Flöten wurden, wie die weniger gelungenen oder zerbrochenen Exemplare erkennen lassen, aus drei Stucken zusammengesetzt: aus dem Mundstuck, es reicht bis zum Windloch; dann aus dem querliegenden Schallrohr, wie in den Figuren 3—5, 8 und 9, oder dem gebauchten, wie in den Figuren 6 und 7, und endlich aus dem Ornament, das bei den letzterwähnten Figuren ein Schnurornament ist, bei den ubrigen eine Thier-, Menschen oder Götterfigur. Das Mundstuck und das Schallrohr sind mit viel Geschick vereinigt. Das Mundstück wurde in einen dunnen Thonmantel ausgezogen, breit auseinander gelegt und um das Schallrohr, das schon vorher fertiggestellt, wahrscheinlich lufttrocken war, herumgelegt und festgestrichen. Das ist an der Flöte, Fig. 1, deutlich erkennbar. Der das Windloch tragende Theil des Schallrohres ist umschlossen von dem Mundstuck; unmittelbar oberhalb des Windloches ist ein Theil des Thonmantels abgesprengt. Dort ist auch eine be-

trächtliche Verdickung bemerkbar, welche bei den Flascheneten aus Holz, wie sie bei uns gemacht werden, nicht vorkommt.

Rings um den Cylinder läuft bei den Flöten und Pfeifen Alt-Mexikos wegen der Herstellung aus drei Stücken eine unregelmässige Linie, die von dem Anlegen des Thonmantels herrührt, der dann mit dem Modellirholz angedrückt wurde, wobei er an dem Schallrohr, allmählich sich verdünnend, auslief. Durch das Brennen wurden dann die Theile fest vereinigt.

Nicht alle in den Figuren abgebildeten Pfeifen sind aus drei Stücken zusammengesetzt. Manche scheinen auch aus einem einzigen Stück Thon hergestellt worden zu sein. Es haben sich wenigstens an den Pfeifen Figg. 10, 11 und 12 keine Spuren von Zusammensetzung, wie bei den übrigen, auffinden lassen.

Fig. 3. No. 59 des Kataloges.
Pfeife mit Schlange. Nat. Grösse.

Fig. 4. No. 60 des Kataloges.
Pfeife mit Prairie-Huhn. Nat. Grösse.

Die Grösse der Pfeifen ergiebt sich aus den Abbildungen. Ueberall wurde die natürliche Grösse des Originals wiedergegeben. Der alte Name für die Pfeifen ist noch nicht ermittelt. Die Bezeichnung, unter der die Thonpfeife genannt wird, lautet Cohcouilotl und Chililitli.

Herr Seler ist geneigt, nach unserer Pfeife Fig. 4 und verschiedenen Stücken in dem Museum für Völkerkunde zu Berlin mit Doppelvögeln dieser Art Cohco-uilotl in »Doppeltaube« zu übersetzen. Der Vogel stellt nun aber sicher ein mexikanisches wildes Huhn dar, das monogam lebt. Wenn also uilotl allenfalls auch Huhn bedeuten könnte und cohco Zwilling, so hätte wohl die monogame Art der Paarung des Vogels diesen kurzen Pfeifen und allen ihren Abarten den Namen gegeben und Chililitli wäre nur synonymisch mit Cohco-uilotl.

Wie die Figuren zeigen, ist der Schmuck der Pfeifen sehr mannigfaltig. Pflanzen, Thiere und Menschen haben Vorbilder hierzu geliefert. Die Modellirung ist sicher, geschickt und nichts weniger als schülerhaft, wie die genauere Betrachtung ergiebt.

Fig. 3. Pfeife; auf der oberen Fläche des querliegenden Cylinders ruht eine Schlange in schöner Bewegung, den Kopf und den Vorderleib erhoben. Aus dem geöffneten Rachen sieht die gespaltene Zunge hervor. Die Schlange war bei den Alt-Mexikanern das Symbol der Regengottheiten. An den Kultusstätten des Regengottes (Tlaloc) findet man vielfach Kröten und Schlangen in Thon nachgebildet.

Fig. 4. Auf der Pfeife befindet sich die Nachbildung eines Prairiehuhnes (Bonasa cupido). Eine andere Pfeife unserer Sammlung zeigt ein Paar dieser Hühner zu einem Doppelhuhn vereinigt, ähnlich dem Doppel-Adler in Fig. 5. Die Thiere sind in lebendiger Haltung dargestellt: die Flügel sind gespreizt, der Kopf und der Schwanz hoch, so als ob sie im Begriff wären, sich zu erheben. Ueber die Bedeutung der Einzeldarstellung fehlt mir jeder Anhaltspunkt für eine Erklärung. Dasselbe gilt von der Darstellung des Paares. Vielleicht soll damit das treue Zusammenleben von Menschen oder von Göttern angedeutet werden, denn diese Hühner leben, wie erwähnt, monogam wie viele wilde Hühnerarten. Vielleicht steckt etwas von jenen Gedanken darin, welche dem Vogel auch bei andern Völkern eine hervorragende Rolle zuweisen und wovon bei der folgenden Figur die Rede sein soll.

Windloch.

Fingerloch.

Fig. 5. No. 62. Doppeladler. Nat. Grösse.

Fig. 5. Ein Doppeladler auf der Pfeife mit gespreiztem Flügelpaar, erhobenem Schwanz, als ob er sich zur Erde herabsenken wollte, im Gegensatz zum Prairiehuhn (Fig. 4), das offenbar in die Höhe strebt. Der Doppeladler besitzt nur einen Leib, ein Flügelpaar, der Schwanz dagegen ist breit und zeigt eine seichte Trennung. Die Beine sind bei keiner dieser Darstellungen deutlich dargestellt, weil ein Thonwürfel die Figur auf die Pfeife befestigt. Der Doppelvogel hat einen scharf gekrümmten, adlerartigen Schnabel. Die ganze Form des Kopfes erinnert an alt-mexikanische Nachbildungen vom Kopf des weissköpfigen Seeadlers Mittel- und Südamerikas; unsere Sammlung besitzt mehrere solcher

Nachbildungen in Thon. Es ist also sehr wahrscheinlich, dass die präkolumbischen Mexikaner eine ganz bestimmte Vorstellung mit einem Doppeladler verbanden, der ein hervorragendes Sinnbild von Macht bei vielen civilisirten Nationen geworden ist.

Montezuma hatte am Thore seines Palastes ein adlerähnliches Thier, das einen Tiger gepackt hatte; für Mexiko bildete das Stadtwappen der auf dem Cactusstrauch sitzende Adler. Die Standarte von Tlascala zeigt einen goldenen Kranich mit ausgebreiteten Flügeln. Die Vornehmen wurden nach dem Glauben der Tlascalteken in schöne Vögel verwandelt. Eine Eule, der Götterbote der Unterwelt, die sich auf das Haus setzte, liess den Tod eines seiner Bewohner voraussehen[1]).

Diese Bemerkungen sollen nur dazu dienen, die Ausdehnung und die Tiefe des Vogelkultus bei den Mexikanern anzudeuten.

Im Besitz der geheimnissvollen Macht des Fluges, mit der sich der Vogel in die Weiten des Raumes zu schwingen vermag, wird er mit allen Erscheinungen am Himmel in Beziehung gebracht: mit Licht, Wind, Sturm und Donner. Der Vogel ist deshalb verwebt mit den Mythen und ist eine hervorragende Figur in der Philosophie vieler wilder Völker[2]).

An der westafrikanischen Küste ist die Bedeutung der Vögel besonders schön, sie sind die Seelenträger, denen dadurch die Gabe der Weissagung verliehen ist[3]). Bei den Aschantis werden deshalb die Falken und Geier sorgsamst geschont, ja sogar zur königlichen Familie gerechnet.

Fig. 6 und Fig. 7. Pfeifen mit bauchiger Form; sie sind in unserem Museum sehr zahlreich. Der bauchige Theil ist das Schallrohr. An seinem Anfang sitzt das viereckige Windloch Fig. 6. In seiner Umgebung sind augenähnliche Knöpfe, die ein Schnurornament verbindet. Dieses Ornament verbreitert sich am Ende und läuft in quastenähnliche Gebilde aus, die an den geschlossenen Fuss eines Wasservogels erinnern.

Diese Sorte von Pfeifen weist mehrere Varianten auf. Eine derselben ist in Fig. 7 von der Seite und etwas von unten abgebildet. Sie hat unterhalb des Fingerloches einen kleinen Ansatz, einem Vogelschwänzchen vergleichbar. Ohne dieses Schwänzchen sehen diese Pfeifen einem Entenkopf etwas ähnlich, das wird besonders deutlich, wenn das Schallrohr nicht mehr so stark gebaucht, sondern in die Länge gezogen ist (wie z. B. bei No. 233—235 unserer Sammlung). Fehlt dann das Schnurornament und fehlen die Augenknöpfe, dann bekommen solche Pfeifen mit lang gestrecktem Schallrohr eine grosse Aehnlichkeit

---

[1]) Waitz, Anthropologie der Naturvölker, 4. Theil, S. 164 u. ff.

[2]) Holmes William H. Art in Shell of the ancient Americans. Second annual report of the bureau of ethnology by J. W. Powel. Washington 1883, p. 280.

Boas F. in den Verhandlungen der Berliner anthrop. Ges. Von 1891—1895. Hier von besonderem Interesse die Rabensage, ebenda 1895, S. 487 u. ff.

[3]) Bastian, Loangoküste, II, S. 239.

Windloch.

Fingerloch.

Fig. 6.

Windloch

Fingerloch.

Fig. 7.

mit den Signalpfeifen unserer Eisenbahn Kondukteure. Seltsam sind Doppelpfeifen dieser Art. Die Verdoppelung ist dadurch erreicht, dass parallel mit dem Mundstück noch eine zweite kleine Pfeife angesetzt ist, welche, weil sehr kurz, einen hohen, grellen Ton giebt.

Fig. 8. No. 69. Macuil-Xochitl. Nat. Grösse.

Fig. 8. Pfeife mit querliegendem Hohlcylinder und dem Oberkorper des Tanzgottes. Der Kamm auf dem Scheitel ist nach Seler wohl aus dem Feder-

kamm einer Mütze oder eines Helmes entstanden. Die Figur ist recht geschickt modellirt, und der kleine Raum ist sehr gut benützt, um den Oberkörper und die Arme in beredter Stellung wirken zu lassen.

Fig. 9. No. 70.
Ayo-Xochitl = Kürbisblüthe. Nat. Grösse.

Fig. 10. Todtenschädel.

Mundstuck.

Fig. 11.

Fig. 12.

Fig. 9. Pfeife mit der Blüthenknospe einer Kürbispflanze (Ayo-Xochitl), mit Spuren weisser Bemalung. Die gelbe Blüthe war der Göttin der Salzsieder, Mixtociuatl, heilig.

Fig. 10. Eine Pfeifenform besonderer Art, ohne Querbalken, mit einer geraden Röhre, die sich unten breit in einen Schalltrichter auslädet; sie trägt auf der vorderen Fläche einen Todtenschädel. Die Augenhöhlen, die Nase und der Mund mit zwei Zahnreihen sind sehr wirkungsvoll. Seitlich sind noch Ohren anmodellirt mit durchbohrten Ohrläppchen. Die Mundstücke sind mit rother Farbe überzogen; der Schalltrichter mit dem Todtenkopf zeigt Spuren weisser Bemalung. Die Bedeutung dieser Form ist mir unbekannt.

Fig. 11 stellt den amerikanischen Bären (Baribal) dar. Körper, Haltung desselben, namentlich der Kopf, sind charakteristisch. Das eine Ohr ist abgeschlagen, ebenso eine Scheibe auf der linken Schulter, die auf der entgegengesetzten Seite noch vorhanden ist. Auf der Mitte der Stirn findet sich eine ähnliche, aber kleinere, scheibenförmige Erhebung. Auf der Rückseite ist der kurze Schwanz nicht nur durch seine Verlängerung eine gute Unterlage, um die Sicherheit der Pfeife beim Stehen zu erhöhen, er dient auch als Mundstück. Der ganze Körper des Bären ist hohl. Wir werden kaum fehl gehen, auch in dem Baribal eine mythologische Figur zu sehen.

Fig. 12. Pfeife, ein kleines Männchen mit Spitzhut darstellend. Das Gesicht mit dicken hängenden Backen. Die Lidspalten schief. Um den Hals ist ein Collier modellirt. Solche pausbackige Gestalten kommen nach Seler in verschiedenen Funden Mexikos vor.

Bruchstellen der fehlenden Arme Siehe Fig. 8

Mundstück

Fingerloch.

Fig. 13. Xipe der Geschundene. Nat. Grösse.

Auf zwei Pfeifen unserer Sammlung, Fig. 13 u. 14, kommt Xipe, der Gott der Silberarbeiter, vor. Die Darstellung ist verwandt mit derjenigen auf Fig. 8, d. h. nur der Hals und Kopf, oder Hals, Kopf, Schulter und Arme sind dargestellt. Xipe trägt einen hohen Kopfschmuck. Nach Torquemada, X, 34,

Fig. 14. Xipe der Geschundene. Nat. Grösse.

ist Xipe von der Schlaflosigkeit der Menschen so genannt. In Sahagun, I, 18, wird noch ein Gott Xipe totec (Xipe ? Torquemada, X, 11)[1]) erwähnt, der gewisse Krankheiten schickte. Er war mit einer Menschenhaut bekleidet. Seler nennt ihn den Geschundenen (briefliche Mittheilung). Auf der Fig. 13 u. 14 sind die beiden Darstellungen zu sehen, die sich in unserer Sammlung in Basel befinden.

Auch der Schmuck dieser Pfeife hat also einen mythologischen Inhalt. So sehen wir, dass die meisten dieser Figuren einen tieferen Gedanken enthalten, als die unbefangene Betrachtung zunächst voraussetzt. Das Leben der Alt-Mexikaner ist mit mythologischen Elementen reich durchsetzt und abergläubische Vorstellungen der mannigfaltigsten Art haben einen weiten Spielraum[2]).

Unter solchen Umständen kann es nicht verwundern, dass auch die musikalischen Instrumente mit Symbolen aller Art geschmückt wurden. Dies wird durch die Bestimmung der Instrumente noch mehr einleuchtend: Wie überall, so wurde auch in Altmexiko Musik bei Festen aller Art, namentlich auch bei Kultusfesten gemacht, ferner bei dem Heere. Wir dürfen mit Bestimmtheit annehmen, dass in den Feldzügen die Flöten und Pfeifen mit ihren schrillen Tönen, die Trommeln und Rasseln eine hervorragende Rolle spielten. In der alten wie in der neuen Welt finden die nämlichen Instrumente dieselbe Verwendung. Kulturvölker, durch den Ocean voneinander getrennt, greifen zu denselben Mitteln, um die Kämpfer anzufeuern und den Feind zu erschrecken.

[1]) Citat nach Waitz. Bd. IV a. a. O.

[2]) Waitz a. a. O.

Im alten Mexiko spielten die Priester im Heere eine hervorragende Rolle. Sie zogen den ausrückenden Truppen voran und gaben mit den Musikinstrumenten das Zeichen zum Angriff[1]).

Was das Musiziren bei gottesdienstlichen Uebungen betrifft, so zeigen die Ausführungen des Herrn Seler[2]), dass schon die einfache Raucherung mit Rasseln des hohlen rasselnden Stiels der Raucherlöffel begleitet war. Wenn der Priester in der dem Fest voraufgehenden Fastenzeit oder einfach bei der täglichen religiösen Observanz um Mitternacht aufstehen, mit Agavestacheln sich die Zunge, Ohren oder die Muskeln der Gliedmaassen durchstechen und dann ins kalte Bad steigen musste, so wurde regelmässig dabei geblasen. *tlapitza apan temo* »er bläst und steigt ins Wasser«. Hier kehrt in dem Wort tlapitza derselbe Stamm wieder wie in »pitza«, blasen, und in tlapitzalli, dem Namen einer Pfeife, die beim Aufbruch zur Schlacht geblasen wurde. Ich vermuthe darin die oben abgebildeten Pfeifen, deren Ton mit dem der Pfeifen unserer Eisenbahnconducteure verwandt ist. Das Hauptinstrument scheint aber bei diesen und ähnlichen Ceremonien die Muscheltrompete gewesen zu sein: Tecciztli oder Quiquiztli, dazu noch die mit zwei hölzernen Zungen versehene Holzpauke (Teponaztli) und die Rassel (Kürbisrassel Ayacachtli) der thönernen Rassel, unserer Kinderklapper, verwandt (Cacalachtli) (vergl. Sahagun 2, 251[3]). Während die Priester ihre Prozession machen, bleiben vier Sänger im Calmecac zurück. Sie singen, schlagen das Teponaztli, schwingen die Rassel und blasen die Muscheltrompete. Der wilde Lärm, der mit solchen Instrumenten hervorgebracht werden kann, kehrt auch bei dem besonders feierlichen Fasten der gesammten Priesterschaft vor dem sechsten Jahresfest wieder, dem Fest der Regengötter, das im Mai (Beginn der Regenzeit) stattfand. Wenn hier die Priester in der Nacht aufstanden, sich zerstochen hatten u. s. w., so zogen sie dann in Prozession zum Bade, und dabei ward eine Musik gemacht, bei der auch Thonpfeifen genannt werden: »sie bliesen die Meerschneckengehäuse und die Pfeifen«. Die Bezeichnung, die hier für Thonpfeife gegeben ist, ist Coheoulotl und Chililitli. Letzteres heisst einfach lautmachend.

Das Blasen der Muschel durch den Priester ist uns in einer hübschen Abbildung erhalten. In einem von Frau Z. Nuttal[4]) entdeckten Manuskript der Bibliotheca Nazionale in Florenz ist ein Priester in schreitender Bewegung dargestellt, mit einer Binde um die Stirne, welche hinten in einen fächerartigen Schmuck (Federschmuck?) ausläuft. Auf seinem Rücken hängt ein merkwürdiges Abzeichen, wahrscheinlich aus Stoff gefertigt. Es ist vorn auf der Brust mit Knoten und Enden befestigt. Das Ornat des Priesters ist am Oberkörper verziert, reicht bis an die Knie und läuft dort in schwalbenschwanzähnliche Bänder

[1]) Waitz a. a. O., Ratzel, Fr., Völkerkunde, 2. Auflage, 1. Bd., 1894.

[2]) Briefliche Mittheilungen.

[3]) Aztekischer Originaltext nach dem Manuskript der Biblioteca del Palacio in Madrid.

[4]) Briefliche Mittheilung.

mit zwei Zacken aus, geschmückt durch einen Knoten. Die Fusssohle ruht auf hohen Sandalen; um die Knöchel schlingt sich ein Band, das am linken Fusse eine Schleife besitzt. Der rechte Vorderarm ragt frei aus dem Gewand hervor, die Hand steckt in der Tiefe der Muschel, wahrscheinlich eines Strombus gigas, des grössten Gastropoden, der in der Bucht von Mexiko vorkommt.

Fig. 15.

Bekanntlich sind in Europa, vor 2000 Jahren, auch grosse Muschelgehäuse fur Tonerzeugung verwendet worden. Aus Wandgemälden griechischen und römischen Ursprungs geht hervor, dass die Tritonmuschel (Tritonium variegatum) hier ähnliche Dienste leistete, wie drüben über dem Ocean die grosse Strombusmuschel.

Es wäre von Interesse, die Verbreitung der hier erwähnten Blas-Instrumente, namentlich der Flöten und Pfeifen auf dem amerikanischen Kontinent genau zu kennen, allein dieser Punkt ist noch nicht mit wünschenswerther Genauigkeit festzustellen. Aus der Literatur, soweit sie mir bekannt geworden ist[1]), scheint hervorzugehen, dass diese Instrumente auf Central-Amerika beschränkt waren.

[1]) Von literarischen Angaben und Abbildungen der Flöten und Pfeifen war mir wenig erreichbar. Ich citire zwei Artikel in dem Magasin pittoresque, Tom. XXI, Jahrgang 1853, S. 83 und 123, unter dem Titel: Musée des antiquités américaines au Louvre mit zahlreichen Abbildungen im Text, darunter auch eine espèce de flageolets aux sons plus aigus, c'est un instrument à quatre trous et à pavillon. Die Abbildung stimmt mit den unter dem Namen »Flöte« geschilderten Instrument überein.

»Pfeifen«, wie sie in unserm Museum in grosser Zahl und mit den verschiedensten Figuren geschmückt vorkommen, werden auch von Bransford J. F., Archaeological Researches in Nicaragua, Smithsonian Contributions to knowledge, 1881. Vol. XXV erwähnt und auf Seite 44 der Abhandlung ein »Whistle« von Vogelform abgebildet. Die Pfeife stammt aus einer Grabstätte von Ometepec, einer 20 engl. Meilen langen und 9 Meilen breiten Insel, welche sich an der Westküste des Nicaragua-Sees findet. In den Graburnen und ihrer Umgebung wurden verschiedene Objekte gefunden. Darunter eine Pfeife; sie hat einen Umfang von fünf Tönen. Aus der Abbildung, die in $^5/_6$ natürlicher Grösse dargestellt ist, lässt sich nicht erkennen, wie sich mit ihr 5 Töne erzeugen lassen. Erkennbar ist die

Bei jedem Artefakt, das in einem fremden Welttheil vorkommt und dabei Uebereinstimmung mit unseren Artefakten aufweist, entsteht die Frage nach der Herkunft. Sind diese Pfeifen und Flöten eine Erfindung der alten Mexikaner, unabhängig von europäischem Einfluss, oder sind die Modelle einst importirt worden, und wenn dies der Fall ist, woher, aus welchen Gebieten? Diese Frage ist gerade für Mexiko schon oft und bezüglich vieler Erscheinungen auf dem Gebiete der Architektur und der Plastik aufgeworfen worden. Eine Entscheidung ist noch nicht gewonnen, wie die jüngsten sich widersprechenden Aeusserungen in dieser wichtigen Angelegenheit ergeben.

Brinton[1]) meint, dass sich überall die gleichen Ideen selbstständig entwickeln. Er nimmt die psychische Einheit des Menschen an, den Parallelismus

Oese zum Aufhängen und ein Fingerloch an der Seite, wie an unsern zahlreichen Pfeifen. Die Grabstätten Nicaraguas sind wohl ebenfalls präkolumbisch und die Pfeifenart wohl von Mexiko aus importirt. Ich schliesse dies aus einer Angabe von Dr. C. H. Berendt (citirt bei Bransford, S. 4), wonach die Gebiete, welche Bransford durchforscht hat, von Mexiko aus bevölkert worden sind. Strebel H., Altmexiko, Archäologische Beiträge zur Kulturgeschichte seiner Bewohner mit 17 Lichtdruck- und zwei chromolithographischen Tafeln. Hamburg und Leipzig 1885—89. 4°, erwähnt S. 56 unter den Funden bei Ranchito de las Animas ähnliche Pfeifen, welche er aber als »Flöten« bezeichnet. Tafel VI (Abth. 1885) Fig. 20 stellt das Bruchstück einer solchen Pfeife dar, aus feinem Thon hergestellt und unbemalt. Es ist der Körper eines Thieres, an dessen einem Ende sich das Mundstück befindet. Sehr hübsch ist Fig. 27, Pfeife in Form einer menschlichen Figur aus ockergelbem Thon, gewandt modellirt, mit Halsschmuck und Schambinde. Interessant ist der Kopfschmuck, der über die Stirn in Fransen herabhängt. Auf der Oberlippe ein bohnenförmiges Gebilde, dessen Deutung noch nicht gelungen ist. (Vielleicht einen Pflock in der Oberlippe darstellend.) Aus den Funden bei Cempoallan auf Tafel IV, Fig. 37 ist eine »Flöte« aus gebranntem Thon abgebildet, den Vordertheil eines vierfüssigen Thieres darstellend. Die Flöte hat im Innern ein Kügelchen und giebt einen schrillen tremolirenden Ton.

Strebel's Material stammt hauptsächlich aus den heutigen Staaten Vera Cruz und Puebla. Unsere Gegenstände stammen aus einem andern mehr östlich gelegenen Gebiete Mexikos, damit würde sich wohl die Verschiedenheit unserer hier abgebildeten Pfeifen von denen aus Vera Cruz und Puebla erklären lassen.

Eine Flöte in unserm Sinne, also ein Flageolet mit 4 Fingerlöchern und statt des Schalltrichters ein Menschenantlitz, ist dann auf Tafel VI, Fig. 9 (Abth. 1895) abgebildet; sie ist gelb bemalt, oben der Länge nach roth. Das Gesicht sitzt auf einer Platte. Das Mundstück ist schief angesetzt wie bei denen in dem Manuskript der Bibliotheca Laurenziana. Diese Flöte stammt aus den Funden bei Cerro montoso (bewaldeter Berg) östlich von Jalapa.

Das Prachtwerk von Peñafiel Ant. Dr.: Monumentos del arte mexicano antiquo, 1 Band Text und 4 Bände Tafeln, Berlin 1890, gross folio, enthält nichts, was auf die hier betrachteten Objekte Bezug hätte. Im Text Bd. 1 bemerkt allerdings der Autor: »Die Musikinstrumente Mexikos sind so zahlreich und in solchem Ueberfluss beschrieben, dass sie in Europa besser bekannt sind als in Amerika. Trommeln werden noch heute bei Volksfesten gebraucht, begleitet von Teponaztli und von der Chirimia, flute criarde, alle unzertrennlich von den religiösen Festen der Eingeborenen. Die flute criarde wurde bei den kabalistischen Tänzen um Sonnenuntergang angewendet«, allein ich kann aus der mir zugänglichen Literatur nicht entscheiden, ob diese flute criarde irgend eine Aehnlichkeit hat mit den von mir beschriebenen Instrumenten, und der Autor hat es leider unterlassen, anzugeben, wo dieser Ueberfluss von Beschreibungen zu finden ist. Nur mit der freundlichen Hilfe von Frau Nuttal und des Herrn Seler gelang es mir, die Namen der Pfeifen und die Bedeutung der Figuren festzustellen.

[1]) Brinton, D. G., Address: Proceedings American Association for the Advancement of Science, Vol. XLIV, 1895.

seiner Entwicklung aller Orten und Zeiten, die absolute Gleichförmigkeit seiner Gedanken und Handlungen auf derselben Stufe seiner kulturellen Entwicklung, gleichgiltig, wo er lebt.« Nur die geographische Umgebung, im weiten Sinne des Wortes, scheint Brinton die monotone Uebereinstimmung der Schöpfungen des Menschen zu beeinflussen. Diese Auffassung ist ungemein bestechend und naturwissenschaftlich wohl zu rechtfertigen. Der Bau des Gehirns, auf das doch hier zunächst am meisten ankommt, ist bei dem ganzen Menschengeschlecht der nämliche, soweit wir ihn bis jetzt kennen. Es ist ferner wohl anzunehmen, dass die Nervenzellen des Gehirns auf denselben Reiz überall in derselben Weise reagiren, allein andererseits ist gerade die Nervenzelle ein so hochentwickelter und komplizirter Theil des Nervensystems, dass es bei dem heutigen Stand unserer Kenntnisse verfrüht ist, bei allen Menschenrassen und unter allen Zonen eine vollkommene Uebereinstimmung vorauszusetzen, d. h. anzunehmen, dass der Nerv durch die nämliche Reizhöhe überall in der gleichen Weise erregt werde. Allein selbst wenn dies der Fall wäre, kann Verschiedenheit noch durch einen anderen Umstand bedingt werden, der in der Thatsache liegt, dass die Individuen sehr ungleich begabt sind. Die Begabung der Individuen hat eine unermessliche Variationsbreite. Zwischen dem Gehirn eines Durchschnittsmenschen und demjenigen eines Aristoteles oder Goethe besteht eine enorme Kluft. Die Hirnzellen müssen in beiden Fällen doch eine andere Beschaffenheit besitzen, vielleicht in folgender Weise: Die Eiweissmoleküle der Nervenzellen haben wie alle Eiweissmoleküle eine so komplizirte Zusammensetzung, dass hervorragende Chemiker eine Zusammensetzung aus Hunderttausenden von Atomen annehmen. Dabei enthält jede Nervenzelle viele solcher Moleküle. Es sind also unendliche Kombinationen jener Bewegung denkbar, welche z. B. durch Licht, Schall oder Temperatur hervorgerufen werden kann. Eine fast unendliche Mannigfaltigkeit ist dadurch gegeben, welche zweifellos eine grosse Summe von übereinstimmenden Vorgängen in sich schliesst. Die letzteren bedingen den »Parallelismus der psychischen Entwicklung aller Orten und Zeiten«, sie sind die Quelle der »Elementargedanken« (Bastian), die nach und nach auftauchen und das Ergebniss der einfachsten Bewegung der Atome in den Nervenzellen darstellen, das sich überall wiederholt. Allein wir dürfen noch nicht den Schluss ziehen, dass sich daraus überall die gleichen Ideen in ihrer weiteren Gestaltung entwickeln müssen. Verfolgen wir die molekularen Vorgänge in den Nervenzellen weiter, so lässt sich unschwer ausdenken, was wir auch in Wirklichkeit sehen, dass, wie bei den Völkern, so auch bei den Individuen manche Bewegungen der Atome garnicht vorkommen, dass ganz naheliegende Ideen oder Erfindungen niemals in die Erscheinung treten, obwohl die Bedingungen hierzu vorhanden sind. Die Atome bewegen sich dann nur innerhalb kleiner Bahnen, es entstehen keine neuen Formen der Bewegung, sondern die Atome wiederholen stets nur denselben gewohnten Lauf, wie bei den englischen Kohlenarbeitern, die nur einen Schatz von 600 Worten besitzen. Wenn aber einmal der nämliche Reiz die Atome

in neue, bisher nicht bekannte Bahnen und Verbindungen hineintreibt, dann entstehen neue Gedanken, neue Erfindungen und Entdeckungen, die von dem einen Individuum dem ganzen Volke mitgetheilt werden können. In einem einzigen Hirn entsteht so eine Gedankenreihe, die vielleicht nie mehr oder erst nach Jahrhunderten wieder auftaucht und wirksam wird. Diese besondere Gedankenreihe bleibt charakteristisch für ein bestimmtes Volk und unterscheidet es dadurch von anderen Völkern. So liesse sich die Entstehung von Völkergedanken, welche den Ideeninhalt dieses Volkes von dem eines andern unterscheiden können, vorstellen, die nicht überall zu finden sind. Ihre Verschiedenheit innerhalb verschiedener Zonen ist überdies die Folge einer bestimmten Modellirung, welcher jener erste Gedanke dadurch erfahrt, dass er durch die Nervenzellen vieler Menschengenerationen hindurchgeht und dabei, wie die Sprache, einer allmählichen Umwandlung unterworfen ist. Wie viel bei dieser Umwandlung äussere Einflüsse mitspielen, ist schwer zu sagen; es will mir scheinen, dass die Nervensubstanz eine grössere Unabhängigkeit diesen Einflüssen gegenüber besitze, als man gewöhnlich voraussetzt. Nun kommt aber noch eine andere Erscheinung in Betracht. Wie neue Gedanken von Individuum zu Individuum wandern, so kann dies auch geschehen von Volk zu Volk. Dann tritt zu dem Wissen eines Volkes auch noch eine Invasion von Gedanken hinzu. Boas[1]) weist deshalb mit Recht darauf hin, dass »Mythologie eines jeden Stammes nicht ausschliesslich elementar und ureigen sei, sondern gleichzeitig das Ergebniss einer Verschmelzung von Material verschiedensten Ursprunges. Die specielle Form, in der wir heute z. B. Sonnen- oder Thiermythen finden, ist das Resultat langer historischer Entwicklung. Was hiervon als »Elementargedanke« ureigenes geistiges Eigenthum eines bestimmten Volkes ist, muss in jedem einzelnen Fall erst durch genaue analytische Untersuchung festgestellt werden, ebenso dasjenige, das durch Verkehr von aussen importirt wurde.

Niemand darf heute mehr zweifeln, dass jedes Volk ein bestimmtes geistiges Ureigenthum besitzt, das sind die »Elementargedanken« Bastians, dass also der menschliche Geist aller Orten gewisse Ideen hervorgebracht hat und hervorbringt. Andererseits aber steht ebenfalls ausser allem Zweifel, dass Wanderung der Ideen, der Mythen und Sagen stattgefunden hat, dass sie auf fremdem Boden Wurzel fassen und sich selbstständig fortentwickeln, oder zu Grunde gehen, oder bruchstückweise erhalten bleiben. Beispiele hierfür liefert in grosser Zahl die europäisch-asiatische Mythologie und in engeren Kreisen jene Amerikas[2]).

[1]) Boas, Fr., Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 20. Juli 1895.

[2]) Siehe hierüber Boas a. a. O. Auf eine weitgehende Wanderung von Ideen in der Neuzeit vom Westen des europäischen Kontinents nach dem Osten hin, bis Asien und Japan, habe ich hingewiesen in dem Artikel: »Die Menschenrassen Europas und die Herkunft der Arier.« Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. Versammlung in Ulm 1892, u. Comptes rendus, Congrès international d'Anthropologie et d'Archéologie préhistorique. 11. Session à Moscou, 1892.

Bei jedem einzelnen Werkzeug tauchen die nämlichen Fragen auf und so auch bei den Flöten und Pfeifen Alt-Mexikos. Bei den Pfeifen liegt die Fragestellung um so näher, weil die kleinen Instrumente figürlichen Schmuck tragen, der aus bestimmten Ideen entsprungen ist, die wahrscheinlich doppelter Herkunft sind, darunter also autochthon und importirt, wobei eine Verknüpfung der beiden Gedankenarten stattgefunden hat. Die Aufklärung, was elementar und was importirt, kann nur auf induktivem Wege gewonnen werden. Hier handelt es sich um ein Produkt der Natur, das mit den Methoden der Naturforschung sich am sichersten in seiner allmählichen Gestaltung verfolgen lässt. Die interessanten und bedeutungsvollen Resultate der Sprachforscher von einem Zusammenhang indoeuropäischer Sprachen und Gedankenkreise, der Gemeinsamkeit der Gesittung zweier Welttheile, von Europa und Asien, wie sie in Sagen und Mythen zum Ausdruck kommt, ist das Resultat der schöpferischen »elementaren« Thätigkeit des Gehirns einerseits und andererseits jenes Importes von Völkergedanken, die erst in einem begrenzten Gebiet geherrscht haben und dann mit den Menschen gewandert sind. Die Methode, wodurch diese grossartige Erkenntniss erreicht wurde, ist die induktive. Sie hat gefunden, dass den Märchen, welche deutsche, griechische, indische und persische Mütter ihren Kindern erzählen, die gleichen Begebenheiten zu Grunde liegen. — Die nämliche induktive Methode beherrscht die Forschungen über die Rassenanatomie des Menschen, von Blumenbach und C. E. v. Baer bis Virchow. Im Gebiete der Ethnologie beginnt sie unter der Führung unseres Jubilars Triumphe zu feiern. Die induktive Methode sucht auch auf diesem Gebiete zunächst zum Verständniss der Einzelerscheinung zu gelangen und dann zu ihrer Ausbreitung in einem bestimmten geographischen Gebiet weiterzuschreiten. Erst dann kann der Einfluss von aussen und umgekehrt die Wirkung in die Ferne, Import und Export der Ideen, ins Auge gefasst werden[1]).

---

[1]) Ueber die Arbeiten, die von dieser Methode beherrscht sind, führe ich an: Uhle, Holz- und Bambus-Geräthe aus Nordwest-Neuguinea. Königl. ethnogr. Museum zu Dresden. Bd. VI, 1886. Finsch, O., Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee. Annal. des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, von 1888—1891. Hein, Bildende Künste der Dayak. Ebenda, 1895. Haddon, Alfred C., Decorative art of british New Guinea. Royal Irish Academy, Cunningham, Memoirs No. X, 1894 4⁰. Derselbe, Evolution in Art. London 1895, 8⁰. Siehe dort weitere Literaturangaben.

In einer kleinen Abhandlung, die über die nämlichen Pfeifen und Flöten, die hier erwähnt wurden, handelt, habe ich die Ansicht ausgesprochen, dass die Erfindung dieser primitiven Musikinstrumente, namentlich auch die Verwendung der Muschel von Strombus gigas zum Blasen, in Amerika unabhängig von europäischem Einfluss gefunden worden ist (Mittheilungen aus dem ethnographischen Museum in Basel, 1896, 2. Heft). Ich glaube, in dieser allgemeinen Form lässt sich die Angabe vertheidigen. Die Frage, ob die Entdeckung speciell von Mexiko ausging, bedarf, wie hier in diesen Zeilen angedeutet wurde, noch weiterer Prüfung.

O. Frankfurter.

Die Emancipation der Sklaven in Siam.

Die Emancipation der Sklaven in Siam.[1])

Von O. Frankfurter.

Adolf Bastian hat in seinem Buch über »die Rechtsverhältnisse bei verschiedenen Völkern der Erde«, Berlin 1872, unter dem Titel »Siamese Laws and Customs on Slavery, translated from the Siamese Code of Law« aus dem Bangkok Calendar von 1861 die bis dahin in Siam üblichen Gesetze abgedruckt. Diese sind dann überall die Quelle für alle Untersuchungen über Sklaverei in Siam geblieben, obwohl doch schon in den letzten Jahren der Regierung des Königs Mongkut († 1868) bedeutende Modifikationen in die Gesetzgebung eingeführt wurden und im Jahre 1874 der jetzige König Chulalonkorn ein Gesetz erliess, dass alle vom Jahre seines Regierungsantritts (1868) an in dienstlichen Verhältnissen stehenden, bisher geborenen Kinder mit vollendetem 21. Jahre in den Stand der Freien übertreten sollten, dass ferner auf die persönliche Sicherheit derartiger Personen keine Gelder vorgeschossen werden sollten, aus denen sich ein der Sklaverei ähnliches Verhältniss herleiten liesse.

Es dürfte sich empfehlen, kurz auf diese Gesetzgebung einzugehen, über die meines Wissens, von gelegentlichen Notizen in Zeitungen abgesehen, wenig bekannt ist.

Zur Sache selbst mag zunächst darauf hingewiesen werden, dass der Ausdruck »Sklaverei« für das in Siam zur Zeit bestehende Verhältniss, wenn darunter ein Zustand verstanden wird, der der Negersklaverei oder dem Menschenhandel entspricht, ein falscher ist. So hat denn auch Bradley richtig den Ausdruck »thàt« (i. e. Skr. dāsa) mit »bond-servant«, also etwa »Höriger, Leibeigener«, übersetzt. Es mag ferner darauf hingewiesen werden, dass die sieben Arten von Sklaven im Siamesischen Gesetz den in Manu VIII. 415 beschriebenen entsprechen, wie denn auch sonst das Siamesische Gesetz mit dem Indischen, das ihm als Quelle diente, übereinstimmt. Es muss ferner erwähnt werden, dass

[1]) Der Arbeit sind zu Grunde gelegt die Proklamationen, wie sie im siamesischen Regierungsanzeiger vom Jahre 1874 veröffentlicht sind. — Abgedruckt sind sie wieder in einer Sammlung der Gesetze, die Hluang Ratnayat veranstaltete (Bangkok seit 1892).

von den sieben Arten Sklaven, denen die sechs Arten Leute gegenüberstehen, die als Hörige nicht betrachtet werden können[1]), für privatrechtliche Verhältnisse nur in Betracht kommen: die verschiedenen Arten von Pfandsklaven, d. h. solche, deren Zustand bedingt ist durch einen ihnen geleisteten Vorschuss oder Dienst in Zeit von Noth. Kriegsgefangene als Sklaven, die in früherer Zeit dem eingeborenen Volke gegenüber eine untergeordnete Stellung einnahmen, sind zuletzt in der Regierung des Königs Phra Nang Klao genannt worden. Diese Kriegsgefangenen aber sind Sklaven des Staates; sie lebten in gesonderten Gemeinschaften unter ihren vom König bestellten Häuptern; sie werden wie die übrige Bevölkerung in Listen eingetragen und sind dem Staate wie diese zu Diensten verpflichtet. Sie können im Regierungsdienst in Amt und Würden steigen. Sie können nicht das individuelle Eigenthum eines Einzelnen werden, und praktisch ist daher zwischen ihnen und der übrigen Bevölkerung ein Unterschied nicht zu konstatiren, namentlich da auch durch Heirathen der ursprüngliche Zustand verwischt wird.

Was die Personen angeht, die wegen eines Verbrechens zur Sklaverei verurtheilt wurden, so ist darauf hinzuweisen, dass in Siam die Konstitution eines feudalen Staates noch vorherrscht. Der Verbrecher, der seine Strafe abgebüsst hat, wurde seinem Herrn übergeben, der für sein gutes Betragen Verantwortung übernahm. Weigerte sich der Herr dessen, so musste der Verbrecher Bürgen für sein gutes Betragen verschaffen, was gleichbedeutend war, dass er sich einen neuen Herrn suchte, oder aber er wurde in die niedrigste Klasse der Bevölkerung eingereiht.

Aus der Darstellung bei Bradley geht vor allen Dingen hervor die grosse Ausdehnung der patria potestas. Die Eltern haben unbedingte Macht, über das Kind zu verfügen; der Mann über die Frau; der Gläubiger über die in seinem Hause geborenen Kinder der Schuldner, ohne dass es der Einwilligung der Person, die so verpfändet wird, bedarf, während andererseits die Frau nicht das Recht hat, den Namen des Mannes in ein Sklavenpapier zu setzen, noch die Kinder die der Eltern.

Nur der Verkaufte ist dem Käufer zur Sicherheitsstellung verpflichtet. Wie, falls die verpfändete Person die Dienste verweigert? In solchem Falle muss der Verkaufte dem Käufer das Doppelte der ihm vorgeschossenen Summe zahlen, eine Bestimmung, die auch sonst im Siamesischen und Indischen Recht vorkommt, derzufolge z. B. bei einer falsch eingeklagten Forderung der Kläger das Doppelte der eingeklagten Summe zahlen muss, von der eine Hälfte an den Beklagten, die andere als Busse an den Staat geht.

Was das Recht des Herrn über den Sklaven angeht, so steht ihm nach dem Gesetz das väterliche Züchtigungsrecht zu. Trägt letzterer bei einer solchen

[1]) Es mag darauf hingewiesen werden, dass das Siamesische Gesetz sich in gewisser Weise von anderen Gebräuchen unterscheidet, dass aus der Zuflucht, die einem Fremden gewährt wird, ein Abhängigkeits oder Sklaverei-Verhältniss sich nicht ableiten lässt.

Züchtigung schwere Verletzungen davon, so vermindert sich die Schuld je nach der Schwere solcher Verletzungen um ein Drittel, die Hälfte oder sie kann ganz gelöscht werden. Ebenso vermindert sich die Schuld, sollte er vom Herrn ausserhalb des eigenen Hauses beschäftigt werden und er durch solche Beschäftigung Schaden nehmen. — Der Sklave hat seinem Herrn gegenüber nur das Recht, ihn zu verklagen, oder als Zeuge gegen oder für ihn aufzutreten, wenn er die ihm vorgeschossene Summe zurückzahlt, und nach altem Recht konnte die Annahme verweigert werden zur Zeit der Ernte. Durch das Zeugengesetz ist neuerdings eine Modifikation eingetreten, worauf hier nicht näher einzugehen ist.

Es war nothwendig, kurz auf diese Verhältnisse zurückzukommen, um zu zeigen, wie die Reformen, die zur Emancipation der Sklaven führten, sich gestalteten. Der Anfang dazu wurde bereits in der Regierung des Königs Mongkut gemacht. Es war vor allen Dingen nothwendig, das Recht des Mannes über die Frau, der Eltern über die Kinder zu beschränken.

Wie häufig (in Siam) gab ein konkreter Fall Anlass zur Modifikation. Im Januar 1868 richtete eine Frau Amdeng Chau eine Petition an den König Mongkut, worin sie sich beklagte, dass ohne ihr Wissen ihr Name von ihrem Manne in ein Sklavenpapier eingesetzt sei. Der König befahl, die alten Gesetzbücher zu konsultiren, und da in ihnen das Recht des Mannes über die Frau, wie wir zeigten, anerkannt war, wurde eine Proklamation erlassen, nach der die Einwilligung der Frau zu einem Verkaufe nöthig war, denn, wie der König sich ausdrückte, nach altem Gesetz schien es ja, »als ob nur der Mann ein Mensch sei, die Frau dagegen ein Vieh«. In derselben Proklamation wurde das Recht der Eltern, über ihre Kinder zu verfügen, beschränkt, indem nach dem 15. Jahre die Einwilligung der Kinder zu einem Verkauf nöthig erachtet wurde. Die Weigerung eines Gläubigers, den Kaufpreis anzunehmen, gab weiteren Anlass zur Reform. Wohl war bereits im Jahre 1795 unter der Regierung des Königs Phra Buddha Yot Fa verordnet, dass der Gläubiger das ihm vom Schuldner zur Begleichung seiner Schuld gegebene Geld annehmen muss, falls er vom Gericht hierzu eine Aufforderung erhalten hatte. Falls er dieser Aufforderung nicht nachkommt, so solle der Schuldner das Geld beim Gerichte einzahlen, womit er von seiner Schuld befreit ist; der Gläubiger aber verliert jedes Recht, das ihm aus dem ursprünglichen Schuldverhältniss erwachsen kann, und kann wegen Missachtung der Gesetze bestraft werden. — In der Regierung des Königs Mongkut weigerte sich ein chinesischer Kaufmann das ihm von seinen Schuldsklaven angebotene Geld zur Lösung ihrer Schuld anzunehmen unter dem Vorgeben, dass es Erntezeit sei, dass die Teiche gereinigt werden mussten etc. und dass nach altem Gesetz »ein Sklave zur Arbeit da sei, wie die Früchte des Feldes zum Genuss«. Daraufhin kam dann die Verordnung, dass das vorgeschossene Geld zu jeder Zeit zurückbezahlt werden könne, und die Richter, die die Querulanten bei ihren ungerechten Forderungen unterstützten, wurden

mit Strafen bedroht. — Wurde so der Schuldner gegenüber dem Gläubiger geschützt, so war es auch nothwendig, den Gläubiger gegen den flüchtigen Schuldner zu schützen, der eine Zuflucht bei einer dritten Person suchte. Dies geschah durch das Edikt des Königs Mongkut vom 13. Juli 1858, das verbot, um »Prestige zu gewinnen«, flüchtige Sklaven aufzunehmen und alle Personen, die es dennoch thaten, mit schweren Strafen bedrohte, die auch ausgeführt wurden. Am 5. April 1860 erschien dann eine weitere Proklamation »über das Ausstellen von Schuldscheinen über Sklaven«, und es mag hier erwähnt werden, dass, obwohl man damit auf ein altes Gesetz zurückging, das anordnete, dass für jedes Geschäft über Tical 4.— Schuldscheine ausgestellt werden sollten, das Erneuern gerade dieses Gesetzes dem Verkehr mit fremden Nationen zuzuschreiben war, die in Folge der abgeschlossenen Verträge das Recht hatten, unter ihren eigenen Gesetzen in Siam zu wohnen.

Es war aber der Regierung des Königs Chulalonkorn vorbehalten, weitere Modifikationen in die Gesetzgebung zu bringen, die, wie wir schon erwähnten, zur völligen Emancipation der Sklaven führen wird. Bereits im Jahre 1869 erschien ein Zinsgesetz, das den Zinsfuss auf 15 % p. a. herabsetzte, falls nicht noch nach dem alten Gesetze, das $33^1/_3$ % erlaubte, ein förmlicher Vertrag vor dem Inkrafttreten der Proklamation festgesetzt war. Keinesfalls konnte ein höherer Zinsfuss als $33^1/_3$ % eingeklagt werden, wie denn schon nach altem Gesetz Zinsgenuss aufhört, sobald die Höhe der Zinsen das Kapital erreicht hatte. Man ging dabei von dem Grundsatz aus, dass das Nichtzahlen der Zinsen zu dem festgesetzten Termin Schuld des Gläubigers war. Durch dieses Gesetz war somit ein bedeutender Schritt vorwärts gethan, da dadurch die Arbeit, die der Schuldner im Dienst des Gläubigers vollzog, abgeschätzt werden konnte und ihm Gelegenheit geboten wurde, die Schuld abzutragen.

Noch aber existirte das Gesetz, demzufolge die im Hause des Gläubigers (die »putta-dāsā«) geborenen Kinder für die Schuld ihrer Eltern in den meisten Fällen verantwortlich gemacht wurden. Hier war es geboten, Wandel zu schaffen, um dem bestehenden Zustand der Pfandsklaverei ein Ende zu machen. Es waren zwei Möglichkeiten gegeben, die beide in Betracht gezogen wurden. Es konnte einmal die Arbeit, die der Pfandsklave im Hause des Herrn vollzog, abgeschätzt werden, die legalen Zinsen auf das ausgelegte Kapital, eine Entschädigung für den gegebenen Unterhalt davon abgezogen werden, und der überbleibende Rest zur allmählichen Tilgung der Schuld verwandt werden. Das hätte tief in die Gewohnheiten des Volkes eingegriffen, die im Zustande der Abhängigkeit noch kaum ein Uebel erblickten. Es wurde dann auch nicht dabei in Betracht gezogen, dass nach altem Gesetz die Kinder für die Schuld der Eltern mit ihrem legalen Werth verantwortlich waren. Diese hatten, wie es im Gesetz heisst, für den Herrn von dem Augenblick, wo sie die Augen öffneten, bis zu ihrem Tode, und wenn er in 100 Jahren stattfand, einen Werth, der erst gezahlt werden musste, wenn sie frei werden wollten. Dieser war von der Geburt ab bis zum dritten

Monat für männliche Kinder Tic. 6.— für weibliche Tic. 4.— Er erreichte einen Höchstwerth beim Manne zwischen dem 26. — 40. Jahre mit Tic 56.— und bei der Frau vom 21. — 30. Jahre mit Tic. 48.—. Während er im 100. Jahre noch Tic. 4.— für den Mann und Tic. 3.— für die Frau betrug. Dieser Werth muss als der legale Werth betrachtet werden, der als Einheit auch bei einer eventuellen Kompensation als Wergeld in Gerichtsfällen zu Grunde gelegt wird, nur dass, um das hinzuzufügen, dieser Werth sich steigert je nach dem Range, den der Betreffende einnimmt, und dass bei einer Kompensation der höhere Rang für die Bestimmung der Busse zu Grunde gelegt wird. Dieser Rang aber wird wiederum bestimmt, nach dem Ackermaas anfangend mit 5 rai für den Sklaven und Bettler, 25 rai für den gewöhnlichen freien Mann bis zu 10 000 für die höchsten Würdenträger. Es ist selbstredend, dass, so lange ein solcher Gebrauch zu Recht bestand und der Herr über die Arbeit der Familie verfügen konnte, nicht daran zu denken war, dass irgend wer, wenn ihn der Herr nicht emancipirte, die Freiheit erwarb.

Bei einer Reform war daher geboten, von den für die Armuth oder Sünde der Eltern nicht verantwortlichen Kindern auszugehen, und ihnen in absehbarer Zeit den Status als Freie zuzuerkennen, um sie in den Stand zu setzen, »durch freie Arbeit für die Freiheit ihrer Eltern zu sorgen«. — Es wurde somit zunächst bestimmt, dass auf jedes Schuldsklavenpapier das Alter der von den Sklaveneltern geborenen Kinder seit dem Jahre 1868 eingetragen werden sollte, dass ihr legaler Werth für den Herrn nur bis zum 21. Jahre währen sollte, wonach sie in den Stand der Freien übertreten. Dieser legale Werth war bestimmt: vom 1. bis 3. Monat für das männliche Kind mit Tic. 6.—, bis zum 6. Monat mit Tic. 8.—, bis zum 9. mit Tic. 10.—, bis zum 11. mit Tic. 12.—, dann weiter im 1. und 2. Jahre: Tic. 16.—, im 3. und 4.: Tic. 20.—, im 5. und 6.: Tic. 24.—, im 7. und 8.: Tic. 32.— und dann abnehmend im 9., 10., 11.: Tic. 28.—, 12., 13., 14.: Tic. 20.—, 15., 16., 17.: Tic. 12.—, 18., 19., 20.: Tic. 4.—. Der Werth der Frau gestaltet sich ähnlich, nämlich im 1., 2., 3. Monat: Tic. 4.—, im 4., 5., 6.: Tic. 6.—, im 7., 8., 9.: Tic. 8.—, im 10., 11.: Tic. 10.—, dann weiter im 1. und 2. Jahre: Tic. 12.—, im 3., 4.: Tic. 16.—, im 5., 6.: Tic. 20.—, im 7., 8.: Tic. 28.—, im 9., 10., 11.: Tic. 24.—, im 12., 13., 14.: Tic. 23.—, im 15., 16., 17.: Tic. 12.—, im 18., 19., 20.: Tic. 3.—.

Damit war die Verantwortung der Kinder für die Schuld ihrer Eltern bestimmt, so dass also der ursprüngliche, für die Eltern bezahlte Preis wächst, je nachdem Kinder geboren werden, bis zum 21. Jahre, in welchem Jahre die Schuld der Eltern wieder dieselbe ist, wie die ursprünglich kontrahirte. Dazu kommt, dass in Todesfällen der Verlust einzig bei dem Herrn ist, der die Schuld nicht, wie früher möglich, auf die Ueberlebenden vertheilen kann.

Ernst Heger.

Die Zukunft der ethnographischen Museen.

Die Zukunft der ethnographischen Museen.

Von **Franz Heger,**

Leiter der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung am k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien

Die Geschichte unserer ethnographischen Museen reicht nicht weit zurück. Verschiedene Umstände haben die überaus schnelle Entwicklung derselben begünstigt. Die beispiellos rasche Ausbreitung des Verkehres über den ganzen Erdball seit der Verwendung der Dampfkraft, die oft als Hauptgrund angeführt wird, verliert bei näherer Betrachtung sehr viel von ihrer scheinbaren Bedeutung. Schon in den ältesten Zeiten finden wir Völker, deren Thätigkeit weit über die Grenzen ihres Heimathgebietes hinausreichte, und die mit zahlreichen anderen Völkern in Berührung kamen, deren Kulturen von den eigenen oft grundverschieden waren. Aber weder ausgedehnte Handelsbeziehungen, wie dies bei den Phönikern und später bei den Arabern der Fall war, noch weite Kriegszüge und Eroberungen, welche Weltreiche, wie jene Alexander des Grossen, der alten Römer oder Tamerlans schufen, waren geeignet, das tiefere Interesse für die fremden Völker so weit wachzurufen, um die fremdartigen Kulturprodukte derselben zu sammeln und von einem allgemeinen Gesichtspunkte aus zu beurtheilen. Selbst in viel späteren Perioden sucht man vergebens nach einer solchen Thätigkeit. Die Entdeckung des grossen Doppelkontinentes Amerika, des neuen Seeweges nach Indien und Ostasien, die Erschliessung der Südsee durch die Seefahrer des 16. und 17. Jahrhunderts hatten förmliche Völkerwanderungen zur Folge, die bis in unsere Tage hineinreichen und noch lange nicht an ihrem Schlusse angelangt sind. Und doch sind uns aus den alten Kulturstaaten Amerikas nur eine ganz verschwindend geringe Zahl von Objekten erhalten geblieben, welche damals als Kuriositäten gesammelt worden waren. Kaum besser steht es mit den anderen angeführten Gebieten. Erst die Weltfahrten des unsterblichen Seefahrers Cook haben zur Anlegung ethnographischer Sammlungen im grösseren Maassstabe Veranlassung gegeben. Doch auch für dieselben zeigte sich kein nachhaltigeres Interesse, was aus der Thatsache

hervorgeht, dass im Jahre 1806 in London die grosse Sammlung Parkinson's öffentlich versteigert wurde, welche einen grossen Theil der von Cook auf seinen Weltreisen angelegten ethnographischen Sammlungen enthielt, die dadurch in verschiedene Länder zerstreut wurden.

Ganz langsam beginnen sich mit dem Anfange dieses Jahrhunderts diese Verhältnisse zu bessern. Die erhöhte Aufmerksamkeit, welche man den beschreibenden Naturwissenschaften zu schenken begann, welche damals durch die Namen eines Linné, Cuvier, Leopold von Buch und Alexander von Humboldt ebenso glänzende, als einflussreiche Vertreter fanden, hat viel dazu beigetragen, auch dem Menschenreiche eine objektivere Behandlung zu Theil werden zu lassen, als dies bis dahin bei der rein historischen Betrachtungsweise der abendländischen Kulturvölker möglich gewesen war. Namentlich der letztgenannte Forscher hat durch seine umfassenden Gesichtspunkte sehr viel zur Erweiterung der bis dahin sehr einseitigen und beschränkten Anschauungen über die auf niederen Kulturstufen stehenden Völker beigetragen. Durch Karl Ritter sehen wir auch den Versuch unternehmen, die historischen Begebenheiten in einen gewissen Zusammenhang mit den geographischen Verhältnissen zu bringen.

Es bedurfte aber noch eines gewaltigen Anstosses, um zu einer natürlichen Auffassung der Stellung des Menschen in der Natur zu gelangen. Derselbe steht im engen Zusammenhange mit dem gewaltigen Einflusse, den die Lehren Darwin's auf die Naturwissenschaften ausgeübt haben. Diese Frage wurde durch den grossen Briten in einer bis dahin fremden, durchaus neuen Auffassung erörtert und lenkte die Aufmerksamkeit namentlich auf die noch auf niederen Kulturstufen stehenden Völker hin, die man mit dem nicht eben sehr treffenden, aber heute ziemlich allgemein eingebürgerten Namen »Naturvölker« belegte. Es wurde aber bald klar, dass man unter diesem allgemeinen Begriffe Völker von sehr verschiedenen Kulturstufen zusammenfasste. Allen war aber nach den besten Definitionen das Merkmal des Fehlens der Schrift eigen, weshalb sie nicht selbst in der Lage waren, geschichtliche Ereignisse ihres eigenen Daseins zu fixiren. Tradition und Sage vertreten bei ihnen diese Stelle. Unsere Historiker, für die heute noch die schriftlich aufgezeichneten Ueberlieferungen die Hauptquelle bilden, belegten die Naturvölker zuweilen auch mit dem noch unrichtigeren Namen der geschichtslosen Völker. Diese Bezeichnung ist deshalb unrichtig, weil es geschichtslose Völker im strengen Sinne des Wortes überhaupt nicht giebt, ebensowenig, als heute von kulturlosen Völkern gesprochen werden kann. Jedes Volk hat seine Geschichte, wenn uns dieselbe auch nicht aufgezeichnet vorliegt; ist ja doch die Sprache, die geistige und materielle Kultur eines jeden derselben das Resultat gewisser geschichtlicher Vorgänge, die eben in denselben zum Ausdrucke kommen.

Die ethnographischen Museen verdanken nun ihr Entstehen in den meisten Fällen und in erster Linie der erhöhten Aufmerksamkeit, welche man in den

letzten Jahrzehnten dem Leben und den Erzeugnissen der Naturvölker zugewendet hat. Man sammelte von denselben mit grossem Eifer alles, was ihre gesammte Kultur zu illustriren geeignet war. Der Fortschritt der Wissenschaft machte es aber bald klar, dass man bei der künstlichen Grenze der Naturvölker nicht stehen bleiben kann, und so kamen nach und nach die Halbkulturvölker und dann die Kulturvölker — mit Ausnahme jener europäischen Stammes — an die Reihe. Aber auch hierbei konnte man nicht stehen bleiben, und heute sehen wir schon allerorten Ansätze zu ethnographischen Sammlungen der tieferen Volksschichten Europas. Der »Völkergedanke« hat sich auch hierin Bahn gebrochen; die immer mehr um sich greifende Erkenntniss nicht nur von der Einheit des Menschengeschlechtes, sondern auch von der Einheit des Menschengeistes hat alle noch so kunstvoll aufgerichteten Schranken siegreich niedergeworfen. Das grösste Verdienst, für diese Idee von Anfang an mit Wärme und Begeisterung eingetreten zu sein, gebührt in allererster Linie Adolph Bastian. Ist diese Erkenntniss heute nur erst in einem kleinen Kreise Bevorzugter verbreitet, so wird und muss sie in nicht ferner Zeit rasch an Ausbreitung gewinnen und nach und nach Gemeingut aller Menschen werden.

Mit der Einbeziehung der Halbkulturvölker, noch mehr aber der Kulturvölker in die ethnographischen Museen ist denselben eine nicht geringe Sorge erwachsen: die anscheinend so feste und unverrückbare Basis, auf welcher dieselben errichtet wurden, ist dadurch nicht wenig verschoben worden. So lange man es nur mit den Naturvölkern zu thun hatte, war das Princip der Eintheilung und Aufstellung ein ganz einfaches, von selbst gegebenes. In einem ethnographischen Museum musste eine ethnographische Eintheilung Platz greifen, das war klar. Aus diesem zwingenden Grunde kam man zu dem heute ziemlich allgemein üblichen System der Aufstellung nach Völkern und Völkergruppen. Das ist für die heutigen ethnographischen Museen, welche im Grossen und Ganzen doch nur die Kulturen der verschiedenen Völker in ihrer heutigen Ausbildung zur Darstellung bringen sollten, ein natürliches und vorderhand noch ganz brauchbares System. Es entsteht aber die Frage, ob sich dasselbe auch in Zukunft bei weiterer Vertiefung der Studien, welche auch den historischen Verhältnissen gebührende Rechnung tragen, wird aufrecht erhalten lassen. Wir wollen diese Frage hier objektiv in's Auge fassen und etwas weiter ausführen.

Ein modernes ethnographisches Museum, soweit sich dasselbe im Wesentlichen auf die Darstellung der heutigen oder jüngstvergangenen Kulturen der verschiedenen Völker beschränkt, führt uns eben nur eine einzige zeitliche Phase der Kulturentwicklung des ganzen Menschengeschlechtes vor Augen. Es zeigt uns gewissermaassen die Endglieder der einzelnen Reihen, welche in den verschiedenen Kulturphasen der einzelnen Völker ihren Ausdruck finden. Geht man aber zeitlich zurück und versucht, die Kultur des Menschengeschlechtes etwa vor hundert oder vor mehreren Hunderten von Jahren zur Darstellung zu

bringen, so werden sich gegen den heutigen Stand oft nicht unwesentliche Differenzen ergeben. Nicht nur die Kulturen haben sich seit dieser Zeit verändert, sondern auch die Völker. Nun laufen aber diese beiden Entwicklungen durchaus nicht parallel zu einander; die Entwicklung beider hängt zum Theil von ganz verschiedenen und von einander unabhängigen Faktoren ab. Nehmen wir nur ein Beispiel, die Hindu in Indien. Wie gewaltig haben sich im nördlichen Theile Vorder-Indiens die Kulturverhältnisse seit dem Eindringen des Mohamedanismus geändert? Das Volk ist zwar auch nicht dasselbe geblieben; es hat sich während dieser Zeit nach seinen eigenen Gesetzen herausgebildet und entwickelt, nach Gesetzen, die andere sind, als jene der Kulturentwicklungen und Kulturströmungen. Die alte Anschauung, einzelne Völker immer als Träger bestimmter Kulturen darzustellen und diese Kulturen immer mit den Völkern wandern zu lassen, hat vielfach zu falschen Auffassungen der natürlichen Verhältnisse geführt. Die alten Römer haben gewiss in den von ihnen eroberten und durch längere Zeit verwalteten Ländern die dort einheimischen Kulturen allmählich total umgewandelt; man sollte wohl meinen, dass dann die spätere einheimische Kultur ganz römisch war. Und doch tritt uns hier etwas ganz anderes entgegen. Wir finden hier Kulturen, die zwar ihre Beeinflussung durch Rom auf das deutlichste erkennen lassen, die man aber in Italien selbst in diesen Ausbildungen gar nicht findet. Es ist das die sogenannte römische Provinzialkultur (oder richtiger Provinzialkulturen), welche sich eben in den verschiedenen römischen Provinzen unter lokalen Verhältnissen und Beeinflussungen verschieden ausbildete. Was hat ferner die byzantinische Kulturströmung aus den meisten Slaven Russlands gemacht? Wie mächtig äusserte sich der Kultureinfluss der Araber auf die Berberstaaten Nord-Afrikas, auf die Negervölker West-Afrikas und die Fellatah-Staaten des centralen Sudan, endlich auf die einheimischen Staaten der malayischen Inselwelt? Andererseits wieder der malayische Einfluss auf die Papuas des westlichen Neu-Guinea?

Gehen wir nun so stufenweise in der Zeit zurück, so ändert sich dieses Kulturbild immer und immer wieder. Die Völker ändern sich und auch die Kulturen. Wenn man die vor 4000 Jahren in dem heutigen China sitzenden Völker als Chinesen bezeichnet, so mag dies der Historiker oder der Sprachforscher verantworten; der Ethnograph kann dies nicht thun. Und wie oft liest man von der gegenwärtigen Fellahbevölkerung Egyptens, dass dieselbe sich seit den Zeiten, in welchen die altegyptischen Denkmäler errichtet wurden, physisch kaum verändert habe. Heute ist es aber ein anderes Volk, als damals, denn es spricht eine andere Sprache; aber auch die Kultur derselben ist von der früheren total verschieden. Solcher Beispiele könnte man noch gar viele anführen; namentlich Amerika bietet eine reiche Fülle derselben. Unsere Museen müssen aber diesen Verhältnissen Rechnung tragen; sie müssen diese verschiedenen, einander oft kreuzenden und durchdringenden Kulturentwicklungen klar und deutlich zur Anschauung bringen und werden sich dieser Aufgabe mit der

Zeit auch immer intensiver zuzuwenden haben. Es ist das ein ähnliches Verhältniss, wie jenes der Geologie zur Zoologie und Botanik; erstere giebt uns erst den Schlüssel zur Erklarung der Entwicklung der heutigen Thier- und Pflanzenformen. Dort, wo Völkerbewegungen und Völkerverschiebungen stattgefunden haben, ist es schwer, den ethnographischenen Verhältnissen nach der heutigen Auffassung immer strenge Rechnung zu tragen. Kurz, das ethnographische Eintheilungssystem lässt sich bei der nicht mehr zu vermeidenden historischen Behandlungsweise der Kultur nicht mehr langer aufrecht erhalten.

Es fehlt nicht an Versuchen, diese Fragen in der einen oder anderen Art zu lösen. In Kopenhagen hat schon vor Jahren Worsaae, einer der weitblickendsten Forscher, einen Ausweg aus diesem Dilemma darin zu finden versucht, dass er die ethnographischen Sammlungen auf die noch heute lebenden Völker beschränkte, die Kulturzeugen fruherer Epochen dagegen zu einer eigenen Sammlung vereinigte und dieselbe der ethnographischen Sammlung voranstellte. Das ist aber ein künstliches und kein naturliches System, das damals vielleicht ausreichte, heute aber nicht mehr befolgt werden kann.

Ein anderer Zweig der Kulturgeschichte des Menschen, die Prahistorie, hat diesen Verhältnissen schon langst Rechnung getragen. Dieselbe lag in starren Banden, so lange bei Graberfunden immer die Frage nach dem Namen des Volkes der hier Bestatteten in erster Linie maasgebend schien. Erst als die Forschung diese lästigen Fesseln abstreifte und zu den naturlichen Periodeneintheilungen, welche grossen Kulturströmungen entsprechen, kam, dann konnte sich diese Wissenschaft frei entwickeln. Man weist heute z. B. einen bestimmten Fund der Hallstattperiode zu, ohne erst viel darnach zu fragen, ob das betreffende Grab das eines Kelten oder Germanen oder eines anderen Volksangehörigen war. Das ist eine Frage von sekundärer Bedeutung.

Freilich arbeitet die Prähistorie in den meisten Fällen unter weit ungünstigeren Verhältnissen, als die Ethnographie. Sie kennt oft kaum den Namen des Volkes, mit dessen Kulturzeugen sie es zu thun hat. Das ist nur ein scheinbarer Nachtheil, der aber im Grunde zu der heutigen Forschungsmethode gefuhrt hat, welche den naturlichen Verhaltnissen weit besser entspricht. Aber die Ethnographie wird auf ihrem heutigen Standpunkte auch nicht stehen bleiben; sie muss auch, wenn sie die Wurzeln der Entwicklung blosslegen will, historisch vorgehen, und zwar bis dorthin zuruckgreifen, wo ihr schliesslich die Prähistorie die Hand reicht. Mit mehr oder weniger Gluck hat die historische Forschung schon diesen Weg betreten und wird ihn, trotz vielfachen Widerstandes, in Zukunft immer intensiver zu verfolgen haben. Die Ethnographie muss ihr hierin folgen. Das ist nun bei den meisten Naturvölkern freilich kaum möglich, da wir von vielen derselben kaum mehr besitzen als das, was zur Zeit ihrer ersten Begegnung mit den Weissen gesammelt wurde. Aber selbst hier stossen wir mitunter auf ältere Dinge, welche für die betreffenden Gebiete gewissermaassen als prahistorisch gelten können. Auf Neu

Seeland kennt man von verschiedenen Orten die Lagerplätze der sogenannten Moa-Jäger, an welchen roh zugeschlagene Steinwerkzeuge und Thierknochen gefunden wurden, unter anderen auch die Knochen jenes Riesenvogels, der heute dort ausgestorben ist. Auf Ponapé hat man weit vor unsere Zeit zurückgehende Alterthümer gefunden, und die berühmten Kolossalstatuen der einsamen Oster-Insel sind bis heute auch noch nicht annähernd datirt. Im Lande der Niam-Niam stösst man ab und zu auf kleine Beile aus Rotheisenerz, die im Boden gefunden und von der heutigen Bevölkerung, welche deren ehemalige Bedeutung nicht mehr kennt, als Donnerkeile bezeichnet werden, eine Bezeichnung, welche unsere Landleute sonderbarerweise heute noch in manchen Gegenden oft den einzeln im Ackerboden gefundenen prähistorischen Steinwerkzeugen beilegen. Auch sie deuten dort auf eine jedenfalls sehr alte Bevölkerung hin, deren Kultur von jener der heutigen, welche ausgezeichnete Eisenwaffen besitzt, ganz verschieden gewesen sein muss. Die Kultur der Buschmänner Süd-Afrikas haben wir im Laufe des letzten Jahrhunderts aussterben gesehen; sie kann heute für diese Gebiete als prähistorisch bezeichnet werden. Und so wird man in den von Naturvölkern bewohnten Gebieten bei eingehenderer Forschung auch da noch manches finden, was auf die früheren Zeiten schliessen lässt. Immer werden solche Funde hier aber ziemlich spärlich bleiben.

Reicher fliessen die Quellen schon dort, wo wir es mit einer Bevölkerung zu thun haben, die sich zu einer gewissen Kulturhöhe emporgeschwungen hat, was immer auf eine längere Kontinuität geregelter socialer Verhältnisse, die erst einen Fortschritt ermöglicht, schliessen lässt. Wir kennen solche Gebiete in verschiedenen Theilen Afrika's, namentlich im westlichen Sudan, in verschiedenen Theilen Asiens und der malayischen Inselwelt, sowie in Amerika. Dort wird auch für die Vorzeit dieser Gebiete noch manches zu sammeln sein. Für die Kulturvölker Asiens und Amerika's dagegen — von Europa gar nicht zu reden — sind jedoch die Funde aus früherer Zeit von grosser Bedeutung. Die Wichtigkeit der Amerikanistik für die Kulturgeschichte der Menschheit ist wohl heute allen Forschern klar; in derselben Art und Weise muss die alte Kulturgeschichte des so wichtigen asiatischen Kontinentes in Zukunft viel eifriger betrieben werden, als heute. Die alten Kulturgebiete in manchen Theilen Vorderasiens und im Nilthale haben heute schon durch die eminenten Forschungen der Archäologen eine solche Vertiefung erfahren, dass wir über das Leben und die Kultur mancher alter Völker heute viel genauer informirt sind, als über manchen heute noch irgendwo in stiller Abgeschiedenheit lebenden Volksstamm.

Die hier angedeutete Weiterentwicklung unserer Museen durch Vertiefung der Studien und Vermehrung der Sammlungen nach der historischen Seite hin wird für später eine Hauptaufgabe derselben bilden. Heute hört man schon von mancher als berufen geltenden Seite den Ruf, dass bisher genug gesammelt

worden ist und das Gesammelte ein genügendes Material abgebe. Wie kurzsichtig erscheint diese Auffassung bei näherer Erwägung über die Riesenaufgabe, welche für die Zukunft unseren Museen noch übrig bleibt! Die energische Aufnahme der ethnographischen Forschung nach der geschichtlichen Seite hin wird aber das heutige System der ethnographischen Museen über den Haufen werfen; man wird nach und nach von selbst zu einer kulturhistorischen Eintheilung und Aufstellung gelangen, welche die natürliche Entwicklung der Kultur der gesammten Menschheit darstellen wird. Die einzelnen Völker sind nur die zeitweisen Träger einzelner Phasen derselben. Damit fällt aber zugleich die ethnographische Gesammtauffassung und Behandlungsweise, und es tritt die kulturhistorische an deren Stelle. Die einzelnen Blätterzweige und Aeste fügen sich aneinander, so den ganzen Baum darstellend als ein einheitliches Ganzes.

Ich kenne aus eigner Anschauung ein Gebiet, wo es vielleicht möglich sein wird, durch intensive Forschung die Kulturgeschichte von nahezu drei Jahrtausenden zu rekonstruiren. Es ist dies der Kaukasus. Von den ältesten Funden, welche in grösserer Fülle zum ersten Male durch die reichen Gräberfunde von Koban repräsentirt werden, kann man bis fast zum heutigen Tage eine ununterbrochene Reihe von den aufeinander folgenden Kulturstufen aus den Gräbern hervorholen. Bis vor Kurzem begruben die Kaukasier ihre Todten noch so, wie es bei ihren Vorfahren in alten Zeiten üblich war, mit den Waffen und Geräthen als Beigaben, bekleidet und mit Schmuck geziert. Man braucht nur die zahlreichen Fundstellen wissenschaftlich zu exploriren, welche bis in den Anfang dieses Jahrhunderts hineinreichen, und man erhält dann ein möglichst vollständiges Bild der Kulturentwicklung der Bewohner dieses Erdreichs. Auf Völkernamen wird man dabei freilich in vielen Fällen verzichten müssen, namentlich dort, wo die Funde zeitlich weit zurückreichen; das Wesentliche bleibt doch immer das Bild, welches uns die Kulturentwicklung klar vor Augen führt. Die Kultur der heutigen Kaukasier ist das Endglied einer langen Reihe von historischen und kulturgeschichtlichen Vorgängen; sie bleibt unverstanden, wenn man diese letzteren nicht blosszulegen versucht.

Das ist der natürliche Weg, den unsere Forschung in Zukunft nehmen wird. Aus unseren ethnographischen Museen werden allmählich nach Aufsaugung verschiedener anderer Specialsammlungen kulturhistorische Museen werden, zu denen wir ja heute schon überall die Ansätze finden. Keine künstlichen Grenzen werden da einzelne Völker oder Völkergruppen als privilegirte Objekte einzelner bevorzugter Wissenschaftszweige ausschliessen oder an andere Stellen verweisen; eine grosse allumfassende Sammlung wird uns die Kulturentwicklung des ganzen Menschengeschlechts, von den ältesten Zeiten angefangen, vorzuführen haben.

Es entsteht nun die Frage, wie man sich in Zukunft das Eintheilungs- und Aufstellungs-System eines solchen kulturhistorischen Museums zu denken haben

wird. Die Lösung hierfür ist nicht schwer zu finden, denn der Begründer der modernen Ethnologie, Adolph Bastian, hat uns in dem von ihm formulirten Begriffe der »Geographischen Provinzen« den Weg klar vorgezeichnet. Dieselben entsprechen den einzelnen Kulturcentren und den von denselben ausgehenden Beeinflussungsgebieten. Immer aber wird die geographische Lage als die einzig sichere, weil unverrückbare, die Basis für das Eintheilungssystem abgeben. Es wird ein solches am besten dem entsprechen, was man als ein natürliches System bezeichnen kann. Im Grossen und Ganzen haben ja unsere ethnographischen Museen heute schon in vielen Fällen diesem Systeme Rechnung getragen, indem man die geographische Grundlage als Haupteintheilungsprincip gelten lässt. Es muss dies in Zukunft nur noch viel strenger und exakter durchgeführt werden. So werden heute die physisch zu den Melanesiern gehörigen Viti-Insulaner in den ethnographischen Sammlungen ziemlich allgemein zu den Polynesiern gestellt, da ihre Kultur sich vollkommen der polynesischen anschliesst. Die Erzeugnisse der Neger aus den verschiedenen Staaten Amerikas werden heute bei letzteren gelassen und nicht etwa den afrikanischen Negern angefügt, wo man sie gar nicht verstehen würde.

Freilich dürfen dabei die alten Kulturvölker, namentlich jene Egyptens, Vorderasiens und Südeuropas nicht ausgeschlossen werden, da dadurch eine erhebliche Lücke in dem Kulturbilde, welches ja die ganze Menschheit aller Zeiten umfassen soll, entstehen würde. Nur hat dann die Vertretung derselben nicht von dem ganz einseitigen Kunststandpunkte, sondern nach den allgemein geltenden ethnographischen Principien zu erfolgen, nach welchen kein noch so prosaischer und nach unseren Begriffen unkünstlerischer Gegenstand fehlen darf. Die Kunstsammlungen lassen die Völker immer in höherem, idealem Lichte erscheinen; unsere Wissenschaft aber bedarf einer realen Basis, denn sie will nur eines darstellen, nämlich die Wirklichkeit. Die alten sowie die heutigen Kulturvölker Süd- und Ostasiens und Amerikas fallen von selbst in dieses Gebiet; die ethnographischen Museen haben sich von Anfang an gleichsam instinktiv derselben bemächtigt. Dagegen wird man sich bei den Kulturvölkern europäischen Stammes wenigstens für die letzten Jahrhunderte auf die tieferen Volksschichten beschränken müssen, um die Durchführung der Aufgabe zu ermöglichen. Es würde also hier hauptsächlich die Landbevölkerung zur Darstellung zu kommen haben, bei der die primären Ideen, welche den Begriff des »Völkergedankens« ausmachen, noch immer reiner zur Geltung kommen, als bei der Stadtbevölkerung. Ueberall würden in unseren Kulturgebieten die Funde aus prähistorischer Zeit die natürliche Grundlage abgeben, von denen angefangen eine möglichst ununterbrochene Reihe bis zur Gegenwart zu führen wäre.

Nur auf diesem Wege können wir nach und nach zu Sammlungen gelangen, welche eine allgemeine Kulturgeschichte des Menschen in ihrer natürlichen Entwicklung darstellen. Dann ist auch der Boden gegeben, auf dem sich

die heute einander bisweilen noch heftig bekampfenden Methoden, jene des Naturforschers und jene des Historikers, finden und ausgleichen werden. Diese Verschiedenheit der Methoden liegt in der Natur der Dinge; wo die eine derselben nicht mehr ausreicht, muss die andere helfend einspringen und so beide einander in der wünschenswerthesten Weise ergänzen. Dann werden wir allmählich Museen erstehen sehen, in denen ich die Zukunft unserer ethnographischen Museen sehe und die in ihrer Vollendung im kulturhistorischen Museum gipfeln. Dass es dahin kommen wird, darum brauchen wir uns keine Sorge zu machen; es ist das der natürliche Entwicklungsgang, dem sich die Wissenschaft, welche ja nur ein Ziel im Auge hat, nicht entziehen kann. Mir daucht, der Name unseres Altmeisters Bastian wird dereinst als machtiger Markstein an der Grenze dieser wichtigen Entwicklungsphase unserer ethnographischen Museen zu setzen sein.

Ernst Grosse.

Ueber den Ethnologischen Unterricht.

Ueber den Ethnologischen Unterricht.

Von **Ernst Grosse.**

Wenn man einen Mann wie Adolf Bastian feiert, so soll man sich in Dankbarkeit nicht nur dessen erinnern, was er gethan hat, sondern man soll aus demselben Grunde auch dessen gedenken, was er zu thun ubrig gelassen hat. Denn man kann einem grossen Arbeiter nicht besser danken als dadurch, dass man das Werk, dem er sein Leben gewidmet hat, fortfuhrt. Bastian hat die Deutschen gezwungen, die Ethnologie, die ehemalige »Kuriositatenkramerei« als eine Wissenschaft anzuerkennen. Allein wir durfen uns nicht daruber tauschen, dass diese schwer errungene Anerkennung vorlaufig mehr theoretisch als praktisch ist. Man redet jetzt allerdings sehr viel von der hohen Bedeutung der Ethnologie fur die wissenschaftliche und die allgemeine Bildung; aber man thut sehr wenig, um der Ethnologie den Einfluss auf die wissenschaftliche und die allgemeine Bildung zu verschaffen, der ihrer hohen »Bedeutung« entspricht. Alle schonen Worte andern nichts an der Thatsache, dass noch keine einzige deutsche Universitat, geschweige denn eine Schule, unserer Wissenschaft das Burgerrecht gewahrt hat. Wir versuchen uns uber diese hartnackige Zurucksetzung zuweilen durch den Gedanken zu erheben, dass die Universitat wohl der Ethnologie, nicht aber die Ethnologie der Universitat bedurfe. Aber der Trost schmeckt leider nach sauren Trauben. In Wirklichkeit schadigen die deutschen Universitaten nicht nur sich und die übrigen Wissenschaften durch die Aussperrung der Ethnologie, sondern vor allem diese selbst, und zwar in einem solchen Maasse, dass es fur Alle, die es ehrlich mit ihr meinen, die nachste, dringendste Aufgabe sein muss, jenen lähmenden akademischen Bann zu zerbrechen.

Wir sprechen hier selbstverstandlich nicht von der Ethnologie in dem weitesten Sinne, welcher die Kultur sammtlicher Volker umfasst, — denn in diesem Sinne treiben ja selbst die klassischesten Philologen Ethnologie, — sondern es handelt sich um die Wissenschaft von den fremden, und zwar vorzuglich von den niederen Kulturformen, die ausserhalb unseres von den historischen Disciplinen durchforschten westasiatisch-europaischen Gebietes erwachsen sind.

Je weniger wir über den bestehenden ethnologischen Unterricht an den deutschen Lehranstalten sagen, um so besser für die letzten; es liesse sich freilich auch bei dem besten Willen nicht viel darüber sagen. Auf unsern höheren Schulen giebt es bekanntlich eine solche Menge von wichtigeren Dingen zu thun, dass es unverantwortlich wäre, auch nur eine Stunde an Völker zu verschwenden, deren Entwicklung noch nicht einmal zum Auswendiglernen geeignete Zahlen hervorgebracht hat und deren Studium also durchaus keinen Werth für eine humanistische Bildung besitzen kann. Es genügt vollkommen, wenn ein Abiturient weiss, dass die Neger schwarz sind und in Afrika wohnen. Ausserdem darf man in der Regel voraussetzen, dass er sich in seinen jungen Jahren einige speciellere ethnologische Kenntnisse durch das Studium von »Indianerbüchern« erworben hat. Man muss schon ein paar Jahre lang auf einer Universität, die von jungen Leuten aus allen Theilen des Reiches besucht wird, ethnologische Uebungen für Anfänger gehalten haben, um sich einen einigermaassen ausreichenden Begriff von der Vorbildung zu machen, mit welcher die höheren Schulen ihre Zöglinge für unser Fach ausrüsten.

Indessen wir lernen auf der Schule noch manches Andere nicht, und es ist vielleicht sogar gut, dass wir manches nicht auf der Schule lernen. Jedenfalls würde sich die Versäumniss für die Ethnologie auf der Universität einholen lassen, wenn auf der Universität eine Gelegenheit dazu geboten wäre. Aber bis jetzt besteht auf keiner Hochschule des deutschen Reiches eine Professur für Ethnologie, weder eine ordentliche, noch eine ausserordentliche. Allerdings wird sie trotzdem an einigen Orten gelehrt. Es giebt mehrere Professoren der Geographie und der Anthropologie, welche neben ihren Fachkollegien zuweilen eine Vorlesung über Völkerkunde halten. Wir müssen denselben sicher sehr dankbar dafür sein, dass sie sich der armen Verwandten ihrer akademisch versorgten Disciplinen auf solche Weise erbarmen; aber wir müssen nichtsdestoweniger erklären, dass sich die Ethnologie ebenso wenig wie irgend eine andere Wissenschaft nebenbei betreiben lässt, sondern dass auch sie einen ganzen Mann fordert. In der That sind einzelne besonders liberale Fakultäten bereits so weit gegangen, dass sie von Zeit zu Zeit einem Docenten gestatten, sich auf seine eigene Gefahr ganz der Ethnologie zuzuwenden. Da jedoch immer dafür gesorgt werden muss, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen, so giebt man dem Betreffenden eben nur die Erlaubniss, aber nicht auch noch die Mittel für den ethnologischen Unterricht. Dass man einen Mann, der sich muthwillig aus der ordnungsmässigen akademischen Laufbahn entfernt, nicht durch ein Gehalt belohnen kann, versteht sich von selbst, und was seine Sache betrifft, so ist sie eben *seine* Sache, und er muss daher zusehen, wie er mit ihr fertig wird. Die wenigsten Universitäten besitzen auch nur halbwegs brauchbare ethnologische Sammlungen; und die akademischen Bibliotheken haben in den meisten Fällen ganz andere Ansprüche zu befriedigen, als die Wünsche eines Docenten, der kein »ordentliches« Fach vertritt. Der Ethnologe befindet

sich also ungefähr in der Lage eines armen Arbeiters, dem man die Freiheit verliehen hat, eine grosse Fabrik zu gründen.

Auf diese Weise ist gegenwärtig auf den deutschen Universitäten für die Ethnologie gesorgt, für die Wissenschaft, von der man gesagt und geglaubt hat, dass ihre Begründung für die gesammte Kulturforschung eine neue Epoche eröffne. Wenn es diejenigen, welche unsere akademische Geschicke lenken, darauf abgesehen hatten, die Völkerkunde als eine unbequeme und gefährliche Umstürzlerin im Zaume zu halten, so durften sie mit ihrem Erfolge einigermaassen zufrieden sein. Wir brauchen uns des Gestandnisses nicht zu schämen, dass unsere Wissenschaft unter dem akademischen Interdikte schwer gelitten hat. Die Theilnahme an ihren Forschungen hat nicht den Aufschwung genommen, den man vor 30 Jahren so sicher erwartete. Auf dem ungeheuern Gebiete sind heute verhältnissmässig sehr wenige geschulte Arbeiter thätig; und der Zuzug von jungen Kräften scheint, wenigstens in Deutschland, nicht reichlicher, sondern im Gegentheil immer spärlicher zu werden. Diese Vernachlässigung lässt sich kaum aus dem eigenen Wesen der Ethnologie rechtfertigen. Aber ist es unseren Studenten wirklich so sehr zu verargen, dass sie sich nicht gerade zu einem mühseligen und langwierigen Studium drängen, mit dem sie noch nicht einmal auf der Universität, geschweige denn im Leben promoviren können? — Es ist thatsächlich nicht leicht, mit einer ethnologischen Arbeit die Doktorwürde zu erwerben, mit der man doch sonst freigebig genug ist. Denn die meisten Universitäten müssen Dissertationen über ein Thema aus der Völkerkunde schon deshalb zurückweisen, weil sie entweder keinen oder doch keinen als würdig erachteten Vertreter des Faches besitzen, der dieselben beurtheilen könnte. Allerdings wirkt die Erschwerung insofern wohlthätig, als ein Diplom für ethnologische Kenntnisse heutzutage sicher eines der unnützesten Dinge ist, an die man sein Geld und seine Zeit vergeuden kann. Denn die einzigen Aemter, auf welche ein junger Ethnologe in unserem Vaterlande etwa hoffen darf, sind die Museumsposten, die er sich bequem an den Fingern aufzählen kann. Unter solchen Verhältnissen wird das Studium und nicht minder das Dociren der Ethnologie immer mehr zu einem Privilegium einer Minderheit von wohlsituirten Liebhabern; ob dieser Zustand aber auch ein Privilegium für die Ethnologie bildet, ist eine Frage, die wir wohl nicht zu beantworten brauchen. Unsere Wissenschaft ist freilich noch jung, und wir könnten uns deshalb wie andere junge arme Teufel mit der Aussicht auf die bessere Zukunft trösten; — wenn wir uns nur nicht sagen müssten, dass uns auch die freigebigste Zukunft nicht mehr helfen kann, wenn uns die Gegenwart nicht hilft. Die Ethnologie befindet sich in einer ganz besonderen Nothlage; sie kann nicht mehr warten. Die meisten Wissenschaften verfügen für ihre Beobachtungen und Forschungen über eine unbegrenzte Zeit, — Kryptogamen und Protozoen werden nach hundert Jahren in eben solchem Ueberflusse zu finden sein als jetzt; aber der Ethnologie ist nur noch die letzte Stunde geblieben, — ihre kostbarsten, unersetz-

lichen Materialien, die Kulturen der niederen Völker, verschwinden mit erschreckender Schnelligkeit. Fast jeder Tag spült ein neues Stück von den kärglichen Resten der Reichthümer fort, welche unsere Vorfahren unbeachtet untergehen liessen. Wenn das Wenige, was noch gerettet werden kann, geborgen werden soll, so müssen wir nach allen Seiten rasch und energisch zugreifen. Wir brauchen sehr viele und sehr tüchtige Arbeitskräfte, jetzt oder niemals. Und wir haben leider so wenige. — Jeder, der für irgend eine kulturhistorische Untersuchung eine grössere Anzahl von ethnographischen Berichten studiren musste, hat dabei die unangenehme Erfahrung gemacht, dass häufig gerade diejenigen Punkte, welche für den Forscher die wichtigsten sind, von den Berichterstattern mit Stillschweigen oder mit allgemeinen Redensarten übergangen werden. Die Ursache liegt meist nur allzu offen am Tage, — ein völliger Mangel an gründlicher ethnologischer Vorbildung. Dieser Mangel lässt sich keineswegs durch eine »Instruktion« des Reisenden ersetzen; denn so eingehend der Fragebogen, den man ihm mitgiebt, auch ausgearbeitet sein mag, er passt niemals genau auf die sonderartigen wirklichen Verhältnisse. Wenn der ethnologische Sammler und Beobachter das heimbringen soll, um dessen willen man ihn ausschickt, so muss er selbstständig ethnologisch denken können; und diese Fähigkeit verleiht — ausser dem Genie — einzig und allein eine systematische Erziehung. Es ist nicht zu berechnen, wie viel das, was man an dem ethnologischen Unterricht spart, der Wissenschaft kostet. Diejenigen aber, welche das bestehende System stützen oder dulden, mögen auch die Verantwortung dafür tragen, dass der Menschheit die wichtigsten Urkunden ihrer Entwickelung unwiederbringlich verloren gehen.

Was hier auf dem Spiele steht, ist nicht etwa das Sonderinteresse einer kleinen Gruppe von Fachgelehrten, sondern es ist Nichts mehr und Nichts weniger als das Gedeihen sämmtlicher Kultur- und Geistes-Wissenschaften. Welche Bedeutung die Völkerkunde für sie alle besitzt, ist schon so oft und so eindringlich dargelegt worden, dass wir es wahrlich nicht zu wiederholen brauchen. In der That ist der Werth der ethnologischen Schätze so gross und so offenbar, dass trotz des passiven Widerstandes der Universitäten von den verschiedensten Seiten aus Versuche gemacht sind und gemacht werden, um dieselben für die Zwecke der einzelnen Wissenschaften zu verwerthen. Und nirgends, wo man den Schritt gewagt hat, hat man ihn zu bereuen. Die Erweiterung des Forschungskreises über die Grenzen unseres Kulturkreises hat eine Erweiterung und Vertiefung der Erkenntniss zur Folge gehabt, welche alle Erwartungen übertrifft; überall wandeln und lösen sich alte Räthsel in dem neuen Lichte. Und doch wie ganz anders noch, als sie sind, könnten die Erfolge sein! Selbst in besseren Arbeiten dieser Art ist das ethnologische Material zuweilen kritiklos oder unvollständig verwendet; man merkt, dass sich der Verfasser in der Völkerkunde nicht ebenso sicher zu Hause fühlt, wie in seiner Rechts- oder Religions-Wissenschaft. Wir haben sicherlich kein Recht,

ihm daraus einen Vorwurf zu machen; wohl aber hat er das Recht, diejenigen anzuklagen, welche ihm das ethnologische Studium nach Möglichkeit erschwert haben. Allein jener wissenschaftliche Dilettantismus stiftet bei Weitem nicht so viel Unheil, als der unwissenschaftliche Dilettantismus, und dieser hat sich selten mit solcher Dreistigkeit und Plumpheit breit gemacht, als gegenwärtig bei der Verwerthung ethnologischer »Thatsachen« für sociologische oder gar social-politische Schlüsse. Wir sind gerne bereit, zuzugeben, dass der grösste Theil derartiger Produkte, die heute in Menge auf dem Büchermarkte ausgeschrien werden, auch nicht den geringsten wissenschaftlichen Werth besitzt; und wir verbergen uns auch keineswegs, dass gerade diese Früchte vielen und sicher nicht den schlechtesten Leuten den Geschmack an der Ethnologie verdorben haben. Aber ehe man sich in gerechter wissenschaftlicher Entrüstung von jenem Treiben abwendet, möge man sich doch einmal fragen, ob man nicht selbst ein wenig schuld daran ist. Wie wäre es denkbar, dass solches Unkraut so üppig aufwuchern könnte, wenn man den Weizen etwas besser gepflegt hätte! Wie könnten jene Charlatane für ihre Alles erklärenden und Alles heilenden sociologischen Theorien und Phantasien nicht bloss in gebildeten, sondern selbst in wissenschaftlichen Kreisen Absatz finden, wenn diese nicht von den ethnologischen Thatsachen ungefähr ebenso viel wussten, als sie! Man dünkt sich erhaben über die wissenschaftliche Ethnologie und lässt sich dabei von der unwissenschaftlichen am Narrenseile führen. Nicht genug, dass man ruhig zuschaut, wie sich Unberufene aus gefälschten ethnologischen Materialien Waffen schmieden, mit denen sie nicht nur die gesunde Entwicklung der Wissenschaft, sondern noch ganz andere Dinge bedrohen, man sorgt auch noch dafür, dass sie möglichst wenig Widerstand finden.

Wir können diese Zustände nicht unhaltbar nennen; denn sie haben sich leider nur als allzu haltbar erwiesen. Es ist freilich schwer zu begreifen, welchen Interessen unsere Lehranstalten mit der Unterdrückung der Völkerkunde zu dienen glauben. Aber das Wahrscheinlichste ist, dass sie sich diese Frage selber noch nicht vorgelegt haben, und zwar aus dem guten Grunde, weil sie die Bedeutung der Völkerkunde nicht kennen. Man will keinen ethnologischen Unterricht haben, weil man keinen gehabt hat. Das ist der circulus vitiosus, den wir um jeden Preis sprengen müssen, und aus dem man sich mit einigem guten Willen so leicht befreien könnte.

Schon auf der Schule — und wir meinen hier nicht nur die höhere Schule — lässt sich mit sehr wenigem sehr viel erreichen. Eine wöchentliche Lehrstunde in den oberen Klassen, die an den Geschichtsunterricht angeschlossen werden könnte, würde mit Hilfe eines geeigneten Anschauungsmaterials vollkommen genügen, um den Schülern einen klaren Begriff von der geographischen Vertheilung der verschiedenen Völker, sowie von den wesentlichen Zügen ihrer Kultur zu geben. Selbstverständlich sollte sich dieser elementare Unterricht möglichst ferne von allen Theorien an die einfachen Thatsachen halten: er muss

also mehr ethnographisch als eigentlich ethnologisch sein. Im Uebrigen darf man sich, wenn das Interesse einmal geweckt ist, getrost auf den häuslichen Fleiss der Schüler verlassen. Auf diese Weise wäre ein fester Grund gelegt, auf dem man sicher weiter bauen kann.

Der ethnologische Unterricht auf der Universität muss doppelter Art sein: — erstens ein allgemeiner, der sich an die Studirenden aller Fakultäten wendet; — zweitens ein specieller, welcher der Ausbildung von Fach-Ethnologen dient. Beide sind gleich unentbehrlich; aber vorläufig halten wir den ersten für den nothwendigsten. Denn sobald dieser die Erkenntniss von der Bedeutung der Völkerkunde erst verbreitet und gefestet hat, wird die Einrichtung des zweiten fast von selbst erfolgen.

Die Aufgabe des allgemeinen Unterrichts besteht darin, die Studirenden mit den Thatsachen, Zielen und Mitteln der Völkerkunde soweit vertraut zu machen, dass sie im Stande sind, dasjenige ethnologische Material, dessen sie für ihre besonderen Fächer bedürfen, selbstständig zu studiren und in wissenschaftlicher Weise zu benutzen. Zu diesem Zwecke muss zunächst die Völkerbeschreibung eingehender und umfassender ausgeführt werden, als es auf der Schule möglich war; sodann aber sind vor allem die Begriffe, Aufgaben und Methoden der erklärenden und vergleichenden Ethnologie darzulegen, unter beständigem Hinweis auf den unlösbaren Zusammenhang der ethnologischen Probleme mit den Aufgaben der verschiedenen einzelnen Kulturwissenschaften; und endlich ist es zur Erleichterung der späteren selbstständigen Arbeiten nothwendig, einen Ueberblick über die wichtigsten Erscheinungen der ethnologischen Literatur zu geben. Dieses ganze Programm lässt sich im Wesentlichen, nach unserer eigenen Erfahrung, in einer vierstündigen Vorlesung erledigen. Da aber unsere Studenten im Allgemeinen durch ihre besonderen Fächer bereits sehr stark beschäftigt sind, so ist es vielleicht räthlicher, den Kursus auf zwei Semester zu vertheilen, und zwar so, dass in dem ersten zweistündigen Kolleg der ethnographische, in dem zweiten der speciell ethnologische Theil behandelt wird. In jedem Falle aber kann es, wenigstens so lange man eine so dürftige Vorbildung voraussetzen muss, nicht dringend genug empfohlen werden, das Kolleg durch ein regelmässiges Colloquium zu ergänzen, in dem die vorgetragenen Themata durch Frage und Antwort erläutert werden. Allein, um Völkerkunde zu lernen, muss man nicht nur hören, sondern man muss auch sehen. Neben dem ethnologischen Auditorium sollte sich auf jeder Universität ein ethnologisches Museum öffnen, welches eine möglichst kleine, aber möglichst umfassende und übersichtlich geordnete Sammlung enthält. Solche kleine Lehrsammlungen sind durch die grossen Museen keineswegs überflüssig, sondern im Gegentheil erst recht nothwendig gemacht. Ein Rieseninstitut wie das Berliner Völkermuseum mit seinen überwältigenden Reichthümern ist für einen Anfänger ganz und gar nicht brauchbar; die unabsehbare Menge von Schätzen, die in den mächtigen Sälen aufgehäuft ist, verwirrt und ermüdet ihn, anstatt ihn aufzuklären

und anzuregen, und so trägt er am Ende meist nichts Anderes davon als Kopfschmerzen. Die Universitätssammlungen dürfen daher, wenn sie ihrem Berufe genügen sollen, nicht über ein gewisses Maass hinauswachsen: sie sollen sich auf eine Auswahl solcher Gegenstände beschränken, welche die verschiedenen Kulturformen am besten charakterisiren. In dem ethnologischen Museum sollte womöglich auch eine kleine Bibliothek aufgestellt sein, in der die Studirenden die wichtigsten Fach-, Werk- und Zeitschriften finden. — Wir verlangen nicht, dass man das ethnologische Studium auf den Universitäten obligatorisch mache, denn wir sind überzeugt, dass es sich sehr bald selbst unentbehrlich machen wird; wohl aber muss mit allem Nachdrucke gefordert werden, dass die Ethnologie, wenn sie in den Kreis der akademischen Wissenschaften aufgenommen wird, dort nicht etwa als eine »dea minorum gentium«, sondern als eine völlig gleichberechtigte Genossin behandelt werde, dass man sie nicht nur in einem Winkel der Universität dulde, sondern dass man sie auf den »ordentlichen« Lehrstuhl erhebe, der ihr gebührt von Rechts wegen.

Während der allgemeine Unterricht ein unbedingtes Erforderniss für alle Universitäten ist, für die kleinsten ebensowohl als für die grössten, kann die specielle ethnologische Ausbildung einstweilen auf einzelne grössere Universitäten beschränkt werden. Für die nächste Zeit könnten dafür überhaupt nur drei deutsche Universitätsstädte in Frage kommen, nämlich Berlin, Leipzig und München, weil sie allein über so umfangreiche Sammlungen und Bibliotheken verfügen, wie sie für das Fachstudium der Völkerkunde unentbehrlich sind. Wir würden sogar schon sehr zufrieden sein, wenn zunächst nur einmal in Berlin entsprechende Einrichtungen geschaffen würden, und zwar in möglichst innigem Anschlusse an das Völkermuseum, dessen Stab zugleich die vorzüglichsten Lehrkräfte stellen könnte. Ein Programm für den ethnologischen Specialunterricht zu entwerfen, fühlen wir uns nicht berufen. Wir möchten nur die Gelegenheit benutzen, um auf einen Punkt hinzuweisen, der uns besonders wichtig scheint. Es ist eine weit verbreitete Anschauung, dass ein Ethnologe in erster Linie anthropologisch gebildet sein müsse. In der That steht die Ethnologie, die Wissenschaft von der Kultur der Völker, in engem und mannigfaltigem Zusammenhange mit der Anthropologie, der Wissenschaft von der Natur der Rassen; allein noch weit inniger und fruchtbarer sind doch die Beziehungen, welche die ethnologische Kulturwissenschaft mit den historischen Kulturwissenschaften verbinden. Wir glauben deshalb, dass ein ethnologischer Forscher vor allem in diesen letzten unterrichtet werden müsste, dass er sich unbedingt wenigstens eine allgemeine aber klare Kenntniss der drei mächtigsten und höchsten Civilisationen, der europäisch-westasiatischen, der indischen und der chinesischen, erwerben sollte, selbst wenn er deshalb auf eine genauere anthropologische Ausbildung verzichten müsste. Denn im Grunde ist es für seine Wissenschaft doch wohl weniger wichtig, dass er den Schädel, als dass er die Seele der Völker richtig zu messen und zu beurtheilen versteht; und

wir sind eben überzeugt, dass sich sehr Vieles in der Kultur der niederen Völker nur dann richtig auffassen und würdigen lässt, wenn man es in Beziehung zu Phänomenen jener drei grossen Kulturcentren setzt, die ihren Einfluss vielleicht bedeutend weiter ausgedehnt haben, als man heute gewöhnlich annimmt.

Zum Schlusse können wir unserem verehrten Altmeister Adolf Bastian zu seinem siebenzigsten Geburtstage nichts Besseres wünschen, als dass unsere Wünsche für den ethnologischen Unterricht, die sicher auch die seinigen sind, möglichst bald Erfüllung finden mögen, auf dass er sich noch an den Früchten der Saat erfreuen könne, welche er gestreut hat.

P. Ehrenreich.

Ein Beitrag zur Charakteristik der botokudischen Sprache.

Ein Beitrag zur Charakteristik der botokudischen Sprache.

Von **P. Ehrenreich.**

Schon im Anfange dieses Jahrhunderts haben Eschwege und der Prinz Max von Neuwied ziemlich umfangreiche Wörterverzeichnisse dieser Sprache angelegt. Später lieferten Aug. St. Hilaire und Castelnau weitere Vokabularien, bis Martius im zweiten Bande seiner Ethnographie (Glossaria ling. Bras. p. 177—194) alles damals vorhandene Material zusammenstellte. Dazu kamen dann, wenn wir von Tschudi's kurzen Mittheilungen absehen, die wichtigen Aufzeichnungen des Geologen Hartt in seinen »Scientific results of a journey in Brasil«, p. 527—606.

Ich selbst hatte auf meiner Reise am Rio Doce 1884/85 Gelegenheit, die bisher vorhandenen Wörterverzeichnisse zu kontrolliren und zu vervollständigen, konnte auch einiges grammatische Material beibringen, das später von Fr. Müller in den »Grundriss der Sprachwissenschaft«, IV, p. 198—202 zu einer kurzen Charakteristik dieses anscheinend ausserordentlich unentwickelten Idioms benutzt wurde.

Damit war aber natürlich das letzte Wort nicht gesprochen, so lange das eigentlich grundlegende Material noch unveröffentlicht in den Bibliotheken ruhte, nämlich die Aufzeichnungen Guido Marlière's und F. Hartt's im Besitz der Bibliotheca nacional zu Rio de Janeiro.

Guido Th. Marlière[1]), durch Jahre langen Verkehr mit den Botokuden unstreitig der beste Kenner dieses Volkes, veröffentlichte im Jahre 1825 in der Zeitschrift »Abelha de Itacolumi«, fortgesetzt unter dem Titel »Universal« (in Ouro Preto) einen Theil seiner sprachlichen und ethnologischen Beobachtungen. Die Bibliographie des A. do Valle Cabral führt unter No. 102 von ihm auf:

Idiomas ou linguas dos indios. Lingua botocuda. Abelha No. 15 vom 4. Februar 1825,

[1]) Ueber das Leben und Wirken dieses Mannes findet sich Näheres Rev. trim. d. inst. hist. XVIII, 410—417.

ferner unter No. 103

Vocabulario dos tribus de Botocudos, appellidados Krakmun u. s. w., datirt vom 25. Februar desselben Jahres.

Cabral kennt nur ein Exemplar dieser Zeitschrift in Privatbesitz. Dagegen erwähnt er unter No. 269 das der Bibliothek zu Rio gehörige Vocabulario Portuguez-Botocudo, datirt vom 4. Februar 1833. Manuskript von 31 nicht nummerirten Quartblättern. Die Bibliotheca nacional beabsichtigte schon 1880 dieses wichtige Dokument zu veröffentlichen, doch lässt sich zur Zeit nicht absehen, wann dies einmal geschehen wird.

Der handschriftliche Nachlass des 1876 verstorbenen Geologen Hartt ist, soweit er sich nicht in Rio befindet, zum Theil nach Nordamerika gelangt und ist auch dort seine Publikation in Aussicht gestellt, indessen verlautet nichts darüber, inwieweit das linguistische Material darin vertreten ist.

Mit solchen Hoffnungen für die Zukunft ist uns wenig gedient zu einer Zeit, wo die wissenschaftliche Erforschung der brasilischen Urbevölkerung endlich einmal wieder mit frischen Kräften und unter vielversprechenden Erfolgen wieder aufgenommen worden ist.

Da der Wortschatz der Sprache hinreichend bekannt ist, so dürfte es an der Zeit sein, wenigstens das grammatisch verwerthbare Material zu veröffentlichen, damit später Reisende, unter denen sich ja nicht leicht Linguisten befinden dürften, wissen, worauf sie ihr Augenmerk zu richten haben. In nicht allzu langer Zeit wird ja ohnehin dieses merkwürdige Idiom erloschen sein. Die spärlichen Ueberreste der ostbrasilischen Urbevölkerung gehen unaufhaltsam dem Untergang entgegen. Die den Botokuden nächst verwandten Stämme der Koropo, Mašakali, Patašo, Kamakan u. a. sind schon so gut wie verschwunden. Nur jene bieten noch auf einige Zeit Gelegenheit, den grammatischen Bau eines der alterthümlichsten Idiome der weit verbreiteten, recht eigentlich für Brasilien charakteristischen Gēs-Familie kennen zu lernen.

Die Möglichkeit, schon jetzt unsere Kenntniss der botokudischen Grammatik zu erweitern, gewähren uns glücklicher Weise die von Dr. C. Henning, früherem wissenschaftlichen Vorleser des Kaisers Dom Pedro II., besorgten Excerpte und Abschriften. Sein von der königlichen Bibliothek zu Berlin erworbener handschriftlicher Nachlass enthält ausser Notizen aus der »Abelha« eine, wie es scheint, ziemlich vollständige Abschrift des Marlière'schen Vokabulars No. 269[1]), sowie zwei den Hartt'schen Papieren entnommene Sammlungen von Sätzen. Die wichtigste von beiden zählt auf zwei Blatt Folio und einem Blatt Quart 76 Sätze und trägt die Ueberschrift: Langue des Tapuyos ou Botocudos traduit par Fagundos, employé du gouvernement comme interprète; die zweite, etwa 45 kurze Sätze zählend, mit der Ueberschrift: Torneios e phrases ist wahr-

[1]) Es ist die bei Weitem reichhaltigste Wörtersammlung, die bisher bekannt war, besonders wichtig durch die Berücksichtigung der Eigen- und Ortsnamen, sowie die ethnologischen Exkurse.

scheinlich von Hartt selbst aufgezeichnet und bietet zu jener eine erwünschte Ergänzung, trotz ihrer etwas verzwickten Transskription. Aufgenommen aus dem Munde der Wilden selbst, bilden diese Sätze in der That ein unschatzbares Hilfsmittel für die grammatische Wurdigung der Sprache, wie es zur Zeit noch von keinem Stamme des östlichen Brasiliens vorhanden ist, von den Tupi natürlich abgesehen.

Ich gebe zunächst den Henning'schen Originaltext mit der freien, allerdings nicht immer vollständigen oder korrekten portugiesischen Uebersetzung. Es folgt sodann der transskribirte botokudische Text mit der wörtlichen deutschen Uebersetzung. Unleserliche oder neue Worter, deren richtige Transskription nicht zu bestimmen ist, sind in der Schreibart des Originals durch den Druck hervorgehoben. Für das Glossar (II) und die Grammatik (III) war die Bezugnahme auf das Marlière-Vokabular sowie die Hartt'schen Satze unerlasslich.

Marlière's Wörter sind mit Mrl., die von Martius zusammengestellten mit M. und der Seite seines Glossars, die in meiner eigenen Arbeit (Zeitschr. f Ethn. XIX, 1887, p. 1—46, 49—82) angeführten mit E. bezeichnet.

Der Originaltext enthalt zahlreiche portugiesische und französische Beischriften über und zwischen den Wörtern, die nur insoweit in das Glossar mit aufgenommen und in der Uebersetzung berucksichtigt wurden, als sie zutreffend erscheinen. Ob dieselben von Henning herruhren oder sich schon im Hartt'schen Exemplar befinden, ist nicht bekannt. Sie sind im Glossar mit n. B. bezeichnet. Die nicht seltenen Schreibfehler des Originals sind erst in der Umschrift korrigirt.

Meine Transskription schliesst sich unter Berucksichtigung einiger die Aussprache betreffenden Bemerkungen Fagundo's im Allgemeinen der in meiner früheren Arbeit angewendeten an, nur ist bis auf wenige Ausnahmen an Stelle des nasalirten Vokals der Guttural-Nasal ṅ gesetzt, was dem wirklichen Laut besser entspricht. Auch die portugiesischen Nasals tragen diesen Charakter: bem, um lauten nicht bẽ, ũ, sondern beṅ, uṅ. Eine vollkommen scharfe Scheidung ist nicht möglich, namentlich geht iṅ leicht in nasalirtes i über.

I. Die Sätze Fagundo's.

1.	Não quero fazer mal.	*tje kinhing piton kurane nuck.*
2.	Venha ensinar ou mostrar o caminho.	*nim nhinhing pé brão jajihin piãpiñ.*
3.	Tenho muita caça.	*bakan hruck*, (ou) *ourouhun.*
4.	Nos seus matos tem muita caça?	*antchuck am oa bakan huruck?*
5.	Eu indo nos seus matos Vossê não me offende?	*A oe piton nuck unhé?* (ou bien) *ti antchuck am atô antchuck ngóe piton nuck hé?*
	a (?) Vossê não me fazer mal.	
6.	Tenho vontade de ir là aos seus matos e ficar muitos dias com Vossês.	*Kinhic antjuck am atô. Kurane am atô. he tam antjuck ntchim ohà mamberà uruhú unhé.*

7.	O que e que o Señor vai procurar lá?	*Oti hokonim jaha mum hé?*
8.	Eu vou procurar uma pedra bonita, que	*ti tackruck erehé djahá kurane.*
9.	Venho por noticias haver nestes matos, noticias dadas pelos Portuguezes.	*andjucke am oa krahi nhihing pö tackruck eréhé pikic-tan am kan pang oa.*
10.	Vossês nunca vierem pedras bonitas la?	*antchuck oà tackruck eréhé pipe nuck etan?*
11.	Sim.	*há há! pipe tán oa tackruck eréhé aruck.*
12.	Não.	*tje pipe nuck.*
13.	Mas vou assim mesmo e Vossês hão de ajudar me a procurar.	*ti peke oa mum unhé kinhic oa num* (sic!) *antjucke nhinnhing tchō tackruck djàhà pi unhé.*
14.	Vossês juntos commigo se acharmos (as pedras) eu pagarei Vossês bem.	*antchuck nhimhing tcho mūncunt à tackruck éréhé pipé, ti antchuk djokjec éréhe unhé.*
15.	O caminho que vai para sua casa e grande?	*antjuck nhijème oa mbáo pakejū?*
16.	Sim.	*hán, hán.*
17.	Não tem muito não.	*mbrao catan djopic nuck.*
18.	Nos amanhã cedo havermos de sahir.	*nhigarame taoru tempran ampim pim kijame unhé.*
19.	As mulheres e os meninos não accompanhão (ausgelassen: os homens vão).	*antjucke djidjucame keran tcho mun nuck unhé, colah (?) nhaouite mūm unhé.*
20.	Não teremos chuva não?	*minhang pö nuck unhé apin.*
21.	Não sei o sol esta bonito.	*tjé* (hier fast entschiedenes *tjé*) *djaji nuck taoru kitome éréhé.*
22.	O olho do sol esta quente.	*taorū kitome djitchá.*
23.	O sol esta frio.	*taoru nhimtchec* (ou bien) *ampuru.*
24.	Quero tomar seu arco.	*ti at nēme pé kurane.*
25.	Eu não dei a Vossê.	*ti apé up nuck unhé.*
26.	Mais (sic!) tomo sempre.	*ti pèke pé unhé.*
27.	De me a beber cachaça.	*nhinnhing (nhigarame) péu minhaa gerock djonpão.*
28.	Faz me fogo.	*huck tchonpeck akatack pe ling.*
29.	Estou com sede, vai buscar agoa para mim.	*Nhinhuck minhang kit höreni ti jop.*
30.	Atirar fogo.	*tchonpeck jacutuck.*
31.	Vão (sic!) pescar e traz para comer nos.	*'mpock djocjen nu? hó horeni ti nt chinyorane.*

32.	Vão (sic!) caçar, mata qualquer caça e trazem (folgen 8 Thiernamen).	*hocknhoton tchi kuem horeni.*
33.	Sou teu amigo e te protejo.	*kinhinck apràme:* *kinhick a pipe* *nhinnhing n kantchian.*
34.	Onde e o caminho para a serra (de Marão)?	*heukré Marão krack inhuck braum?*
35.	Vossê foi.	*anthi-hi? otinthi-hi.*
36.	Porque e que Vossê não foi?	*hokonim mba oti amunghūn nuck?*
37.	A farinha de mandiocca e boa comida.	*ambijike hohi éréhé.*
38.	Carne de porco me da.	*kureck nhick há kiochjen.*
39.	Não quero mais que Vossês apparecerão aqui ou passão aqui.	*ti antchùcke panning* (sic!) *nuck korane n'tchiang kré.* *ninhing brao cata mum nuck unhét t'nhum.*
40.	Porque hé.	*hokonim breo!*
41.	Porque Vossês são muito ladrão, (deshalb wünsche ich nicht, dass Ihr kommt).	*amtjucke nhinkehe hekran.* *ti antschuke pa mum nuck korane n tchiang.*
42.	Trepa na sapucaia e tira sapucaia.	*ha hoëp no thang ha.*
43.	Vai buscar sapucaia para comer.	*inhi ha hóreni te kinhic nonkute.*
44.	Não tem.	*nhepe-nuck.*
45.	Vai procurar, não se demora.	*ja ha inthi am djokontchong num* (statt *nuck*).
46.	Vamos fazer guerra aos brancos.	*apron bakareck ué krūn knum* (ou) *krutt nūn.*
47.	Là vem muita gente com espingardas.	*kinhic kerentone hruck* *n-tchiop num unhé pung inham inti hrehning cang.*
48.	Nos temos fome.	*nhigarame tchingarame.*
49.	Estamos com barriga cheia.	*nhigarame īnh tú.*
50.	Tenho fome.	*kinhic inh tú.*
51.	Estou com barriga muito vazia.	*kinhic īnh tu jikarame.*
52.	Não demora em dar me.	*nhim nu! nhigarame djockjen.*
53.	Donde vieram?	*heuk kuini anjuke nerim.*
54.	Donde tu vens.	*heuk kuini hote nerim.*
55.	Chegamos } por este caminho.	*nhigarame nerim ungam.*
	Cheguei } por este caminho.	*kinhic ti nerim ungam.*
56.	Quero saber onde Vossês est ais.	*heukéré antchuk intchum petam.*
57.	Vossês vieram passar em minha casa.	*antchuck nhim kijem ató pekte.*
58.	Sim.	*hehe.*

59.	Moramos por tempo no Potumtum.	*nhigarame intchum petam hūa potumtum oà.*
60.	O que e que Vossês vieram fazer.	*antchuck hokonim jaha nerim?*
61.	Viemos para derrubar.	*nhigarame huck tchón múà kurane nerim.*
62.	Se Vossê pagar bem trabalharemos muito.	*hoti nhigarame djokjec erehé nhigareme heuck tchon mão nohome unhé.*
63.	Pagarei bem!	*hehé kinhic antchuk djokjec erehé unhé.*
64.	Venhão receber machados.	*nim krackmāā djipūn.*
65.	Não se demora. Vão (sic!) para derrubar.	*knoknhūm mum achōn māa,*
66.	Come te chamas tu?	*taā djuntchiak?*
67.	Como se chama esta cousa.	*taā tocomenim djuntchiak?*
68.	Como Vossê se chama?	*taā hune tchak.*
69.	Como se chama aquelle.	*taā borung djuntchiak inkan.*
70.	O que foi quem quebrou seu braço.	*hokonim huck nhinum atangh.*
71.	Escorreguei na terra, cahi e quebrei o braço.	*kinhik nak akraan karack kinik inùm atangh.*
72.	O que e que Vossê tem, que estas gemendo.	*hokonim bré oti hài héché.*
73.	Minha cabeça esta doente por isso eu estou gemendo.	*nhim kréné mão mão ati knra(?) te hehé.*
74.	Vossês estão me enganando.	*antchuck nhim pouine.*
75.	Vossês mentem, sua vontade e de me fazer mal.	*antchucke piton kurane pekte.*
76.	Não nos somos mentirosos.	*nhinhing po uine kurane.* *tje nhigarane a pohuine nuck.*

Wörtliche Uebersetzung und **Transskription.**

1.	Nein, ich bin nicht Willens, (dir) Böses zu thun.	*tši kińiń pi - ton kurane nuk* nein ich thun böses wollen nicht.
2.	Komm, lass mich den Weg wissen, zeige mir den Weg.	*nî ńińiń-pe braun žaži-hin piń-a-piń* komm mir das Weg wissen machen (helfen).
3.	Ich habe reichliche Jagdbeute (an Vögeln).	*bakan huruk, bakan uruhū* Vögel viele Vögel in Menge.
4.	Giebt es viel Wild in eurem Lande?	*antšuk am oā bakan huruk?* euer Land in Vögel viel?
5.	Dir werden (wir) nichts zu leide thun. (Wenn) ich in euer Gebiet gehe, werdet ihr mir dort nichts zu Leide thun.	*Aoē pi-ton nuk uńē, ti antšuk* Dir thun böses nicht werden (wir), ich euer *am atō antšuk ngoē pi - ton nuk* Gebiet gehen Ihr mir böses thun nicht *hē.* dort.

6. Ich bin Willens, zu euch in euer Land zu gehen, ja wohl, und viele Tage bei euch zu bleiben.	*Kiṅik antšuk am atō kurane am atô* Ich euer Land gehen will Land gehen *hä tam antšuk* **ntchim** *oā mambera uruhū* ja bleiben euer Häuser in Tage viele *uṅē.* werde.
7. Was willst du (will der Herr) dort suchen?	*oti hokonim džahā muṅ hä?* er was suchen gehen (affirm.?)
8. Ich beabsichtige, dort kostbare Steine zu suchen.	*ti takruk erehä džahā kurane.* ich Steine schöne suchen will.
9. Ich komme, weil Europäer mir erzählten von schönen Steinen, in euerem Lande.	*antšuk am oa krahi niṅiṅ-pe takruk erehä* euer Land in Weisse mir (dat) Steine schöne *pikik-tan am kan paṅ oā.* erzählten Land dieses (?) in.
10. Habt ihr dort niemals schöne Steine gesehen?	*antšuk oā takruk erehä pip nuk-* Ihr dort drinnen Steine schöne gesehen nicht *tan?* habt
11. Ja, ich habe dort schöne Steine gesehen.	*ha-ha pip - tan oā takruk erehä huruk.* ja gesehen habe dort Steine schöne viel.
12. Nein, ich habe nicht gesehen.	*tsi pip nuk.* nein sehe nicht.
13. Aber ich gehe sogleich (wie ich bin) und ihr müsst mir schon Steine suchen helfen.	*ti* **pèke** *oa muṅ unē kiṅik oa muṅ* ich immer hinein gehen werde ich hinein gehe *antšuk ṅiṅiṅ-tšō takruk džaha pi* ihr mir mit Steine suchen helfen *unē.* werdet.
14. Seid ihr mit mir, und wir finden die Steine, so werde ich euch gut bezahlen.	*antšuk niṅiṅ-tso muṅ-un* **à** *takruk erehä* ihr mir mit gehen Steine schöne *pip ti antšuk džokžek erehä uṅē.* sehen ich euch bezahlen gut werde.
15. Ist der Weg nach euerm Hause weit?	*antšuk nižem oa brauṅ pakežu* eure Wohnung nach Weg lang
16. Ja!	*han han.*
17. Der Weg dorthin ist nicht steil (berg auf und ab).	*brauṅ katan džopik nuk.* Weg dahin? steil (bergig) nicht.
18. Wir werden morgen früh unsere Reise antreten müssen.	*nigaram tarū tempran ampiṅ-piṅ ki-* wir morgen machen zu *žam unē.* reisen werden.

19. Euere Weiber werden nicht mit der Gesammtheit Menge (oder mit dem Häuptling) gehen, die Männer insgesammt allein werden gehen.	*antšuk džidžukan keran-tšō muṅ nuk* Eure Weiber Menge mit gehen nicht Häuptling? *uṅē* **colah** *naṅwit muṅ uṅē.* werden Männer? alle zusammen gehen. gesondert
20. Werden wir keinen Regen haben?	*Miṅaṅ - pö nuk uṅē a-piṅ?* Wasser Regen nicht wird sein (machen).
21. Nein, ich weiss nicht, die Sonne scheint gut.	*tši žaži nuk taru kitom erehä.* nein weiss nicht (der) Sonne Auge gut.
22. Das Antlitz der Sonne ist heiss.	*taru kitom džitša.* Sonne Auge heiss.
23. Das Wetter ist kühl.	*taru ṅimtšek* (oder) *ampuru.* Sonne kühl kalt.
24. Ich will deinen Bogen nehmen.	*ti at - nēm pė kurane.* ich deinen Bogen nehmen will.
25. Ich werde dir nicht geben.	*ti a(p)-pē up nuk uṅē.* ich dir geben nicht werde.
26. Ich werde immer(?) nehmen.	*ti* **péke** *pē uṅē.* ich immer nehmen werde.
27. Gieb mir Branntwein zu trinken.	*ṅiṅiṅ - (ṅigaram) - pe u(p) miṅaṅ-krō* mir uns (dat.) gieb Wasser starkes *džonpao* (oder wohl *džōp).* zu trinken.
28. Zünde sein Feuer an; oder: Er zündet sich sein Feuer an.	*huk tšon-pek akatak* **pe ling**. sein Feuer reiben anzünden(?).
29. Hole Wasser für mich, bringe es hierher, damit ich trinke.	*ṅin-huk minan kit hore nī ti džōp.* mir Wasser holen, bringe hierher ich trinke.
30. Feuer reiben, schlagen; oder: Er hat Feuer gerieben.	*tšon-pek žakutuk.* Feuer durch Reiben entzünden.
31. Geht Fische zu fangen, bringt sie uns her zum essen.	*impok džokžen ṅuṅo hore-nī ti - n-* Fische fangen heraus tragen hierher ich bin *tšingorane.* mit Hunger.
32. Geht jagen, erlegt ein Thier und bringt es her.	*hokṅoton tši(n)kuem hore nī* Geht jagen Fleisch erlegtes bringt her. Thier erlegt
33. Ich liebe dich.	*kiṅiṅ a-prām.* ich dich begehre.
Ich sehe dich (gern).	*kiṅik a-pip.* ich dich sehe. *ṅiṅiṅ n-kantšiaṅ.* ich bin zufrieden.

34. Wo ist der Weg nach dem Gebirge Marao?	*hökrē Marão krak ińuk brauń.* wo Marao Gebirg ist sein Weg.
35. Du bist, er ist gegangen (fort).	*anthi-hi, oti-nthi-hi.* du bist fort, er ist fort.
36. Warum ist der Herr den Weg nicht gegangen?	*hokonim brauń oti a-muń-ūn nuk.* was ist es dass Weg er ist gegangen nicht.
37. Maniok-Mehl (Farinha) ist gut.	*ambižike hohi erehä.* Maniok Mehl gut. (farinha)
38. Gieb mir Schweinefleisch.	*kurek ńik hā* **kiochjen.** Schwein Fleisch gieb her gieb mir (lass mich empfangen).
39. Ich will nicht, bin nicht damit einverstanden, dass ihr hier erscheint (hier geht), dass ihr hier auf meinem Wege in Zukunft geht.	*ti antšuk pa muń nuk kurane -n- tšiań* ich Ihr dort? gehen nicht will bin zufrieden *kre ńińiń brauń kata muń nuk* hier meinen Weg auf (entlang?) gehen nicht *uńē -t- ńūm.* künftig zum Ende.
40. Weshalb das?	*hokomin breo.* weshalb ?
41. Weil ihr Erz-Spitzbuben seid. Ich wünsche nicht, dass ihr kommt.	*antšuk ńinkäk he-kran.* Ihr Spitzbuben Haupt. *ti antšuk pa muń nuk kurane* ich euch dort gehen nicht will *tsiań.* bin einverstanden.
42. Steige auf den Sapucaiabaum (Lecythis ollaria) und wirf herab Sapucaiafrüchte.	*ha hop no-tań ha.* Sapucaia besteige brich ab Sapucaia. werfe herab
43. Geh' und hole Sapucaias für mich zu essen.	*inthi ha hore-ni te kinik nonkat.* gehe Sapucaia bringen her damit ich esse.
44. Hier giebt es keine.	*ńep-nuk.* hier (ist) nicht.
45. Geh' zu besorgen und halte dich nicht auf.	*džahā inthi am džokontšoń nuk(?)* besorgen geh Gebiet warten nicht.
46. Lasst uns Krieg führen mit den Weissen.	*apron bakarek uē krut-nūń.* auf, gehen wir! Nom. prop.? Krieg den Europäern.
47. Sinn: Ich sehe dort viele weisse Männer mit Flinten bewaffnet einen Zug unternehmen.	*kińik keränton huruk ntšiopnum uńē* ich weisse Leute viele mit (?) *puń ińam inté* **h'réhningcang** Flinte diese dort kommen. bringen (Expedition, Zug).

48. Wir haben Hunger.	*ńigaram tšingorane.* wir Hunger haben.
49. Wir sind hungrig. (Im portugiesischen Text steht das Gegentheil: Wir sind gesättigt, unser Bauch ist voll. Man vergleiche aber das Folgende:	*ńigaram iń tu.* wir haben, sind mit Hunger.
50. Ich habe Hunger.	*kińik iń tu.* ich habe Hunger.
51. Ich habe grossen Hunger.	*kińik iń tu žikaram.* ich habe Hunger sehr.
52. Zögere nicht uns zu geben.	*ńum nuk ńigaram džokžen.* zögern? nicht uns geben.
53. Woher seid ihr gekommen.	*hokonim antšuk neriń* woher Ihr seid nahe, gekommen.
54. Woher ist er (bist du Herr) gekommen?	*hokonim oti neriń.* woher er ist nahe.
55. Wir sind diesen Weg gekommen. Ich bin diesen Weg gekommen. (eigentlich: wir haben uns genähert.)	*ńigaram neriń uńam* *kińik ti „ „* wir sind gekommen diesen Weg ich bin „ (daher).
56. Ich wünsche zu wissen, wo ihr seid, euch aufhaltet.	*hökrē antšuk intšum petam.* wo ihr verweilt zeitweilig.
57. Ihr kommt bisweilen, mein Haus zu besuchen.	*antšuk ńiń kizēm atō pekte.* ihr mein Haus besuchen kommen bisweilen.
58. Ja, ja.	*hä hä.*
59. Wir halten uns auf für einige Zeit am Potumtum.	*ńigaram intšum petam hūa* wir halten uns auf für einige Zeit dort *potumtum oā.* Potumtum bei.
60. Zu welchem Zweck seid ihr hier?	*antšuk hokonim džahā neriń.* ihr was suchen seid hier.
61. Wir sind hier um sein (des Herrn) Holz zu schlagen (fällen).	*ńigaram huk tšon mań kuran e nerim*
62. Wenn Sie uns gut bezahlen, werden wir Ihr Holz fällen.	*oti ńigaram džokžek erehē ńigaram huk* er uns bezahlen gut wir sein *tšōn mań nohōm uńē.* Holz schlagen beendigen werden.
63. Ja ich will euch gut bezahlen.	*hĕ hĕ, kińik antšuk džokžek erehä uńē.* ja, ich euch bezahlen gut werde.
64. Kommt, Äxte zu empfangen.	*nĩ krakmaań džipūn.* (kommt) hierher Beile empfangen.

65. Unverweilt geht, um Holz zu fällen.	*nuk ńūm muń a-tšōn māń.* nicht verweilt gehen Holz fällen.
66. Wie heisst du?	*taā džuntšiak.* wie heisst (du)?
67. Wie heisst diese Sache?	*taā tokonim džuntšiak.* wie dieses heisst?
68. Wie heisst du? heissen Sie?	*taā* **hune** (?) *tšiak* (wohl ebenfalls *džuntsiak*)?
69. Wie heisst dieser Indianer?	*taā buruń džuntšiak inkan?* wie Botokude heisst dieser da.
70. Wer war es, der seinen Arm brach?	*hokonim huk ńinum a-tań?* wer seinen Arm hat gebrochen?
71. Ich glitt auf dem Boden aus, fiel und brach den Arm.	*kińik nāk akraan karak kińik (ń)inum* ich Erde ausglitt fiel ich den Arm *a-tań.* brach.
72. Aus welchem Grund seufzest du?	*hokonim* **bre** *oti hä-hä-hä.* warum ? er stöhnt.
73. Mein Kopf schmerzt; ich muss stöhnen.	*ńiń krän mauń-mauń ati* **knra** *te* mein Kopf schmerzt schmerzt ich muss stöhnen *hähä.* ich.
74. Ihr belügt mich.	*antsuk ńin-powine.* ihr mich belügt.
75. Ihr lügt. Eure Absicht ist jedenfalls, mir Böses zu thun.	*antsuk piton kurane pekte.* ihr Böses thun wollt immer.
76. Nein ich will nicht belügen, wir belügen dich nicht.	*ńińiń powine kurane tsi, nigaram* ich lügen wollen nein, wir *a(p) powine nuk.* dich belügen nicht.

II. Glossar.

a 1. Verbalpräfix (s. III, § 11) in Formen wie *a-pīń* 2, 20, *a-tšōn-māń* 65, *a-pron* 46, *a-tań* 70, wahrscheinlich auch in *akatak* 28, *akraan* 71, *ampim* 18; 2. entstanden durch Assimilation aus *at-*, pronom. v. 2 *p*, wie *a(p)-pē*, *a(p)-pram*, *a(p)-pīp*, *a(p)-powine* 76; s. III, § 10, 19.

akatak Feuer durch Reiben entzünden, esfregar 28; vgl. *žakutuk* 30 (s. III), *nuketok* E.: ignis suscitabulum.

akraan ausgleiten, escorreguei 71.

am Land, Gebiet, Wohnsitz 4, 5, 6, 9; n. B. Wald, was in diesem Falle mit Land gleichbedeutend ist. Das Wort kommt in keinem botokudischen

Vokabular vor, ist aber aus den verwandten Sprachen zu belegen. Koropo: *hâme*, Kapošo: *aam*, Patašo: *aham* (Martius).

ambižike Maniokwurzel 37; Mrl.: *amo-hi*, farinha cf. *hohi*.

ampiṅ-piṅ haben zu thun etwas, müssen brauchen; *ki-ž ām* reisen 18; cf. *pi*, *piapiṅ*. Mrl.: *nhuk ampem nuk*, não tenho, ich habe nicht.

ampuru kalt 23. E.: *ampuru*. E.: *numpruk*, accendere.

anthi-hi du bist fort (gegangen), Vossê foi. Hartt: *kijem anti-hi-ī*, I (am) going to thy house. M. 189: *anchi*, currere. M. 190: *anti-ji*, evadere. cf. *inhi*, *inthi*, *inte*.

antšuk. Pron. pers. u. poss. 2. p. S. und Pl. du, ihr. *antschuck* 4, 5. *antjuck* 6, 15. *antjucke* 13. *antchuck* 10, 14, 56, 57, 60, 63, 74. *anschucke* 39, 55, 75. *anjuke* 53. *andjucke* 9, 19; s. III, § 4.

a-piṅ wir werden haben, es wird sein, machen 20; cf. *a* und *pi*, *pi-apiṅ* zeigen, wissen machen 2 n. B.

a-pron gehen wir! vamos 46. Mrl.: *a-pre*, andar, gehen; *japran*, veio, er ist gekommen; s. III, § 19.

at- Präfix v. Pron. 2. p. poss. dein 24. *at-nēm* dein Bogen 24. Hartt: *akrēat nem*, *üküre at nem* where is your bow.

Assimilirt M. 187: *akkorune*, quid petis, dein Wunsch. Hartt: *anchim* your house. Vermuthlich auch *apē*, *ap-pē* dir 25. *a(p)-prām* 33, *a(p)-powine* 76.

ati = *ti* ich, Verbalpronomen 1. p. M. 186, 190: *ati*, ego, 192: *ati nujoppe* sibilare, 193: *oti pônne*, vidi.

atō ausgehen, spazieren, passiren, besichtigen; *kižēm ato* das Haus besuchen.

bakan Vogel, kleines jagdbares Gethier überhaupt 3, 4. E.

bakarek. Wahrscheinlich ein Eigenname 46. Im Nachtrag angegeben als Name eines Häuptlings nach einem Farbstoff liefernden Baum.

brauṅ Weg. *brão* 2. *mba* 15. *mbrao* 17. *braum* 34. Mrl.: *braún*. M. 193: *brom*.

brē, breō. Weder belegt noch erklärbar 72, 40.

buruṅ Botokude, Indianer. *borung* n. B. caboclo 69.

colap (*h* written above) Männer 19. Undeutlich geschrieben und in dieser Form nicht belegbar. Vielleicht ist zu lesen *wahā* Männer. E.

džahā suchen, besorgen, procurar. *djaha* 8, 13. *jaha* 7, 45.

džidžukan Weib. *djidjucame* 19. Mrl.: *gitschokáne*.

džipun empfangen, receber 64.

džitša heiss 12. M. 178 *kigitia*.

džokžek bezahlen, geben. *djokjec* 14, 63. *djojec* 62.

džokžen empfangen, erhalten, fangen (Fische). *djocjen* apanhar peixe 31. **kiochjen** gieb mir, me da 38; wahrscheinlich damit identisch im Sinne »liefern«. M. 199 *jokjenes* petere, 189: *üokjenes*, dare: *impok üojick*, piscari.

džokontšoṅ verweilen, sich aufhalten. *džokontchong*, demorar 45. Mrl.: *djocon*, ha muito tempo, schon lange; s. III, 19.

džonpao trinken 27, sonst nur in der Form *džōp* bekannt.

džopik bergig, steil bergauf 17. M. 191: *jupik*, jugum montium.

džuntšiak und *taã* wie heisst? 66, 67, 68, 69. Mrl.: *kiogjunts*, cf. *hune*.

erehä gut, schön, kostbar 8, 9, 10, 11. E.

ha 1. Imperativische Interjektion (wohl eigentlich Adverbium) her! gieb her! 38. M. 186: *mignan hā* da mihi aquam. E.: *āh*.
 2. Sapucaiabaum (Lecythis ollaria) und die Frucht desselben 42, 43.

hà hà 11. *han han* 16. *hè hè* 58, 63. Affirmativum ja. Eigentlich nur unartikulirte scharfe Inspiration. E.

hä-hä(*-hä*) onomatop. Verbum durch Wiederholung verstärkt: seufzen, stöhnen 72, 73.

hä 1. einfaches Affirmativum wie *ha*. *hä-kran* ja ein Haupt (Spitzbube)! 41. Am Ende des Satzes 6, 7.
 2. im Sinne eines Impersonale, s. III, § 18.

hoēp hinaufklettern, trepar 42. E.: *heb*.

hohi Maniokmehl, farinha 37. Mrl.: *amohi*. E.: *ōē*.

hok'noton jagen 32. Hartt: *hokna*. M. 182: *niokna*.

hokonim was? welche Sache? was ist es, dass? warum? 7, 36, 60. *heuk kuini* 53, 54. E.: *kokonim*.

hök wo? von wo? donde? 55.

hökrē wo? *heuk* 34. *heukerē* 56. Hartt: *ükrē*.

hore-nî bringen (hierher), trazer 29, 31, 43. E.: *erēnī*.

hrēningcan n. B. na expedição 47, nicht belegt, wahrscheinlich mit dem vorstehenden identisch.

hūa dort, n. B. là 59. Hartt: *munian wā-ī*, it is raining.

huk Pron. poss. abs. sein, das Seinige 61, 62; s. III, § 6.

hune 68 nicht belegt, *hune tchak* wahrscheinlich Schreibfehler oder missverständlich statt *džuntšiak* wie 66 und 67.

huruk (*hruk*) viel 2, 3, 47. *aruk* 11 ist wohl Schreibfehler.

impok Fisch 31. E.: *impok džokžen* pescar, im Sinne apanhar peixe. M. 192: *ampok üojieck* piscari.

inhi s. *inthi*.

inkan dieser da 69 (wohl gleich *iname*).

inte, *inti* kommen 47, s. *inthi*.

inthi gehe! er geht (*džaha* besorgen) 45. *oti-inthi-hi* er ist gegangen, ist fort 35. *anthi-hi* du bist fort 35. *inhi* 43. *inté* 47. Hartt: *tī-nti tšin yahā* I have been hunting.

intšum verweilen, sich aufhalten, morar 56, 59. Mrl.: *ataup nuntshiume* bleiben, ficar.

iṅ haben, sein, mit etwas existiren 49, 50, 51. *žažahin* 1.

iname (*uname*) dieser dort 47, 55. *inkan* 69. Mrl.

inuk Poss. absol. *huk* in Verbindung mit Pron. praef. 3. p.

kan, *kań* Ortspartikel 9, 47.

n-kantšiań ich bin zufrieden, freundlich 33. Mrl.: *nhin kantshane*, affavel M. 183: *tankacha* contentus, cf. *kurane tšian*.

karak fallen 71. E. 61: *nahrāk* er fiel. M. 191: *arak*.

kata, *katan* Ortspartikel, auf dem Wege, entlang? 17, 39.

keran (*kran*) Haupt, Kopf, Hauptheil, Masse 19. cf. *kran*, *kränē*. E.

keränton Mannschaft (von Portugiesen) 47.

kińik Pron. pers. poss. abs. ich, mein 6, 33, 42, 47, 50, 51, 63, 71. *kińiń* 1. *kińink* 33. cf. *ńińiń*.

kiochjen empfangen 38. cf. *dżokżen*. M. 189: *üockgenes* dare 192. *jokjènes* petere.

kit hole, vai buscar. 29, n. B. apanhar. Hartt: *kìdü*.

kitom Auge, *taru kitom* 22, Auge des Tages (Sonne). E.

ki-žām[1]) reisen, 18, sonst als *žām* E.

kižēm Haus, 57, *ńizem* 15.

knra? 73, wohl, *kurane* zu lesen!

krahī Portugiesen, Europäer, Fremde überhaupt, entsprechend dem *kariwa*, *karaiba* anderer Stamm. E: *karai*.

krak Steinmesser, Gebirge *(serra)*, 34. E.

krakmaań Axt, 64, wahrscheinlich Komposition aus *krak* und *māń* fällen.

kran Haupt, 41, *ńinkehē he-kran* Hauptspitzbube, 41, cf *keran*, *krän*, 73, *krän*=*kran*.

krut-nuń Europäer, 46.

kuēm todt, Todtes, Erlegtes, 32. E.

kurane wollen, beabsichtigen, veranlasst sein, zu ter vontade, estar com vontade, 1, 6, 8 39, *kurane n-tšiań* 39, 41. cf *knra-te* 73, mit dem Präfix *at* (assimilirt) M. 187: *akkorune*, quid petis? Eine Zusammensetzung, damit ist wohl *tšin-gorane*, nach Speise verlangen, hungern,

mambera Tag, n. B. 6. M. 186: *ampehounne*.

māń fällen, *tšon-māń* Holz schlagen, 60, *muã* 61, *múà* 62.

mauń-mauń krank, krank sein, schmerzen, 73. E.

mińań Wasser, 29, m. E.

mińań-pö Regen. *mińań-krö*, *gerok* 27, *krök* E. Branntwein, nach Mrl. abzuleiten von *encro* tödten, giftig(?).

muń gehen, 7, *num* 13, Schreibfehler. *mũcuntà* 14, *a-munghūn* 36.

n, vertritt das Verbum selbst, sein, sein mit, etwas haben cf. *iń*, *in*, *ti-n-tšin-gorane* 31, *n-kantšiań* 33, *kurane n-tšian* 39.

nem Bogen, E. *at-nem* dein Bogen, 24.

neriń (*ī*) Nähe, nahe sein, vorangehen, nahebei, 53, 54, 55. E: *nahrè*.

[1]) Anm. Die Vorsilbe *ki-* wird so auffallend oft abgestossen, dass man versucht ist, ein Präfix darin zu sehen. Wir finden *ki-žam* neben *žām*, *ki-žem* neben *an-chem* dein Haus (Hartt) und *Karahō*: *scheh-me*. M. 178: *kigitia* neben *džitšia*. Ebenso wie *kińik* zu *ńik* analog verhält sich *žipakežū* zu *pakežū* gross.

ngoē cf. *oē*.

nì Ortspartikel, hierher, absolut gebraucht, als imperativischer Ausruf her! 2, 3 Adverbial. *horenî* bring her 43, M. 187: *ni-kouani* veni huc, Hartt: *mau-ni* come here, 189: *tatte-ni* apportare.

nohōm beendigen, fertig machen 62, zu Ende kommen mit, Mrl: *nōm* Ende cabo (eines Seils oder Stange). Letzteres ist wahrscheinlich identisch mit *ńūm* in *uńē-t-ńūm* 39.

nonkut essen, 43. E.

no-thań abbrechen, 42 n. B. jogar para baixo, hinabwerfen wohl irrthumlich.

ntšiań bin zufrieden, cf. *kurane n tšiań* 39, 41.

n-tšiap num nicht erklärbar, 47.

ntchim entweder, *kizēm* Häuser, oder *ntšioń, ntšō* mit (Euch).

nuk nicht, Negation des Verbums, 12. 39, 41, 44, 65. E. nun 45 wohl nuk zu lesen, ebenso in *knock-nhum* 65.

ńańwit alle, alle andern, E. 60, die Männer allein, 19.

nép hier ist, hier sind, 74 E.

ńik Fleisch, 38 E.

ńimtšek kühl, kalt. 23.

ńin- Pronominalpräfix der 1. Person, ich, als Possessivum mein mit Substantiven 57, 74, als reflexives Personale, 74.

ńinkäk Spitzbube, Dieb, 41. E.

ńińiń statt *kińiń*, ich, mir, mich, 2, 9, mit Suffixen *pe*, *tšō* 13, 14.

ńińuk = *ńin-huk* für mich, zu meinem Besitz, 29, 52, s. III, § 6.

ńinum Oberarm, Schulter, 71, 72. M. 183 *ignoun* 185, *mnounne, nounne.*

ńižēm statt *kižēm* Haus, Häuser, 15. Ebenso ist wohl zu lesen in 6 *ntchim* Hartt: *ăn-chem* my house, *ün-chem* yours house, s. III, § 10.

ńūm verweilen, aufhalten, 52, 65, n. B. *demorar.* Nach Mrl. verhandeln, verkehren, Tauschhandel treiben, cf. *uńē-t-ńūm* und *nohōm*

ńuńō Ortsadverb. heraus, hinaus, 31. Mrl. *nhungring*, botar fora hinauswerfen.

oa Ortspartikel in, drinnen, hinein, n. B. aso lugar an dem Orte, 4, 10, 15, 19.

-oē vermuthlich Accusativzeichen, *a oe* dich, *ngoē* mich.

oti Pron. pers. abs. 3. p. er, für die zweite Person im Sinne o Senhor der Herr, 7, 72. hote holi 35, 36, 62.

pa wahrsch. Ortspartikel, *panning* 39 ist jedenfalls Schreibfehler für *pa mung* 40.

pakežū lang, gross, 15, *žipakežū* E. cf. *kižam*, Anmerkung.

pań Demonstrativpronomen, 9. E.

pē nehmen, tomar 24, 26. Mrl.: *ipai* apanhar, M. 193: sumere, aufferre, 187: *tokone pe*, prendas hoc.

-pe Suffix als Dativzeichen beim Pronomen, 25, 27.

pèke immer, n. B. sempre, 13, 26, in jedem Fall, so wie so, *pekte* 57, cf. petam.

pekte = *pèke.*

peling anzünden, 28, nicht belegt und unleserlich.

petām Zeitpartikel n. B. pro tempo, 56, 59.
pi machen, thun, 13, n. B. ajudar, helfen, *pi-a-piñ*, 2, 20, *ampim* 18.
pip sehen, *pipe* 10, 11, 12, 33, E.
powine lügen, belügen, 75, *a-powine* 76. E.: *žapüin*.
prām wollen, begehren, beten, *apram*, 33, E.
pron s. *a-pron* 46.
puñ Flinte 47. E.
taā wie, n. B. como? 66—69.
takruk Stein 8—10, 14. E.
tam bleiben, n. B. ficar 6.
-tan, *etan* Verbalsuffix des Präteritum 9, 10, 11. *pipetan* n. B. ja tenho visto 13.
tañ zerbrechen, verbiegen, *a-tangh* 70, *no-thang* n. B. jogar para baixo abbrechen 42.
taru Himmel, Tag 18. Wetter 23. E.
— *temprān* morgen, morgens.
— *kitom* Auge des Tages, Sonne 21, 22.
te Konjunktion 43, 39, cf. III, § 2, 22.
tempran s. *taru*.
ti subjektives Verbalpron. 1. p. ich — 8, 13, 24, 25, 26, 39, 40, 55, vollständige Form *ati* s. d.
tokonim Pron. dem. dieses, diese Sache, 67. E.
ton böses, schlechtes, 1, 5. E.
tši absolute Negation nein 1, 12, 21, 76. In dieser Form für die botokudische Sprache nicht belegt, wohl aber im verwandten Koropo bei Martius 168: *tschi* nihil. Sonst 184: Kichou.
tšiak s. *džuntšiak* 67.
n-tšiañ cf. *kantšiañ* 39.
tšin Fleisch, Speise, jagdbares Thier 32. E.
tšingorane Hunger 31, 48, wohl aus *tšin kurane* entstanden. E.
tšō, *tšioñ* Postposition zusammen, mit. E.
tšōn Holz. E.
tšōnpek (tšompek) Feuer 28, 30. E.
tū Hunger 49, 50, 51. E.
ūī Krieg 46. Mrl.: *kiyak-ûi-pi*.
uhame, cf. *ihame* 55.
uñē Tempus oder Modalpartikel d. Verbums. Im Sinne d. Futurums 5, 6, 13, 14, 18, 19, 20, 39, anscheinend nicht Futurum in 47. *uñē-t-ñūm* in Zukunft und weiter (zu Ende) n. B. d'agora para diante, cf. *ñūm*.
up gieb' 25, 26. E. *peu* in 27 wahrscheinlich zu trennen in *-pe* (Suffix) und *up*. E.
uruhū viele 3, 6. E.
žaži wissen. *žazihi-n* 2. *žazi-nuk* 21. E.
žikaram stark. Verstärkungspartikel, sehr 51. E.

III. Grammatisches.

§ 1.

Die Redetheile sind im Allgemeinen äusserlich nicht unterschieden, doch kann das Verbum durch die ihm eigenthümlichen Präfixe, sowie seine Stellung im Satze kenntlich gemacht werden.

Das **Substantivum** entbehrt völlig einer Genus- und Numerusbezeichnung. Letztere wird nöthigenfalls stofflich umschrieben durch Beifügung der Ausdrücke für viel *huruk 2* und *uruhū.* Von den Casus werden Nominativ und Accusativ durch ihre Stellung im Satz genügend gekennzeichnet. Der Nominativ geht als Subjekt voran, der Accusativ steht vor dem Verbum, von dem er abhängt:

ti takruk džahä ich Steine suche. 8.

krahī ńiniń-pe takruk pikik-tan die Weissen erzählten mir von Steinen.

tšōn mań Holz fällen, *ńinum a-tań* den Arm brechen.

§ 2.

Der Genitiv wird attributiv dem regierenden Nomen vorgesetzt. Das Bestimmende geht dem zu bestimmenden voraus.

kurek ńik des Schweines Fleisch.

Die Sprache besitzt aber einen besonderen Ausdruck für den Genitiv, den bereits Göttling an dem Material des Prinzen zu Wied feststellte (Reise i. Br., II, 370). Das regierende Nomen steht voran und wird mit dem abhängigen durch die Partikel *te* verbunden. Göttling stellt als Beispiele zusammen:

taru-te-tù Zeit des Hungers.

taru-te-cuhu Zeit des Windes.

taru-te-mung Zeit des Sonnenuntergangs.

Mrl.: *krahy te wine* der Weisse (Europäer der Lüge. Name eines Flusses) *taru te meruk* spät (fora d'ora).

Marlière führt ausserdem noch eine Reihe von Wörtern mit der Vorsilbe *te-* auf, die sich jedoch der Beurtheilung entziehen, da kein regierendes Nomen angegeben wird, z. B.

tempu fedor M. 192: *ampu* putere.

te hy esta em pé.

n'amonick te hó preguiçoso.

te coaima apagar.

Da die meisten dieser Wörter Verbalbegriffe darstellen, so ist wohl in allen diesen Fällen der abhängige Genitiv als ein Participium oder Gerundium aufzufassen. Die Partikel *te* ist eigentlich Konjunktion, s. §. Die lokalen Casus werden durch Postpositionen oder Adverbien bezeichnet: *ntso* mit, *ou* in hinein, *katan* auf hin, *nerin̈* nahe bei.

§ 3.

Beim **Adjectivum** wird das prädikative Verhältniss vom attributiven nicht unterschieden; *takruk erehä* heisst sowohl »die schönen Steine«, wie »die Steine

sind schön«, stets folgt das Adjectivum dem Substantivum. Adverbien der Art und Weise werden wie Adjektive behandelt, *dżokžek erehä* gut bezahlen. Steigerung geschieht ausser durch Wiederholung durch starke Verlängerung der betonten letzten Silbe, *pakizū ū ū* sehr gross, oder durch Beifügung von Ausdrücken wie *žikaram* sehr.

Pronomen.

§ 4.

Personalia und Possessiva gehen, wie auch sonst in südamerikanischen Sprachen, in einander über. Sie erscheinen in zwei Formen, einer vollständigen absoluten, sowie in einer verkürzten als Präfixe. Die vollständigen Formen lauten:

1. p. S. *kiṅik, ṅiṅik, ṅiṅiṅ* ich.
1. p. Pl. *ṅigaram,* wir.
2. p. S. u. Pl. *antšuk* du, ihr.
3. p. Sgl. *oti* er.

Bezüglich der Pronomina der 2. und 3. p. zeigen sich in fast allen Vokabularien Unklarheiten. Entweder wird *oti* ebenfalls für die 2. p. gesetzt oder, wie bei Marlière, *oti* und *antšuk* geradezu vertauscht. Es erklärt sich dies einfach aus der der portugiesischen Sprache ganz besonders anhaftenden Unsitte, die Pronomina der 2. und 3. p. aus Höflichkeitsrücksichten zu umschreiben. So erhält *oti*, z. B. im Sinne Senhor, der Herr, die Bedeutung Du, während *antšuk* als 3. p. unserm Sie entsprechen würde. Man vergleiche die Sätze 35, 36, 53, 62 mit 7, 72, z. B. *kiṅik antšuk ām atō* Ich gehe in euer Land.

Die verkürzten Formen sind Possessivpräfixe:

1. p. Sg. *ṅin, ṅin-* Endconsonant assimilirt je nach dem folgenden Konsonanten.
ṅin-kižēm mein Haus
ṅiṅ-krän mein Kopf.

Hartt: *niṅ shapit* my hat
nit nēm my bow.

Marl.: *nhin pondjeck* face
nhima labio
nhim manhak miolho.

2. p. Sg. u. Pl. *at* auf, assimilirt *ak, ap.*
at nēm dein Bogen.

Mrl.: *antšak* dein Bruder von *kižak* Bruder.

M. 187: *akkorune* dein Wunsch.

Für die dritte Person ist in unseren Sätzen kein Beispiel nachweisbar, sie wird in der Regel durch das absolute Possessivum *huk* umschrieben. Dagegen findet sich in den verschiedenen Vokabularien das Präfix *in-* für Körpertheile und Verwandtschaftsbezeichnungen.

Marlière erwähnt ausdrücklich:

ikjak sein Bruder

intshok seine Zunge, von *kijak*
impondjeck sein Gesicht
imming sein Oberarm.

§ 5.

Diese Pronomina besitzen Casussuffixe. Sicher nachweisbar ist *-pe* für den Dativ, vielleicht mit *pē* nehmen identisch *ṅiṅiṅ-pe, ṅigaram-pe* mir, uns 9, 27.

Wir finden dasselbe Suffix in Verbindung mit dem verkürzten Pronomen:
ti a(p)-pē up nuk ich gebe dir nicht 25,
doch könnte möglicherweise hier *pe* als verbal und *a*, *ap* als davon abhängiges Pron. pers. aufzufassen sein.

Satz 5 enthält die ebenfalls noch unsicheren Casusformen *a-oē* dir, dich, *ng-oė* mir, mich, für die keine anderen Belege vorhanden sind, als die Beischriften a Vossê und eu im Original (Henning's Manuskript).

§ 6.

Ein besonderes Possessivpronomen bildet *huk* mit seinen Verbindungen. Alleinstehend vertritt es die dritte Person:
huk tšon-pek sein Feuer
huk ṅinum a-taṅ er brach seinen Arm
huk dẑidẑukan seine Mutter.

Indem nun dieses *huk* mit den Pronominalsuffixen verbunden wird, erhält man die Formen:
ṅiṅuk das meinige, für mich bestimmte 29, zusammengezogen *ṅuk*.
Mrl.: *nhuck carapok* mein Beil
iṅuk sein, das seinige
iṅuk braun sein Weg, der zu ihm führende 34.

Wenn nun Marlière die Form *nhuck* auch für die dritte Person anführt: *José nhuck carapok*, José's Beil, so hat er offenbar die lautlich so ähnlichen Formen *ṅiṅuk*, *ṅuk* und *iṅuk* mit einander konfundirt.

Für die zweite Person finde ich kein Beispiel, doch könnte *antšuk* selbst eine Komposition mit *huk* sein.

§ 7.

Demonstrativa sind:
tokonim dieser, dieses.

Das von mir erwähnte *kum* findet sich in den vorliegenden Sätzen nicht, dagegen *paṅ* in Satz 9.

iṅam, uṅam 47, 55 können auch Ortsadverbien sein. Marl.: *ingame* là dort. *inkan* 69 ist entweder damit identisch oder ein Schreibfehler statt *inkan, ikan* Vater.

Interrogativa:
hokonim wer, was, warum?
taṅ wie?
hökrē wo?

Verbalnomen und Verbum.

§ 8.

Als Verbalnomen ist das Verbum lautlich nicht vom Nomen geschieden und kann mit denselben Personal- und Possessivelementen verbunden worden wie dieses:

Kiñik antšuk džokžek uñē ich will euch bezahlen.

Kiñik nonkut ich esse.

'ñik žam ich reise, E. mein Reisen.

ñit jōp ich trinke, mein Trinken.

Für die Verbindung des Verbalnomens mit echten Possessivpräfixen findet sich in unseren Sätzen kein Beispiel. Die Vokabulare weisen solche auf.

Mrl. *nhin pijame* ich urinire, *nhin pekáke* ich lade ein, *nhin rim* ich schiesse mit dem Pfeil.

M. *hokonim akkorune* was wünschest du?

Mrl. *ingute* er isst, sein Essen.
inkuken es juckt, *inkuk* descarregar o ventre.
intik pedit, *i-pai er nimmt.*

§ 9.

Wir finden jedoch diese primitive Konstruktion mit Nominalpräfixen nur da, wo das Verbum ohne Objekt allein steht, wo also ein Bedürfniss nach Unterscheidung vom Nomen nicht vorhanden ist. Steht dagegen das Verbum im vollständigen Satze als Prädikat mit dem davon abhängigen Objekt und seinen Attributen, so tritt in der Sprache schon deutlich das Bestreben hervor, dasselbe auch formal als Verbum zu charakterisiren.

Es geschieht dies durch die Stellung im Satz. Das Subjekt steht voran, das Verbum am Ende, dazwischen Objekt und seine Attribute, z. B:

Krahi ñiñiñ-pe takruk pikik tan die Weissen erzählten mir von schönen Steinen.

Die wie in vielen unserer Sätze das Subjekt voranstehenden vollen Pronomina *kiñik* u. a. erhalten dadurch rein personalen Sinn

kiñik antšuk am ato, ich gehe in ein Haus.

Ferner besitzt das Verbum ein nur ihm zukommendes Pronomen personale der ersten Person, nämlich *ti* (M: *ati*) ebenfalls als Subjekt den Satz eröffnend

ti antšuk âm ato ich gehe in einen Wald.

ti takruk džahā kurane ich Steine suchen will.

ti at-nēm pē kurane ich deinen Bogen nehmen will.

Der einfachen Verbalform *ti džop*, 29, entsprechen bei Marlière *tingute* ich esse, *te pip* ich sehe, *tijume* ich schwimme.

§ 10.

Am deutlichsten tritt die Auffassung des Verbums in der objektiven Konjugation hervor. Hier wird nämlich das Verbum mit den Pronominalpräfixen

verbunden, die aber dann nicht possessive, sondern objektive (reflexive) Bedeutung haben, z. B:

ńin kižem mein Haus, aber
antšuk ńin powine ihr belügt mich.

Als analoge Formen für die zweite Person sind, wie ich glaube anzusprechen:

kińik ap-prām ich liebe (will) dich.
kińik ap-pip ich sehe dich.
ńgaram ap-powine nuk wir belügen dich nicht.[1])

§ 11.

Aus einem Vergleich der in den verschiedenen Vokabularien vorkommenden Verben ergiebt sich das Vorhandensein verschiedener formaler Prafixe, deren eigentliche Bedeutung noch nicht völlig aufgeklart ist. Fur drei derselben *a*, *nu*- und *ža* (ja) sind wenigstens Anhaltspunkte vorhanden; *a*, *an*, *am* macht aus dem Substantivum oder unbestimmten Verbalnomen ein Verbum. Es scheint die Thätigkeit auszudrücken.

Aus *puń* Flinte entsteht	*a-puń* schiessen E.
tšin Speise Wildpret,	*a-tšin* Essen
M. 190: *pmeran* hart,	*a-pmeran* pressen.
Mrl. *kuhu* Wind,	*a-kuhu* blasen
Mrl. *pijame* Urin, M. 191:	*ampiang* mingere.

Das Objekt kann zwischen Prafix und Verbum treten und gewissermaassen in dasselbe inkorporirt werden, z. B. *muń a-tšon-mań*, geht Holz zu fällen 65.

Einige Beispiele sprechen für modale oder temporale Bedeutung des *a*-. Von *thań* biegen, brechen, findet sich *ńinum a-tań* er brach den Arm, Mrl: *poatang* das Bein ist gebrochen, *ikjack ampenk*, fratricida d. h. der Bruder ist getödtet, tödten, *oti a-muńun* er ist gegangen. 36.

§ 12.

Für das Präfix *nu*- ist das wichtigste Beispiel
akatak Feuer durch Reiben entzünden.
nuketok M. E: ignis suscitabulum, also (Apparat) um zu entzunden. Ebenso *ampruk* und *numpruk*.

Von *tań* brechen, haben wir
ha hoěp no-tań hā steige auf den Baum, um Früchte abzubrechen, 42.
Ferner *hā horenî te kińik nonkut* bring Früchte damit ich esse.

Hiernach hätte dieses Präfix finale Bedeutung des Zweckes, zu dem die Handlung geschieht.

[1]) Es könnte die Frage sein, ob in diesen Beispielen das *a*- nicht mit dem Signum verbi (§ 11) identisch ist. Die Uebersetzung lautet indessen ausdrücklich ich sehe dich, liebe dich, und es ist a priori unwahrscheinlich, dass ein Wilder solche Ausdrücke ohne die Person nennt, auf die sie sich beziehen. Ueber das Präfix *a*- als Personale 2p. beim Imperativ s. § 19.

§ 13.

Das Präfix *ža* findet sich in unseren Sätzen nur in der Verbindung *žakatak*, *žakutuk* 30, von *akatak*. *powīne* lügen, täuschen, wird von mir notirt *žapüin*. Bei Marlière erscheint letzteres in der Form *japatawina*, enganador: Betrüger. Ferner übersetzt derselbe ausdrücklich *japran veio* er ist gekommen. Es wird also durch *ža* die vollendete Handlung, das Perfectum ausgedrückt.

§ 14.

Das Vorhandensein eines Präfixes *k*, *ku-* zeigen Wörter wie Mrl. *ku-ring*, lavar waschen (M. 193: *nak-ari* verrere) *ku-areúte*, pentear, kämmen, *nu-reúte*) *ku-ēm* sterben (*uamm* Aas), *karak*, precipitar se M. 191: *arak* stürzen).

§ 15.

Zwei Tempora werden durch besondere Suffixe oder Adverbien ausgedrückt.

Eine Art Aorist durch das Suffix *-tan*, *etan* 10, 11.

Ein Futurum durch das dem Verbum nachfolgende, in der Regel möglichst weit ans Ende des Satzes, auch hinter die Negation gerückte *uṅē*. Die Futurbedeutung dieses Adverbs ist überall klar, ausser in Satz 47. Besonders deutlich erscheint sie in der Verbindung *uṅē-t-ṅum* d'agora em diante, von jetzt ab bis zu Ende, in Zukunft.

§ 16.

Die Endung *ūṅ* in *oti a-muṅ-ūn* 36 und *antšuk muṅ-ūn (à)* 14 ist wahrscheinlich kein Verbalsuffix, sondern die in dieser Sprache überhaupt häufige Verlängerung der Stamm- oder letzten Silbe des Worts in emphatischer Rede.

§ 17.

Das Verbum substantivum sein, sein, mit etwas, haben wird vertreten durch die Partikel *-n*, *in*, *iṅ* Marlière führt ausdrücklich auf: *hote-in* tu estas, *oti-n* vos estais, *antshuk-n* elles estão, d. h. also (berichtigt) er ist, du bist, ihr seid. Dem entspricht *n-kantšian*, ich bin zufrieden, *kiṅik iṅ-tu*, ich habe Hunger, *ti-n-tšingorane*, ich habe Hunger. Ebenso bei Hartt *taurū kriṅ-ī-in*, a thunderstorm is growling, und ganz wie ein Verbum gebraucht in:

tì-ṅin-capitanen -nuk hiün,
ich meinen Hut nicht habe,
I have lost my hat.

Mrl.: *inch make*, M.: 180 *gni mak* Feder, d. h. er (der Vogel) hat Federn.

Mit dem Verbum verbunden giebt *in-*, *n-* demselben die Bedeutung eines Partic. Prf. Pass. E: *ntsek* gefüllt, *ntaṅ* gekrümmt, *kidžin n-taṅ* die gekrümmte Nase, M. 186: *krak entang*, falx. 192 *kruknin-intä* das neugeborene Kind.

Als Ausdruck für haben erwähnt Marlière noch *kuang*, *kwang*, z. B.:

oti kone kúang, avez vous?
nhuk wang, tenho
nhin tú kuang, tenho fome, ich habe Hunger.

Dies Wort wird also ganz wie ein Nomen behandelt.

§ 18.

Die Partikel oder das Präfix *hä* beim Verbum oder Adjectivum im Sinne eines Impersonale oder Affirmativum hat schon Göttling besprochen.

Bei Hartt finden sich die Beispiele:

hä-mot, it cooks
hä-ingerung, it hurts
ä rehä, it is good *(erehä)*
hä rang, he blushes
he-kjüm-m'rong, he swimms well
he-mung, he is gone away
hä puck, he weeps.

Als Copula erscheint es in dem Satze

karak-e-meräp gicaram, the knife is very sharp.

In ganz eigenartiger Verbindung mit dem Substantivum findet es sich in 41:

antšuk ńinkek hä-kran, ihr seid Spitzbuben, ja Haupt (also Erzschelme).

Vergl. im Uebrigen § 21.

§ 19.

Im Sinne eines Imperativs werden Ortsadverbien mit Partikeln interjektionaler Natur häufig verwendet. *niń* kommt (*ni* hier her!), *kit* hole, *ha* gieb.

Imperativische Formen auf *-on, oń* sind:

46. *a-pr-on* von *pre* gehen, laufen, auf! geht!
45. *dżokontšon* von *dżokon* lange Zeit wartet, haltet euch auf!

Auffallend häufig finden sich Verba im Imperativ mit dem Präfix *a-*, *a-muń*, *a-pron*, *a-pin* gehet, laufet, machet; ganz wie in dem entfernter verwandten Kayapo (Z. f. Ethn., XXVI, p. 132). Das Pronomen der 2. Person lautet in dieser Sprache *ga*. Nun finden wir bei Martius im Vokabular der Koropo *gá-mu,* abi *ga-hoy-pá* cito *gá-nam* veni huc. Wie das Pronomen der 2. Person im Koropo eigentlich lautet, ist leider nicht sicher. Immerhin ist die Möglichkeit hervorzuheben, dass in dem imperativischen *a-* der Botokuden wie der Kayapo das Pronominalpräfix der zweiten Person steckt, das sich in dieser Form im Kayapo nur bei gewissen Verwandtschaftsnamen erhalten hat, denn hier heisst z. B. *a-bām* dein Vater, *a-nà* deine Mutter.

§ 20.

Adverbia des Orts werden wie Verba behandelt. *neriń* nahe, *ńigaram neriń* wir sind hier, in der Nähe, *nep* hier ist. *braun katan dżopik* der Weg dahin führt bergauf und ab. *ntšo* mit zusammen, entspricht dem *intšum* verweilen, zusammenbleiben.

Die Zeitadverbien *peke* immer, *pekte* bisweilen, *petam* zeitweilig, sind nicht sicher von einander abzugrenzen.

Postpositionen wie *oa* (*hua*) in, *ntšo* mit, *kan*, sind eigentlich Adverbien; ebenso wohl die Temporalsuffixe des Verbums *-tan, uhē*.

§ 21.

Von den Ausdrücken für die **Negation** sind *nuk* nicht, *amnuk* nicht haben, nicht vorhanden sein, *ampīp* nichts, bereits bekannt. Sie stehen hinter dem Verbum, aber vor den Temporalaffixen (oder Partikeln) desselben. Die absolute Negation nein *tši (tje)* wird sonst in keinem botokudischen Vokabular erwähnt, findet sich aber in dem verwandten Koropo als *tschi*, nihil (M. 168). Ob der Ausdruck *kichou* (M. 189) damit identisch ist, bleibt immerhin fraglich.

Die Affirmativ-Partikel *hä*, § 18, kann, auf den ganzen Satz bezüglich, an das Ende desselben treten wie in 7. oder wie in 6. intercalarisch stehen.

§ 22.

Von **Konjunktionen** ist nur eine nachweisbar, die beim Nomen erwähnte Partikel *te*. ein finales Verhältniss ausdrückend, sodass, damit, um zu.

hā horenî-te-kiṅik nonkut bring' Früchte, damit ich esse. 43.

Hartt: *mūnyan-kidü tü (te) nitjopü* give me some water to drink.

Das Verhältniss beider Sätze zu einander ist in diesen Beispielen dasselbe, wie in den Verbindungen *taru te muṅ*, *taru te kuhu*. Der abhängige Satz erscheint als Attribut des Hauptsatzes als Genitivus Gerundii. Im Uebrigen geschieht die Satzverbindung durch Koordination unter Beobachtung eines gewissen Parallelismus der Glieder, z. B. in den Sätzen 13, 62, 73.

* * *

Schon aus diesem verhältnissmässig kleinen Material an Sätzen ergiebt sich, dass diese Sprache bei weitem nicht so unentwickelt ist, als es bisher den Anschein hatte. Insbesondere hat sie das Verbum schärfer aufgefasst als manche andere, scheinbar höher stehende Sprache südamerikanischer Aboriginer.

Ueber ihre Stellung innerhalb der Familie der Gēs-Idiome wird sich erst Genaueres sagen lassen, wenn wir von den übrigen mehr grammatisches Material besitzen. Von den primitiven Gēs-Dialekten der Ostküste scheinen nur noch über das Kamē (Kaingang) von S. Paulo und Parana im Augenblick verwerthbare Angaben vorhanden zu sein. Ob die wilden Šokleng von St. Catharina noch solche liefern werden, bleibt abzuwarten. Von den sonstigen Gēs-Völkern des Litorals ist schwerlich noch etwas zu erlangen, desto mehr von den grossen, unabhängigen Stämmen des Innern, den Akuä und Kayapo nebst ihren Verwandten, deren Studium vielleicht die wichtigste Aufgabe darstellt, die in Brasilien wenigstens der ethnographisch-linguistischen Forschung gestellt ist.

Druck von Otto Elsner, Berlin S.